Erlebnisse

von

F. W. Gubitz.

Nach Erinnerungen und Aufzeichnungen.

Erster Band.

Berlin.
In der Vereins-Buchhandlung.
1868.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Seit Jahren schon wurde mir nicht nur im Familienkreise, nicht nur von Freunden und Bekannten, sondern auch in Zeitschriften gesagt: ich solle meine Erlebnisse der Lesewelt mittheilen. Fast immer hörte und las ich dies schweigend, innen aber sagte ich mir: ja, wäre das in erster Hälfte meiner Vergangenheit mir glaubhaft oder auch nur muthmaßlich gewesen, dann könnte mir die Aufgabe durch mehr schriftliche Hülfsmittel sehr erleichtert seyn; jetzt hätt' ich zu wünschen, das Sprüchwort: „wer Anfang macht, hat halb vollbracht", beweise sich diesmal als gründlich wahr. — Mir wollte es nicht so scheinen, wenn ich jenem Anmahnen zu folgen mir vornahm; denn frühzeitig in mich hineinlebend, ohne sonderliche Aufsicht und Leitung stillem Betrachten überlassen, scheint's mir, ich hätte vom Kindeswesen und seinem Glück weithin mehr geträumt als erfahren. So unklar hinsichtlich meines Einschreitens in das Wirkliche des Lebens, finde ich mich bald in seltsamer Abtrennung, in einsamer Selbstständigkeit, auch mitten

unter Anderen, wobei mir aber Begriff und Absicht mangelten; denn in meinem Empfinden war ich überschwenglich und schwärmend, wie dies gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts noch in der geistigen und gemüthlichen Nahrungsluft des deutschen Volkes lag. Bei dem Rückblick auf damalige Verbindung meiner gradaus strebenden Gedanken mit der Zerfahrenheit des Gefühls sehe ich ein, es sey rathsam, von der durch Entbehrnisse bedrückten Jugend vor den Jahren, ehe mein Name öffentlich genannt wurde, nicht viel mehr als das Unerläßliche zu erwähnen,— so weit man selbst zu beurtheilen vermag, was etwa hierin unerläßlich ist, oder mindestens irgend eine Bezüglichkeit hat für den Zweck dessen, was geschildert oder berichtet werden soll.

Wie schon angedeutet, hatte ich bis über die Hälfte meiner Jahre keine Ahnung davon, daß man jemals mich selbst mitbetreffende Gedenkblätter für die Oeffentlichkeit von mir begehren würde; ich erließ mir also bei stets hinlänglichster, nicht selten kaum zu überwindender Beschäftigung fast alles Aufzeichnen von Begebnissen und Einwirkungen. Da ist mir mein Anton, mein noch im ersten Mannesalter (am 3. Dezember 1857) gestorbener zweiter Sohn zu Hülfe gekommen. In seinem Nachlaß fand sich eine kurze Geschichte meiner Erlebnisse, wie er sie Familiengesprächen und öffentlich Zerstreutem entnahm. Seine handschriftlichen Umrisse will ich zuerst benutzen und sie ausführlicher entwickeln aus meinem Gedächtniß, das nur ärmlich unterstützt wird von auffindbaren

Hinweisungen, die allmälig mir ergiebiger werden müssen durch Briefe, Hand- und Druckschriften. — Voraus sey aber bemerkt — mit der Bitte, es nicht zu vergessen — daß ich diese Aufzeichnungen im Jahre 1864 begonnen habe, und sie wegen anderweitig verwickelter Geschäftigkeit nur allmälig fortsetzen konnte.

Leipzig ist meine Geburtsstadt, der 27. Februar 1786 mein Geburtstag. Getauft bin ich lutherisch, mag hiezu den Beisatz „protestantisch" nicht entbehren, aber zugleich hege ich Achtung und Duldsamkeit für jede auf diese Eigenschaften begründete, das Edle fördernde Glaubenslehre.

Mein Vater, Johann Christoph, war zur Zeit meiner Geburt in Leipzig Schriftsetzer in der Buchdruckerei des durch mannigfache Thätigkeit nach Verdienst sehr geschätzten Johann Gottlob Immanuel Breitkopf. Dieser beschäftigte ihn meist bei Werken in fremder Sprache, weil er zum erwählten Beruf mehr als gewöhnliche Vorkenntnisse mitbrachte.

Es sey mir erlaubt, vorweg hier des Vaters zu gedenken, überhaupt der Herkunft unserer Familie einen kurzen Bericht zu gönnen. — Erst seit dem dreißigjährigen Kriege lebten unsere Vorfahren in Deutschland; nach der ältesten Ueberlieferung hatte sich ein schwedischer Offizier Gubitsteen in eine schöne und wohlhabende Schneiderstochter aus Gotha verliebt, sie wider Willen seiner Eltern geheirathet, und sey enterbt worden. Er studirte dann die Rechte in Jena, wohnte als Advokat in Schleusingen; seinen Namen hatte er in Gubitz abgekürzt. Zu Anfang

des achtzehnten Jahrhunderts beweisen vorhandene Druckschriften die Verwandlung in Gubitz. Mein Ur-Urgroßvater war Rent-Amtmann im Weimarschen, in der Nähe von Capellendorf, mein Ur-Großvater Pfarrer in Goldlauter, zugleich Schriftsteller. Die Familie besitzt nur ein Buch von ihm: „Emblematischer Zeitvertreiber“*), mit einer geharnischten Vorrede gegen „des Momi Geschlecht“, gegen die „Recensenten.“ Davon darf ich in der Folge mir selbst etwas widmen als Strafpredigt, wenn ich zu erwähnen habe, daß ich, trotz der scharfen mit biblischen Zeugnissen bewaffneten Warnung meines Vorfahren, mich doch „des Momi Geschlecht“ beigesellte — beigesellen mußte. — Mein Großvater war Arzt und Kreis-Physikus im Henneberg'schen, wohnhaft in Suhl. Er hatte in Jena studirt, und ich erfuhr während meiner dortigen Studentenzeit im Anfange jetzigen Jahrhunderts, daß er als einst „bemoostes Haupt“ und geschickter Schläger sogar noch einen Nachhall burschenschaftlichen Rufs vererbte, weil er höchst willfährig die Waffe ergriff für jeden beleidigten Freund, daneben auch dienstbereiter Fechtmeister war. Er starb, wenig über vierzig Jahr alt, ohne Vermögen zu hinterlassen; meine Großmutter, eine kraftmächtige heißblütige

*) Der vollständige Titel ist: „Emblematischer Zeitvertreiber, das ist: auserlesene Sinnbilder, mit Sprüchen, Historien, Gleichnissen und anderen Realien, sowohl aus heiliger Schrift als Profan-Scribenten; erkläret, mit Kupfern gezieret und zu nützlichem Gebrauch und Uebung im Christenthum zum Druck befördert von Caspar Christoph Gubitz, Pfarrer in Goldlauter. — Schleusingen 1726.“

Thüringerin, die den Reichthum des in der Nähe belegenen ehemaligen Weinhändler-Dorfes Benshausen anstaunte, entschloß sich, Mittel zur Pflegung ihrer drei Kinder ebenfalls durch den Weinhandel zu erzielen, „en gros“, wie man zu sagen beliebte, obwohl fast nur Frankenweine lagerten in den geräumigen Kellern des Hauses, das sie sich später, um es den Benshausern nachzuthun, in dem Marktflecken Heinrichs bei Suhl stattlich genug mit selbsterworbenem Gelde erbauen ließ. Ihren ältesten Sohn Christoph brachte sie in Zucht und Belehrung nach Coburg zu dem Herzoglichen Pagen-Hofmeister Martini, mit dessen Zöglingen zugleich empfing er denselben Unterricht, und dadurch jene Befähigung, die ihn als Schriftsetzer in der Folge auszeichnete. In seinem funfzehnten Jahre mußte er sich des Weinhandels annehmen, wozu er keine Neigung in sich spürte, und da er das Unglück hatte, während des Geschäftsbetriebs durch einen Sturz mit dem, derzeit für Reisen sehr gebräuchlichen Pferde einen Kniescheibenbruch zu erleiden, wollte er eine andere Lebensbahn erwählen. Da die Mutter mit ihrer starren, vielleicht durch den kostspieligen Bau von ihren Zuständen verstärkten Strenge sich dem Entschluß widersetzte, flüchtete er nach Schleusingen, und der nun Sechzehnjährige ward Lehrling in der dortigen Buchdruckerei. Seine Selbsthülfe bewirkte bei der Mutter eine so unüberwindliche Aufregung, daß sie sich fast gar nicht mehr um diesen Sohn bekümmerte, ihn auch nicht wiedergesehen hat, obwohl sie bei manchem wi-

drigen Schicksal ein hohes Alter erreichte, das endlich doch eine briefliche Versöhnung herbeileitete.

Begreiflich ging nun der Sohn mühevoller Zukunft entgegen, leicht und gern täuscht aber darüber der jugendliche Muth, der ihn auch hinweg trug über zagende Betrachtung, als er schon im Anfange seiner zwanziger Jahre sich verheirathete mit der eben so schönen als wackeren Agathe Goll, Tochter eines armen Webermeisters in Schleiz. Mein Vater lernte sie kennen in der Häuslichkeit des Schleusinger Lehrherrn, und erzählte oft, sie habe in den, durch wüthende Hungersnoth berüchtigten Jahren 1770 und 1771 die Woche hindurch alle Brosamen gesammelt, sie dann Sonnabends in der Nacht von Schleusingen nach Schleiz zu ihren Eltern getragen, und Montag Morgens sey sie doch stets wieder bei der Wirthschafts-Arbeit gewesen. Dies und Desgleichen ist auch gar nicht zu bezweifeln, denn meine durch sparsamste Wirthschaftlichkeit sich auszeichnende, jedes Hülfsmittel emsig benutzende Mutter war nach kampfes- und mühereichem Leben noch in ihren achtziger Jahren voll herzhaftester Kräftigkeit. — Von Schleusingen wandten sich die Verheiratheten nach Leipzig; der junge Ehemann fand schnell seinen Platz als Schriftsetzer, miethete jedoch anfangs in Naundorf eine ländliche Wohnung, der Wohlfeilheit wegen, was um so nothgedrungener war, weil meine bedürftigen Großeltern mütterlicher Seits nachfolgten.

Bei meinem ersten Bewußtseyn schon etwas vom Kümmerlichen fühlend in einer mit nicht hinläng-

lichem Erwerb zu ernährenden alljährlich zahlreicher werdenden Familie, habe ich wenig Genaues von ihren Verhältnissen auf dem Dorf und in Leipzig erfahren, weiß darüber nicht viel mehr, als was mich selbst betrifft, und da ich schon im fünften Altersjahre meiner Geburtsstadt fern war, knüpft sich auch dies nur an geringe Erinnerungen. Die eine führt es in mein Gedächtniß, wie zwei ältere Brüder, um vor unserer Leipziger, an der Endtiefe eines Hofes belegenen, durch einen offenen Wagenschuppen verdunkelten Wohnung eine Rasenbank zu haben, das dazu Erforderliche von einer Wiese holten. Damit unbekannt, daß dies verboten war, wurden uns die Rasenstücke am Thor unter allerlei Bedrohungen abgenommen. Auch ich trug etwas von der sündlichen Beute auf dem Kopf, und der heftig scheltende Thorbewacher stieß mich an zu der Rede: „Un Er, kleener Knirps, schmeiß' Er nur ooch weg, un weeß Er was, Er soll zur Strafe Querpfeifer wer'n!" Das war mir ein unbekanntes Wort, und lange habe ich mir unter „Querpfeifer" das Entsetzlichste gedacht. — Eine andere Erinnerung leitet mich hin nach dem mir lieben Kirchhof, wo ich Gellert's Denkstein sah, jedes Grabgewölbe hinter eisernem Gitter mich schauerlich geheimnißvoll anwehte. Weinend verließ ich ihn im Herbst 1790, da mein Vater mit der Mutter, mehreren Kindern und jenen Großeltern nach Berlin übersiedelte. Stetigen Fleißes hatte sich der Vater, von Breitkopf angeregt, versuchsweise in Sonntags- und Sommerabend-Stunden mit dem Holzschnitt, dann

mehr mit dem Stahlschnitt beschäftigt, und dieser wurde begünstigt durch einen Zeitzweck — Bald nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts verehrten Schulgelehrte die lateinischen Buchstabenzeichen so sehr, daß sie mit zäher Ausdauer in öffentlichen, mit vielen Fremdwörtern verputzten Erklärungen verlangten, man solle auch das Deutsche nur mit lateinischen, nicht mit den „abnormen und abominablen" deutschen Buchstaben drucken. Breitkopf widerrieth dies eifrigst, bemühte sich aber, weil der Streit durch die Verlateinerten ein hitzig hartnäckiger wurde, um thatsächliche Ausgleichung, indem er durch Abrunden die deutschen Buchstaben den lateinischen nähern ließ, was jedoch rechts und links nur befremdlich wirkte. Nun mischte sich der Berliner Buchhändler und Buchdruckereibesitzer Johann Friedrich Unger ein. Er hatte sich für den damaligen völlig gesunkenen Zustand der Holzschneidekunst, in ihrer altherkömmlichen Weise, andern Betheiligten gegenüber hervorgethan, und befand sich im Jahr 1789 während der Ostermesse in Leipzig. In ähnlicher Weise wie Breitkopf beabsichtigte er, die deutsche Druckschrift annehmlicher zu ändern; da er sich aber mit dem Stahlschnitt, oder, um den eigentlichen Ausdruck zu gebrauchen, mit dem Stempelschneiden erfolglos plagte, beredete er meinen Vater, der bei dem hohen Alter Breitkopf's — er starb 1794 — Einschränkung im Geschäft befürchtete, nach Berlin zu kommen, wo er wöchentlich fünf Thaler empfing. Die ersten neuen Schriften entstanden nach Unger's Angaben: sie waren in ihrer halb bauchi-

gen, halb geeckten Gestalt weder lateinisch noch deutsch, nur gesucht seltsam, mißfielen auch allgemein, und nun übertrug es Unger meinem Vater, nach eigenem Ermessen zu arbeiten. Die dann brauchbar und Vielen beliebt gewordenen, nachmals aber doch durch gesteigerten Veränderungstrieb anders umgestalteten sogenannten „Unger'schen Schriften" müßten also nach billigem Recht mit dem Namen meines Vaters bezeichnet seyn, was ich noch bei dessen Lebzeiten schon vor mehr als funfzig Jahren öffentlich auszusprechen für Sohnespflicht erachtete.

Mit vier Geschwistern, die sich mehrten, durch frühzeitiges Hinsterben aber wieder verminderten — sonst wären wir zusammen Dreizehn gewesen — war ich nah am Ende meines fünften Jahres in Berlin, wo bei der Mutter regsamsten Aushülfsmitteln das geringe Einkommen nicht zureichte. Der älteste Bruder wurde Setzer-Lehrling in der Langhoff'schen Buchdruckerei, die andern Kinder waren allmälig erwerbsmäßig beschäftigt, die Großeltern machten sich nützlich durch Spinnen für das Lagerhaus, und weil viele Sorgen sich doch meist überwinden ließen, überwand man sie selber zuweilen durch Sorglosigkeit. Wir hatten anfangs sehr enge Hofwohnungen, dann aber eine der besseren in Unger's Hause, und da war dem Vater noch eine abgetrennte Werkstätte eingeräumt.

In meinem sechsten Jahre wurde ich Freischüler in einer Bürgerschule, auch ein Bruder und eine Schwester fanden dort unentgeltliche Annahme, und für den Vorsteher, Michaelis, werden Dank und

Liebe in mir nie enden. Denn nicht nur nahm er sich bald im Vorzuge meines Unterrichts an, uns drei Geschwistern erwies er auch manche Wohlthat. Da unsere Eltern weitab wohnten, wir Mittags in der Schule blieben, täglich nur neun Pfennige empfingen, Jedem von uns zu einem Dreierbrode bestimmt, stillte er uns oft mit Speiseresten den Hunger, und wenn nach damaligem Uebereinkommen in den Jahrmarkts-Tagen Süßigkeiten, zum erlaubten Vortheil des Schullehrers doppelt bezahlt, den Schülern und Schülerinnen gereicht wurden, konnte sein gutes Herz nicht zulassen, daß wir leer ausgingen: wir erhielten umsonst Dasselbe, was die Andern für erhöhten Preis erkauften. — Er war ehedem Schneidergesell, hatte sich aber durch Lerndrang und umsichtige Bestrebsamkeit für die Leitung einer damaligen Bürgerschule zu einem tüchtig wissensreichen, sehr geschätzten Lehrer erhoben, und es hat mich im Jahr 1862 innigst gefreut, daß bei einer in der „Spener'schen Zeitung" enthaltenen „Geschichte des Berliner Schulwesens" meines ersten kenntnißvoll und gemüthlich wirkenden Lehrers mit Auszeichnung gedacht ist. Auch als Schriftsteller machte ihn namhaft sein beinahe fünfhundert Seiten füllendes Buch: „Der Brandenburgisch - Preußische Staat, Reise durch sämmtliche Königlich - Preußische Provinzen." (In zweiter Auflage: „Berlin, bei Dieterici, 1804.") Ich habe den, in seinem Nachlaß gefundenen, mit vielem Geschriebenen zur dritten Auflage gerüsteten Band vor mir; Michaelis ging aber zum Ewigen heim, ohne sich im Umarbeiten und

Ergänzen genügt zu haben. Stets bescheidenen Anspruchs, hat er dem Titel seinen Namen vorenthalten, nur bei der zweiten Auflage mit dem ersten Buchstaben die Vorrede unterzeichnet, in der beiläufig geäußert ist: „Ich wollte bloß, in so weit es meine Muße, Kräfte und Einsichten erlaubten, eine Schrift liefern, aus welcher die vaterländische Jugend, der sie besonders gewidmet ist, ihr Vaterland lieben und allen übrigen Ländern der Erde vorziehen lernte, um dadurch Vaterlandsliebe in ihre Herzen zu pflanzen und in denen der Bürger zu nähren." — Für den Lehrer einer preußischen Bürgerschule war dies unzweifelhaft ein ihr angehöriger Zweck, den er daneben im allgemein deutschen Sinne auffaßte.

Der biedere, mir offenbar allzu wohlgeneigte **Michaelis** stellte mich, wenn er einmal seinerseits eine Versäumniß nicht vermeiden konnte, in meinem neunten Jahr bei der Abtheilung für Mädchen an, um im Verein mit seiner Tochter die Uebung der untersten Grundlagen des Lesens, Schreibens und Rechnens zu beaufsichtigen. Das waren aber böse Stunden; dem weiblichen Anwuchs schien mein Einschieben muthmaßlich — ich meine: nicht ganz ohne Recht — beleidigend, und ich kleines Bürschchen hatte manchen Schabernack auszustehen. — Um diese Zeit sagte **Michaelis** meinem Vater mehrmals, ich sey befähigt, zu einer höheren Schule überzugehen, sogar die niederste Klasse zu überspringen; dazu wollte sich aber keine Möglichkeit zeigen: es war Erwerb und Vermeiden von Ausgaben nöthig. — Deßhalb wurde ich

schon früher, und nun angelegentlicher, um auch etwas zum Unterhalt der Familie dienstlich zu werden, mit dem Gußabbrechen, Schleifen und Aufsetzen der Buchstaben in der Unger'schen Schriftgießerei beschäftigt. In dessen Druckerei war eben mein älterer Bruder als Schriftsetzer angenommen worden, und daß ich Sonntags seine Arbeit etwas weiter förderte, verschaffte mir hierin ebenfalls einen Anflug von Verständniß. Aus jenen Tagen habe ich auch eine behagliche Erinnerung an Gottlob Wilhelm Burmann, einst in Berlin berühmt als Gelegenheitsdichter und reimfertiger Gesellschaftsredner. Er war in alten Tagen und mißlichen Umständen „Korrektor" geworden; mein Bruder schickte mich in Winterszeit zu ihm mit dem ersten Abzug eines Druckbogens, und ich sollte ihn berichtigt zurückbringen. „Das geht nicht so auf den Plutz, Jüngelchen; setz' Dich und hab' nur Geduld, ich geb' Dir 'was!" sagte Burmann freundlich. Ich that, wie mir geheißen, wartete in lautloser Unbeweglichkeit; als er endlich fertig war, suchte er eine Weile in seinen Westentaschen und rief dann, bei hastiger Bewegung nach dem Ofen, mir zu: „Ah, in der Röhre steht noch Reisbrei, den kannst Du aufessen!" was ich mit bestem Gehorsam möglichst geschwind that. — Kotzebue benutzte in seinem Schauspiel: „Der arme Poet" Manches aus dem Leben Burmann's, und im Rückblick sehe ich seine gebeugte Gestalt, sein Stübchen und dessen Dürftigkeit noch vor mir. Er war voll Naturgabe, aber freilich bahnlos bei vielem Wissen. Hoffend auf Gönner, die seine in aller Hinsicht

stets gutmüthigste Willigkeit zum Erheitern ihrer Gesellschaften mißbrauchten, glaubte er irgendwo angestellt zu werden. Wie so mancher Bescheidene wurde aber auch er benutzt, dann getäuscht, und sich darbend durchquälend, blieb er dennoch, trotz harten Elends, worin er unterging, und nur aus Erbarmen ein Sterbelager fand, unwandelbar bei ehrenhafter Gesinnung, ob auch nicht ganz ohne empfindliche Bitterkeit. Das beweisen viele ihm eigenthümliche Züge, wenigstens einer davon sey erwähnt. Besonders hatte ein hoch Beamteter, in dessen Gunstkreise Burmann oft mit seinem Geist erfreute, Versprochenes nicht erfüllt, ihn dann fern gehalten, und als der nothleidende Dichter, fast zwei Jahre unbeachtet, doch einmal in Gegenwart eines Freundes wieder zu einem Festmahl des Wortbrüchigen eingeladen wurde, entgegnete Burmann's Selbstgefühl zürnend dem gesendeten Diener:

„Bestell' er seinem Herrn: ich will bei ihm nicht essen,
Er hat mich lange Zeit, jetzt hab' ich ihn vergessen!"

Nach diesem kurzen Abschweifen, womit ich mich bei der Erinnerung an den mitleidswerthen Burmann für den Reisbrei nochmals bedankte, wende ich mich rasch wieder zu meinem Jugendwege. — Ich sollte die Schriftgießerei erlernen, meine Neigung war streitend dawider. Ich las viel, las ohne Fähigkeit zur Auswahl Alles, was ich erlangen konnte. Einen alten Buchbindermeister Kniep hab' ich nicht selten unerlösbar geplagt mit den Bitten, mir Bücher zu borgen; meist wurde er nachgiebig, gab mir dann Werke, die er zu binden hatte, ehe ihnen der äußere

Schmuck angethan war. Jeden Band mußte ich aber am andern Tage zurückbringen, so daß ich Manches theils nur im Ueberhaſten, theils gar nicht bis zum Abschluß lesen konnte, und nun mein Sinnen zu Rath zwang, um mit irgend einem Ausgang mich zu beruhigen. In solchem Bezuge marterte mich am ärgsten Goethe's „Wilhelm Meister", der eben nur ersten Theils erschienen war, weshalb trotz alles Fragens Kniep und Andere, die ich zur Buch-Beisteuer preßte, mich vor dem Irrdenken nicht zu schützen vermochten. Wegen gänzlichen Geldmangels blieben Leihbibliotheken mir unzugängliche Schätze, ich mußte mir überall für meine Leselust den Beiweg suchen. Er führte mich hauptsächlich zu Druckereigehülfen, deren Besserungs- und sogenannte Aushänge-Bogen ich aufmerksam nachspürte, sie auch in Fülle für kurze Frist erlangte, wobei mir besonders ein als „gelehrt" bezeichneter Schriftsetzer, Namens Fulda, zuwendlich, auch zurechtweisend nützte, was ihm unvergessen ist. — Damals war aber noch haupteinwirkend auf mich die vorherrschend idyllische Richtung in der Schriftwelt und dem Volkstrachten; meine traumhaften Gedanken schufen sich ein „dörfliches Paradies", und da ich vermöge des Angelesenen Allerlei sprach, was meiner Umgebung ungewöhnlich schien, entstand die im Familienkreise durch Selbstschmeichelei sich leicht einwurzelnde Meinung, ich sey zur Kanzel auserwählt. So gründete und steigerte sich in mir die Sehnsucht, Landprediger zu werden; bei unsern kargen, durch Krankheiten mehrmals drückender gewordenen Verhält-

nissen verschloß sich aber jede Aussicht zu Gymnasium und Universität. Doch fand ich Gelegenheit, etwas von alten Sprachen zu erhaschen, anfangs durch einen der Beschäftigung bedürftigen, vordem Student gewesenen, nun verabschiedeten Artillerie Unteroffizier Schmidt, der in Folge von Abenteuern während des siebenjährigen Krieges preußischer Soldat geworden war, dann durch den Primaner und nachmaligen Collaborater Bartsch, dem ich dafür Allerlei abschrieb.

Oft dachte ich nun an meine Großmutter in Heinrichs; sie wurde als reich geschildert, war aber gegen sonst bereits minder wohlhabend, was sich später offenbarte. Hinlänglich wußte ich, daß sie Jahre hindurch meines Vaters Briefe kaum beachtete, dennoch wagte ich, demüthig bittend, an die „Frau Doctorin, meine verehrte und barmherzige Großmutter" zu schreiben, ihr meine Wünsche und Hoffnungen aussprechend, erhielt auch Antwort. Die bei ihrer alt thüringenschen Hartköpfigkeit im Tiefsten Wohlgesinnte, durch empfindlich verwickelte Umstände in vielfachem Verlust, bewilligte mir jährlich Vierzig Thaler, jedoch mit der unbequemen Anordnung, daß ich unter Aufsicht und Sorge eines ihr Befreundeten „in Wittenberg, in der Lutherstadt, Prediger studiren, und auf diesem Himmelspfade beflissen und treu verharren solle." Zu der Reise waren Vier Laubthaler dem Schreiben beigelegt. Mein Vater sah eine Näherung zu seiner Mutter in ihrer Willfährigkeit, er überwand nach mehrseitigem Zureden und Bitten seine schweren Bedenken, und weil ein mit unserer Familie

bekannter Fuhrmann Lappe, der von Suhl Stahlwaaren nach Berlin gebracht hatte, mit anderer Ladung zurückfuhr, wurde ich ihm anvertraut, um mich in Wittenberg abzuliefern, was bald nach Weihnachten 1795 geschah. Daß ich unterwegs fast immer dem Wagen nebenher zu laufen hatte, lieber aber voraus lief, war mir schon recht. Ohne Mißbehagen ertrug ich das Fahren nie bis in mein hohes Alter, und obwohl wir zum Erreichen meines Ziels, zu dreizehn oder vierzehn Meilen, drei Tage brauchten, — Nachts wurde eingekehrt — hat mich doch des Winters Frost verschont; muthmaßlich an sich mild, ward er mir vielleicht noch milder durch innen erwärmendes Frühlingshoffen für die gewünschte Zukunft.

Vergnügt kam ich mit meinem Geleitskasten voll nicht werthreicher Habe in Wittenberg an, fand aber den Befreundeten der Großmutter durch mein Erscheinen sehr unvergnügt. — Geborener Böhme, Namens Bedacz, hatte er einen Glashandel betrieben, auch für den Weinhandel der „Frau Doctorin" Flaschen geliefert, sich dann angeblich „zur Ruhe gesetzt", haderte jedoch nun als grämlicher und kranker Witwer oder Hagestolz — ich blieb darüber im Dunkeln — mit seiner mich sehr mürrisch empfangenden Wirthschafterin Josephe. Für mich blieb er gleich nach dem ersten Tage meiner Beherbergung unzugänglich, immer nur hörbar durch sein Schelten und Husten, so daß ich, schauerlich märchenhaft befangen, still in dem mir angewiesenen Kämmerchen verweilte, wenn die gefürchtete Wirthschafterin mir nicht erlauben wollte,

die Stadt und Gegend zu durchstreifen. Nach mehreren von ihr bevormundeten Tagen war ich froh, als die Unfügsame meine Verweisung in einen hinterbaulichen Bodenraum des einstöckigen, nur noch mit einer kleinen Erkerwohnung erhöhten Hauses bewirkt hatte. Denn daß meine Eltern und ich uns eingebildet hatten, die „Sorge des Befreundeten" im Briefe der Großmutter bedeute auch Wohnstätte und Nahrung, ergab sich aus den unverhüllten Reden Josephens während der ersten Woche, in der man mich genügend gastfrei behandelte, als empfindlicher Selbstbetrug. Die Vierzig Thaler hatte Bedacz in monatlichen Beträgen zu zahlen, Weiteres solle und wolle er nichts thun, bekräftigte mit heftiger Geberde die Gebieterin ihres Herrn, und folglich hatte ich den Bodenraum noch als Wohlthat zu betrachten, obgleich er mich mit dem Frieren sehr bekannt machte. Ich besaß noch ein Restchen der vier Laubthaler, erhielt von Bedacz den ersten Monatsbetrag: für Einen, dem jeder Anspruch an ein Verbleiben fehlte, war einstweiliges Unterkommen, wo mir bei dem Allernothwendigsten zu einem Nachtlager volle Freiheit gelassen war, jedenfalls auch annehmlich. In meinem jugendlichen Glauben schien ich mir außer Noth, sie hätte mich aber unzweifelhaft rasch überfallen, wenn nicht des Himmels Macht eingriff.

Gesegnet sey jener Bodenraum, er wurde wahrhaft zur Wohlthat! — In dem Erkerbau nach der Straße hinaus, nur aus zwei Stübchen, Kammer und Küche bestehend, wohnte der „emeritirte" Lehrer Leest, nah

an siebzig Jahr alt, mit seiner auch schon bejahrten Tochter, die man gelehrt nennen konnte. Wenige Tage nur hatte ich in jenem Bodengehege überstanden, da rief mich Christine Leest zu sich und dem Vater; zaghaft trat ich ein, wurde über meinen sehr treffend als „absonderlich" bezeichneten Zustand befragt, in so zuthulicher Weise, daß ich mit aller Offenheit, endlich nicht ohne Thränen erzählte, wie und weshalb ich nach Wittenberg gekommen sey. Die beiden herzlich Gutmüthigen überboten sich nun, ebenfalls nicht ohne Thränen, in freundlicher Verheißung zu jeder Hülfe, die mit ihren allerdings beschränkten Verhältnissen beschaffiich sey. Sie haben ihre Zusage vollauf bewährt, haben mich ausdauernd unterstützt, ob auch mehr mit dem Geistigen als Leiblichen; doch thaten sie zugleich hierin, was ein spärliches Einkommen vermochte, bis sich, was sehr bald geschah, anderer Beirath dienlich machte. — Leest hatte ein Büchergestell; da standen alt-klassische und in Auswahl neue Werke, die ich sämmtlich las, angeleitet von der Tochter, die mich lange Zeit hindurch mit ihren von mir angestaunten Kenntnissen förderte, nachdem Vater Leest mich geprüft hatte, und mit meinem Gelern mäßig zufrieden war. Er vermittelte nächstdem meinen beeilten Eingang in die höhere Bildungsschule, und obgleich mir nicht vergönnt wurde, die unterste Klasse überspringen zu dürfen, erlaubte man doch meine erste Versetzung schon zu Ostern 1796. — Dies Jahr machte sich bedeutsam in der europäischen Geschichte, und da Leest Mitempfänger des „Hamburger Correspondent", ich

bald nebenher Mitleser war, gewann ich dadurch, und aus seinen bezüglichen Gesprächen mit der Tochter, einen ersten Halt für den Standpunkt zur Betrachtung der, seitdem wechselsvoll vor- und rückwärts getriebenen Staatsumwälzungen. Ueberwiegend hatte sich damals die Theilnahme auf Bonaparte hingewendet, der im Siegeszuge glänzte und für den die Entflammtheit im Steigen war. Wenn der alte Leest betrübt äußerte: daß sich dabei sein deutsches Vaterlandsgefühl unwohl befinde, so begriff ich dies damals nicht, später aber in demselben Unwohlseyn sehr gründlich, und ich habe mich oft damit trösten müssen, daß eine Allmacht die Gedankenlosigkeit einer leidenschaftlichen Volksmenge immer wieder zum Denken zwingt, aber auch immer erst nach der Strafe.

Mein Gedächtniß rühmten Leest und Christine als ein schnell sammelndes und bewahrendes; man nennt es noch jetzt zuweilen bemerkenswerth, während ich bestimmt weiß, daß es gegen sonst sehr geschwächt ist. Bestens bereitwillig muß es aber gewesen seyn, weil ich bei vielem, im Weiterbericht zwischendurch anzudeutenden fremdartigen Bestreben und ungeahnten Hinderniß innerhalb nicht voller fünf Jahre mich dennoch bis an die Prüfung zur Universität hineilte. Dazu half in jener Zeit, wo die Prüfenden sich an begrenzte und bekannte Anordnung hielten, verweg und unermüdlich Christine Leest, die befähigt war, vom Cornelius Nepos bis Cicero, von einer „Chrestomathie" des Griechischen bis zum Homer — der eben durch sich dehnende Streitigkeiten der Sprachforscher

den Amtsgelehrten mehr als je im Sinne lag — mich erklärend zu läutern. Verschwiegen sey aber nicht, daß bei den Schülern geheim zuweilen Uebersetzungen als solche Brücke dienten, der man einen anrüchigen Vornamen gegeben hat; Vater Leest nahm aber Dergleichen sehr übel. Wollte man sich jedoch etwa über eines Weibes Kenntnisse des Lateinischen und Griechischen verwundern, ist zu bedenken, daß im achtzehnten Jahrhundert gelehrte Töchter gelehrter Väter nicht selten waren, was dann auch andere Mädchen zur Nacheiferung reizte. Ohne dies erfahren zu haben, fühlte ich um so mehr oft mich beschämt und gebeugt von dem viel umfassenden Sprachvermögen Christinens. Da lachte sie mich einmal herzhaft aus und sagte: „Wär' ich so jung und wüßte mehr als Du, ließ ich's gelten; bei mir alten Jungfer, die zum Lernen übermäßige Muße und tägliche Gelegenheit hatte, ist's kein Wunder, wenn sie mehr weiß als ein eigentlich noch kindisch alberner Junge!" Da war ich derb genug abgefertigt, und bin zweifelhaft, ob ich geziemend ebenfalls darüber lachte oder mich verletzt meinte; denn bei mancher Erinnerung stärkerer Bezüglichkeit muß ich mir gestehen, daß die Einsicht, gern unterthänig zu seyn, wo es hingehört, keine Eigenschaft der Jugend ist, auch der meinigen nicht immer war, obgleich ich des billig Fügsamen mich befleißigte, wie dies meine allseitige Bedürftigkeit gebot. Christine Leest aber, obwohl ich ihr nicht nur bei dem Unterricht, sondern in Allem, dessen sie sich annahm, fast unbedingt gehorchen

mußte, lebt dennoch in meinem Empfinden als wäre sie meine erste Liebe, und ihre bündige Entschiedenheit war von gesundem Eindruck, zumal für Einen, der stets zum Zweck trieb, ohne zulänglich baare Mittel zu haben, und ohne den Weg messen zu können.

Aus meinem Bodenraum war ich durch Bemühung der Erker-Nachbarn bald entführt. Leest, der in Wittenberg studirt hatte und als Nachhelfer für Studenten den kargen Ruhegehalt ausreichend zu machen suchte, war in seinem friedfertigen Sinn weit entfernt von der Entschlossenheit seiner Tochter: Beide ergänzten oder glichen sich gegenseitig aus in ihren Eigenthümlichkeiten. Er hegte anfangs Furcht, sich den Nachbar Bedacz zu verschlimmern, wenn er sich einmischte; Josephe aber ließ wahrnehmen, daß ihr mein Weichen nicht unangenehm sey. Alsbald verschaffte mir Leest ein heizbares, aber etwas verdunkeltes Kämmerchen bei einem nicht sehr begüterten Böttchermeister, wofür ich nur sein Söhnchen, das seit ein paar Wochen in einer sogenannten Klippschule vorläufig das Festsitzen einübte, bequemer aus dem A B C- zum Lesebuch befördern sollte. Das that ich nach des Meisters Urtheil so löblich, daß er, obwohl ich ihm schon Mittwochs für ein Freiessen zu danken hatte, mich noch Sonntags vom Morgen bis zum Abend beköstigte. Seine Empfehlung veranlaßte einen ähnlichen Auftrag, der mir wöchentlich sechs Groschen eintrug, und da mir Michaelis eine deutliche Handschrift, die man schön nannte, angebildet

hatte, war ich zuweilen sehr mäßig bezahlter Abschreiber bei dem Universitäts-Professor Johann Jakob Ebert, der neben seinem Lehrfach der Mathematik für einen Buchhändler in Leipzig Erzählungen und Fabeln schrieb, nächstdem Allerlei aus dem Englischen übersetzte. Bei dem Weihnachts- und Neujahrssingen der Schüler vor den Häusern erbeutete ich auch mein Theil an Zehrgroschen, so daß ich, des Entbehrens gewohnt, mich ohne Fernblick von Tag zu Tag durchwand, indem ich neben den zwei Freiessen und Brod mich mit Obst nährte, bis dies nicht mehr zu haben war. Jene Unvermeidlichkeit einfacher und sparmäßiger Sättigung halte ich gewiß mit Recht für den Urquell der mir zu Theil gewordenen — Gott sey Dank! — beinahe niemals erschütterten Gesundheit, bin also dem Mangel unendlich verpflichtet.

Mein sonderbar waltendes Verhängniß tummelte sich und mich in nicht wesentlich verwandelter Art drei Jahre hindurch auf dem Lebenswege, und mit den Spuren der Erfahrung vereinten sich die der Unabsehbarkeit einer gesicherten Zukunft. Im Zertheilen der Zeit wurde ich natürlich bei regsamstem Eifer und stetigem Hinblick auf die Dorfpfarre der förderlichsten Bestrebungen nicht genugsam mächtig; mich beklemmte nun ein rastloses, ein unauflösliches Grübeln. Wie plötzlich war es mir aufgefallen, daß die Leute manchmal sagten: es wäre zu bewundern, so jung bereits u n a b h ä n g i g und s e l b s t s t ä n d i g zu seyn in meinem Thun und Willen; in mir dämmerte die Ansicht: man könne eher a b g e t r e n n t sagen nach

mehrseitigem Begriff. Das Wort „Selbstständigkeit" prägte sich aber innen unentkommlich fest, doch plagte ich vergebens meine wahnvoll lebhafte Phantasie mit Plänen und Entwürfen zur Erreichung des in meine Gedanken eingewachsenen Ziels, bei dem meine Unerfahrenheit voraussetzte, daß der Landprediger amtlich unabhängig sey.

Wie bereits im Jahre 1798 geschehen, eilte ich bei Anfang der Schulferien auch 1799 nach Berlin, traf bei Müdigkeit, die mich sehr geübten Läufer doch zuweilen überfiel, oft mitleidige Fuhrwerks-Inhaber, die mir eine Strecke des Weges erleichterten, und die erbetene Güte war mir willkommen, ob auch schon eine Meile des Fahrens meinen Körperzustand aufrührerisch machte. — Die Familie sah ich aus der Bedränglichkeit nicht erlöst; des Vaters Einnahme war wöchentlich mit einem Thaler vermehrt, seine oft wiederkehrende Kränklichkeit aber im Zunehmen; recht gesund habe ich ihn eigentlich nie gekannt, dennoch erreichte er ein hohes Alter. Im Jahre 1799 weilten noch drei jüngere Geschwister zu Hause, zwei ältere Brüder befanden sich nicht in der Lage, zu den Bedürfnissen beisteuern zu können: als der Nächste hatte ich danach zu trachten, aber wie sollte es möglich werden?! — Das Einzige, was mir in Berlin diesmal wieder als vortheilhaft begegnete, war des Kupferstechers Laurens freundliche Theilnahme. Er unterrichtete bei Michaelis im Zeichnen, seine schwarze Kreide schrieb auf meine gestümperten Blättchen zuweilen „Ziemlich", und auch jetzt ließ er mich

unter seiner Aufsicht zeichnen. Das fügte sich immer, wenn ich nach Berlin gelaufen war, wozu ich die Weihnachtszeit ebenfalls benutzte. — Laurens hatte noch manche Nebenarbeit, unter Anderem für den Hof-Conditor Eckstein eine Art Malerei, die mir nachher niemals wieder ansichtig wurde. Zum Tafelschmuck bei vornehmen Personen malte er auf meist ovale Holzplatten, die zuerst mit Gummi bestrichen, dann mit weißem Marmorsand bestreut waren, allerlei Zierrathen; das Bildwerk schien dann wie durch mannigfach gefärbten Zucker gefertigt. Da stets Eile bedingt war, half ich emsig an dem Untergeordneten, und Laurens dankte mir dafür mit Unterricht im Zeichnen und Radiren. Ihm gefiel meine Lust an jeder Thätigkeit, ein so gewohnter Selbstantrieb, daß ich von jeher und lebenslang mich am wohlsten befand, wenn ich überviel zu thun hatte.

Als ich nun im Jahre 1799 auf der Rückkehr nach Wittenberg war und von Berlin die Bekümmerniß mitnahm, dem Vater drohe Erblindung, fielen mir im Hin- und Hersinnen längst geübte Spielereien ein. Am Schultisch hatte ich während kurzem Stillstande des Unterrichts in Stücke von zerbrochenen Schiefertafeln mit einem scharf gespitzten Nagel öfters die Zeichnung von Blumen und Häusern so eingegraben, daß sich die erhöht gebliebenen Striche mit Tinte abdrucken ließen zu großer Freude meiner Mitschüler; aus der Druckerei hatte ich auch eigne, freilich nur unklare Gedanken über den Holzschnitt mitgebracht, und mir ward zumuth, er könne mich vielleicht der

Zersplitterung meiner Zeit entziehen. Aber — vorweg war mir eben freiere Zeit nothwendig, und zugleich Mehrerwerb: wie sollte ich dies vereinigen? Trüberen Wesens als sonst schritt ich in Wittenberg ein, wurde von meinem wirthlichen Böttchermeister, dessen Söhnchen nun schon mit der „Regula de tri" kämpfte, herzlich begrüßt; ach, in mir mußte ich klagen, nach außen that ich es nicht. Fern blieb mir die Ahnung, daß ein Glückszug sich nahe, und doch war es so, es war für den Augenblick ein rettender. — Etwa drei Meilen fern in der Umgegend bewirthschaftete ein Herr von Leipziger ein Landgut, seinen achtjährigen Sohn ließ er, der Schule wegen, bei einer Wittwe Pavel, die Zöglinge in Pflege und Kost nahm, einwohnen, und suchte Jemand, der bei den mäßigsten Ansprüchen dem Junkerchen zum Nachhelfer, mitunter als Begleiter dienen könne. Professor Ebert, den man fragte, brachte mich in Vorschlag, und ich wurde angenommen. Da erhielt ich erstens bei der Wittwe Pavel ein hübsches Zimmerchen und sehr wohlfeile Beköstigung, zweitens monatlich drei Thaler. Das war für mich bei Dem, was ich schon hatte, und mir in Unermüdlichkeit meist bewahrte, zureichend. In jenem Zimmerchen sind während der Frühlings- und Sommer-Monate 1800 meine ersten Holzschnitte entstanden mit einem einzigen Messerchen und zwei kleinen Werkzeugen für die Vertiefungsräume. Während dieses Jahres nutzte mir noch besonders für die Schule der Philolog und Universitäts-Professor Zeune, indem er vermittelte, daß ich nur fünf

Wochen der zweiten, im Lehrwesen schwachen Klasse angehören, dann auf Grund einer außergewöhnlichen Prüfung sogleich nach der ersten Klasse vorrücken durfte. Dies wurde der Anlaß zu der lebenslang treuen und thätig bewährten Freundschaft mit seinem Sohne August Zeune, dem nachmaligen Begründer und Vorsteher der Blinden-Anstalt in Berlin.

Etwas angegriffen von meiner sehr verwickelten Rastlosigkeit in zwölf bis vierzehn täglichen Arbeitsstunden, wanderte ich in den Sommerferien, die das Junkerchen bei seinem Vater durchlebte, wieder zu den Eltern, begleitet von zweifelhafter Hoffnung auf den Erfolg meiner Versuche im Holzschnitt. Nur schlechte Abdrücke hatte ich mir machen können mit handlichem Abreiben, in Berlin schaffte ich mir mit einer kleinen Schraubenpresse bessere; sie wurden über Verdienst belobt. Bei Laurens zeichnete ich wieder, half ihm diesmal zum Dank seine Wohnstube malen, vermehrte auch meine sechs Holzschnittchen mit einem siebenten, das mir etwas gelungener schien, und welch eine Aufmunterung! — ich erhielt auch ein paar Bestellungen. Da eben eine academische Kunstausstellung nahe war, wurde mir zugeredet, meine Erzeugnisse dort sehen zu lassen. Unbekannt mit dem vorschriftlichen Ordnungswege brachte ich, in einem ärmlichen Anzuge von dunkelblau gefärbter Leinwand, die eingerahmten Blättchen zu Frisch, dem Maler und derzeitigen Vicedirektor der Academie, der nah am Schlößchen Monbijou ein Haus mit großem Garten bewohnte. „Mein Jüngelchen, du bist hier un-

recht", sagte er zu mir, dem nicht hochgewachsenen Burschen; „das muß an den Inspector oder Kastellan der Academie abgeliefert werden." Bei diesem Bescheide hatte er jedoch den Rahmen ergriffen und fragte: „Was ist das?" Meiner leisen Antwort: „Holzschnitt, es steht da auch auf dem eingesteckten Zettel", folgte von ihm die Wiederholung des Wortes „Holzschnitt" und kurzes Schweigen, dann der Zusatz: „Wer hat das gemacht?" Nach der schüchternen Entgegnung „Ich" rief er aus: „Ei, solchen Holzschnitt habe ich noch nicht gesehen; — aber, mein Gott, wie alt bist Du denn?" Als er nun hörte: „Funfzehn Jahr", äußerte er lebhaft: „Das muß im Catalog angemerkt werden, lass' nur den Rahmen hier, ich werde den Zettel dazu berichtigen." — So ist im Ausstellungs-Catalog vom Jahr 1800 zu lesen:

„Von Herrn Friedr. Wilh. Gubitz.
Formschneider. (15 Jahr alt).
162. Sieben Vignetten in einem Rahm. 17 Z. B. 13 Z. H."

Der Ausdruck „Formschneider" war damals gewöhnlich, von mir aber nicht angenommen; ich habe weiterhin meine Ueberschrift „Holzschnitte" gelten lassen. — Frisch erkundigte sich in Fortsetzung des Gesprächs mit zutraulich gesteigerter Theilnahme hinsichtlich meiner Zustände, wurde fühl- und sichtbar wohlwollender, endlich nahm er von einem Marmortischchen unter dem Spiegel einen Teller voll Birnen und schüttete sie zu geneigtem Abschied in meine

Jackentaschen. — Dies Ereigniß, an sich geringfügig, wirkte dennoch ermuthigend, und den Heimgang begleitete das Hoffen auf die Zukunft in erhobener Stimmung. —

Jene sieben Anfangsversuche, sinnbildlichen Gedankens, aber künstlerisch unbedeutend, bei ihrem Unwerth jedoch etwas zierlicher als die sogenannten Buchdruckerstöcke, die damals in Gebrauch waren für Bücher und Gelegenheitsgedichte, machten fortschrittlichen Eindruck. Von den Platten wurden für Buchdruckereien Abgüsse verlangt, die mein Vater in seinen Freistunden freudig anfertigte; noch vor dem Schlusse des Jahres 1800 hatten wir davon einen Erwerb von über hundert Thaler, und obenein kamen sogleich Aufträge zu bestimmten Zwecken, namentlich zu bildlichen Erläuterungen für Lehrbücher. Ein so schneller Erfolg wird nur dadurch erklärlich, daß ich in Selbstbetrachtung mir sagte: die zum Holzschnitt bereitete Platte an sich würde bei dem Abdruck ein Massendunkel erzeugen, aus diesem ist das Bild zu lichten und hervorzuheben. Meine Unbehülflichkeit ward nun durch die Wirkung verdeckt, indem ich von dem ursprünglich vorhandenen Tiefdunkel her möglichst Tonabstufungen zu erreichen suchte, die mit der einen Farbe eine Spur zum Malerischen andeuteten. Wie vorschreitend die Wirkung im Anblick und Erfolg war, erhellt — zum Beispiel — daraus, daß von meinen vier, auch noch nicht sonderlich gelungenen Platten zu „E. M. Arndt's Reisen“ der Buchhändler Heinrich Gräff in Leipzig in kurzer Zeit,

neben zwei Auflagen von dem durch eigene Tüchtigkeit geschätzten Werk, noch 4000 Einzeln-Abdrücke der Holzschnitte bei dem hohen Preise von 2 Thlr., (für Kunst- und Buchhändler 1½ Thlr.) verkaufte. Die Abdrücke wurden auf einer kleinen verbesserten Schraubenpresse besorgt von meiner geschickten, thatmuthig unermüdlichen Schwester Wilhelmine, die dann auch die ebenfalls berührige jüngere Schwester Friederike dazu anlernte, wodurch Beide zu gemächlicherem Zustande der Familie beitrugen bis zu ihrer Verheirathung, auch noch weiter hinaus, namentlich bei dem streng zu überwachenden Druck von Geldpapieren für verschiedene Bankgeschäfte. — Aus dem Jahre 1800 kann ich übrigens auch noch berichten, daß ich im December bereits an einem beabsichtigten Papiergeld für Preußen arbeiten half. Ich besaß den wahrscheinlich einzigen noch dafür zeugenden, dem Hofrath Beck auf seinen Wunsch für das Königliche Kabinet überlassenen Abdruck zweier „Tresorscheine" zu Fünf und Einem Thaler, deren Schrift-Inhalt von den Ministern Blumenthal, Schulenburg und Struensee unterzeichnet ist. König Friedrich Wilhelm III. verweigerte dann seine Bewilligung, und in Preußen entstand bekanntlich erst 1806 unter dem Minister v. Stein Papiergeld, von dem ich später zu erzählen habe.

Nach Wittenberg nochmals zurückgekehrt — mehrere Tage über die Ferien hinaus, was mir aber in Betracht der Ursachen verziehen wurde — behielt ich mein Zimmerchen, erlöste mich aber von Allem, was

meine eigene Bestrebungen erschwerte. Mit leidenschaftlichem Fleiß arbeitete ich vom frühesten Morgen an; der Bestellungen im Holzschnitt kamen von Berlin, dann zunächst von Leipzig so viele, und sie lohnten so gut, daß die drückenden Nahrungssorgen überwunden waren, bei meiner Genügsamkeit auch die Familie mit mir theilen konnte. Es war ja noch haushälterische Sitte, daß der Erwerb des Sohnes den Eltern zukomme, und ich habe, als ich schon ordentliches Mitglied und Professor der königlich-preußischen Academie war, mich mit einem halben Thaler wöchentlichen Taschengeldes beholfen, was sich thun ließ; denn ich hatte von je an weder Zeit noch Trieb, mir anzugewöhnen, was nur Mode oder lüsterne Gewohnheit unentbehrlich macht. Ohnedem drängte sich das strenge Haushälterische bald wieder in erhöhtem Grade ein durch neues Unheil.

Von dem durch meine Holzschnitte erregten, vermöge meiner öffentlich besprochenen Jugendlichkeit gesteigerten Aufsehen, fand sich auch Unger bewogen, mich nur für seine Vorhaben dauernd verpflichten zu wollen; ich ging aber auf seine ohnehin wenig ergiebigen Anerbietungen nicht ein, denn ich behielt noch immer den Landprediger im Sinn. Unger wollte ein „Orbis-pictus“ herausgeben, und ich habe dazu etwa zwanzig, mir sehr mäßig bezahlte Platten gefertigt, von denen ich nicht einmal weiß, was aus ihnen geworden ist, weil das Werk nicht zu Stande kam. Im Gange der Unterhandlung erhöhte Unger meinem Vater den Wochenlohn, er blieb aber oft

aus, und wurde endlich gar nicht gezahlt. Unger starb (1804); in Folge des verschuldeten Nachlasses, an den auch der Vater nichtig werdende Forderungen hatte, zerfiel dies Verhältniß in sich selbst, und der Gram über das Vernichten seiner Stellung mag die Abnahme der Sehkraft bei dem Vater beschleunigt haben. Das Uebel wuchs bis zur Erblindung, und die Aerzte konnten nach mancherlei Versuchen nur das eine geschwächte Auge retten. —

Doch ich bin den Ereignissen voraus, was zuweilen nicht anders seyn kann, und muß einlenken zu Dem, wodurch sich mir abermals Hindernisse entgegenwarfen. Kurz vor Ostern 1801 überstand ich nach unvermeidlicher Beklemmung vorher, meine Abgangs-Prüfung an der Oberschule mit erleichtertem Athem; bei den Prüfenden sämmtlich herrschte fühlbare Zuneigung für mich. Nun war ich willens, die preußische Universität Halle zu beziehen, das Schicksal drehte mich anders. — Die Großmutter war auch von dem, ein getrenntes Geschäft sich aneignenden jüngeren Bruder meines Vaters verlassen worden, dieser sollte nun einen der Söhne schicken, ihr im Alter beizustehen. Der Aelteste war in der Fremde, man wußte nicht wo; der Zweite noch nicht völlig am Ende seiner Lehrzeit in Unger's Schriftgießerei, mir hatte die Großmutter Gutes gethan: es blieb kein anderer Rath, ich mußte nach Heinrichs. Dort angekommen, sollte ich mit dem Weinhandel mich vertraut machen, wozu in mir weder Lust noch kaufmännisches Verständniß war; mich überfiel peinliche

Verlegenheit. Der siebzigjährigen Großmutter legte ich an's Herz, daß sie selber meinen Trieb zur Kanzel unterstützt habe; in Folge von mancherlei Reden und Zureden gedieh nun eine Ausgleichung, wonach ich ihr nur kurze Zeit behülflich seyn, dann doch jener zweite Bruder eintreten, ich aber nach Jena solle, um im Nothfalle rasch herbeikommen zu können. Fürerst mußte ich Fuhrleute, die leeres Gefäß fortschafften und gefüllte Fässer heimbrachten, als Beauftragter und Znachtnehmer bis Heidelberg und zurück begleiten; dies ist das Einzige, was ich im Weinhandel geleistet habe. Der viermonatliche Aufenthalt bei der Großmutter, wo ich den Holzschnitt nicht vergaß, hat aber Seltsames in sich, und ich muß darüber etwas ausführlich berichten, weil in meinem Lebensgange die Nachwirkung jener Tage erkenntlich wird.

Daß der verstorbene Großvater Gubitz Arzt und Kreis-Physikus im Henneberg'schen war, dessen möge man sich erinnern; in einer Kiste, die auf dem Boden des Hauses in Heinrichs stand, entdeckte ich die von ihm nachgelassenen Bücher und zerstreuten Blätter. Nun gab es kein Buch, das ich ungelesen ließ, wenn es mir in die Hände fiel, und hier fesselte mich nächstdem ein besonderer Reiz. Außer den eigenen Tagebüchern des Großvaters, die viele Rezepte enthielten, fand ich medizinische, astrologische, alchymistische und nekromantische Werke, die ich allesammt durchstöberte, mich in manches Abenteuerliche vertiefte, was mir den Kopf mehr noch verwirrte, als es bisher schon geschehen war. Das Wandelhafte

der Verknüpfungen in meinen Jugendnöthen hatte mir den Glauben an ein geheimes Machtwirken im Seelenleben eingeprägt; bei Befreundeten oder auch nur Bekannten hielt ich es für unzweifelhaft. An das „Hereinragen der Geisterwelt in die unsrige", worüber in meinem Mannesalter von mehreren Ueberspannten Erstaunliches veröffentlicht wurde, glaubte ich allumfassend ebenfalls, und habe in der Vereinsamung bis hinan zum Tollen versucht, mir das Niebegriffene, das irdisch Unbegreifliche handgreiflich zu machen. — In dem fast öden Hause der Großmutter bekümmerte sich Niemand sorglich um mich; eine kleine halbe Stunde von Heinrichs fern hatte ich mir aber einen Freund gewonnen, der mich in Bezug auf Jena unterrichtete: den Pastor Martini, einen Familienverwandten jenes Coburger Pagenhofmeisters, der in den Knabenjahren meines Vaters dessen Lehrer war. Wegen meines Wunderglaubens neckte mich der neue Freund empfindlich: nun las ich in einem der Bücher des Großvaters: man könne genau vernehmen, was Andere von uns sprechen, wenn man sich so abhungerte, daß ein Verhungern nahe, der Geist dann den Körper fast überwunden habe. Ich war närrisch genug, darauf einzugehen; ich darbte und hungerte in kläglichster Weise, ohne selbst Martini mich zu verrathen, obwohl er und seine Frau mir mehrmals in diesen Tagen äußerten: ich sähe sehr hinfällig aus. Allabends legte ich jedoch vor mein Nachtlager ein Stück Brod neben ein Glas Wasser, mir zum bequemen Griff, um, wenn ich bemerkte,

jetzt käm' es zum Verhungern, mit der Rettung bei der Hand zu seyn. Eines Sonnabends hört' ich dann, bevor ich einschlief, wirklich ein Gespräch, das Martini mit seiner Frau über meine Wenigkeit führte, hörte es deutlich in umständlicher Länge. „So ists also wahr!" sprach ich fieberisch erregt zu mir selbst, langte nach Brod und Wasser, Beides mit großer Behaglichkeit genießend in Erwartung des Eindrucks vom Siege, den ich mir über die Neckereien des guten Pastors Martini errungen zu haben meinte. Am Sonntagsmorgen hatte ich nichts eiliger, als zu ihm hinzulaufen, ehe er zur Kirche ging, und bald fuhr ich mit der Kundgebung heraus: „Sie und Ihre Frau haben gestern am Spätabend viel von mir gesprochen!" — „Von Dir, Wilhelm?" erwiederte er, „nicht ein Wort! Es war auch nicht möglich, denn meine Frau ist gestern zu ihrer Mutter auf's Gut gefahren, und ich wollte eben zu Dir hinschicken, daß Du Nachmittag mich begleiten mögest; wir werden sie abholen, aber zu Abend dort bleiben und dann mitsammen heimfahren." — Ich fiel aus all meiner Weisheit, und erzählte nun offenherzig, was geschehen, wonach Martini auf dem Wege zur Kirche eine scharfe, aber verdiente Strafpredigt anschloß, die indeß mit sehr wackern Vorschlägen zur Herstellung meiner Vernunft endete. Das war ein erstes Sturzbad zur Reinigung von der gefährlichen Thorheit, die mich befallen hatte, und der redliche Pastor ließ noch Manches folgen, was ihm Gott lohnen möge. — Ob er mich haltbar stärkte — darüber muß ich mir Weiteres vorbehalten.

Im Holzschnitt arbeitete ich auch bei der Großmutter fleißig; selten fehlte es an Bestellung, dann mehrte ich die Verzierungen für Buchdruckereien, die von Berlin aus in Abgüssen verkauft wurden. Solches Anwenden erster Versuche ließ die Absicht entstehen, hierhin mit meinen schwachen Kräften eine Verbesserung auszubreiten, was bei fortgesetztem Betrieb nachher durch die „Sammlung von Verzierungen für die Buchdrucker-Presse" mit vielem Schmuckbildlichen zur Erscheinung kam. Während des Aufenthalts in Jena hatte ich es schon bis zu sechzig kleinen Platten gebracht. Drang der Nahrungsnoth machte sie aber, an Zahl verstärkt, im Jahre 1807 zum Eigenthum der Decker'schen Hofbuchdruckerei. Das war Verlust für meinen Zweck, ich gab ihm jedoch allmälig seine einträgliche Zukunft. — Nebenher sey noch erwähnt, daß im Jahr 1801 mein Vater Abdrücke meiner Holzschnitte dem König Friedrich Wilhelm III. zusendete, und da dies für nachherige Zeit vielleicht Miteinfluß war, sey die Antwort eingeschaltet:

„Seine Königliche Majestät von Preußen haben aus der Eingabe des p. Gubitz vom 29. v. M., und den denselben beygefügten Probe-Abdrücken ersehen, daß sein Sohn ganz gute Fortschritte in der Holzschneide-Kunst gemacht hat, und danken ihm nicht allein für die mitgetheilten Stücke, sondern wollen ihm auch dafür beigehende Zwei Stück Friedrichsd'or zum Geschenk übersenden.

Charlottenburg den 6. Juni 1801.

Friedrich Wilhelm."

Der Vater hatte gewiß in guter Meinung gethan, was ich in meiner jugendlichen Kraft nicht angenehm empfand, und ich hoffe, es werde aus dem Ganzen meiner Lebensgeschichte hervorgehen, daß ich in solchen Beziehungen meine Jugend nie verloren habe. Geziemend war ich mit Vergnügen stets willig, Gewünschtes zu senden, unaufgefordert erscheint es mir aber als anmaßliche Zudringlichkeit.

Am Ende des Jahres 1801 war ich in Jena, wollte mich dort zurechtfinden; schweren Herzens sah ich ein, es könne nicht leicht gelingen, meine Zeit zu ordnen für die verschiedene Beschäftigung: möglich werden mußte es jedoch, da der Landprediger im Gemüthsplan hartnäckig feststand. Martini war mir Rath und Führer nicht ohne Kopfschütteln; ich blieb beharrlich, bekenne aber voraus, daß ich nicht selten mit den Heften älterer Studenten die Lücken der meinigen füllte, was übrigens Andern ebenfalls kein Verstoß gegen den „Comment" war.

Im Januar 1802, nach dem Maße meiner nicht weitschichtigen Fähigkeit mit den Verhältnissen in Jena etwas vertraut, wandte ich mich ausschließlich zu Dem, was auf Glaubens- und Denklehre zielte. Ich vermeide die Bezeichnung „Vernunftlehre", denn ich lernte erst im Lebensverkehr, nur von ihm sey die Vernunft zu lehren, und man habe den Gesammtschulen schon sehr zu danken bei solcher Mitgabe der Zurechtweisung, die verhindert, sich in die Irre zu verlaufen, sich wohl gar in ihr zu gefallen. — Noch im Jahre 1802 waren die mehrseitigen Zerwürfnisse mit dem von der

Universität Jena entlassenen Fichte lebhafter Zwiespalt der Gespräche; man pries oder verdammte seine anscheinend als unwiderleglich aufgestellten Sätze und Schlüsse in das Uebersinnliche hinein; man pries ein Mehrdurchleuchten, man verdammte ein Mehrvernichten des Uebersinnlichen, je nach der Stellung, die man sich gab aus Glauben, Zweifel und Unglauben. Spinoza tauchte wieder auf, sein Geist sollte Waffen bringen für und gegen Kant; nach Fichte lehrte der jugendliche Schelling — meine Beurtheilungskraft war zu unreif, um aus solchen Bewegungen in forschend zugespitzten und grübelnd verdunkelten Wortgeweben für mich den Leitstern zu finden. Es dünkte mir unerläßlich geboten, die streitkundigen Schriften im Dafür und Dawider zu lesen, um den Standpunkt derzeitiger Gegenwartskämpfe zu entdecken; bald aber wußte ich nicht, ob die „Wissenschaft des Wissens" mich zur Enge drängte oder in bodenlos Unbegrenztes hinriß. Eifrig aufmerksam hörte ich vor dem Lehrstuhl zu, emsig schrieb die geübte Hand nach; wenn ich aber in meinem Hofstübchen das Geschriebene las, ermittelte sich kein Pfad zu klaren Gedanken. Unter Aengsten und Thränen begann ich mein siebzehntes Jahr, und ward plötzlich mit mir einig, aus Furcht des Mißverstehens Manches einstweilen gar nicht verstehen zu wollen, selbstständig gradaus den einfachsten Weg zu erspähen. In Dem, was durch Mittheilungen verschiedener Art in meinem Hirn lag, mir das Uebersinnliche schon im Besitz des Sinnlichen bezeugen sollte, wären meine Troststützen zerfallen; ich suchte

also das mir Zusagende, mir jugendgemäß Mögliche, vor Allem bemüht, dem Höheren, ob es sich erkennen oder auch nur ahnen ließ, mich unterzuordnen, dabei sorgend, daß Begriffenes mit mir Unbegreiflichem nebeneinander mich nicht nur friedlich, sondern auch muthig erhalte. — Zu bestätigen habe ich nun allerdings: was ich von der Spinoza-Fichte-Schelling'schen Lehre heimtrug, blieb mir fremd, mehr eine geschlossene als geöffnete Pforte zum Lebenswege, und als ich Jahre nachher in Berlin Fichte's Zuhörer war bei seinen Vorträgen, meinte ich auch, offenbar einen Andern zu entdecken als Jenen, den ich mir einst angelesen hatte. Zu beweisen ist auch wohl in Bezug auf Jena und Berlin, daß hier der allzeit redlich tief- und aufstrebsame Fichte wirklich nicht Derselbe war als dort, völlig unbeschadet seiner Ehrenhaftigkeit. — Bin ich indeß noch jetzt, nachdem ich in Berlin bis zu Hegel Gast-Zuhörer war, von Erkenntniß und Anerkenntniß eines „Absoluten" der Wissenschaft sehr entfernt, glaube ich doch mich nicht berechtigt, da zu urtheilen, wo ich der Dinge nicht Meister werden konnte. Wer ein Etwas oder Vieles nicht verstanden hat, darf deshalb gewiß nicht bestreiten, daß nützliches Verstehen Andern gelinge, obschon darüber die Einbildung manchem Weisheitsschüler die Einsicht nur vorspiegelt. Wie dem sey, hier habe ich es mit meiner Eigenthümlichkeit zu thun, und die ging frühzeitig gern aus dem Wege, wenn es schien, man werde da oder dort eigentlich nur Lastträger zu einem Babelsthurm. Zunächst brauchte ich bei meinem Doppel-

streben unzweifelhaft mehr Stunden zum Vorwärtskommen im anwendbar Thätigen als ein forschendes Untersuchen über das mir bedingt Unwesentliche; ich schritt also in Jena und überall der sachlichen und gemüthlichen Theologie entgegen, nahm daneben in mir nur auf, was an Verbindung des Wissens die künftige Prüfung voraus verlangte. —

Der Bibel war ich oberflächlich kundig durch wiederholtes Lesen, den Lerninhalt übereinkömmlicher Glaubenssätze brachte ich im Gedächtniß mit nach der Universität. Paulus half allmälig zu tieferer Eindringlichkeit, überwiegend vermöge seiner auf umfassender Kenntniß des Morgenlandes und der Geburtsstätten des Christenthums gegründeten Erläuterungen. Von ihm, Griesbach und Niethammer war mehr zu empfangen, als sich in einer Dreijahrszeit — meinerseits nicht ohne unvermeidliche Verlängerung der Freiwochen — erschöpfend mir aneignen ließ. Ich sammelte geistig ein, so viel ich nach Innen und auf dem Papier zu erwerben vermochte, folgte der Umsicht nach den Richtungen gesunder Aufklärung, entfernt von einer anmaßlichen, wodurch vermöge öffentlicher Stimmen der überspannten Wohlmeinenden und dünkelhaften Erleuchter aus heißen Kämpfen fieberhaftes Aufregen im Volk ansteckend war. Niethammer gab im Geistigen dem Uebersinnlichen sein Recht, ebenso dem Irdischen, zum Lebensgenuß Erreichbaren, ohne dem seelischen das sachliche Besitzthum voranzustellen, geschichtlich warnend sogar einer Zukunft gedenkend, die in Vortheilssucht der Gemüthswelt zerstörend seyn

könne, und er ist nachher im Zeitenlauf meiner Erinnerung zuweilen wie ein Verkündiger erschienen. — Auf demselben Wege, jedoch etwas abgeschränkter, wandelte auch der schon fast sechzigjährige Griesbach, dessen Muth, unerhitzt vom Weisheitshader um sich her glaubenstreu zu bleiben, mitunter Zaghaftigkeit genannt wurde, was mir aber seine grundklare Strenge im Rechtlichen bei vorherrschender Gutmüthigkeit widerlegte. Griesbach war nicht nur in dem von ihm vielseitig durchforschten neuen Testament gelehrt fest, es war, als ob man bei seinen Vorträgen empfände, er lebe und schaffe, ohne innerhalb des Offenbarungsglaubens abergläubig zu seyn, völlig im ursprünglichen Christenthum. In meiner eigenwesigen Entwickelung erfaßte ich aber, was dem Geistigen angehört, oft heller mit dem immer wachen Gefühl als mit dem bis zum Ermüden nachgrabenden Denken, und wo Beides Eins wurde, fand ich mich am wohlsten geschützt und gestützt. — Die damals kreisende Folgerung: „Jeder wird ein Gegebenes des Denkens anders denken und anders denken müssen, um es selbst zu denken", hatte für mich zwar die Wahrheit: was nicht durch Selbsterkenntniß bestätigt ist, hat man nicht; aber das Gegebene war manchmal der Art, um zu fürchten, es gleiche in der Lösung dem Auffinden des genauen Vierecks im Rund. — So viel Anschau der Weltverhältnisse, als mir in solcher Jugend genügend seyn mußte, sollte nicht die Zerfahrenheit einen Eingang gewinnen, empfing ich von jenen drei auch in ihrem Thun entschieden pflichtwackeren

Männern, ohne mich auf eine Spaltung einzulassen dadurch, gleich vom Lehrstuhl aus ein Sicherungsgeleit zur Weisheit haben zu wollen vor der Erfahrung, die es auch dem schlußfertigsten Denkgelehrten beibringt, daß sie zuweilen eine härtere Lehrmeisterin ist als die Noth. — Nach Dem, was mir noch in hohem Alter aus Kopf und Herzen hervorklingt als Ueberzeugung von Sonst und Jetzt, wird ersichtlich, wie leid es mir war, daß Paulus und Niethammer Jena verließen und als Berufene nach Würzburg zogen, ehe ich mich von der Universität losbinden konnte.

Neben dem Wissenschaftlichen verwendete ich jede ihm abzumühende Zeit zum Holzschnitt, war täglich bis zu vierzehn Stunden, nicht selten noch länger in Thätigkeit. Die Großmutter gab ihre Unterstützung nur noch auf zwei Jahre; meine Arbeiten lohnten jedoch, namentlich durch Abgüsse von den Holzschnitt-Platten, so weit, daß ich die Lernerfordernisse, den Zins für mein Hofstübchen und das Mittagessen bei dem Hauswirth, auch die andern geringen Bedürfnisse bezahlen, der Familie manchen Erwerb überlassen konnte. Um burschenschaftliche Ordensverbindungen — zwar verboten, aber nachsichtig geduldet — bekümmerte ich mich nicht, und zu Gasthaus-Besuchen taugte ich nicht, weil ich bis zum achtzehnten Jahr weder Bier noch Wein trank. Einzelne Lerngenossen, denen die kargen Geldmittel ebenfalls Zügel anlegten, wurden mir vertraut, zum Theil mit überströmender Zuneigung in schwärmerischer Freundschaft, als ob der Göttinger Hainbund in Jena nachwirke, und be-

sonders begünstigte Einer, Johann Böschel, sechs Jahre älter und schulfester als ich, mit allem Genaueren mein Vorwärtseilen. — Spaziergänge in Spätabenden, vorzugsweise bei Mondschein, wenn fast aus jedem Gebüsch nach derzeitigem Gemüthsdrang das Waldhorn, von jedem Strome die Flöte in einfachen Tönen sich vernehmen ließ, wurden zu labender Erholung in unterstützend erläuternden Gesprächen. Inneres Genießen ohne äußeren Aufwand, schon mit einem Grad von Gleichmuth verstärkt, machte auch schlechtes Wetter zum guten, winterliches mild, enges Gemach zur Freistätte, das derzeit nur dämmernde Lampenlicht zur Sonne. — O wie empfänglich für den Zauberschein sind die täuschenden und dennoch beglückenden Träume und Wünsche auch der an Entsagung gewöhnten Jugend!

Mit Händeln blieb ich verschont, eine einzige Verwickelung kurz nach meiner Ankunft in Jena ausgenommen. Es befand sich eben eine junge Harfenistin dort mit ihrem die Flöte blasenden Bruder, dem man diese Verwandtschaft wegen anderer Bezüglichkeiten streitig machte, was ich nicht wußte, mir außerdem gleichgültig seyn konnte. Bei ihrem Zusammenspiel war auch ich Zuhörer; ein paar Studenten behandelten das ihnen vielleicht schon bekanntere Mädchen unanständig, das reizte mein für Frauenwerth anhängliches Gefühl zur Abwehr, zur Heftigkeit, und mir entfuhr ein derbes Wort. Wüthig Geschrei erhob sich, es hieß, ich solle und müsse mich schlagen, oder — nun, das Entgegengesetzte, eine vorgeschriebene mich

beschimpfende Abbitte, war mir unerfüllbar. Nie hatte ich bis dahin eine Waffe in der Hand gehabt, wollte ich aber nicht in Verruf kommen, war ich zum Bereitseyn gezwungen. Gnädigst bewilligte man mir eine Uebungsfrist von sechs Wochen, ich führte aber dann den Schläger noch immer sehr unbeholfen, empfing einen leichten Hieb rechts über die Stirn, der Gegner in demselben Augenblick über die linke Hand, und die Genugthuung war fertig. Das Urtheil lautete: wir hätten uns Beide stümperlich geschlagen; damit befriedigte sich mein Ehrtrieb vollkommen, der Andere wurde grimmig, was zwischen einem Dritten und Vierten aus dem Wort wieder ein Degengefecht in freudige Aussicht stellte, zur gefälligen Abwechselung auf den Stoß. Diesen auch schlecht einzuüben, dazu hatte meine mißrathene Fechtkunst niemals Gelegenheit, trotzdem, daß ich im Jahre 1812 Landsturm-Lieutenant wurde. — Uebersichtlich herrschte, nebenher gesagt, im Burschenleben der Jenenser nur ausnahmlich Rohheit, und dann gewahrte man die Rädelsführer bei derselben Verbrüderung.

Mit den Professoren und Personen höheren Standes wurde ich in ihren Familienkreisen nicht bekannt; hier eingeführt zu werden bedurfte man Empfehlungen, die mir fehlten, und stattliche Kleider, für die ich den Aufwand scheuen mußte. Doch habe ich, freilich nur im Hin- und Herschreiten über die Straße, und ohne die mir nachmals gewordene Näherung zu ahnen, Goethe und Schiller gesehen. Schon hatte Dieser seine Wohnung in Weimar, besuchte aber

mehrmals den von Eutin nach Jena gekommenen alten Voß, den ich auch sah, ebenfalls seine achtungswürdige Hausfrau Ernestine, die ich erst lange nach ihrem Hinscheiden durch Bücherkunde sehr lieb gewann. Goethe war, wie man mir einflüsterte, dem vielen Grüßen abhold, ich lüftete bei dem Begegnen aber stets meine Mütze, und er dankte mir in vornehmer Haltung mit anmuthiger Handbewegung. Unbekannt war es mir geblieben, daß er in einem Bericht über die Weimarer Kunstausstellung meine Holzschnitte bereits 1802 freundlichst erwähnt hatte, in Folge der ihm durch Zelter eingehändigten Abdrücke, die mit zur Ansicht kamen bei jener Ausstellung. — Nach dem mir einst nicht erreichbaren Schluß von „Wilhelm Meister" brauchte ich Goethe nicht zu fragen, über diese von Berlin mitgenommene Unruhe las ich in Wittenberg mich hinweg.

Während meines Aufenthalts in Jena ergriff ich zum Erstenmal die Feder für die Oeffentlichkeit. Die „Allgemeine Zeitung Nr. 235 vom 23. August 1802" enthält in dem Bericht: „Blicke auf die Leipziger Jubilatemesse" die Mittheilung:

„Unger bildete einen Schüler, dessen Fortschritte man schon jetzt den Triumph der wiedererweckten Holzschneidekunst nennen kann. Der gewinnvolle Gubitz hat seinen Künstlerruf durch einen Holzschnitt, eine Mondnacht vorstellend, trefflich beurkundet. Im Maistück des „Brennus", einer sehr empfehlungswürdigen Berlinischen Monatsschrift, ist dies Probestück, worin

man den glücklichen Nebenbuhler der Hewits und Andersons erkennt, als Titelkupfer gegeben worden."

Ohne die haltlosen Angaben umständlich zu behandeln, entgegnete ich auf Grund der Wahrheit und seltener Anwesenheit in Berlin, daß ich nie Schüler Unger's war, noch seyn, nur von meinem Vater haben könne, was mich neben allgemeinem Betrachten zu meinen Kunstversuchen geleitet habe.

Die Beschäftigung im Holzschnitt steigerte sich im Jahr 1803 besonders durch den alten Kunstkenner Christian von Mecheln, die Buchhändler Cotta, Gräff und Vieweg, und nächstdem knüpften sich die ersten Geschäftsverbindungen an mit Firmin Didot in Paris und Ackermann in London. Vermochte ich nicht, meiner Arbeitszeit alle Anträge einzuschalten, immer war es mir Freude, die aber verleidet wurde durch zeitschriftliche Angriffe aus dem Bereich mehrerer verbündeten Kupferstecher. Nun mußte ich öfter schriftstellern, um mich zu wehren gegen die Behauptung, daß der Holzschnitt sich überlebt habe, jetzt fast völlig unnütz sey. Die ersten öffentlichen Angriffe berühren schmerzlich, doch mag dieser, in verschiedene Tagesblätter eingedrungene, Seitens der Widersacher mit wachsender Erbitterung ausgestattete Streit den Eindruck meiner Arbeiten eher verstärkt als geschwächt haben, indem sich dafür die Aufmerksamkeit eifriger und rascher ausbreitete. Mir aber waren die Selbstvertheidigungen eben so lästig als mißstimmend, und so dienten diese Anfechtungen

nur dem Entschluß, in meinem Zukunftsplan den Landprediger nicht wegzustreichen.

Gegen Michaelis 1803 wanderte ich wieder nach Berlin, und war durch die von Krankheit des Vaters und geschwisterliche Mißgriffe vervielfachten Anforderungen noch immer in bedrängter Lage; für mich allein wäre mein Erwerb mehr als hinlänglich gewesen. — Da saß ich eines Tages emsig vor einer Platte, als mich im reinlich dürftigen Stübchen ein Besuch überraschte. Es war der Erzieher des Prinzen Friedrich von Preußen, der nachmalige Geheime Rath Julius Reimann, und der Prinz kam mit ihm. Jener sammelte Abdrücke meiner Holzschnitte, wollte nun auch deren Entstehen seinem fürstlichen Zögling anschaulich machen und hatte nicht geglaubt, einen Siebzehnjährigen zu sehen. Er bat mich, weiter zu arbeiten, ich erklärte, was zu erklären war; auf Befragen gab ich dann Bescheid über mein Bestreben und Ziel. Gemüthlich forschend belebte Reimann das Gespräch, mir aber stockte die Rede in ängstlicher Verlegenheit bei der Einladung zu einem Abendessen, denn ich besaß kein Kleid für solche Gesellschaft: stumm mich verbeugen, das war Alles, was ich in der Bestürzung zu thun vermochte. Unzweifelhaft erkannte Reimann mein beengtes Verhältniß, mir im Mitempfinden die Hand reichend, wünschte er für ein paar Tage mein Musterbuch, um es den höchsten Personen vorlegen zu können. Ich erhielt es zurück mit einem Geschenk von zehn Friedrichsd'or, verbesserte ohne Erschöpfung des unerwarteten Schatzes

meinen Anzug, war auch vor dem abermaligen Scheiden von Berlin im Prinzen-Palais, bei Mitanwesenheit des damals neunjährigen Fürstensohnes, noch Gast Reimann's, der mir ein treuer Freund wurde, sich als treuer Freund bewährte bis zu seinem Tode, und meine vollste Dankbarkeit feiert sein Andenken. — Vor meiner Rückreise noch Jena, zum Schluß meiner Universitätszeit, sagte er mir: der König wünsche Abdrücke meiner neuesten Arbeiten im Holzschnitt zu besitzen; da fand ich zur Sendung mich verpflichtet. Sie konnte Anfangs December 1803 geschehen, und ich hatte bald nach den Weihnachtstagen die Freude, in einem Päckchen aus der elterlichen Heimath das folgende erste Kabinetsschreiben zu empfangen:

„Seine Königliche Majestät von Preußen lassen dem Fleiße des p. Gubitz gern auch Deroseits das Zeugniß widerfahren, daß diese Arbeiten schön ausgefallen sind, und wünschen dabey, daß der p. Gubitz in den beikommenden Zehn Stück Friedr d'or eben so sehr eine Aufmunterung für seinen Fleiß, wie eine Bestätigung jener Allerhöchsten Zufriedenheit in Empfang nehmen möge.

Berlin, den 22. Dezember 1803.

Friedrich Wilhelm."

Bei jenem Aufenthalt in Berlin überwältigte mich zuweilen ein Leidgefühl: es war mir, als müsse ich Abschied nehmen von dem Wenigen, was ich kindliche Unbefangenheit nennen konnte, und dies Empfinden erregte sich hauptsächlich durch Blicke aus dem Fenster, wo ich arbeitete. Die elterliche Wohnung war,

da jene in Unger's Hause andere Bestimmung erhielt, seitdem „am Bauhof", an einem in jener Zeit vernachläßigten, ungepflasterten, nur mit wenigen Häusern bebauten Stadttheil, wo im Winter kaum ein Fußsteig zu finden war. Nebenan stand das sogenannte „Spukhaus", mit seinen zertrümmerten Fensterscheiben und verwitterten Gestein im Eindruck schauerlich genug. Den gespenstischen Verruf empfing es, der Sage nach, weil dort ein Diener gewohnt habe, der in nicht unbegründetem Außersichseyn im Eigenthum seines Herrn Feuer anlegte. Zwar verlor durch den Brand kein Mensch das Leben, der Verbrecher aber war nach dem Gesetz zum Scheiterhaufen verurtheilt, vom Kammergericht dann ein Gnadengesuch eingereicht bei Friedrich II. wenige Wochen vor dessen Hinscheiden; der König bestand jedoch darauf, das Gesetz müsse sein volles Recht haben. Der Verurtheilte wurde verbrannt, sein Herr, den der sich forterbende Volksglaube an der Veranlassung zu der Frevelthat betheiligte, verließ in Erschütterung sein Besitzthum, und soll dies Haus verwünscht haben. Diese Hindeutung auf das nachbarliche „Spukhaus" mag nebenher beitragen zu dem Bilde jener Gegend in verschollenen Tagen. — Gegenüber unserer Wohnung bot sich die Aussicht auf den mit einer hohen, auch schon altersmürben Mauer umschirmten Garten, der zum Schloßgebäude des Prinzen Heinrich, Bruder Friedrich des Großen gehörte. Das sehr weitläufige Bauwerk war nur von des Prinzen, bald nach der Vermählung verlasse-

nen Gemahlin, Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Kassel, und ihrer aus wenigen Personen bestehenden Umgebung bewohnt: dort und im Garten machte sich Oede auffallend. Nur selten schlich die greise Herrin, begleitet von einer Hofdame und drei Hündchen, unter den kräftigschönen köstlichen Bäumen fast lautlos umher: dann durfte Niemand sich nahen. Zu anderer Zeit gönnte man den untergeordneten Dienstleuten ziemliche Freiheit im Garten, wohin mich der Enkel des Kastellans, Heinrich Kray, gern mit hineinnahm zu seinen, mir an Jahren überlegenen Bekannten, wenn ich wieder Berlin besuchte. Dort wurde nun in einem Rundtheil Allerlei vorgelesen; einmal Abends bei reinstem Vollmondslicht erkühnte man sich auch zu einer Darstellung von „Schiller's Räuber". Des Schlosses, vom Garten aus linker Flügel, der verwahrloste, diente zum Thurm für den „alten Moor" und „Franz"; die „Amalia" spielte der mädchenscheinige und feinstimmige Kastellans Enkel, dessen Zukunft ihn zum Steuer-Rath erhob, und die ganze sehr andächtige Zuhörerschaft bestand aus der Familie des Großvaters und der sämmtlichen Schloß-Dienerschaft bis zur Küchenmagd. — Der Prinz Heinrich kam alljährlich von seinem Rheinsberg nur für einige Tage, wenn Soldaten-Musterung anbefohlen war, nach Berlin; dann stand sein Regiment im Schloß-Vorhofe nach der Straßenseite, der Prinz, von Offizieren umringt, zeigte sich oben auf dem Gitter-Vortritt, und jeder Soldat empfing ein Dreierbrödchen und ein Glas des besten Brantweins, man

nannte ihn Citronen-Liqueur. Den Offizieren gab der Prinz ein Festmahl, das, laut Aussage des Kastellan-Enkels, vor Mitternacht nicht ende. Da hatte ich nun einmal im Vorhofe die Brödchen austheilen helfen, und gegen Abend spielten wir in einem völlig geräthlosen Saal des verwahrlosten Schloßflügels Kegel. Plötzlich öffnete sich eine der Thüren — der Saal hatte deren vier — und rasch trat der Prinz herein. Erschrocken wollten wir entwischen, die nächste Thür war aber verschlossen, und wir vernahmen den Zuruf: „Halt da, keine Desertion! Ich hörte Spektakel, was macht Ihr?" — Wir mußten stehen, zitternd berichtete der Kastellans-Enkel das Nöthige, und der Prinz erwiederte lachend: „Poltrons Ihr, kegelt weiter, ich werde Societair. Wie hoch?" — „Um Geld spielen wir nicht, Majestät!" antwortete ich etwa Dreizehnjähriger. Er lachte ärger, mir unbewußt lachte er natürlich mich aus, weil ich in meiner Unkenntniß der Titelei mit dem Zueignungsworte ihn erhöht hatte, und entgegnete nun: „Eh bien! Ich spiele gewiß miserabel, Ihr könnt's riskiren!" — Wir mußten uns fügen; dem berühmten Feldherrn gehorchte die Kegelkugel in Wahrheit „miserabel", und nachdem er eine Weile den Spaß mit Geduld versuchte, sagte er heiter: „Ich kaufe mich los, da theilt's!" Er warf zwei Thaler auf ein Fensterbrett. Im August 1802 war Prinz Heinrich gestorben, 1803 das Schloß noch mehr verödet; von den damaligen Bekannten sah ich keinen, einer von ihnen hatte sich erschossen, ich erfuhr den Grund nicht. Mit

Unheimlichkeit durchschritt ich ein paar Mal die noch einsameren Baumgänge und dachte traurig des Vergangenen. — Jetzt ist der Garten nicht mehr ummauert; „Kastanien-Wäldchen" genannt, wurde er zu freiem Wege, und das einst wüste Schloß zum ausgezeichnet schönen Universitäts-Gebäude, worin man hoffentlich allem Wüsten den Einlaß verwehrt.

Im October 1803 zog der Trieb zur Kanzel die Hälfte meiner Thätigkeit zurück nach Jena, wo ich nun allmälig strichweise mich vorbereitete zur Prüfung. Böschel hatte sie überstanden, nachholend und vorschiebend blieb er mir kerngetreu, damit ich unaufgehalten den Universitätslauf beschließen könne. Fast peinlich besorgt plagte er mich, „um bei dem Examen nicht examinirt zu seyn", wie er sich ausdrückte, rück- und vorwärts mit Interpretation, Exegese und Hermeneutik mehr als die Prüfung selber; jedenfalls habe ich jedoch seinen weitsichtigen Beistand gebührend herzlich zu achten. Für den März nächsten Jahres war mir die Prüfung verheißen, aber die Krankheit meiner Großmutter, dann wieder die meines Vaters, rief mich erst nach Heinrichs und von dort nach Berlin in dem harten Winter von 1803 zu 1804. Aufgethürmt lag Schnee im Wege, ich konnte nicht durch, mußte mich zum Postwagen wenden, was nicht durchgängig zu überwinden war: mein Leibliches empörte sich greulich. Hinfällig erreichte ich Berlin, und ward nicht sogleich meiner Kräfte mächtig. Eben war der Leipziger Buchhändler Gräff in Preußens Residenz, erkund-

schaftete die Wohnung meiner Eltern, und fand mich sehr angegriffen. Der mir Wohlwollende sagte: „Ihres Vaters Zustand hat sich gebessert, und Sie haben sich überarbeitet, mir auch zum Nutzen; ich halte mich verpflichtet, Ihnen eine Nachzahlung zu machen, dann sind Sie besser bei Kasse, kommen aber zu Ihrer Erholung mit mir nach Leipzig, wohnen bei mir so, daß sie dort auch arbeiten können. Ich nehme hier ein Miethsgespann, unterweges kehren wir ein, so oft Sie wollen, und hoffentlich gewöhnen Sie sich bei solcher Reiseart an den Wagen." — Der Vorschlag war allseitig annehmlich; wir brauchten fünf Tage bis Leipzig, übernachteten ein paar Mal im Dorfkrug, namentlich auch in Krobstädt, wo Gräff mir einen noch sehr lebenslustigen hundertjährigen Greis vorstellte. Der wollte wissen: wer ich sey, und nach Gräff's Antwort: „Ein Künstler", fragte Jener: „Herr Je, wird heut schon gespielt?" Er kannte als Künstler nur Puppenspieler, und obschon ich bei meinem Fahrübel zum Lachen nicht geneigt war, es brach doch durch. Die Holprigkeit, die Schmutz- und Sandtiefen derzeitiger Landstraßen im Winter, nebst dem Aermlichen der Wirthshäuser, würde jetzt gewiß Mancher in der Beschreibung für fabelhaft halten. Wo wir hinkamen, war fast nichts zu haben als Kohlrüben und Eier; hinsichtlich der Wege sey aber nur erwähnt, daß wir vor dem Thor der Pleißestadt noch das Unheil hatten, bei Thauwetter mit dem Wagen umgeworfen zu werden. Mehr durchnäßt als Gräff fuhr ich dort ein, das so be-

dächtig angeordnete Fahren hatte aber doch das Widerstreben meines aufrührerischen Blutes nicht überwunden.

Gräff bewohnte ein ganzes, hohes, nur dreifenstriges Haus bei den anmuthigen Gängen zwischen Bäumen und Gebüsch vor der Stadt; mir wurde, nur eine Treppe hinauf, das beste Geräum zugetheilt, wo ich, an gewöhnlichem Tischchen, mit meinem wenigen Werkzeug an einer Holzschnitt-Platte für Gräff, zu dem neuesten Roman der Christiane Sophie Ludwig, mich beschäftigte. Abends hatte er Gäste, oder wir waren es außerhalb; so wurde ich, immer wohlwollend begrüßt, mit mehreren Schriftstellern bekannt, nenne jedoch nur Mahlmann und Rochlitz, weil dies erste Zusammenkommen der Anlaß einer dauernden Verbindung wurde. Bei Rochlitz war ich gastlicher Zuhörer einer Gesangs-Ausführung; dann saß als Tischnachbar neben mir ein Weimaraner, ein auch noch junger, zufolge meiner nachträglichen Auffassung etwas irrlichterisch leicht auflodernder Herr v. Lynker. Im allgemeinen Gespräch war daran erinnert worden, daß Goethe schon über mich geschrieben habe — ich erfuhr es erst hier — und Rochlitz meinte: man müsse mir rathen, auf dem Wege nach Jena zuvor im geistigen Glanzpunkt Weimar einzukehren. Herr v. Lynker war erbötig mich in seinem Wagen mitzunehmen, blieb auch dabei, als ich ihn mit meinen Fahrfährlichkeiten warnte. Die mir erweckte Hoffnung, unsere Lieblingsdichter in ihrem heimischen Selbstwesen kennen zu lernen, mischte sich mit dem

Zureden, von **Rochlitz** und **Mahlmann** wurde ich mit Empfehlungsbriefen ausgestattet, und ein paar Tage später folgte ich meinem gefälligen, aber unzweifelhaft der Seltsamkeit anhänglichen Entführer. Die Landstraße war minder schlimm, abwechselnd ließ sich laufen; Herr v. **Lynker** that es mit mir, so daß ich ungeschwächt in das damals durch Geistespflege bevorzugte sogenannte Ilm-Athen eintrat. Unterweges bedauerte mein freigebiger Beschützer, daß ich **Herder** nicht mehr sehen würde — er schilderte ihn als tödtlich krank — versprach, mich mit **Wieland** und **Schiller** in Näherung zu bringen; im Bezug auf **Goethe** sey ihm dies aus Familienrücksichten schwierig, man müsse abwarten, wie es sich einfädeln lasse. Ich berief mich auf die Empfehlungsbriefe, er meinte: sie würden, weil der, immer in mannigfachen Verwickelungen thätige **Goethe** durch die Faschingstage noch mehr „im reißenden Strom der Anforderungen sey", höchstens zu viertelstündigem Empfang bei dem Staatsmann nutzen. Schon damit erklärte ich mich einigermaßen zufrieden, **Lynker** äußerte aber, auch ein solcher Erfolg wäre noch zu bezweifeln, man müsse versuchen, ihn irgendwie zu überraschen. — Meinerseits wurde auch noch unterweges erzählt, daß ich in Jena **Goethe** und **Schiller** gesehen, doch auch nur gesehen, hinsichtlich **Schiller's** jedoch selbstverknüpft im Juni 1803 ein Lauchstädter Abenteuerchen mit erlebt habe. Dies wurde von einem Hallenser Studenten Ludwig **Krahn**, der im Jahr 1849 als Prediger starb, aufgezeichnet und die Handschrift mir,

dem Jugendbekannten vom prinzlichen Schloßgarten her, geschenkt. Seine getreue Schilderung macht jede andere entbehrlich, und ihm zum Weihandenken werde sie hier erneuert eingefügt nach der Vorbemerkung, daß von der ersten Darstellung des Trauerspiels „Die Braut von Messina“, also auch von der ersten Begeisterung dafür die Rede ist.

„Im großen Zuge waren wir Hallenser Studenten nach Lauchstädt gekommen, um auf dem dortigen Theater in Gegenwart Schiller's dessen „Braut von Messina“ aufführen zu sehen. Voll Erwartung des hohen geistigen Genusses war in uns viel Unruhe, und der kleine Badeort, wo die Steifheit sich sehr spreizte und die Schranken eitlen Weltlebens unter den Gästen schroff aufstiegen, machte sich uns viel zu enge. Glücklicherweise dachte keiner der Burschen an das Hazardspiel, wir schwärmten umher. — — Abends waren wir frühzeitig im Theater, und empfingen in schmetterndem Ruf bei Hand- und Fußgetöse den Dichter, der uns mit allen Gedanken und Gefühlen „weg hatte“, wie es in unserer damaligen Redeweise hieß. Das war eine Vorstellung, wie ich nie wieder erlebte und auch wohl nie wieder erleben werde, denn der Himmel sorgte für eine ungeheure Steigerung des Eindrucks. Die gewaltige Tragödie rückte unter der aufmerksamsten und gespanntesten Stille der gedrängten Zuschauer noch nicht bis zur Mitte vor, da erschütterte ein mächtiger Donnerschlag das nur aus dünnen Mauern bestehende Schauspielhaus, und der wie ein Wolkenbruch niederstürzende

Regen verbreitete bei rasch sich folgendem fast unaufhörlichem Donnergekrach ein solches Rauschen, daß man oft die Schauspieler gar nicht mehr hörte. Ein Theil der Zuschauer flüchtete, die Frauen mit Angstgeschrei, aus dem Hause, ich weiß nicht wohin. Die Schauspieler, anfangs äußerst bestürzt, faßten wieder Muth, aber sie bebten doch auch merkbar bei bezugreichen Stellen, so namentlich der „Chor-Anführer", als er während des wirklichen Donnergerolles zu sprechen hatte:

„Wenn Wolken sich thürmend den Himmel schwärzen,
Wenn dumpftosend der Donner hallt,
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt."

Das Grausen steigerte sich bei dem bald darauf folgenden Mutterfluch der „Isabella", und es erreichte den höchsten Grad, als ihr Schmerz sich wider die Himmelsmächte selbst empört, Gottheit und Natur ihr sinnlos scheinen und der Chor ihr zuruft:

„Halt' ein, Unglückliche! — die Götter leben,
Erkenne sie, die dich furchtbar umgeben!"

Wer von da an in dem Werke nachliest, der mag's versuchen, sich einen Begriff zu machen von dem Entsetzen, das bei dem fortdauernden Gewittertosen durch alle Herzen zog; rings todtenbleiche Gesichter, Jedem stockte der Athem: auch Schiller saß in seiner Loge wie versteint. Ich habe nie einen solchen, ich möchte sagen überirdischen Schauder empfunden, und er wirkt noch jetzt nach bei heftigem Gewitter, weil mich dann immer die Erinnerung an den Theater-

abend in Lauchstädt fieberhaft anfaßt, obwohl nach der Vorstellung eine unermeßliche Fröhlichkeit folgte. Der Himmel hatte jede Spur von dunkler Decke abgeschüttelt, glänzende Sterne leuchteten auf jubelnden Verkehr. Zu uns Hallensern hatten sich auch Leipziger und Jenenser Studenten gesellt, und als der unvermeidliche Ball überstanden war, zogen wir zusammt vor die Fenster Schiller's, und brachten ihm ein Halloh mit Gesang und Musik. So viel wir konnten, rückten wir ihm auch auf die Stube, wo sich der von uns tüchtig angelärmte große Dichter burschikos liebenswürdig benahm, wonach Einer der Unsrigen ihn keck einlud zu einem Mahle, das der reiche Vater eines Commilitonen in seinem Gartensaale uns anrichtete. Schiller lehnte zwar die Einladung ab, zögerte indeß doch einen Augenblick, so daß, nachdem wir abgezogen waren, ich der Meinung war, eine Deputation an ihn würde nachträglich unsern Wunsch durchsetzen. Im Nu bildete sich die Deputation, die ihren Sprecher wählte. Wir fanden den Dichter, wie er eben in's Bett steigen wollte, und was ihm nun mit klopfendem Herzen in ängstlicher Verlegenheit gesagt wurde, müßt' ein Anderer wissen, sonst ist's für ewige Zeiten vergessen, woran ganz und gar nichts liegt. Denn das Reden hat gewiß nicht so viel geholfen als der tolle Einfall anderer Kerle, von denen jeder ein Stück der Kleider Schiller's ergriff, der Nächststehende auch mir eines über meine eben noch in rhetorischer Geberde ausgestreckten Hände warf, so daß wir Alle den Eingela-

denen umgaben wie Kammerdiener, bereit ihn anzuziehen. Das Gelächter Schiller's machte uns dreister, und fast willenlos fuhr er in die Kleider. Mehr gezogen und getragen als gehend brachten wir ihn richtig in den Saal, wo uns ein überschwengliches Jauchzen empfing. Fast eine Stunde blieb Schiller bei uns, wahrhaftig ein Bursche unter Burschen. Er sprach uns auch an, daß wir diesen Enthusiasmus, als nothwendig für die Bühne und die geistigen Bestrebungen überhaupt, bewahren und möglichst mittheilen möchten, da die Volksmasse gar zu leicht von etwas festtäglichem Aufschwunge sich so angegriffen fühle, daß sie rasch wieder einem alltäglichen Seelenschlummer verfalle. Die Vivats, versteht sich, rissen während der Anwesenheit des Dichters gar nicht ab, und er mußte sich gefallen lassen, sein herrliches Lied: „Freude, schöner Götterfunken" nicht in vollendetster Harmonie zu hören. Damit zum Schluß gekommen, trat ein Senior der Burschenschaft auf einen Stuhl und sang bei erhobenem Glase, mit einer Stimme, die zwar kein Erdbeben, aber doch das Zittern der Saalwände veranlaßte:

„Laßt den Schaum zum Himmel spritzen,
Dieses Glas dem guten Geist!"
Der mit kühner Wahrheit Blitzen
Macht des Wahns und Trugs zerreißt.
Mit dem Donnerkeil der Rede
Treffet, was die Welt bethört,
Allem Schlechten ew'ge Fehde,
Das, ihr Bursche, hört und schwört!

Mag in unsern Adern toben,
Was zur Klärung noch erst gährt,
Daß sich guter Geist bewährt,
Schwören wir dem Geist dort oben!"

Die letzten vier Zeilen wurden vom Chorus wiederholt und der Senior that sich besonders auf den Schluß etwas zu Gute, indem er erst gen Himmel und dann auf Schiller wies, der begreiflich oben an der Tafel saß. Nach dem Gesange folgte ein Händedrücken und Umarmen, dem sich sogar auch unser Dichter fügte, und ließ sich bei dem uns zu Gebot stehenden Rebensaft von zum Himmel spritzenden Schaum nichts verspüren - man war selig bei ehrlichem Naumburger — schäumte es doch in uns. Wir blieben, als auf seinen Wunsch Schiller nur von Wenigen und ohne Getöse zurück nach seiner Wohnung begleitet worden war, in Saus und Braus bis zum hellen Morgen, wo wir es uns dann nicht nehmen ließen, unsern Abgott nochmals mit Gesang und Musik zu stören. — Es war eine schöne Zeit der Begeisterung, und wollte Gott, sie kehrte uns wieder durch Dichter, die sich ebenbürtig jener Vergangenheit und ihren Verewigten anreihen könnten, so wie durch eine Theilnahme im Volk, die, sey sie auch etwas übersprudelnd wie damals, doch mit gesunder Natur aus Seele und Leib hervorbricht."

Bei Allem, was Krahn berichtete, war ich, obschon erst Nachmittags zufolge der Anmahnung des Jugendfreundes in Lauchstädt angelangt, zugegen; die angefügten Reime zu „Freude, schöner Götterfunken", ein Erzeugniß des Augenblicks, sind von mir, und ich

habe auch unvermeidlich Wein nippen müssen bei den ungezählten Lebehochs.

In Weimar wurde ich zuerst bei Wieland eingeführt; dem Altwürdigen war ich nur durch Buchhandels-Anzeigen bekannt, was mir genügte. Im Gespräch offenbarte er sich sehr bedrückt vom Tode seiner Frau, weshalb er das Gut Osmanstädt verkauft habe, und wieder in der Stadt wohne, um nicht noch mehr an Erinnerungen zu leiden. In seinem Arbeitszimmer hafteten meine Blicke an einem kleinen Holz-Bildwerk: eine sitzende Gestalt in römischer Tracht. Wieland sagte mir: es sey Voltaire, und nachdem ich die Frage: ob ich dessen Schriften kenne, mit Nein zu beantworten hatte, empfahl er sie mir als besten Leitfaden zu der Franzosen Geist und Sprache, was hinsichtlich dieser unbedingt an rechter Stelle war, denn mich im Französischen zu üben, dazu fehlte mir bis dahin die Gelegenheit. Jetzt hätte ich jene Frage mit Ja zu beantworten, müßte aber gestehen, daß ich zwar an Voltaire die zeitgeschichtlichen, für die Franzosen auch volksgemäßen Vorzüge nicht unterschätze, im Allgemeinen ihm jedoch mehr ab- als zugewandt sey.

Durch Vermittelung des Herrn v. Lynker war ich in einer Abendgesellschaft von etwa funfzehn Personen, Männer und Frauen, mit Schiller beisammen. Er trat verspätet ein, man hatte auf ihn gewartet, und rechtfertigte ihn damit, daß er ganz in sein neues Werk „Tell" vertieft sey. Seine Erscheinung trug auffallender noch als vor nicht vollen acht

Monaten Spuren abzehrender Krankheit zur Schau: mir wurde schmerzlich bei dem Anblick. Ihm vorgestellt, wagte ich eine Hindeutung auf die Begegniß in Lauchstädt, mit dem Bekennen meiner Mitschuld an dem Ueberfall. „Ei", erwiderte **Schiller**, „mein Schwabengemüth hat mir auch da einen üblen Streich gespielt, und hinterdrein ist's abzubüßen." — Er blieb ernst und gedankenschwer, antwortete zerstreut; man mußte glauben, er sey mit seiner Umsichtlichkeit anderswo als hier, wo er sichtlich war. — Nun begab es sich, daß ein alter Herr bei einer Fischspeise von dem Leberreim sprach, den **Gellert** einem Vornehmen, der ihn unablässig mit dem ehemals sehr gebräuchlichen „Er" angeredet hatte, hingeworfen haben soll, nämlich:

„Die Leber ist vom Hecht und nicht von einem Bär,
Den nenn' ich Grobian, der stets mich nennet Er."

Darauf hingelenkt, machte man den im Anfange des jetzigen Jahrhunderts auch noch beliebten Spaß höflichst nach, und er ging fleißig ringsum von den Lippen. Als die Reihe an **Schiller** war, sah er sich, muthmaßlich kaum wissend, was man von ihm wolle, wie verlegen um, setzte an und — plötzlich schwieg er kopfschüttelnd, nach meiner späteren Ansicht die Zumuthung mit Recht mißbilligend. Das war mir — auch in augenblicklich anderer Auffassung — von dem großen Dichter so begreiflich, daß ich mein gefüllt vor mir stehendes Glas ergriff, freudig zu **Schiller** lief, in Natürlichkeit darüber jubelnd, daß während wir Anderen flott gereimt hatten, wie uns

der Schnabel gewachsen, ein so berühmter Meister sich nicht habe zu dem losen Spiel bequemen wollen. Diese mich selber überraschende und dann mitteninne erschreckende Dreistigkeit soll ich drollig vollbracht haben; mit der ganzen Gesellschaft stimmte Schiller herzlich in das Lachen ein, und dies wurden dann die einzigen Minuten, in denen ich ihn an diesem Abend erheitert fand. — Ach, nicht viel über ein Jahr und er war uns und seinen noch hochfliegenden Planen entrissen!

In Bezug auf Goethe hatte mich mein Unterweiser, an dessen vermeinter Besonnenheit ich immer deutlicher einen Hang zum Absonderlichen herausfühlte, damit vertröstet: es sey etwas im Werke; wenn es gedeihe, ergebe sich gute Gelegenheit. — Nur vier Tage wollte ich in Weimar rasten, vorhabende Arbeiten, hier wenig gefördert, bedrängten mich, und ich bereute schon, nicht mit den Empfehlungsbriefen mein Heil bei Goethe versucht zu haben. Bereits packte ich mein Bischen Habe im Miethszimmer — gegen Gasthöfe hegte ich Widerwillen — da kam Abends nach Sieben Herr v. Lynker, in einem Domino, ließ auch mir einen darreichen von seinem mitgebrachten Diener bei den Worten: „Im Theatersaal ist Probe von einem Maskenspiel, Goethe muß dabei seyn; ich habe vermittelt, daß sie als Fremder Zuschauer seyn können, beeilen wir uns!“ Bebend zog ich das Beste an, was ich hatte, ein hellblauer Seidenmantel wurde mir übergeworfen, eine Maske sollte ich dort empfangen — was sich je-

doch nicht erfüllte. — Bald stand ich in einem mäßig großen Saal, und drückte mich neben einem Gewirr von Menschen, nur zum Theil maskirt, an die Seite; denn nachdem ich so mich hatte gängeln lassen, war mir Alles wie beklemmender Spuk oder Traum. — „Wenn Er da ist, erfahren sie es im Moment!" mit diesem Zuruf beruhigte mich mein herumschweifender Beherrscher, der irgendwo beschäftigt seyn mußte. Ich hörte Reden und Musik wie aus der Ferne, blieb aber wie eingewurzelt in dem eroberten Winkel, weil ich hier ein Uneingeweihter war. Etwa sehr lange anderthalb Stunden waren vergangen, bevor es hieß: „Da ist Er, dort steht Er!" und es bedurfte mancher Windung, um mir bis zur angedeuteten Stelle zu helfen. Endlich kam ich Dem, mir Ehrfurcht Gebietenden nah, möglichst näher: ich hörte seine starke, klangvolle Stimme. O weh! Goethe, der seinen Seidenmantel, rosenfarb oder gelb — bei dem Lichtschimmer konnte ich mir die Farbe nicht genau bestimmen — hin und herwerfend behandelte, sprach so heftig mit einem Andern — mit dem Theater-Intendanten Kirms, was ich nachher entdeckte — daß ich noch ängstlicher wurde. Aus dem lauten Gespräch ging hervor: bei einer Abendprobe im Theater war Goethe über einen Schauspieler — sein Name lautete, wenn ich dessen mich richtig entsinne, Zimmermann — so bitterböse geworden, daß er sich höchst unglimpflich äußerte über Anmaßungen der Comödianten. Mir flog der Athem, in mir rief es: Jetzt oder nie! Meine Zaghaftigkeit gipfelte, wurde unwill-

kürlich zum Wagemuth, und ohne Ueberlegung hatte ich mich in den Eifer gegen Comödianten gemischt. Was mir erst in der Zukunft als Erfahrung reifte: wie raschbereit der Aufgebrachte, wenn ihm Einer recht giebt, sich zu Diesem wendet, das bewährte sich hier. Ich hatte den Erfolg, daß Goethe auf mich einredete, unterhielt seinen Zorn so gut oder schlecht meine sich nicht zurechtfindende Stimmung dies vermochte, habe keine Spur mehr von dem Gemengsel, was ich schwatzte, bis er hell auflachte, dann aber, wie in Hast zur Hoheit gleichsam umgeschaffen, mit wahrhaft erschütterndem Gebieterton fragte: „Aber mit wem sprech' ich, wer sind Sie?" Meine Empfehlungsbriefe von Mahlmann und Rochlitz hatte ich im Widerstande gegen mein Zittern in der Tasche fast krampfhaft festgehalten; sie schnell hervorziehend, nannte ich, nun bis zu Thränen erschreckt, meinen Namen, demüthig schen hinzufügend: „Ihnen diese Briefe zu überreichen suchte ich in den wenigen Tagen hiesigen Aufenthalts vergeblich Gelegenheit, die Gunst des Augenblicks verlieh sie mir, und frevelhaft habe ich sie ergriffen." — „Wer sind Sie, doch nicht der Gubitz, der sich in der Holzschneidekunst auszeichnete?" so fiel Goethe fragend ein, wie selber betroffen, und nach meiner Entgegnung: „Ob auch von Ihrer gütigen Meinung beschämt, habe ich freilich zu antworten: Der bin ich." — Ohne etwas darauf zu erwiedern, erfaßte er mich am Arm, schob mich an einen Pfeiler, sagte: „Hier bleiben Sie stehen, hier will ich Sie treffen, jetzt hab' ich zu thun!"

Dann verschwand er, und ich stand nochmals da in zweifelsüchtiger Hoffnung, die indeß der Geduld nicht lange bedurfte. Zurückkehrend rief Goethe mich an: „Aber, mein Gott, sind Sie's denn wirklich? Wie alt sind Sie?— „Im achtzehnten Jahr", antwortete ich, und er entgegnete: „Man möcht's nicht glauben! Wie lange bleiben Sie hier?" — Ich sagte ihm, daß ich nur gezögert habe, Weimar zu verlassen, um ihm genähert zu seyn, der kommende Morgen treibe mich nach Jena, dort meine Universitätszeit mit dem Examen zu enden. Ueberrascht fragte er weiter, und ich gab nun schüchtern Bescheid, bis er dringlich einfiel: „Von der Abreise sey einstweilen nicht die Rede, heut noch zeige ich Ihnen meine Wohnung, erwarte Sie dort morgen Vormittag um Zehn", und auf meine Bemerkung, daß ich schon vor seinem Hause gewesen sey, erwiederte er, mir die Hand reichend: „Also morgen früh!" in flüchtiger Weise, denn eben wurde nach ihm gesandt.

Noch zwei Tage blieb ich in Weimar, stundenlang in Goethe's Zimmern, wo ich, zwischeninne oft ohne seine Anwesenheit, die musterhaft geordneten Sammlungen von Zeichnungen und Kupferstichen beschauen, mich zugleich noch mancher Beweise seiner Zuthulichkeit erfreuen konnte. In bester Laune erwähnte er, daß er als Student in Leipzig sich im Breitkopf'schen Hause auch mit dem Holzschnitt beschäftigt habe, also wohl wisse, was mir gelungen, und ich vernahm dabei aufmunternde Aeußerungen: dennoch hielt mich sein Benehmen in Scheu. Meinem

Hang zum „Dorfpastor" war er nicht gleichgesinnt, obwohl er „das schließlich Anhaltsame in dieser Entzweiheit" gelten ließ, und als ich erzählte, wegen meiner Bemühung im Holzschnitt sey ich bereits von drei Kupferstechern öffentlich befehdet, sagte er aufgeregt und mir unvergeßlich: „Es steckt etwas Verruchtes in solcher steten Negation, die immer bei der Hand ist; man muß sich nicht daran kehren, doch das Rechte thun, sonst ist nichts zu heben." — Mit gesteigerter Verehrung nahm ich Abschied, einer Verehrung, der niemals Anlaß nahte, sich zu mindern. Goethe hat mir dauernde Theilnahme bezeugt, was bei fernerem Berühren sich darlegen wird, und Pflichtgefühl gebot mir mehrmals Einspruch gegen öffentliche Angriffe und Klagen über seinen Stolz, seine Kälte und Schroffheit, obschon ich nie behaupten werde, daß er von unbewältigten Gemüthsaufregungen freizusprechen sey: das ist keinem Sterblichen nachzurühmen.

In den ersten Märztagen 1804 wohnte ich nochmals in Jena, hoffend, man werde mir das Examen beeilen, worin ich irrte. Sämmtliche Professoren sollten und mußten die „Neue Jena'sche Literatur-Zeitung" unterstützen, ihr zum Siege oder doch zum Bestande verhelfen der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" gegenüber, die ihrer Geburtsstätte untreu geworden und nach Halle entflohen war. Von Weimar aus beeiferte man sich, die Lehrer jeder Fachwissenschaft in Begünstigung der neuen nebenbuhlerischen Urtheils-Zeitschrift angestrengt zu verflechten; unge-

wöhnlich lange blieben die von mir verlangten schriftlichen Vorlagen unbeachtet, und wurden dann eben so geschwind kurz abgefertigt als die mündlichen Abfragungen, die erst im Mai stattfanden. Wie es mir schien, behandelte man mich dabei sehr entgegenkommend mild, vielleicht war es zugleich unwillkürlich einwirkende Folge von dem Umstande, daß ein bedeutsamer Theil meiner eigentlichsten Lehrer Jena verlassen hatte. — Ohne Bestürmen unterwarf ich mich der Säumniß, förderte meine Holzschnitt-Bestellungen; dies würde mir, wie ich meinte, auch als Landprediger möglich seyn. Zuweilen bedrückte mich indeß herbe Bangigkeit, denn es offenbarte sich, daß mein schwungvoll lebhafter, daneben starrwilliger, von Lebensklugheit weitab wandelnder Sinn sich einbildete, man müsse im Glaubensreich dort anfangen, wo Luther endete, was nun doch mit dem hirtlichen Dorfpfarrer meines Jugendtraums nicht auszugleichen war. Bei geschäftigem Drang entflogen aber solche Gedanken in Zukunftsschau so rasch, als sie ihr angeflogen, und die Ereignisse thaten dazu das Ihrige.

Meine, durch die Selbstwirthschaft des Oheims völlig zum Schluß ihres Handelsbetriebs gezwungene Großmutter, die wiederholt das Versprechen von mir herausforderte, Dorfpfarrer zu werden in der Gegend, wo als solche einst Vorfahren lebten, starb am 18. April 1804 plötzlich durch Hinabsturz in ein Kellergewölbe. Wenige Wochen nachher war ich Candidat, und in der Ueberlegung beharrte ich dabei, der Abgeschiedenen das Versprechen halten zu wollen. —

Wegen ihrer Hinterlassenschaft mußte mein Vater selber im Amt Suhl sich stellen, was er nur in Begleitung der Mutter vermochte. Die Erbschaft wurde durch allerlei Ansprüche und Dunkelheiten sehr gering, und das Unterhandeln zog sich dermaßen in Dehnung, daß die Eltern nach Berlin zurückreisten, mir die weitere Klärung verblieb. Währenddem hatte ich in Weimar und Gotha zu einer Landpfarre mich gemeldet und erwartete die Entscheidung bei Martini, der die Kanzel aufgeopfert hatte, weil er durch das Ableben seiner Schwiegermutter wohlhabender Gutsbesitzer geworden war.

Mitten in diesen Wendungen erhielt ich von Firmin Didot in Paris für meine derzeitigen Zustände erwerbreichere Aussichten, wenn ich zu ihm kommen und seiner Druckerei nützlich werden wolle mit dem Holzschnitt; ich hatte keineswegs Lust dazu, erwähnte aber den Antrag brieflich meinem Freunde Reimann in Berlin, der nun eine vollständige Sammlung meiner Kunstversuche in Abdrücken besaß. Reimann antwortete: er habe dem Curator der Academie, Minister v. Hardenberg, diese Nachricht mitgetheilt, und sey beauftragt, meine Arbeiten ihm vorzulegen, doch wünsche er (Reimann) dazu eine Erklärung von mir. Meine dem Freunde schuldige Verpflichtung machte mir seinen Wunsch zum Gesetz, und bald darauf erhielt ich folgende Zuschrift:

„Ich habe die mit dem, am 14. d. M. empfangenen Schreiben des Herrn Gubitz mir jetzt übergebenen Blätter, wie Ihre vorigen Kunstwerke mit

vielem Vergnügen erhalten, indem sie mir den schönen Beweis davon gegeben haben, welche Fortschritte Sie in Ihrer Kunst machen, und sie zur Vollkommenheit zu bringen sich angelegen seyn lassen.

Das mir durch den Herrn ꝛc. Reimann zugekommene complette Exemplar Ihrer Holzschnitte sende ich, nach Ihrem Verlangen, hierbei zurück, und werde ich, wenn Sie demnächst als Mitglied der Academie ein solches Exemplar zu deren Sammlung hingeben wollten, solches mit vielem Dank für dieselbe annehmen, da es zur Geschichte der Kunst und zum Unterricht der Zöglinge in diesem Fache gleich wichtig ist, so wie ich auch Ihre ferneren Arbeiten und damit Ihre weiteren Fortschritte in dieser interessanten Kunst stets mit Vergnügen betrachten werde. Je mehr diese noch für unsern Staat und unser Vaterland Nützliches verspricht, destomehr würde ich bedauern, wenn Sie dasselbe verlassen und Sich in das Ausland begeben wollten. Sie haben zwar darin Ihre freie Wahl, allein ich muß für Sie selbst und für uns wünschen, daß Sie sich wenigstens nicht für immer im Auslande fesseln lassen, und Sich eine Lage bereiten, die äußerlich zwar glänzend scheint, die Ihnen aber alle Ihre Kräfte lähmen und zu leicht alle Selbstständigkeit benehmen könnte.

Was ich außerdem dazu beitragen kann, um Sie von diesem Entschluß abzubringen, und Sie zum Hierbleiben im Vaterlande zu bestimmen, das würde ich mit Freuden thun. Ich würde Ihnen, sobald sich bei der Academie Gelegenheit findet, gern einige Pension

zufließen lassen, und im Fall des Hierbleibens Sie sofort als Mitglied der Academie aufnehmen lassen, und mich gern mit dem General-Fabriquen-Departement Ihretwegen in Verbindung setzen, und vernehmen, ob für Sie, Seitens desselben, da Sie den einländischen Fabriquen vornemlich nützlich werden können, etwas Weiteres geschehen kann, um durch alles das Ihnen zu zeigen, daß man Ihre Verdienstlichkeit und Ihre vorzügliche Geschicklichkeit anerkennt, und solche auf alle Weise zu belohnen und hervorzuziehen geneigt ist. Ich wünschte also darüber Ihre nähere Erklärung mit den Vorschlägen zu erhalten, die Sie etwa Selbst Ihretwegen zu thun haben möchten, worin ich sowohl bei der Academie als dem Fabriquen-Wesen von Nutzen zu seyn, und worin Sie dabey unterstützt zu werden wünschten.

Berlin, den 27. October 1804.

Hardenberg."

Da kam ich nun in verstärkten Zusammenstoß mit den Verhältnissen, wußte mir nicht zu rathen, so daß mir Reimann unter Anderem schrieb: „Aus eigener Macht werde ich wohl Ihr Vermund seyn müssen." Noch im Ordnen der kargen Erbschafts-Angelegenheit eilte ich mit dem bisherigen Ertrag nach Berlin, abwechselnd als mustergültiger Läufer und unpäßlicher Postsitzer, wurde dem Minister Hardenberg vorgestellt, und offenherzig enthüllte ich ihm meine Lage und ihren inneren Zwiespalt. Er überhäufte mich mit Güte, ließ mich aber unentschlossen, um so zweifelvoller, da zu Dem, was ich mit der Holzschneidekunst

bezweckte, seine Auffassung der meinigen nicht ganz ähnlich war, und endlich sagte er lächelnd: „Ich meine, wir begegnen uns noch!“ — Ihm und Reimann war es jedenfalls zu danken, daß ich bei dieser Anwesenheit in Berlin, wo ich durch meine zu jeder Kunstausstellung eingesandten Arbeiten andenklich blieb, dem Könige auf sein Begehren in einem Bändchen die Abdrücke von meinen vermehrten Platten persönlich überreichen konnte. Wenn ich mir jene halbe Stunde in's Gedächtniß zurückrufe, ist es mir, als fühlte ich immer wieder des mildereichsten Königs Hand, die auf meiner Schulter lag bei den Worten: „Noch so jung, so geschätzt, nicht eitel werden!“ — Nach wenigen Tagen hatte ich zu lesen:

„Seine Königliche Majestät von Preußen ꝛc. haben das Ihm von dem p. Gubitz überreichte Exemplar seiner sämmtlichen Holzschnitt-Arbeiten mit Wohlgefallen aufgenommen und demselben zum Beweise Ihres Beifalls über seine fleißigen Fortschritte beikommende dreißig Stück Friedrichsd'or als ein Geschenk übersenden wollen.

Berlin, den 29 Octbr. 1804.

Friedrich Wilhelm.“

Nächstdem sagte mir Reimann: es sey am Hofe gewünscht worden, die Entstehung und Druckart der Holzschnitte, die, in derzeitigen Tagen mißachtet, nun Aufsehen erregten, kennen zu lernen; es frage sich: ob dies im Königs-Palais thunlich sey. So fügte es sich, daß ich an einem der ersten Januar-Tage des Jahres 1805 bei der Oberhofmeisterin Gräfin

v. Voß, wohnend in einer Hälfte vom unteren Stockwerk des damals sehr schlichten, kaum Palais zu nennenden Königshauses, inmitten einer das Herrscherpaar umstehenden Versammlung von Prinzen, Prinzessinnen und vornehmen Hofamtlichen etwa eine Stunde arbeitete, und mit der nöthigen Hülfshandhabe das Verfahren bis zum Abdruck erläuterte. Auf einer zweckdienlichen Handpresse druckte ich ein preußisches Wappen, und da die Zuschauenden sahen, daß die Vervielfältigung nicht schwierig sey, machten Mehrere den Versuch, selber zu drucken. Stets erweckte sich abermals Freude, wenn wieder ein Abdruck aus dem Preßchen kam, jedoch auch volles Gelächter, als die Oberhofmeisterin in einem andern Zimmer Dienende mit Seifenwasser anstellen mußte, zum Theil sehr zarte Hände von der anhänglichen Druckschwärze zu befreien. Diese konnte sich um so zudringlicher am unrechten Ort einfinden vermöge des Auftragens der Farbe mit gepolsterten Ballen; denn im Jahre 1805 war die leichter bewegliche Walze noch nicht im Gebrauch. — Eingedenk jener Stunde, erkenne ich jetzt deutlicher als sonst, wie sehr auch bei den höchsten Ständen im Drange zum Schaffen durch sogar an sich nicht bedeutenden Erfolg die heiterste Stimmung erregt werden kann. Deshalb wäre die ehemalige Gewohnheit, daß man Fürsten, die zum Thron geborenen nicht ausgeschlossen, in der Jugend zu irgend einer handwerklichen Thätigkeit anleitete, nur dann zu tadeln, wenn das Vergnügen für freie Stunden un-

frei machte für Fürstenpflichten zum Volks- und Landeswohl.

Bei der erwähnten Versammlung sah ich zum ersten und später noch zwei Mal, wie sich im Vorschreiten aus der Vergangenheit erörtern wird, die Königin Luise, hörte sie in Lebhaftigkeit sprechen. Eine zureichende Schilderung dieser Fürstin ist noch Keinem gelungen, kann nicht gelingen; denn jemehr der Worte, je bestimmter fühlbar wird das Unbeschreibliche eines Gesammteindrucks solcher Gesammtanmuth im Verein des bewunderswerthen Aeußeren mit dem klaren Geist im herzgewinnenden Redeklange. Die schönste Gestalt und die höchste Würdigkeit im bildungsreinen Denken wie im harm- und prunklosen Empfinden, dort wie hier gleichsam Durchsichtigkeit der Seele, als ob sich Ueberirdisches verkörpere durch überirdisches Wohlwollen — es ist anwendbare Sprachmalerei, die aber meiner Erinnerung nach länger als funfzig Jahren noch bezeugt, daß sich ein Urbild weiblicher Hoheit, wie es die Natur aus ewig frischer Allmacht himmlischer Schöpfung empfangen zu haben schien, in keiner Weise vollendet schildern lasse. —

Wiederholend, daß ich in Weimar und Gotha mich zu einer Dorfpfarre gemeldet hatte, kam ich, von Jena geschieden, zum Freunde Martini, bei dem ich meinen Ueberallehelfer Böschel erkrankt fand, als er eben in einem Dorfe, unsern von Goldlauter, predigen sollte. „Das mußt Du mir unweigerlich abnehmen, es kann Dir gar nicht schaden!“ sagte der Leidende, und Martini war gleicher Meinung.

Auszuweichen wäre undankbar gewesen, auch gab die Oertlichkeit eine Genugthuung für den Wunsch der zum Frieden eingegangenen Großmutter: ich überwand mein Zagen und stand im Februar 1805 einmal Vor- und Nachmittags auf der Kanzel. Nach der Vorschrift hatte ich an dem bezüglichen Sonntage zu predigen über die Versuchung des Heilands in der Wüste, nicht die angenehmste Aufgabe; ich erwählte hauptsächlich die Bibelsprüche: „Der Mensch lebt nicht vom Brod allein, sondern von jeglichem Wort, das durch den Mund Gottes geht" (Matthäi, Capitel 4 Vers 4), und: „Was hat die Gerechtigkeit für Genieß mit der Ungerechtigkeit? was hat das Licht für Gemeinschaft mit der Finsterniß?" (Epistel an die Corinther Cap. 6, Vers 14). — Verstanden hat man mich gewiß, denn ich habe eine mitunter zu kräftige Stimme, und in jedem anderen Betracht wurde ich mit bereitwilliger Zufriedenheit beurtheilt.

Vom Gothaer Consistorium hatte ich den Bescheid, der mir den Rechtsanspruch auf eine Pfarre bestätigte, und nun wartete ich bei Martini, war fleißig an meinem Kunstwesen, und Abends wurde gelesen, so daß ich endlich ein paar Wochen gemüthlich sorglos lebte, meine friedblüthigen Träume sich jedoch auch wieder farbenreicher ergingen durch den Einzug des Frühlings. Da kamen wir nun an einem der ersten Maitage vom Felde, als es bereits dunkelte, auf dem Tisch in meiner Stube erblickte ich ein Päckchen, erkannte es noch als Postabgebung, und eilte damit nach dem erleuchteten Zimmer. Die Eltern hatten

es gesandt, und was zeigte sich bei der Eröffnung neben Anderem? Ich war am 13. April 1805 zum ordentlichen Mitglied der königlich preußischen Kunst-Academie ernannt; zugleich meldete man mir, ich solle Lehrer der Holzschneidekunst werden, schon vorläufig dessen Gehalt beziehen, was mir die Anweisung auf einen nachzuzahlenden Vierteljahrs-Theil bezeugte. — Mit mir kämpfend stand ich am Wendepfad meiner Zukunft! In schlafloser Nacht sah ich ein, die Familienzustände müßten es andringlicher machen, meine ganze Zeit und Kraft dorthin zu lenken, wo das am Wege Gebotene unzweifelhaft ergiebiger wurde, als wenn ich, auch bei fortdauernder, gewiß nicht so umfangvoll möglicher Beschäftigung mit dem Holzschnitt, Inhaber einer erst in Aussicht gestellten Dorfpfarre wäre. Die innere Ammahnung mischte sich aber dennoch mit innerster Trauer! Am nächsten Morgen lief ich durch Wald und Schlucht, zuletzt bergan, mich mit Gott und mir zu berathen, kann es auch nicht leugnen, daß ich bitterlich weinte, ehe ich die Entscheidung errungen hatte. Doch lernte ich sie, zuweilen freilich das Sonstige ersehnend, allmälig segnen, nachdem wachsende Welterfahrung mich begreifen ließ, wie wenig meine Gesinnung, die bei inniger Christlichkeit doch manchem Glaubensbefehl widerstrebte, mir die Lebensbahn geebnet hätte: denn eine hierin erläuternde Richtung war mit der Dorfpfarre und dem mir eingeschwärmten Dorf-Eden gradhin nicht zu vereinen. Jene Neigung tröstete sich in der Folge zuweilen mit einer geschriebenen Predigt, zum Beispiel: „Luther

an die Evangelischen Christen"*), wobei ich mir die Brust aus dem Ernst erleichtern wollte, wie es aus spöttischer Lustigkeit geschah durch die „Gluth- und Wuthrede vom Geiste des Paters Abraham a Santa Clara"**). Zu dichterischen Versuchen trieb mich mein Jugend-Zwiespalt auch, ich nenne nur die „Epistel an mein Tagebuch", könnte aber in meinen Schriften noch gar viele Spuren des Kirchlichen nachweisen. Es geht daraus hervor, es sey mir erstens nicht möglich, Uebersinnliches zu entbehren, das vermag Niemand; zweitens aber hüte ich mich, offenbar Uebersinnliches mit weisheitlicher Schrauberei im Irdischen bannen zu wollen, was mancher Redefertige eben nur so verspiegelt, daß er bei aller Redekünstelei sich doch nicht aus der Sinnlichkeit herauswindet, und nur das Unbegreifliche vermehrt.

Zurückschauend auf meinen Schul- und Universitätsgang, verbunden mit der Kunst-Lehrzeit, ergründet sich, daß bei seltsam zerspaltenen, zuweilen sich abenteuerlich überstürzenden, gänzliche Verwirrung drohenden Verhältnissen, oft mit Schicksalslasten im Kampf, meine Bahn vielfach durchkreuzt und verschoben war. Bis zum neunzehnten Jahr wurde ich eigentlich nirgends heimisch, was mich in trüben Stunden schmerzlich ergriff, auch meinen Gesichtszügen

*) Gedruckt in „Luther's Leben, Sterben und vollständige Geschichte der Reformation." (Berlin, Vereins-Buchhandlung.)

**) Zu finden in „Lachender Ernst und Stacheln der Laune". (Berlin, Vereins-Buchhandlung.)

sich anprägte, wie dies ein, vom geschickten **Philipp Frank** im Jahr 1805 auf seinen Wunsch gemaltes Bildniß verräth; es offenbart unzweifelhaft Vergrämelung, von der ich erst lange nachher mich möglichst loszuwinden suchte. — Ersichtlich ist jedenfalls aus den erzählten Begebenheiten: ich habe das Glück der ersten Jugend, das Unbewußtseyn über Weh und Drangwogen des Lebens, fast völlig entbehren müssen; doch war dies wohl erforderlich, um meine heißblütige, zum heftigen Ausbruch des Denkens und Empfindens geneigte Eigenthümlichkeit dem Gleichmuth, der Vernunft im Ertragen des Thörigen und Nichtvermeidlichen zu nähern. — Daß mir indeß aus den Tagen der mancherlei Kümmernisse auch lichte Stunden in der Erinnerung gefolgt sind, geht aus dem Geschilderten hervor ohne nachdrückliche Hinweisung, und nur noch eine erheiternde Begegnung will ich bezeichnen. — Sie leitet meinen Rückblick auf eine Wittenberger Obsthändlerin, von uns Schülern „Mutter Trudchen“ genannt. —

Bei dem unzulänglichen Gelde war, wie ich schon berührte, im Sommer meine Nahrung neben zuweiligen geschenkten Mittagessen in Familien, wo ich auf verschiedene Art mit meinen geringen Fertigkeiten diente, Brod und Obst. Wenn es an die letzten Dreier ging, mußten Brod und Quelle genügen, und ich hütete mich, dort vorbei zu gehen, wo Mutter Trudchen ihren Kram verlockend anbot. Eines Abends lief sie mir nach, hielt mich fest und fragte barsch: weshalb ich ihr kein Obst mehr abkaufe? Ich stotterte,

wollte nicht heraus mit der Sprache, mich auch loswinden. Jetzt schrie sie mich an: „Schöpschristel Er, ich werd's ihm sagen, wo's hängt; ihm fehlen die Batzen, das verschlägt aber nischt!" Dabei zog sie mich fort, hin zu ihren Körben, packte mir Obst in die Jackentaschen, gab mir einen Stubs und sagte heftig: „Nu marsch! 's ist ein Jammer mit Ihm, er wird mir aber nischt schuldig bleiben, und wenn Er wieder Umwege sucht, fährt Ihm's Wetter über'n Nischel!" — Von da an sah ich mich stets von ihr beobachtet, mußte mitunter auf Borg Obst von ihr nehmen; wenn ich dann meine Schuld tilgte, schien mir der Betrag sehr gemindert, und da ich ihn einmal berichtigen wollte mit meinem Zettelchen in der Hand, jagte sie mich von dannen nach der trotzigen Abfertigung: „Behalt' Er seinen Wisch und stopf' Er sich's Maul mit 'ner Birn', statt sich einzureden, ich hätt' was zu verschenken!" — Als ich nun im Jahre 1804 mit dem Buchhändler Gräff nach Leipzig fuhr und lief, bereits minder arm, und in der Hoffnung war, Mutter Trudchen lebe noch, hatte ich ein Säckchen mit Teltower Rüben — damals in jener Gegend sehr annehmenswerth — und Kattun zu einem Kleide von Berlin mitgenommen, Beides der Alten zu bringen. — Sie lebte noch, war höchlichst erstaunt, in der Meinung, daß ein Unbekannter sie beschenkte, und indem ich nun ihr Gedächtniß auffrischte, rief sie bei Freudenthränen: „I Herr Je, der Kleene! — Du meine Güte, wie ist Der aus sich 'rausgewachsen!" — was übrigens nur sehr bedingt aufzu-

fassen ist, denn die Kleinheit wollte nicht sonderlich von mir weichen. — Da wir Januar- und Schneegestöber hatten, gab sich Mutter Trudchen nicht eher zufrieden, bis wir ein „Schälchen Kaffee" von ihr annahmen; dann, als wir weiter fuhren, trabte sie, im dreiundsiebzigsten Jahr noch jugendlich flink auf den Beinen, unablässig dankend bis zum Thor neben dem Wagen her, und ihr bebender Abschiedsruf: „Gottes Segen auf Weg und Steg!" hallte in mir erschütternd nach.

Mit dem Vergangenen, mit der Schwärmerei für die Seligkeit in ruhsamer Freistätte, eine Schwärmerei, die aus allem Getümmel der Zukunft immer wieder emporstieg, einen leidlichen Vertrag abschließend, hatte ich vom Mai 1805 an in Berlin meine feste Werkstätte. Da förderte ich meine Arbeit noch an demselben Fenster, wo mich Reimann und sein fürstlicher Zögling beschäftigt sahen, gegenüber dem Garten, an den sich rasch verflogene Stunden des jugendlichen Leichtmuths während kurzer Aufenthalte bei den Eltern den Gedanken wieder anknüpften. — Der Friede war aber nicht mit mir eingezogen in meine bescheidene Räumlichkeit, ich hatte im Kunststreben nun noch verstärktere Anfechtungen als ehedem zu erleiden, mußte mich abermals waffnen. In mehreren Zeitschriften eröffnete sich mit gesteigertem Grimm der erneuerte Kampf gegen mich, wobei der Holzschnitt angewöhnter und nachschwatzender Weise stets für anmaßend erklärt wurde, wolle er neben dem Kupferstich so weit geltend werden, daß er den ver-

vielfältigenden Künsten mit Beachtung anzureihen sey. Den Widersachern voran stritten ältere Mitglieder der Academie, Rector Daniel Berger und Professor Freidhof, nächst ihnen des Vice-Directors Meil verschollener Neffe, der ohne gerechten Anspruch nach einer Stellung bei der Academie trachtete, sie aber nie erlangen konnte. Alle Drei waren Kupferstecher, die mich vom Jahr 1804 an unablässig öffentlich befehdeten, sich nun eifriger erhitzten, als man es nicht hatte hintertreiben können, daß ich in meinem neunzehnten Jahr ordentliches Mitglied der Academie geworden und nach kurzer Vorbereitung im Frühjahr 1806 im Lehramt thätig war. Nun verzögerte man mit jedem Mittel das Patent zu dem mir verheissenen Professors-Titel, und obgleich ich von jeher über äußeres Anhängsel sehr kühl denke, die Zusage mußte mir erfüllt werden. Da jedoch die Kriegsrüstungen und der unheilvolle Krieg plötzlich dazwischen kamen, erhielt ich das Patent wirklich erst 1808 von Königsberg aus, wo das vom Schicksal schwer geprüfte preußische Fürstenpaar noch bis zum Ende des November 1809 verweilte. — Während voller vier Jahre mußte ich ungezählte Mal mich wehren, es geschah in Merkel's „Freimüthigen" — was mir später ein unangenehmes Bündniß zuzog — in der „Zeitung für die elegante Welt" und im „Anzeiger der Deutschen", dessen Herausgeber, der biedere Rudolph Zacharias Becker in Gotha, mein treuer Verbündeter wurde, nächst ihm Karl August Böttiger in Dresden. Jene mir abgezwun-

genen Entgegnungen sind, neben allerlei Reimspiel, der Anfang meiner schriftstellerischen Bewegung.

Wenn jetzt ein solcher Hader gegen den Holzschnitt kaum aufzuwühlen wäre, ist es rathsam, ihn nicht wieder breit werden zu lassen in Worten. Wie leidenschaftlich aber meine Gegner sich benahmen, das sey in ein paar Zügen aus dem Jahre 1806 und 1808 versinnlicht. — In mein Lehramt eingeführt, sah ich im Versammlungs-Zimmer der Mitglieder noch die altväterischen Stühle mit mannshohen Lehnen und Lederpolstern; auf einen derselben hinweisend, sagte ein Lehrer im Kupferstich zu mir: „Hier ist Ihr Platz; 's ist nur ein schlichter Stuhl, aber Schnitzwerk können Sie sich ja selber machen!" Schon gereizt durch die bisherigen, mir Zeit und Ruhe schmälernden Befeindungen, entgegnete ich in jugendlicher Raschheit: „Ich bin kein Freund unnützen Zierraths, Ungehobeltes kann ich aber allerdings nicht leiden!" Von den uns Umstehenden ließ sich ein leises Gelächter vernehmen, womit anscheinend dieser Nebenstreich des Grolls zurückgeworfen war. Im October 1808 erfuhr ich, Müchler — der in Scheu vor den Franzosen geflüchtet war — habe jenes unbedeutende Ereigniß benutzt zu seinem „Anecdoten-Almanach für 1809." Noch war er nicht ausgegeben, ich forschte nach, fand in den sogenannten Aushänge-Bogen das Geschichtchen, bei dem einen Namen ein „G" und Punkte, hinsichtlich des andern nur Punkte; die kurze Vorrede vermittelte aber das Verständniß. Ich bat den Verleger, die mir Unhol

den nicht noch mehr in Zorn zu bringen; man war bereitwillig, und es wurden auf meine Kosten zwei Blättchen umgedruckt. — Freidhof, der auch Kunsthändler war, und zur Zeit meines Eintritts in die Academie seine Meßgeschäfte in Leipzig besorgte, mithin sich gar nicht als betheiligt zu betrachten hatte, benutzte die Abwesenheit Müchler's, wußte sich durch dessen Haushälterin den Besitz jener Aushängebogen zu verschaffen, und behauptete nun, weil er mit mir im öffentlichen Streit sey, man deute dies Erzählte als bezüglich auf ihn. Obwohl seiner im vorliegenden Abdruck nicht gedacht war, dieser außerdem nicht bis zur Lesewelt kam, häufte Freidhof dennoch brieflich und druckschwärzlich gegen Müchler die Beleidigungen dermaßen, daß dessen gerichtliche Klage herausgefordert wurde. Den Rechts- und Unrechtshandel trieb Freidhof durch zwei Gerichtshöfe, beide verurtheilten ihn, und Müchler ließ dann im „Anecdoten-Almanach für 1811" mit dem früher unterdrückten, von ihm nicht ganz genau gekannten Geschichtchen zugleich die richterliche Entscheidung als Vorrede erscheinen.

Hatte ich bei meinen ersten Holzschnitt-Versuchen von Mißgünstigen viel zu leiden, es mangelte, wie bereits erwähnt, auch nicht an Wohlwollenden, die mich ermuthigten.— Dies bezeugt — zum Beispiel — der schon von mir genannte, im Kunstbereich geschätzte Böttiger, dessen bethulich Wesen sein hier folgender Brief ein wenig mitschildert:

„Dresden, d. 11. August 1805.

Mein theuerster Herr und Freund!

Dank für den schönen Genuß, den mir Ihre für Cotta's Taschenbuch geschnittenen zwei herrlichen Blätter verschafft haben. Die Landschaft nach Repton ist wirklich in Absicht auf Helldunkel und Abstufung der Töne, was der Franzos faire l'impossible nennt. Und doch können Sie sehr Recht haben, daß der wahre Effekt erst auf einem größeren Raum herauszubringen seyn dürfte. Ich freue mich daher außerordentlich, daß Ihr Freund Herr Bohm mir sagt, daß Sie an einer größeren Landschaft nach Genelly arbeiten und dadurch auch Ihrem Gegner das Maul zu stopfen gedenken. Sie haben allerdings einen kundigen und vielseitigen Gegner und jedermann wird auf den Ausgang nur um so begieriger seyn. An Neidern kann es Ihnen bei der Auszeichnung, die Ihr braver König Ihrem Verdienst widerfahren ließ, gewiß auch nicht fehlen. Aber wie schön ist's, so beneidet zu werden!

Ich wünsche, daß meine Erklärungen zu Ihren Hoch- oder Holzschnitten im Cottaischen Taschenbuch Ihren Beifall haben mögen. Sie sind mir darum doppelt merkwürdig, weil Sie auch ein wackerer Zeichner sind, und nun wissen, was Sie sich in der Vorschrift zumuthen können. Ohne diese Fertigkeit ist der Holzschnittkünstler nur in einer mechanischen Sphäre. Mögen Sie nun auch die Grenze Ihrer Kunst immer ermessen! Zur Darstellung von Körpern en ronde bosse, von Drapirung im historischen

Felde halte ich Ihre Kunst weniger geschickt. Ihnen, dem Meister, darf ich nicht erst sagen warum? Es ist aber die größte Meisterschaft, seine Grenzen anzuerkennen und nicht auf der Flöte Harmonikatöne zu verlangen. Gewiß mußten Sie bei der Arbeit nach Rehberg's Belisar noch größere Kunst anwenden als in der Landschaft nach Repton. Es ist erstaunenswürdig, was Sie auch in diesem historischen Stück geleistet haben. Aber jedermann greift doch zur Landschaft, auf welcher die Figuren wohl nie die Grenze der Staffage überschreiten dürfen.

Verzeihung, daß ich Ihnen so offen und herzlich meine Meinung schreibe. Aber ich bin stolz darauf, in Ihnen einen deutschen Landsmann zu achten und ihn den stolzen Britten keck entgegenstellen zu können, was ich vor wenigen Tagen auch in einem nach London geschickten Aufsatz gethan habe.

Sie werden mir eine wahre Freude machen, wenn Sie mir Ihre sämmtlichen Werke, insofern Sie noch Abdrücke davon besitzen, zur Einsicht mittheilen wollen, da ich nur einzelne Blätter davon, die in Journalen erschienen, gesehen habe. Und wo ich Ihnen sonst meinen herzlich guten Willen beweisen kann, sagen Sie mir's. Ich will von meiner Bereitwilligkeit nicht erst viel Worte machen. Leben Sie wohl! Geachtet vom Inlande und Auslande werden Sie nie still stehen. Mit wahrer Hochachtung Ihr

ergebenster Diener und Freund

Böttiger."

Weder die von mir gefühlte Ueberschätzung meiner

Arbeiten noch Sonstiges der Ansichten Böttiger's in Bezug auf den Holzschnitt sey besprochen, nur betont, daß mit dem „kundigen und vielseitigen Gegner“ Freidhof gemeint ist, dem ich nun, weil ich seiner Streitsucht gedachte, die Anerkennung seiner Versöhnlichkeit schuldig bin. Bald siegten bei ihm gemäßigtere Begriffe über den neueren Holzschnitt, und als ich (1812) für den Fürsten von Sayn Witgenstein das — damals nicht käufliche — Bildniß der Gräfin von Voß nach einem Pastellgemälde von Anton Graff bei gleicher Größe im Buntdruck ausgeführt hatte, ward ich auf Freidhof's Antrieb ersucht, es ihm bekannt werden zu lassen. Ich schenkte ihm einen Abdruck und er schrieb mir:

„Wohlgeborner Herr,

Insonders hochzuehrender Herr Professor!

Für das mir zum Geschenk übersandte Portrait der Gräfin v. Voß sage ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank! Es macht mir wahre Freude, zu sehen, wie glücklich Sie die großen Schwierigkeiten Ihrer Aufgabe gelöset, und ein Werk geliefert haben, wie die Kunst, mit Holzstöcken das Kolorit eines Gemäldes nachzuahmen, seit den Zeiten des H. da Carpi bis jetzt in Rücksicht der Mannigfaltigkeit der Töne wohl noch nicht hervorgebracht hat.

Hochachtungsvoll habe ich die Ehre zu seyn

Ew. Wohlgeboren

ganz ergebenster

Berlin, d. 23. März 1812. J. J. Freidhof.“

Das friedliche Begegnen ward auch nie wieder

gestört; die ehemalige Mißhitze des nun längst vom Grashügel bedeckten Freidhof hatte sich gedämpft; konnte ich ihren Einfluß nicht verschweigen, meine Empfindlichkeit darüber schwieg bald. — Zum Schluß dieses Widerwärtigen habe ich aber jedenfalls einem andern, nach Verdienst geachteten Kupferstecher, dem Professor Buchhorn, über seinem Grabe zu danken; er stand, obschon mit Freidhof befreundet, offen und entschieden mir zur Seite, überraschte mich sogar in späteren Jahren mit meinem Bildniß im Kupferstich, wozu er sich heimlich eine Zeichnung von meiner Familie geliehen hatte.

Der Zwischenzeit wieder zugewendet, war es mir erfreulich, daß mein erweitertes Hinleiten des Holzschnittes veranlaßte, dem Königspaar abermals in kleinem Kreise die Behandlung der Platten durch eine Landschaft nach Klengel in der Tusch-Art, dann durch das Heilandsbild nach Lucas Cranach im Farbendruck deutlich zu machen, was sich an zwei Abenden in erster Hälfte des Jahres 1806 ereignete. Die Königin Luise zeigte sich dabei sehr theilnehmend und einsichtsrasch, ich mußte erstaunen, wenn sie zuweilen meiner Erklärung schon voraus war, was heitere Laune erregte. Bei aller Ehrfurcht verließ mich doch beide Male immer mehr die Befangenheit, wenn sie bezaubernd lächelte über das derzeit noch fast gänzlich unbeherrschte Offene meines Wesens. Es konnte das Ungewandte einer meist im Einsamen bei rastlosem Fleiß durchjagten Jugend, die Unbekanntschaft mit dem Weltschliff nicht verhüllen, und

darf ich mich überhaupt der Geschicklichkeit im Förmlichen nicht rühmen, gestehe ich doch auch, mich um einen solchen Ruhm nie bemüht zu haben: er ist mir eben so unerreichbar als unbegehrt.

An einem der beiden Abende, die mich noch bei dem traulichen Königspaar ermuthigten, wurde es von Reimann verrathen, daß ich in Erholungsstunden zuweilen Verse schriebe, seine Höflichkeit sprach von Gedichten. „Da wird sich der Pastor Luft machen!“ äußerte der König, und als ich darauf mich nur verbeugte, setzte die Königin schnell hinzu: „Es ist nicht bös', es ist gut gemeint!“ Durch diese Wendung des Gesprächs kam die Königin zu der Bemerkung: sie liebe noch immer Gellert; die mitanwesende Oberhofmeisterin Gräfin v. Voß lobte aber allerlei Französisches, unter Anderem ein kleines Gedicht, was der französische Flüchtling Antoine Rivarol im Jahr 1799 bei einem Larvenfest, wo er als „Fledermaus“ erschien, der Königin überreichte. Die alte Gräfin meinte, diese „piece“, so „ravissant“, würde im Deutschen „absurd“ klingen. Ihr Brieftäschchen bewahrte die Urschrift, aus der sie den Vers vorlas; auf mein Ersuchen erhielt ich das Geschriebene auch zur Ansicht, und las nun mir selbst diese sechs Zeilen:

„Puisque le sort m'a fait chauve-souris,
Je vois en Vous le belle astre des nuits;
Il faut de sa metamorphose
Que chaque être garde le ton:
Car si j'etois un papillon,
Je Vous prendrois pour une rose.“

Als Deutscher von den Aeußerungen der Gräfin von Voß gekränkt und gestachelt, wagte mein Bleistift, nach der Bitte um Erlaubniß, die hier mitgetheilte freie Uebertragung:

„Weil Fledermaus ich ward durch Schicksalsmacht,
Erblick' ich Dich als schönsten Stern der Nacht;
Doch wenn ich, jetzt die Wandellose,
Ein ander Wesen nun empfing',
Und würde dann zum Schmetterling,
Dich grüßt' ich als die schönste Rose."

Die Königin, das Schnellgereim sehr freundlich anhörend, sagte nachher zu der Oberhofmeisterin: „Wenn Ihnen die französische Flatterie des Aufhebens werth ist, legen Sie gewiß das Deutsche hinzu!" — und Reimann besorgte sogleich eine Abschrift. — Solche Einfachheit, bei der auch ein Schüchterner offenmüthig wird, hatte sich damals im Königshause eingewohnt.

Von einem neuen Kampf, in anderer Richtung als der erwähnte, ist aber auch zu berichten; er begann in erster Hälfte 1805 und zog sich hin bis zum Mai 1806. Wieder hatte ich es mit einem Kupferstecher zu thun, der durch Kunstblätter in Aqua-Tinta sich auszeichnete. Der Streit betraf das erste bekannte preußische Papiergeld, indem nun der Minister von Stein die einst seinen amtlichen Vorgängern nicht gestatteten „Tresorscheine" in den Verkehr brachte. — Ueber deren beabsichtigte Anfertigung erfuhr ich nichts, bis jener Kupferstecher Frick zu uns kam, meinen Vater für den Stahlstich, mich für den Holzschnitt zu dingen auf Grund eines Plans, den

er dem Minister v. Stein vorgelegt, den dieser auch bereits in aller Form gebilligt, und Frick beauftragt hatte, sich mit uns zu verbinden. Augenblicklich erkannte ich, man hatte uns eigentlich überhaupt wegschieben wollen; das wäre allenfalls zu dulden gewesen. Ich fand aber den mir vorgelegten Plan und das daraus Entstehende unzweckmäßig, die Nachahmung selbst bei den damaligen Mitteln leicht, und erklärte: auf diese Vorschriften könne ich nicht eingehen, weil sie für das Wichtigste und gegen das Gefährlichste dem Volk keine Sicherheit verbürgten, während ich zugleich mit dem größten Theil der Arbeit beansprucht, also, ohne über deren Anordnung eine Stimme zu haben, dennoch verantwortlich würde. Frick hatte nur ein in Art der Aqua Tinta entstandenes, für die Buchdruckerpresse zugerichtetes Aetz Wirrsal einzufügen, und verhärtete sich in seinem, dem Minister v. Stein mit Nebenhülfe beigebrachten Glauben: weil solch Anhängsel ein zufälliges Erzeugniß sey, müsse es auch unnachahmlich seyn. Auf gleichem Wege war freilich das Gleiche nicht zu erzielen, aber Frick's Einseitigkeit bedachte nicht und wollte nicht darauf hören, daß die Kunst Zufälliges und Regelloses beherrsche, dies bei dem Prüfen einer Nachahmung keinen festen Halt biete, nächstdem aber jedenfalls Alles, was in solcher Unbestimmtheit von der Buchdruckerpresse erlangt wird, durch den Holzschnitt sich herstellen lasse. Der von dem Minister schon so weit Begünstigte, daß seine Selbsttäuschung unbedingte Geltung haben sollte, blieb bei der Antwort: sein Plan müsse ohne Abän-

dern befolgt werden. — Den Vortrag bei Stein hatte der Geheimrath Alberti, an diesen wandte ich mich mit Darlegung dessen, was ich dem Unternehmen als nützlich erachtete; er war meiner Ansicht, wünschte ein schriftliches Erläutern: ich gab es, und wurde abschlägig beschieden. Nochmals weigerte ich mich, unter so abgeschwächter Vorsicht mitthätig zu werden, und erbot mich zur Nachahmung der Muster-Vorlagen: sie wurde bewilligt, dann verhindert, und endlich hatte meine Beharrlichkeit im Recht nur bewirkt, daß auf mir die Schuld lasten solle, „könnten nicht die Tresorscheine aller Kategorien spätestens bis zum 1. Juli 1806 ausgegeben werden.“ Dieser Drohung mußte ich nachgeben, da ich Seitenwege nicht betreten mochte, dies auch nicht verstehe; mit den besten Kräften that ich dann, was mir innerhalb der Einengung möglich war, wurde nun aber sogar von der mir vertragsgemäß zugesprochenen Aufsicht bei dem Druck entfernt, wodurch dieser ebenfalls litt.

Noch mitten in so empfindlicher Zwistigkeit war ich an einem Februar-Abend 1806 Gast des achtungs- und liebenswürdigen Kabinetsrath Beyme, der die ersten, dem Könige vorgelegten Abdrücke der Tresorscheine höherer Beträge mit Belobung meiner Arbeit dem auch anwesenden General v. Köckritz zeigte. In meinem noch heißen Eifer konnte ich mir nicht zumuthen, das mir Widerfahrene und mein Urtheil zu verschweigen; mein Verdruß machte sich ohne Rückhalt Luft. Wie mir später Beyme mittheilte, hatte der bei dem Fürstenpaar sehr beliebte und heimische

Köckritz dem Könige gesagt: ich erkläre die Tresorscheine für leicht nachahmlich; der besorgliche Friedrich Wilhelm III. wollte darüber beruhigt seyn, und dies hat denkbar veranlaßt, daß der Minister v. Stein an meinen Vater — nicht an mich Zwanzigjährigen, der muthmaßlich noch als Bevormundeter betrachtet wurde — schrieb:

„Da ich höre, daß Sie geäußert haben: es sey sehr leicht, diejenigen Verzierungen, womit die Tresorscheine, außer den von Ihrem Sohne verfertigten Holzschnitten, bedruckt worden sind, vermittelst des Holzschneidens nachzuahmen, und Ihr Sohn würde dieses leicht bewerkstelligen: so fordere ich Sie hiermit auf, sich darüber bestimmt zu erklären, und mir über diese Behauptung einen Beweiß zu liefern.

Berlin, den 3. März 1806. Stein."

Darauf entgegnete ich in aller vorschriftlichen Form:

„Hochwohlgeborner Herr,
Hochgebietender Herr Minister,
Gnädiger Freiherr!

Ew. Excellenz Schreiben vom 3. März d. J. habe ich zu beantworten, berufe mich auf die mannigfachen früheren Erörterungen, und ist jetzt nur zu bestätigen, daß nach dem vorhandenen seichten, von mir ohne Erfolg abgewehrten Plan, bei bestem Willen meinerseits, die Tresorscheine doch nur ein verfehltes Resultat ergeben konnten. Den Beweis zu liefern, war ich zu rechter Zeit erbötig, jetzt, da die Tresorscheine bereits in Umlauf sind, ist zwar die Nachahmung ohne Zweck, doch will ich sie beschaffen, vorausgesetzt,

daß man mich für die aufgewendete Zeit und Auslagen entschädige.

In Ehrfurcht

Ew. Exzellenz

unterthäniger

Berlin, 8. März 1806. F. W. Gubitz."

Ein schriftlicher Bescheid wurde vermieden, ich mußte persönlich bei Stein mich einfinden; er behandelte mich, da ich zu einer anderen Meinung ungefügig blieb, mit etwas derber Rede, was ich mir nicht gefallen ließ, sondern meinen Worten die Unterthänigkeit entzog, wonach er mir nur mit einer Handbewegung die unholde Entlassung bemerklich machte. Dann wurden mir, während man Frick merkwürdig reichlichst belohnte, von 1200 Thalern 220 gestrichen, wogegen ich wiederholt Einspruch that, der jedoch im nahenden Waffensturm verscholl. — Zu meiner Rechtfertigung, wenn sie nöthig würde, gab ich aber versiegelt an zwei Behörden eine schriftliche Schutzgewähr, um für den Fall, wenn falsche Tresorscheine sich einfänden, an bezüglicher Stelle ohne Verzug die Auslieferung geschehen zu lassen. Nach dem Tilsiter Friedensschluß und Wiederbeginn der preußischen Verwaltung kam nun der auch als Dichter namhafte Geheime-, nachherige Staatsrath Stägemann, mit bei den Bankgeschäften betheiligt, zu mir und sprach von schon längst entdeckten falschen Tresorscheinen. Mir stieg begreiflich das Blut, Stägemann aber sagte: „Nur ruhig, wir kennen schon Ihre Verwahrung, und ich will Sie nur ersuchen, mir zur öffent-

lichen Bekanntmachung Unterscheidungs-Zeichen zu ermitteln." — Ausgleichend ist in Betracht des Ministers v. Stein zu erwähnen, daß ich von ihm während der Kriegszeit, hinsichtlich meines schriftstellerischen Bemühens gegen die Schmähung Preußens, anerkennende Briefzeilen empfing. Als er dann auf Antrieb Napoleon's weichen mußte, und erkrankt ein paar Tage im Bankgebäude Berlin's bei Stägemann wohnte, ließ dieser mich freundlichst rufen, und jetzt gab mir Stein Genugthuung, indem er gestand, er hätte auf meinen Widerspruch in jener Angelegenheit mehr achten sollen. — Wenn ich nicht verhehlte, daß meiner Erinnerung die Tresorscheine keine Schatzpapiere sind wegen des damit verknüpften Leids, habe ich doch bei mehr erhellter Umsicht die Bedeutsamkeit des mitunter freilich allzu herben Staatsmannes zu ehren gelernt, dies auch bezeugt durch den Aufsatz: „Karl von und zum Stein" in meinem „Volks-Kalender für 1859."

Die geschichtlichen Ereignisse verwickelten sich bald nach dem Einführen des ersten preußischen Papiergeldes zum gemeinsamen Unheil; meine Anstellung half mir bis dahin nur wenig, um so weniger, weil durch sie auch die Anforderungen sich steigerten. Da ich viele Besuche empfing, in die Geselligkeit hineingezogen wurde, mehr, als mir geübten Stundensparer erwünscht war, ich vor Allem mit dem uns möglichen Aufwande an umfassenderen Kunstbetrieb durch Schüler dachte, hatten wir uns in besserer Wohnung auch besser eingerichtet, und nun überstürzten

uns 1806 die Kriegswirren. Sie ließen plötzlich den habgierigen Feind zum Gebieter werden und belasteten alle Zustände, was mich hart betraf. Die Gehaltszahlung blieb aus, und in dem von Napoleonischer Gewaltherrschaft unterjochten Deutschland wagte man sich einstweilen gar nicht an Unternehmungen, die künstlerischer Beihülfe bedurften. — Bei den wieder ausgedehnteren Sorgen blieb mir aber im Gottvertrauen, mir schon oft bewährt, der Muth aufrecht, und die von Bestellungen im Holzschnitt nicht ausgefüllte Zeit verwendete ich zu schriftstellerischen, theilweise etwas einträglichen Versuchen, auch in der Bühnendichtung, die meine Neigung zu sich hinlenkte.

Bekanntschaften, die mich weiter in die Bücherwelt und zur Einsicht in buchhändlerische Verhältnisse führten, fehlten mir bald nach meiner dauernden Einwohnung in Berlin keineswegs. Eine Leihbücherei hatte ich mir schon auserwählt: die Kralowsky'sche, wo während der Jugendzeit unsres Jahrhunderts besonders an Winterabenden ein sehr lebhaftes Gesellschaftstreiben sich ansiedelte. Der Hausherr, im Schulunterricht vernachläßigt, hatte seinen befähigten Geist durch Selbstbelehrung gebildet, liebte das Schriftstellerthum, als Seele seines Geschäfts hauptsächlich das sogenannte schönwissenschaftliche, jedoch im vollsten Umfange: seine Theilnahme verbreitete sich auf alle Wege des Wissens und der Kunst. Im Jahr 1805 kam ich in sein Bücherlager, mich zum Leser einzukaufen, und als ich meinen Namen genannt

hatte, hob Kralowsky schnell die Klappe des Ladentisches, bat mich, näher zu treten, indem er sagte: „Ah, Sie sind der junge Mann, der sich mit Holzschneidekunst beschäftigt, ich habe von Ihnen gehört und gesehen!“ — Ohne Umschweife war ich nun zum Hausfreunde erkoren, denn die Einladung zum Abendbesuch schloß sich bald an, mir sehr gelegen. Kralowsky's Büchervorrath umfaßte das Schönwissenschaftliche seit dem letzten Drittheil des achtzehnten Jahrhunderts, war mir also nach dieser Seite hin ein Hülfsmittel des Unterrichts, da ich in bequemster Weise ein solches Heer von Büchern vor mir hatte.

In jenen Abend-Gesellschaften, wo man sich ohne gastliche Ansprüche — abgerechnet das Dampfmittel für ein paar Tabacksraucher, die mich nie zu den Ihrigen zählen konnten — mit Gesprächen begnügte, lernte ich mehrere Namhafte kennen, bezeichne aber nur Friedrich v. Cölln, Fr. Buchholz, F. L. Jahn und Langbein, daneben zwei nur gelegentlich Schriftstellernde, den Kammergerichtsrath v. Grevenitz und C. F. Lange, des Ministers v. Schulenburg Geheimschreiber — in Ueberfülle „Geheim-Secretair“ genannt. Fürerst soll Dieser mir vorschweben, einzig nur deshalb, weil er für die Gegenwart ein fast völlig verschwundenes, aber ein zeitrichtiges Abbild gemüthsüberschwenglicher Vergangenheit ist. Acht Jahr älter als ich, hatte er die Geßner'sche Schäfer-Schwärmerei und den Siegwarts-Taumel in seinem Gehirn beherbergt, stand schon dem damaligen Lebens-

verkehr mit dessen verwegenen Anforderungen der Genußtriebe gleichsam gespenstig gegenüber. Im Aeußeren hübsch, ja schön, wenn sich der Farbenschimmer des Weibischen am Manne schön nennen läßt, war auch seine sehr gewählte und zierlich behandelte Kleidung leuchtenden Stoffes, vom geflügelten Halstuch bis zu den blanken, über seidene Strümpfe gezogenen, mit netten Langschleifen geschmückten Schuhen, und weiße, feinzwirnige Handschuh legte er selten ab. Er sah immer aus, als wolle er brautwerbend zu einer Chloe oder Daphne gehen, und seine Sprache war sacht und sanft wie der hinrieselnde Bach. Nicht ohne Wissen und Fähigkeit fand er sich niedergedrückt vom Joche seiner amtlichen Schreiberei; es versteht sich also von selbst, daß er die Feder auch zu Gedichten benutzte, die den in sein Gemüth ganz Versunkenen sammt den Vorbildern genau genug schildern, wie dies bezeugt wird von den hier angereihten, freilich an sich sehr müssiggängerischen Liebeshauchen:

Sie und Ich.

O schöne Zeit, die mir auf Blumenmatten
Der Flur entfloh,
Wie war ich einst in meiner Heimath Schatten
So froh, so froh!

Da sucht' ich Sie, wenn aus den stillen Gründen
Die Dämm'rung wich,
Auf weichem Rasen unter kühlen Linden
Saß Sie und ich.

Der Abendglocke leise Klänge riefen,
Es schwieg der Hain,
Und Aug' in Auge schieden wir und schliefen
Zufrieden ein.

Kaum schaute durch die weinumrankte Pforte
Der junge Tag,
So eilt' ich hin zum liebgewonn'nen Orte
Am Wiesenbach.

Da fand ich Sie im gold'nen Morgenstrahle,
Sie suchte mich! —
Von Menschen fern, im abgeleg'nen Thale
Saß Sie und ich.

Die Zeit entfloh und wiederkehrt der Frieden
Der Unschuld nie! —
Ich bin allein, schon längst von Ihr geschieden —
Wo find' ich Sie!"

Daß des Jochmüden Gemüthserguß aber doch etwas mehr umfaßte als „Ich und Sie", dies zu erweisen sey noch angefügt:

„Das Vaterland.

Traute Heimath! süße Stätte!
Wo des Kindes Wiege stand;
Ja, es knüpft ein schönes Band,
Fest wie eine Demantkette,
Uns an Dich, o Vaterland!

Stiller Platz am kleinen Weiher,
Wo der Knabe Gerten bog,
Wo sein kleiner Drachen flog:
Auch dem Manne bleibst Du theuer,
Der die ganze Welt durchzog.

Vaterstadt! — geliebte Mauern,
Wo die Brust des Jünglings schwoll,
Seliger Erinn'rung voll
Reißt sein Herz sich los — mit Trauern —
Wenn er von Dir scheiden soll.

Bay…

Kleiner Sitz am stillen Herde!
Froh verspritzt der Mann sein Blut,
Kämpfend mit des Löwen Muth,
Für den kleinen Fleck der Erde,
Wo der Säugling sicher ruht.

Traute Heimath! süße Stätte!
Wo der Greis den Frieden fand:
Ja, es knüpft ein schönes Band,
Fest wie eine Demantkette,
Uns an dich, o Vaterland!"

Der allzu weichsinnige, höchst gutmüthige Gefühlsmensch, in Allem ein Nachwuchs des „Werther", gab sich auch dessen Ende! — Zu dem Bedauern, das er mir weckte, überfiel mich zuweilen die Vermuthung: er sey ein Spiegelbild dessen, was vielleicht in sonstiger Schwärmerei mir drohte, wäre ich nicht derb gehofmeistert worden vom Schicksal. Dennoch that es mir weh, wenn der schüchtern bescheidene Geheimschreiber geneckt wurde über sein Selbstverzärteln; gefühlsbedürftig schloß sich um so mehr der Unglückliche mit Herz und Seele mir an. Meiner Jugend wollte natürlich klugthuendes Zurechtweisen nicht geziemen, auch mischte sich Gemüthsverwandtschaft ein, und noch jetzt widme ich dem durch eigene Gewalt vom Diesseits Getrennten gern Gedenkzeilen, obschon ich eine so hülflose Zerflossenheit der Empfindung nicht zu rechtfertigen, Den nicht zu vertheidigen vermöchte, der, statt zu kämpfen mit Widerwärtigem im Leben, dies freiwillig aufgiebt.

Indem sich mir eine Mahnung an sonstige Schwär

merei einschob, muß ich, als deren weiter mitwirkendes Begünstigen, meinen körperlichen Zustand in Betracht ziehen. An karge Ernährung gewöhnt, dann, bei erregtem Aufsehen und obenein zum Gelegenheitsdichter gepreßt, betheiligt an üppigen Gastmahlen, hatte ich wahrscheinlich der jugendlichen Eßlust und dem nun unvermeidlichen, obschon auch stets mäßigen Weintrinken vielleicht doch zu unvorsichtigen Willen gelassen. Der plötzliche Wechsel in der Lebensweise erzeugte aber auch plötzliche Veränderungen im Körperlichen, und die hülfsmächtige Natur wehrte sich mit geregelten Blutstürzen, die, tagelang in allerlei Spannungen voraus empfunden, schnell kamen und schnell wichen. Mein derzeitiger, höchst einsichtsvoller Arzt, Doctor Meyer (zweiter Gatte der Händel-Schütz), bemerkte einst darüber: „Eine so impertinente Gesundheit ist mir noch nicht vorgekommen!" Er hatte in der Sache recht, die Blutentleerungen waren glückliche Vermittelung der Natur, die Neben Erscheinungen mußte und konnte ich mir also gefallen lassen, und hier gab ich nur eine Art von Vorbemerkung zu Dem, was zuweilen Wunderliches daraus entstand bis hin zum nahen Ende meines dritten Jahrzehends. — Das hatte ich nebenher von den Tafelfreuden, doch zum Ausgleichen vollkommen hinlänglich sind die dadurch ohne viele Bemühung veranlaßten Bekanntschaften. Sie breiteten sich vom Jahr 1805 an zuerst aus im Kreise der Berliner Buchhändler, ich nenne voran Nicolai. Der Zweiundsiebzigjährige, auf einem Auge Erblindete, war noch so berührig und

kampfbereit, wie man ihn kennt aus seinen streitvollen, eben so viel belobten als befehdeten Schriften. Mit diesen ist, ob auch nicht durchweg aus richtiger Ansicht, abgeschlossen, und man läßt jedenfalls neben Verfehltem dem Bedeutsamen sein Recht. Mir war Nicolai freundlich gesinnt, auch hatten wir Berührungen in unsern Denk- und Glaubensrichtungen. Vor Allem habe ich ihm das Unterstützen meines Lerndranges nachzurühmen, indem er mir seine allsachlich werthvolle Büchersammlung unbeschränkt zur Nutzung anwies. In meiner — thatsächlich völlig wahren, nur hinsichts der Verbindung ersonnenen — Erzählung: „Aus den Aufzeichnungen eines Buchbinders" („Volks-Kalender für 1858") gehören die Begegnisse mit Nicolai zu meinen eigenen, und sind ganz einzuschalten als mir zuthulicher Ausdruck väterlichen Wohlwollens des Alterfahrenen:

„Erfreut über meinen Eifer, mich in den Mußestunden zu belehren, hat er mir oft erlaubt, mit seiner reichen Bibliothek mich bekannt zu machen. Nicht selten stand ich da auf der Leiter, die hochgereihten Schriften mir anzusehen, und stets hat er die Bitte gewährt, mir dieses oder jenes Buch zu leihen, wobei er dann in Gütigkeit die Mahnung hinzufügte: nicht flüchtig zu lesen, sondern das eigene Nachdenken zu stärken, ohne nur im Geringsten die Thätigkeit für die nothwendigen Lebensbedürfnisse zu beeinträchtigen. „Die geistige Geschäftigkeit darf die der Hand nicht stören", sagte er, als ich Moses Mendelsohn's „Phädon" von ihm erhielt; „das Gleichgewicht zwischen

Geist und Körper, das richtige Verhältniß beider stärkt die gegenseitigen Kräfte; die Hand ruhen lassen und daneben sich nur in Ideen vertiefen, führt dahin, daß Herz und Seele Grillen fangen, die selbst ein guter Kopf manchmal nicht zu beseitigen weiß; fühlt man sich aber zufrieden durch sein Tagesgeschäft, ist es innen am hellsten, um das Geistige in gesunder Würdigkeit aufzunehmen." — „Es fügte sich, daß wir einmal über Goethe's „Leiden des jungen Werther" Worte wechselten, wobei er mir erlaubte, aus einem Briefe Lessing's folgende Stelle abzuschreiben: „Bei dem Unheil, welches dies warme Produkt leicht stiften könnte, wünschte ich, Goethe hätte Winke gegeben, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen, wie ein anderer Jüngling mit ähnlichen Anlagen sich davor bewahren könne. Ein solcher dürfte leicht die poetische Schönheit für die moralische nehmen und glauben, daß gut gewesen seyn müsse, der unsere Theilnahme so stark beschäftigt, und gut war Werther doch wahrlich nicht." — Als ich mich einst unterstand, Nicolai zu beklagen über die vielen Angriffe, die er öffentlich von sich abwehren mußte, sagte der alte Herr lachend: „Ich rathe Jedem, den modischen Philosophen nicht so viel Zeit zu opfern als ich; da will immer eine Philosophie die andere verschlingen, und am Ende weiß man nur, es sey wohl das Beste, sich die Seele zu nähren aus dem größeren oder geringeren Schatz seiner eigenen Anschauung und Erfahrung." — Hatte dies offenbar deutlichen Bezug auf Fichte, ist doch in Bil-

ligkeit anzufügen, daß, trotz öffentlicher Kämpfe und noch lebhaften Zorns gegen dessen „Wissenschaftslehre", Nicolai den Gesinnungswerth seines Gegners nicht schmälerte, ohne die verfochtene Ansicht einzuschränken, wonach ihm der neue Denk- und Lehrbau Zeugniß von ausschweifender Selbstüberschätzung der Jugendweisheit war.

Eine andere, buchhändlerische Bekanntschaft schon von 1805 an wurde Friedrich Maurer, der mich nicht nur künstlerisch und schriftstellerisch beschäftigte, sondern auch in das Gesellige seines Familienkreises einführte. Er war begieriger Sammler meiner Holzschnitt-Abdrücke, aber auch mannigfacher, zum Theil sehr werthvoller und nicht leicht zu beschaffender Gegenstände. Gemälde, Kupferstiche, Münzen, Muscheln, Steinarten und Versteinerungen, seltsame Waffen bis zum vergifteten Pfeil der Wilden, dies, nebst noch allerlei Erzeugnissen der Natur, Kunst und Völkereigenheiten, fand man bei ihm angehäuft; etwas Neues vorzuzeigen und in seine Schränke einzuordnen gedieh ihm zur genugthuendsten Festtagsfreude. Für Einzelnheiten hätte ich aus jener Zeit viele habselige Sammler zu nennen: das Tummeln irgend eines Steckenpferdes mit wissenschaftlichem oder künstlerischem Anstrich gehörte, wenn die Baarschaft reichte, zur gemüthlichen Unterhaltung in den Familien; daß sie aber mitunter auch dabei litt, läßt sich nicht leugnen, denn in Liebhabereien ist der Bestand des Maaßhaltens sehr schwierig. Meine Neigung lenkte mich zu Gemälden und Blumen, ich sah aber bald ein, daß hiezu weder

meine Zeit noch mein Geld hinreichen würde, verkaufte ein paar Gemälde, die ich schon erworben hatte, beschränkte zugleich die Blumenpflege wechselnd auf ein Gewächs, und hat man sich in Verlockungen nur erst ein Mal überwunden, bleibt uns die Versuchung fern. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts war jedoch die Lust des Sammelns wahrhaft ansteckend, und bei überschwenglichen Mitteln durfte man es loben, so — zum Beispiel — in Bezug auf einen sehr alten und sehr reichen Banquier Daun, der, von seinem Handelsgeschäft zurückgezogen, das derzeit stattlichste Haus in Lützow bei Charlottenburg bewohnte. Da hatte ich noch das Glück, die umfangsvolle Kupferstich-Sammlung zu sehen, namentlich auch Rembrandt's Radirungen in vollständigster Zahl, und mir wurde erzählt: die Kaiserin von Rußland, Catharina II. habe einst dem Besitzer dafür hunderttausend Ducaten geboten. Das ward für den schon sehr greisen Daun die Ursache einer schlaflosen Nacht, am Morgen sagte er sich dann: „Hunderttausend Ducaten habe ich auch und die Rembrandt's dazu; die Kaiserin hat nur die Ducaten, die vollzähligen Rembrandt's aber nicht; folglich muß ich diese behalten, um von einer Kaiserin beneidet zu werden." Dieser Entschluß mag zugleich einen Begriff geben von Daun's Reichthum. Seinen Erben muß dann die Liebe zu Kunstschätzen gefehlt haben: sie wurden in öffentlicher Versteigerung davon befreit, und Rembrandt's Radirungen erwarb der Buchhändler Maurer bis zum Aeußersten wohlfeil. So umge-

stalten sich Zustände und Verhältnisse! — was dem übervollen Anerbieten einer Kaiserin verweigert worden war, das erhielt ein Bürgersmann für einen, im Vergleich kaum nennenswerthen Geldbetrag.

In bescheidenem Verlangen nach Vergnügen und Erholung hatten Nicolai und Maurer sehr einfache Sommerwohnungen in Stadtgärten, sahen dort zuweilen Gesellschaft bei sich. So veranlaßte sich im Juli oder August 1806 bei Maurer mein einziges Zusammentreffen mit Ignatius Feßler, und mein erstes mit dem überspannten Zacharias Werner. Jener, nicht nur in verschiedener Richtung als bedeutsamer Schriftsteller, sondern auch in gefährlichem Schicksalswechsel als mannhafter Kämpfer bekannt, war im Gespräch zwar ruhiger, doch scharfer Art. Vom Katholischen und dem Mönchsthum zu thätigem Widerspruch übergegangen, hatte er Werner's am 11. Juni 1806 zum Erstenmal auf dem Berliner Theater dargestelltes Schauspiel: „Die Weihe der Kraft" mit dem wunderlich behandelten Luther nicht behaglich gefunden, und warf allerlei Spitzrede in die Unterhaltung. Werner war leicht aufzuregen, wurde aufgeregt, und obwohl der Ansicht Feßler's anhänglicher, nahm ich theils des Friedens wegen, theils aus jugendlichem, durch Beliebtheit allmälig etwas verwöhnten Uebermuth anscheinend Partei für Werner, der darüber im mißverständlichen Ueberschätzen meiner Einmischung außer sich gerieth und zu mir eilte, mich zu umarmen. Da erhob sich Gelächter, der mitanwesende Professor Fischer, vertrauter

Freund Feßler's, und mit diesem Herausgeber der Monatsschrift „Eunomia“, rief aus: „Nichts als Neckerei, Herr Werner; wir wissen es, über Ihre „Weihe der Kraft“ ist der junge Schalk unserer Meinung!“ — und jetzt verrieth er, daß ich wenige Tage zuvor mit folgendem Reimsprudel belustigt habe:

„Frömmelnde Demuth,
Tändelnde Wehmuth,
Sinnlich Verhimmeln
In Wortgewimmeln —
Bilden in Reihe
Mystische Weihe.
Wirriges Toben,
Selbstisches Loben,
Zwiespalt der Dichtung
Schwebelnder Richtung,
Geist, der erschlafft,
Das ist die Kraft!“

Dieser gesellschaftliche Scherz des Augenblicks ließ sich nicht ableugnen; den mindestens sehr unzeitigen Verrath zu verhindern, war mir mißlungen, und ich begriff, daß sich Werner mit Recht verletzt finden konnte. Er verhehlte dies nicht, und fruchtlos blieb einstweilen mein Bitten: er möge einen verlauten Einfall so unschwer nehmen, als er ausgeschwatzt wurde. Werner's bewunderswerthe rednerische Fähigkeit befeuerte sich nun abermals an den ätzenden Bemerkungen Feßler's über den „wieder katholisch gewordenen Luther“, und ich, in meinem einundzwanzigsten Jahr noch erfüllt von meinem Hirngespinnst kirchlicher Umschaffung, stand endlich ganz auf der Seite Feßler's, wobei ich stets die dichterische Macht Werner's

hervorhob, ohne jedoch zu verschweigen, daß, so weit ich Neuling in der Geisteswelt überhaupt zu urtheilen vermöge, und urtheilen dürfe, auch in seinem dramatischen Gedicht: „Die Söhne des Thales“ Annäherung zum Katholischen erkennbar wäre. Mir wurde beigestimmt, Werner stritt eifrigst dagegen, wie es schien aus innerer Beglaubigung; jedenfalls schien er darüber noch ohne klares Selbstbewußtseyn, konnte aber doch die Erkenntniß seiner Anfechter nicht erschüttern, und ich meine, mir haben sich — später zu besprechende — Zeugnisse geboten zum Befestigen der Wahrnehmung: Werner sey schon damals mitten im Abfall von Luther gewesen. Dies ward nach der öfteren Darstellung des Schauspiels: „Die Weihe der Kraft“ fast ein allgemeines, ob auch nicht vollauf deutliches Empfinden, und die noch im Sommer 1808 von Offizieren auf Rollwagen veranstaltete Schlittenfahrt, wobei man die Gestalten der Werner'schen Dichtung als Spottbilder veröffentlichte, war unzweifelhaft Ausdruck des Volksgefühls. Iffland, der sich in Verlarvung dieses, von ihm eigentlich veranlaßten „Luther“ sehr gefiel, beschwerte sich über den verwegenen Schlitten-Schwank, die Veranstalter mußten ihn dann auch mit leichter Haft büßen.

Habe ich hinsichtlich Maurer's in der Nachzeit Begegnisse einzutragen, ist hier, um meine Kenntniß über den sonstigen Buchhandel zu bevorworten, noch des Buchhändlers de la Garde zu gedenken, mit dem ich mehr in gesellige als geschäftliche Verbindung kam, der aber seinen Beruf mit geistigem Zweck ver-

hand, Verlagswerke nicht nur wie gelderwerbende Waare, sondern auch der Nützlichkeit verpflichtet erachtete. Ueberhaupt hielt sich der Buchhandel damals meist würdig, was heut offenbar minder allgemein zu sagen wäre. Dies verschuldete ursprünglich die sich weit ausbreitende Hausirerei, wodurch man mit einzelnen Bogen und dünnen Heftchen für Weniges, von einem Groschen an, der Menge nicht selten Greuelhaftes in die Familien treibt. Fröhnend ist dabei eine wegelagernd lungernde Schriftstellerei, die Vielen das Sinnige in Sinnliches verkehrt, der Lauheit gefällig, indem man ohne Prüfung nur liest, was zur Thür hereingereicht und aufgedrängt wird, oft vermöge einer an Un- und Mißbildung haftenden Dreistigkeit, deren sich die wahre Bildung schämt. Als de la Garde den Urbeginn dieses Ueberganges spürte, wurde er bedenklich, überlegte, ob er von Dem, was er hatte, ohne Prunk mit den Seinen leben könne; da „Soll" und „Haben" leidlich stimmte, zog er sich zurück, überließ die Buchhandlung seinem Schwiegersohn, der damit aber alsbald nach Leipzig auswanderte. Mir war de la Garde noch deswegen anregend, weil er bei geläufigst französischer Sprache das altfranzösische Wesen ebenso mit kluger Gewandtheit wie mit feinem Schliff und unverletzend einströmenden Witz an- und durchschaulich ausprägte. Der Verein dieser Eigenschaften bewirkte ihm dann auch die willig übernommene Last, während der französischen Erpressungen in Berlin „Präsident des städti-

schen Comité administratif" zu seyn, eine Stellung, die ihn jedenfalls von der Beliebtheit entfernte.

Berlin's Zustände vor und nach der Schlacht bei Jena sind oft geschildert worden, es scheint mir nicht rathsam, mich darüber in Umständlichkeit des Einzelnen auszubreiten; eingefügt sey nur, was meine Auffassung des Geschichtlichen bezeichnet, dabei noch bevorwortend, daß ich bis zu Ende 1806 allerdings in den Staatshändeln ein Uneingeweihter, mit den Zeitungen aber ziemlich vertraut war von da an, als ich ihrer habhaft wurde. Wie fast sämmtliche strebende Jugend hatte ich in den Kindesjahren für die Pariser Umwälzungen oberflächlich geschwärmt, schauderte aber bald zurück vor der mordwüthigen Vielherrschaft, begrüßte Bonaparte als vermeintlichen Retter, um so lebhafter, weil ich ihm Recht gab in Bezug auf die ehemals noch ungebändigteren Schiffahrts und Handelsanmaßungen Englands, verbunden mit dessen vortheilsdienlichen Aufhetzereien innerhalb der Festlande. Nachdem mit dem Kaiserprunke und Allbeherrschungsplane in Bonaparte sich der gewaltsamste Volksbedrücker ausbildete, während er in seiner eroberten Machtstellung das Außerordentlichste für die Menschheit hätte thun können, wandte sich meine Neigung von ihm ab, und ich dachte fast ausschließlich nur an Deutschland. — Keineswegs hatte sich mir jedoch im Zusammenfluß meiner verschiedenen, schwer ineinander zu bindenden Thätigkeit eine solche staatsklunge Kenntniß angeeignet, um mir klare Beurtheilung zutrauen zu dürfen. Indem sich aber mein

Denken nie vom Gefühl trennte, bildete sich mir im Jahr 1805, da der deutsche Kaiser Franz gegen das stets habgierige Franzosenthum wieder zu den Waffen rief, die Meinung: Preußen müsse, als eben auch das russische Bündniß sich anbot, sogar zum Abschluß gedieh, unverzögert Oesterreich zu Hülfe kommen. Sey es doch gleich hier — ich schrieb dies im Jahre 1864 — nicht verhehlt, daß mir ein dauernd einiges Deutschland, so weit es überhaupt möglich, nur dann als erreichbar vorschwebte, wenn Oesterreich und Preußen von ihrer Vorrangshaderei sich gründlich heilten. Mit dem Freunde Reimann hatte ich zuweilen Abendgespräche über die verworrenen Zeithändel, war mit ihm einverstanden in Friedenswünschen, nicht aber in Dem, was Hemmniß werden könne gegen das Voraussichtliche, das Unvermeidliche, wenn es nicht abgewehrt würde durch treu verbundene Kräfte, die manchen Krieg und manches Unheil für Deutschland unmöglich gemacht hätten.

Nach dem Frieden zwischen Oestreich und dem französischen Umsichgreifer wurde von Diesem Preußen noch ungezähmter und höhnischer mißhandelt als bisher, und in Berlin kreiste ein meistseitig irrlichterndes Gewirbel der Ansichten. Unterstützt vom Prinzen Louis Ferdinand — der seine sämmtlichen Fähigkeiten schwächte durch die Unfähigkeit, Maaß zu halten, dies aber mit dem Tode auf dem Schlachtfelde gesühnt haben mag — gaben viele Offiziere übermüthig stürmische Zeichen, daß man Krieg gegen Napoleon verlange. Die leicht in jeden Lärm ungleicher Rich-

tung einzutummelnde Menge, bei der die Wuth- oder Freudenschreier stets die Schwachhirnigsten sind, benahm sich nun, als wäre man in volksfestlichem Aufschwunge, und von der Bühne her beförderte man die Reizfluth der Aufregung. Dort wurde durch Vermittelung des Liefländers Merkel, der vor dem Einmarsch der Franzosen aus Berlin nach seiner Heimath flüchtete, gesungen: „Der Krieg ist gut, im Reiben seiner Kräfte ist für die Welt Gewinn!“ und solche Klatschlustige, die bei derben Händen matte Köpfe haben, waren äußerst schußfertig. Das Theater mischte sich fortdauernd ein; „Wallenstein's Lager“ mußte sich neue Kriegslieder gefallen lassen, „Graf Dunois, der Bastard von Orleans“ wurde mit überlaut getrennt hervorgehobener Rede Aufrufer gegen Frankreich bei jauchzendem Zustimmen, ohne zu bedenken, daß man Bruchstücke der Schiller'schen Dichtung in verdrehtester Weise anwendete. - Sogar Holberg's Posse: „Der politische Zinngießer“, mit dem die Regiersucht eines übermüthigen Narren bespöttelt wird, mußte zur Aufwühlung behülflich seyn. Im Schlafrock, nachtmützlich bedeckten Hauptes verlautbarte der Spaßmacher Unzelmann einen Kampfschrei, der mit dem Gesang „Heil Dir im Siegeskranz“ schloß. Die Toblustigen unter den Zuschauern kriegsdonnerten mit Hals und Hand, sie geriethen außer sich, nur um von der Besonnenheit und Ueberlegung weiter abzukommen, und dies wurde langstreckigst erreicht, als der Zinngießer versicherte: „er kenne den braven Mann, der die zerrissene Karte von Deutschland wieder zusammen

fügen werde." — Ich kannte und liebte den braven Mann, werde den Verewigten lieben bis an das Ende der Gefühle; aber die sinnverwirrende Aufwühlerei, womit man ihn, für derzeitige Umstände jedenfalls ein Jahr zu spät, außer und in den Theatern wider seine Erkenntniß und Willensäußerung hindrängte zu einem Wagniß, bei dem gegen einen so kriegskundigen Feldherrn mit sieggewohntem übermächtigen Heere das Mißlingen unvermeidlich war, diese, alle Vernunft überschreiende Anmaßung fand ich eben so thörig als entsetzlich. Obenein wirkten auf mich vor der Bühne willkürlich den dichterischen Gebilden eingezwängte Prunkzwecke angeblicher Vaterlands- und Heimathsliebe von jeher abstoßend, zum Theil auch deshalb, weil ich hinlängliche Gelegenheit hatte, zu erkennen, daß Gesinnung eben bei Schauspielern — versteht sich nicht ganz ohne Ausnahme — eine seltene Eigenschaft ist; der nächste Vortheil wird ihnen ohne Unterscheidung zum besten, und sie stellen sich jeden Beifallsklang, gleichviel wie er erworben ward, in Rechnung, damit er in Zulage klingenden Zins anlocke.

Wahr und wahrhaftig edel und erhaben ist die Begeisterung eines Volks, wie in späterer Zeit sie erfolgreich wurde; was aber damals in Berlin hochfahrend um sich wüthete, war nur schauspielerische Fieberhitze, ansteckender Dünkel, der nichts besiegt als Einsicht und Selbsterkenntniß, oft aber mit starrem Wahn sich dennoch einen Anhang zusammenfaselt. So war es auch in dem Unheilsjahr 1806, und Besonnene, die nicht fehlten, doch übertäubt wurden, blickten

mit schweren Sorgen in die Zukunft. Mein Gefühl und Vorausblick mußten sich dem Tummelstrom theils irrgläubiger, theils absichtlicher Ueberschätzung gegenüber schweigsam beobachtend verhalten, obgleich man schon damit in Gefährlichkeit kommen konnte bei den wortdonnernden Steckenpferdsrittern der Leidenschaft oder Wühlerei. Einen von ihnen, den ärgsten, sah ich wenige Tage nach dem Einmarsch der Franzosen mit dem dreifarbigen Hutzeichen, hörte und las völlig umgestimmte Aeußerungen, und daß ich diese Nichtswürdigkeit ohne Hehl so nannte, verschlimmerte mir nachher bedrohliche Verhältnisse.

Unzweifelhaft war Preußens Ehre gekränkt, sie war es aber französischer Seits zumeist schon 1805 vermöge des frech eigenwilligen Verletzens der vertragsmäßigen Nichtbetheiligung am Kriege zwischen Oestreich und Frankreich; der unvermeidlich andringende Kampf wäre damals in voller Rechtfertigung gewesen durch die schnöde Herausforderung und günstige Zeit. — Diese war im Jahre 1806 verloren, bei dem Unterlassungsfehler Napoleon obenein doch gereizt worden mit dem preußisch-russischen Bündniß. Wie Dem sey, offenkundig mehrten sich die Zeichen, daß nicht nur neue Beleidigungen, sondern auch bezweckte Verluste für Preußen im Anlauf waren. Was sich bei den Umständen der Sachlage und ihrer Wendung sagen läßt, ist in unzähligen Schriften erörtert; genug, das zu ängstlich und schwankend vermiedene Wagespiel mit Geschützkugeln wurde ohne umfassende Vorbereitungen plötzlich begonnen, zu raschem Unglück für Preußen.

Noch am 14. October 1806 brüsteten sich in Berlin die Mundhelden mit Siegesgerüchten: sie verflogen in Stunden; bald überstürzten sich Flüchtlinge mannigfachster Herkunft auf allen Wegen, am 24. October sah man den ersten Kriegstrupp der Franzosen, und am 27. ritt ihr Kaiser durch das Brandenburger Thor herein. Aus eigener Anschau kann ich darüber nicht sprechen; meine einstige Neigung für Bonaparte hatte sich in Bitterkeit gegen Napoleon verwandelt, ich gab mir das Wort, ihn, dessen Aeußeres ich ja durch viele Bildnisse zureichend kannte, in seiner Selbstheit nicht sehen zu wollen, und blieb darin beharrlich. Man mag dies Eigensinn nennen, mag es thun mit dem schlimmsten Beiwort: ich wehre mich nicht im Geringsten; meiner Empfindsamkeit war es zusagend, und daß ich wegen Anblicks der Persönlichkeit des Ruhm- und Gewaltsüchtigen keinen Schritt ging, ist mir noch im Alter nicht nur recht, auch wohlthuend. — Was ich hinsichtlich des Allgemeinen hier in Betrachtung zog, soll übrigens nur andeuten, daß ich nicht völlig im Unbewußten war, als ich staatsmännischer Schriftsteller werden mußte.

Zerstörend wirkten begreiflich auf meine Verhältnisse die im Waffengewühl entstehenden Umwandlungen. Ausbleiben des Gehalts, Stocken des künstlerischen Beanspruchs, Einlagerung ungebetener Gäste, Kriegssteuern und Erhöhung der bisherigen Abgaben, dieser Verein von Uebeln, nachdem ich eben erst im Vertrauen auf meine neue Stellung mit der Familie bei gesteigerter Miethe mich räumlicher und behag-

licher eingerichtet hatte, ist in aller Kürze so umfänglich lastschildernd, daß Zusätze Wortverschwendung wären. Der nächste Hülfsgriff war die Schriftstellerei; ich wurde Mitarbeiter an der Spener'schen Zeitung, und da mit dem Jahr 1807 das „Morgenblatt“ begann, kam mir auch der stets achtsam um sich blickende Cotta freundlich entgegen. Die neuere Bücherkunde für Unterhaltung, Erscheinungen auf der Bühne, Ereignisse außerhalb der land- und machtgierigen Zwiste, das waren die Bereiche meiner Aufgabe; mit den Staatshändeln hatte ich nichts zu thun, war aber dabei dennoch bald anderweitig verwickelt.

Von der Eidesleistung der Beamteten am 9. November 1806, wonach man der französischen Oberverwaltung geschworen hatte, „weder durch Briefwechsel noch irgend eine andere Art mit den Feinden der Franzosen sich zu verbinden“, blieb ich nach meiner Weigerung, mich den academischen Abgeordneten beizugesellen, verschont, mir eine werthe Beruhigung. Auch fiel mir nicht ein, daß ich von Denen, die nur Feinde der Deutschen und ihres Heimathswohls waren, noch ein anderes als das gemeinsame Drangsal zu erwarten habe, wurde nun aber unangenehm überrascht. An einem der ersten Tage des Dezembers 1806 bestellte mir ein französischer Offizier höflichst die Einladung, sogleich zum Gouverneur General Clarke zu kommen, und ich mußte eilend von dem Boten mich nach dem Königlichen Schlosse begleiten lassen. Dort führte mich der Offizier zu Clarke, und bei ihm war der gelderpressende Minister Estève. Jener

sprach etwas Deutsch, Estève nur Französisch, das mir nicht geläufig war; denn was ich davon erlangte, hatte ich mir auf verschiedene Weise eingesammelt und selbst gelehrt, weil mein Schul-Unterricht die Umgangssprachen fast gänzlich ausschloß. — Estève erklärte mir ohne Umschweif, anfangs in seinem Schliff: man habe preußischer Seits von der Bank Funfzehn Millionen Thaler bürgerliches Eigenthum mitgenommen, und es sey nothwendig, zur Schadloshaltung der Betheiligten und zum Vortheil des Geldumflusses, die Tresorscheine, als Anweisung auf das widerrechtlich Entführte, in solcher Summe zu vermehren, wobei ich, als „Fabricateur", möglichst rasch beförderlich seyn sollte. Betroffen, ja erschreckt, zögerte ich mit der Antwort bei abweisender Geberde, wonach mir Estève sehr redselig einleuchtend machen wollte, es wäre „irremissible et irrefragable", dem Handelsverkehr besagte Funfzehn Millionen wieder zuzuwenden. Etwas gefaßter erwiederte ich: daß ich vom Handelswesen gar keine Kenntniß habe, nicht alleiniger „Fabricateur", auch Alles, was zur Beschaffung der Tresorscheine nothwendig, an die bezügliche Regierungsbehörde abgeliefert sey. Befangener wurde ich im Erstaunen, als ich erfuhr, daß Estève Kenntniß hatte von dem Erbieten, die Nachahmlichkeit der Tresorscheine beweisen zu wollen, und nun blieb mir nur übrig, unumwunden auszusprechen: erstens wäre doch eine Nachahmung an sich sehr zeitraubend, zweitens müsse ich entschieden verweigern, bei einem verbrecherischen Geschäft Mithelfer zu werden. Estève schnaubte mich heftig an, Clarke,

bis dahin wortkarg, äußerte sich jetzt besänftigend, was mich ermuthigte; endlich hatte Estève die gnädige Unverschämtheit, mich mit 20,000 Thalern oder mehr für seinen Zweck erkaufen zu wollen, und mir im glatten Nebenspiel einschüchternder Drohungen vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit zu geben. — Ich verbrachte einen düstern Tag mit schlafloser Nacht; der Gedanke an Flucht vor Gewaltsamkeit mußte verschwinden in der Familiensorge und bei dem Mangel an Geldmitteln; auch schöpfte ich Hoffnung aus dem Benehmen Clarke's, und alles Ueberlegen endete mit dem Ausruf: Zwang ist hier unmöglich! — Da man für eine zweite Zusammenkunft keine Stunde bestimmt hatte, erwartete ich das Kommende, wurde wieder höflichst nach dem Schlosse geholt, und Clarke fehlte nicht, was mir die innere Beklemmung etwas milderte. Kaum aber war nothgedrungen mit aller Entschlossenheit meine Weigerung erneuert, da zeigte Estève schrankenlose Hitze, erlaubte sich auch, von unkluger Jugend zu reden; ich wurde angesteckt vom Aufbrausen, und als er zwischeninne fragte: wenn ich nicht wolle, wer es dann könne? fiel mir unzeitig das im vorigen Monat veröffentlichte „Blokade-Decret" Napoleon's gegen die Brittischen Inseln ein. Vorschnell erwiederte ich: „Künstler in London könnten es, da aber ihr Kaiser England so verschlossen hat, daß nichts hinein noch heraus kann, so ist dieser Weg nicht empfehlenswerth." Durch mein unbehülfliches Französisch wurde vielleicht der Sinn dieser Worte stachlichter, als ich wußte, und indem Clarke lachte, gerieth

Estève in so flammende Wuth, daß er „wegen Beleidigung des Kaisers" meine sofortige Verhaftung befahl. Das schien für Clarke empfindlich, er winkte mir lebhaft, seitwärts zurückzutreten, verhandelte mir unverständlich eine Weile mit Estève, und achselzuckend verurtheilte mich dann Clarke bei fühlbarem Wohlwollen zu eintägiger Haft. Noch im Beiseyn des Zornsprühenden wurde ich durch einen erklingelten Kriegsmann abgeführt nach einem nicht geräthlosen Zimmer, von dessen vergittertem Fenster ich den dritten Schloßhof übersah. Dort sperrte man mich ein in der zweiten Stunde Nachmittags; der Schall des Auf- und Abgehens machte mir bemerklich, daß man mich trotz des Verschlusses draußen noch bewachte. — Die Dom-Uhr hatte bereits Fünf geschlagen, da besorgte ein Gensd'arm Erleuchtung durch zwei Wachslichte, ein geschürzter Küchendiener trug ein reichliches Mahl auf, dem bald auch der Wein nicht mangelte. Von dem Gensd'armen wurde ich gefragt: ob ich „Lectüre" wünsche, und als ich Ja gesagt hatte, erhielt ich ein Heft französischer Schlachtberichte, die mich in der Sprachübung beschäftigten. Es war dann wieder eine ruhelose Nacht, besonders weil ich die Familie ohne Nachricht lassen und immer an ihre Angst denken mußte. Am Morgen gleich nach Neun tischte man mir ein verschwenderisches „Dejeuner" auf, das ich nicht berührte; wenig später, nachdem meine Gefangenschaft ungefähr einundzwanzig Stunden gedauert hatte, führte man mich in gestriger Weise nochmals zu Clarke, der mir wegen übereilter

Rede, mehr freundlich als herrisch, einen mäßigen Verweis verlautbarte, den ich ohne Widerspruch annahm, auch nicht vergaß, für die, an offenbarer Vermittelung Clarke's erkenntliche, von ihm betonte „bienveillance“ mich zu bedanken; denn eine „précipitation“, wie sein Ausdruck war, hätte ich vermeiden sollen, obschon sie mir vielleicht vortheilhaft war zur schnellsten Abweisung eines frechen Antrags. Mit Estève habe ich weiter nichts erlebt, mich aber seines Verfahrens erinnert, als ich hörte, daß Napoleon einmal falsche englische Banknoten anfertigen ließ, und übrigens mußte ich hinsichtlich jenes Bedrängnisses mich damit trösten, daß ich des Aergers über die Tresorscheine schon gewohnt seyn konnte.

Unser Theil an den allgemeinen Lasten hatten wir reichlich zu tragen; ich wünschte gar oft, wir wären noch in der engeren und wohlfeileren Wohnung, sie hätte den Einfluß der Anforderungen vermindert. Leidlich durchhelfend, obschon ich freilich ein Mal — aber nur dies eine Mal — der Zwangseintreibung einer städtischen Kriegssteuer durch Abpfändung mich unterwerfen mußte, war meine mehrfache Thätigkeit, bei der ich schriftstellerisch dem Beurtheilen staatlicher Wirren entfernt blieb und bleiben wollte. — Bald wurden jedoch Briefe Reimann's und anderer Freunde in der Umgebung des Fürstenpaares am Königsberger Hoflager anmahnend, auf die kriegerische Tagesgeschichte mich einzulassen, wonach mein deutsches Gemüth und Dankgefühl mich nöthigten, eine Zeitschrift heraus zu geben gegen die vielen gedruckten Schmä-

hungen, mit denen man Preußens Zustände übertrieben entwürdigte, die höchsten, herzgütigen, von mir mit vollster Anhänglichkeit verehrten Personen greuelhaft mißhandelte. Der Buchhändler Friedrich Maurer kam mir mit zwar sehr geringen, jedenfalls aber etwas einträglichen Anerbietungen entgegen, und ich ging darauf ein, ohne die Schwierigkeiten meines Unternehmens mitten unter den zu Gewalteingriffen sehr bereiten Feinden hinlänglich überschauen zu können. — „Das Vaterland" nannte sich meine Zeitschrift, und in Bezug auf Cölln's „Feuerbrände" hatte der Umschlag die Bezeichnung „Feuerschirme"; sie erschien, nicht an bestimmte Lieferungstage gebunden, in den Jahren 1807 bis 1809, und endete plangemäß sogleich bei der Wiederkehr der jubelfreudig empfangenen Königsfamilie. Das erste Heft — nach der Vorrede gedruckt im October 1807 — beantwortet auf hundertachtundzwanzig Druckseiten in Mittelgröße die Frage: „Sind die Vorwürfe gegründet, welche dem Preußischen Staate von auswärtigen Kabinetten und in mehreren Schriften gemacht wurden?" Die Beantwortung schildert den Preußischen Staat nach Innen und Außen von Friedrich dem Großen an bis zu den Schlachttagen von Jena und Auerstädt, und wenn ich jetzt dies Erzeugniß wieder anschaue, begreife ich kaum, wie ich damals Einundzwanzigjähriger bei den verschiedenen Vorgängen anderer Art mir doch eine Anfügung von Kenntniß staatlicher Ereignisse eingesammelt hatte. Begreiflich wendet sich meine Abhandlung vorherrschend zu Rechtfertigungs- und Vertheidigungsgründen für

Friedrich Wilhelm III. und um mein derzeitiges Einschreiten und Schreibwesen zu bezeichnen, erneure ich nur den Schluß:

„An unsere Mitbürger.

In den vorstehenden Kapiteln dieser Schrift haben wir darzustellen gesucht, unter welchen Umständen Friedrich Wilhelm der Dritte den Thron seiner Vorfahren bestieg, welche schwere Aufgaben zu lösen ihm diese hinterließen, mit welcher Festigkeit er die einmal angenommenen, aus der bisherigen Existenz der Monarchie entsprossenen Staatsgrundsätze befolgte, welche Hülfsmittel zu Erreichung seiner Zwecke ihm zu Gebote standen, durch welche Ereignisse er von der Bahn, die er seit dem Anfange seiner Regierung betrat, abzuweichen gezwungen ward, und endlich, wie Schicksal und Menschen sich vereinigten, um die unglückliche Katastrophe, unter der wir dulden, herbeizuführen. Wer dies Alles mit unbefangenem Sinn erwägt — erwägt, wie weit die Kräfte des Einzelnen, stehe er auch auf der höchsten Stufe des bürgerlichen Vereins, reichen können — erwägt, wie die Basis des Staatsgebäudes beschaffen war, und worin seine Schwäche bestand, der wird dessen Sturz dem Monarchen nicht beimessen, der, was von ihm abhing, zehn Jahr lang that, um es zu stützen, zu verstärken und aufrecht zu erhalten. Nichts verräth mehr Kurzsichtigkeit, nichts ist unnützer und verdient mehr Tadel als eitele Klügelei über das, was geschehen könnte oder sollte, ohne in Betrachtung zu ziehen, ob Dies oder Jenes ausführbar, ob es unter gewissen Umständen ausführbar war, ohne zu wissen, ob solches der Aufmerksamkeit der Regierung entgangen sey oder sie beschäftigt, und was sie bewogen habe, das Vollbringen entweder zu unterlassen oder zu vertagen. — Friedrich Wilhelm der Dritte hat uns unausgesetzt bewiesen, das Wohl seiner Unterthanen sey das Ziel seines Strebens, seines redlichen Willens. Wir haben ihm viel zu verdanken, und es gab eine Zeit, wo wir dies erkannten, wo die Nation ihn dafür segnete, wo unsere Herzen ihm entgegenschlugen. Er gab uns Beispiele mancher Tugenden, die wir uns hätten aneignen sollen, — Beispiele weiser Sparsamkeit, Nutzen bringender Opfer, Verachtung eines verderblichen Luxus. Wer ist einfacher in seinen Sitten, anspruchloser, humaner im wahren Sinne des Wortes als er? Wer als Gatte, als Familienvater ehrwürdiger, wer wohlthätiger da, wo Hülfe nöthig ist, wo sie fruchten kann? Jetzt in dieser trauervollen Periode, gab er nicht Proben von Unerschrockenheit, unerschütterlicher Standhaftigkeit, von Treue

in Erfüllung seiner Pflichten? Mitbürger! — und dieser König sollte von uns verkannt — im Unglück verkannt werden? Er, der unendlich bedauernswürdiger ist als wir, Er, dessen Leiden nicht blos persönlich, nicht auf eine Familie eingeschränkt sind, sondern der für Millionen leidet! Diesen König wollten wir bekritteln, anklagen, vergessen, was Pflicht und Treue von uns heischen? Nein, dies kann kein edles Gemüth, kein Volk, das Ansprüche auf Bürgertugenden, auf Gemeinsinn macht, das hinlänglich aufgeklärt ist, um die Wahrheit zu kennen und ihrer Stimme zu folgen. — Mitbürger! wir sind von der gefährlichen Höhe, auf der wir standen, gefallen; unser Sturz war unerwartet, schauderhaft: er betäubte uns, aber zu Boden darf er uns nicht schlagen. Wir waren vielleicht übermüthig im Glück und zogen uns dadurch Unwillen, Feindschaft, jetzt Spott und Schadenfreude zu. Muthvoll müssen wir uns wieder erheben, mit festem Blick unsre Lage durchschauen, und mit noch festerem Willen unsre Regeneration bewirken. Schwere Opfer, Verleugnungen, Entbehrungen wird es kosten. Jede Klasse der Nation muß sich ihnen unterwerfen, soll der Staat gerettet werden. — Laßt uns jeder Art von Egoismus — sey es individueller- oder Kasten- oder National-Egoismus — entsagen. Es gilt nicht das Interesse dieser oder jener Körperschaft, sondern das des Ganzen! Laßt uns genau und ohne Dünkel untersuchen, welcher Grad der wahren Aufklärung, der ächten sittlichen Kultur wir erreicht haben, und finden wir, daß wir uns bisher Täuschungen hingaben, so entferne sich dieser Dünkel von uns. Ist es unleugbar, daß Alles, was einem Volke Glückliches oder Unglückliches begegnet, daß sein Steigen und Fallen, sein Wohl und Weh stets von ihm selbst ausging, wie Vieles haben wir uns dann vorzuwerfen! Aber fehlen, irren ist menschlich; erkennen, bessern, gebiert Achtung und trägt Früchte. Laßt uns nie vergessen, daß wahre Aufklärung, reiner Patriotismus nicht im Räsonniren, in leerem Geschwätz, in heftigen Deklamationen, in indiscretem Rathgeben, sondern im Handeln, in der Vereinigung geprüfter Kräfte zum Besten des Ganzen besteht. Diese Vereinigung, wie kann sie aber statthaben, ohne inniges Anschließen an den Thron, ohne auf Grundsätzen ruhende Anhänglichkeit für den Monarchen, ohne Vertrauen zu ihm? Der Unsrige verdient Beides. Schon hat er dargethan, wie sehr, selbst in diesem Zeitpunkte, die Wiedergeburt des Staats ihm am Herzen liegt. Der erste Schritt zur Veredlung der zahlreichsten, nützlichsten Volksklasse ist bereits geschehen: er hat sie von der Leibeigenschaft befreit. Möge derjenige Theil unter uns, dem Verhältnisse, Stand und Talente Mittel darbieten, auf jene Klasse wohlthätig zu wirken — möge er sie anwenden, diese

Mittel, um moralische und intellektuelle Kultur unter sie zu verbreiten. Das Niedrigerstehende zu heben zeigt von weit rühmlicherer Hochherzigkeit als das Höhere herabziehen zu wollen. — Wir haben viel, viel verloren, liebe Mitbürger, aber dennoch einen großen Vortheil für unsere leichtere Regeneration erlangt, den — von einer Menge heterogener Stoffe gereinigt zu werden. Künftig können wir, wenn wir es ernstlich wollen, ein Volk seyn, das sich durch Nationalsinn auszeichnet, und durch seinen Charakter Achtung, Zutrauen und Liebe einflößt. Unglück giebt dem Seelenadel, wo dessen vorhanden ist, Schwungkraft; ihn zu pflegen sey unser Ziel, ihn zu besitzen unser künftiger Stolz. Dann wird Alles gedeihen, Alles wieder aufblühen, und der Staat mit verjüngter Energie aus seinen Ruinen emporsteigen."

Bin ich mit meinem, damals noch der fremdsüchtigen Schulzucht* anhänglichen Miß- und Misch-Deutsch jetzt nicht einverstanden, und könnte ich mich meinem Bildungswege gegenüber eher mit dem Einfließen des Predigens verständigen, den guten Willen und Weckruf zur wohlfahrtlichen Gesinnung liest man hoffentlich auch bei dem Mangelhaften heraus. In Bezug auf Sprache sey jedoch zusätzlich bemerkt, daß man mich später wegen „Purismus" getadelt hat, vielleicht auch, obschon mir Zustimmung mitunter nicht fehlte, noch tadeln wird. Dergleichen lasse ich aber ohne Widerrede, und bestreite keineswegs die Unthunlichkeit, jedes Fremdwort mit treffendem Deutsch abzuweisen: dann muß man sich freilich dem Gebrauch unterwerfen. Zu bedenken wäre indeß, man habe nicht wenigen Fremdwörtern nur übereinkömmlichen Sinn eingeflößt und die Angewöhnung sey dabei zuweilen sehr irrthümlich mitwirkend. Von vielen Fremdwörtern ist der deutschthümliche Ausdruck, obwohl er anfangs befremdete, allmälig bei uns heimisch geworden, und es

wird auch noch andern Uebertragungen geschehen, denen man nicht augenblicklich Geltung zugesteht. —

Dieser Einschaltung, schriftstellerischem Bequemwesen in der Sprache gewiß unbehaglich, schließe sich nach dem Bruchstück aus dem ersten Hefte über die folgenden der erwähnten Zeitschrift ebenfalls nur eine kurze Hinweisung an. Sie geben Aufsätze mit Erläuterungen wider schmähende Gegner Preußens und Berichte über Tagesereignisse aus ursprünglichen Zusendungen. Ich hatte Gelegenheit erkundet, mich mit Schill, mit dem Freicorps des Lieutenants v. Hirschfeld, des Rittmeisters v. Krockow, mit den Heeres-Abtheilungen des Oberst-Lieutenants v. Borstel und v. Zieten in Verbindung zu bringen, von Königsberg kamen ebenfalls Beiträge. Ohne Scheu ließ ich in geziemender Anständigkeit mitten unter den Franzosen Mancherlei drucken, was diese nicht angenehm berührte. In meiner sehr erfahrungsarmen Unbefangenheit erachtete ich nicht für gefährlich, was mir als in sittlicher Schranke gehaltene Wahrheit erschien; Macht, Gewalt und Vortheilsdrang finden aber oft das Begründetste strafbar, dies haben auch mir die handlangerischen Mitschuldigen der Napoleon'schen Willkür bestätigt. —

Am 11. Mai 1808 Morgens zwischen Sechs und Sieben, als ich mit der Familie bei dem Frühstück saß, wurde ich verhaftet; zur Untersuchung meiner Papiere blieben Beauftragte in meiner Wohnung, und mich brachten zwei Gensd'armen, höflicher Weise in einer Kutsche, nach der Commandantur. Dies Un-

heil traf mich, wie mir später einleuchtete, in Bezug auf Angebereien eines Söldlings-Beamteten bei der französischen Kolonie. Er war geborener Preuße, ließ sich aber im Dienste der Franzosen als Censor gebrauchen, und ich hatte ihm darüber meine abfällige Meinung klar ausgesprochen, obgleich er nichts zu thun hatte mit meiner Zeitschrift. Bei dieser mußte ich mich der Vorbeurtheilung eines als französischer Amtsdiener mitgekommenen Deutschen unterwerfen: es war Wiedemann, nachmaliger Mitanordner bei der Cotta'schen „Allgemeinen Zeitung", im Jahr 1808 noch verliebt in seine Bewunderung Napoleon's, was ihn jedoch nicht verleitete, überstrenger Censor zu seyn. Jener Söldling aber rächte sich nun an mir wegen meiner freilich wieder nicht weltklugen Offenheit; er übersetzte sehr verfälscht mehrere, aus dem Zusammenhange gerissene Einzelnheiten, die allerdings in ihrer Richtigkeit keine Schmeicheleien für die „große Nation" sind, und seine Böswilligkeit wirkte für mich schlimm genug, würde noch schlimmer gewirkt haben, wenn nicht die Vorsehung eingegriffen hätte.

Nach meiner Verhaftung durchforschten die französischen Sendlinge alle zu entdeckenden Papiere, vorher aber hatte meine wackere Schwester Wilhelmine, mit meinen sämmtlichen Verbindungen vertraut, die Geschicklichkeit, eine gefährliche Mappe zu entfernen, deren Inhalt sie in ihrer Angst auf dem Feuerherd verbrannte. Leider verlor ich dadurch viel mir Werthvolles, dennoch habe ich die That meiner Schwester zu preisen. — Aus dem zweiten und drit-

ten Heft der Zeitschrift „Das Vaterland" läßt sich schon deutlich ersehen, daß ich von den Führern der verschiedenen Freicorps, auch aus Königsberg und Memel, Nachrichten mußte empfangen haben; das meiste Schriftliche vorther hatte ich vernichtet, doch geschah es nicht mit Allem: das argsinnige Trachten hätte noch genugsamen Stoff gefunden. — Als ich zwischen den beiden Gensd'armen im Wartezimmer der Commandantur stand, wußte ich nichts von Beseitigung jener Mappe, sehr viel aber von den Gewaltthaten der Unterdrücker deutschrechtlicher Gesinnung; — ich konnt' es mir nicht verbergen, daß ich unrettbar sey, waren meine Papiere sämmtlich in Feindeshand. Begreiflich erschütterten mich schwer belastende Gedanken: der Gang des drohungsvollen Ereignisses ließ mich jedoch in seltsam zusammentreffenden Einflüssen die Allmacht höchster Leitung tief empfinden.

Eben veränderte sich das französische Beamtenthum, und die Commandantur hatte nur einstweilige Oberverwaltung, wobei ein Abfinden nöthig war, was ich nicht deutlich erfahren, überhaupt diesen Umstand nebenher fast nur errathen habe. Während ich nun auf Weiteres im Widerwärtigen harrte und mir möglichst den Muth zusammensuchte, trat aus einem Seitenzimmer ein glänzend bekleideter Mann auf mich zu und sagte hastig: „Sie sind mir Herr Gübitz genannt, sind Meister im Holzschnitt, Christian von Mecheln hat mir Abdrücke nach Paris geschickt; — wodurch sind Sie in Anklage?" Mit Dank für die günstige Meinung erwiderte ich: es sey mir völlig räthselhaft,

weshalb man mich verhafte. Schweigend zog er einen der Gensd'armen ein paar Schritte mit sich fort, sprach eine Minute mit ihm, und ging dann zurück. Derselbe Gensd'arm brachte mir jetzt einen Stuhl, ich fragte ihn: „Wer ist der Herr?" und er antwortete: „Herr Staatsrath Bignon!" — der in jenen Tagen leitender Machthaber war. Muthmaßlich eine ganze, entsetzlich lange Stunde saß ich da, bis sich dieselbe Thür wieder öffnete und ich die Bitte vernahm: daß ich eintreten möge. Sich selber nennend sagte er dann: „Ich habe mich in Kenntniß gesetzt, habe wenigstens bewirkt, daß ich mich über Ihre „Affaire" unterrichte", und, mir beschriebene Blätter zureichend, fragte er: „Sind Sie Verfasser dieser „Expectorations?" — Ich sah das Empfangene eine Weile an, erkannte bald die absichtlich boshafte Zusammenstellung, und rief empört aus: „Das ist schändliche Uebersetzung, so lautet es, so verbindet es sich im Deutschen nicht!" — Bignon zuckte die Achseln und entgegnete: „Also, Sie bekennen sich zum Verfasser?" — das wäre sehr übel, denn die Ordre zu Ihrer Verhaftung ist streng!" Seine sich anfügenden Erörterungen machten mir begreiflich, daß ich der Schmähung des französischen Kaisers und Heeres bezichtigt sey; zufolge der mir eingehändigten schriftlichen Vorlagen war eine solche Absicht auch kaum zu bestreiten. — In der genannten Zeitschrift befinden sich viele Züge der Tapferkeit preußischer Krieger, und daß dabei „der Feind". nicht die Ehre davon trug, versteht sich von selbst. Ueber Gewaltherrschaft ist

ebenfalls Allerlei bemerkt, und vermöge der trügerisch gewendeten, mit den gesteigertsten Ausdrücken behafteten Uebertragung allgemeiner Bezüglichkeiten in persönliche, schien vom französischen Standpunkt aus die Anklage gerechtfertigter als sie seyn konnte nach richtigem Maaße. Für den Augenblick blieb mir aber nur das in solcher Bedrängniß sehr schwache Mittel des entschiedenen Einspruchs gegen verleumderische Fälschung dessen, was ich drucken ließ, und obwohl ich zu entdecken glaubte, Bignon wolle mir nützen, konnte ich doch auch wahrnehmen, daß er verlegen wurde. Da eben kam die Hülfe, die ich immerdar als weltgebietenden Einfluß betrachtet habe und betrachten werde.

Ein Bündel des aus meinem Arbeitszimmer Entnommenen wurde gebracht — die gefürchtete Mappe sah ich nicht, schon dies verminderte die Gefährlichkeit. Zugleich wurde Herr v. Mecheln gemeldet, mit dem ich nicht nur in geschäftlicher, auch in freundschaftlicher Verbindung war, und da ich unter dem Erplünderten die Hefte meiner Zeitschrift erblickte, rief ich Bignon an: „O wenn Sie erlauben möchten, daß dieser Schweizer, der unfehlbar beider Sprachen mächtig ist, eine der mißhandelten Stellen übersetze, das würde Ihnen die arge Tücke gegen mich enthüllen!“ Bignon gewährte diesen Wunsch und ließ den Angemeldeten — nach meiner jetzigen Ansicht Herbeigerufenen — eintreten. Der damals Einundsiebzigjährige, rasch meine Verwickelung begreifend, zeigte sich — ohne unsere traulichen Verhältnisse zu berühren — dem Geschäft eilend

bereit, wobei er, eifrigst seinen dreieckigen Hut und langen Stock ablegend, meines Lobes voll war, besonders auch in Hinsicht auf meine, „ihm durch die öffentliche Stimme bekannt gewordene Familiensorge.“ Ich ergriff ein Heft der Zeitschrift und bezeichnete den Schriftsatz, wo gegen die auf Friedrich Wilhelm III. hinweisenden Aeußerungen der „Vertrauten Briefe“ des Kriegsraths v. Cölln gesprochen ist, hauptsächlich gegen die Worte:

„Ich fragte nie danach, ob der Regent ein Herz habe, aber wohl, ob ein Geist und die aus ihm hervorgehende Kraft in ihm war.“

Darauf hatte ich („Vaterland“, drittes Heft, Seite 104.) geantwortet:

„Nur Einklang des Gemüths und des Kopfes bringt das wahre, Glück verbreitende Gleichgewicht im Leben hervor, und da dies der Zweck eines Regenten seyn soll, so muß er selbst sich auch in diesem Gleichgewicht befinden: mit dem größten Kopf von der Welt wird er eine Geissel der Menschen seyn, wenn er bei dem Ausbruch der schaffenden Kraft seine armen Unterthanen vergißt; wenn er herzlos jedes Zeichen des Mißvergnügens nicht bemerkt, oder mit eisernem Scepter zu unterdrücken sucht; wenn der Unschuldige, den die schaffende Kraft der Günstlinge seiner Güter beraubt, seiner Familie entrißt, seine Stimme erhebt, und jede seiner Klagen von dem Throne zurückprallt, auf welchem ein Mann glänzt, der, eben über ein großes Unternehmen sinnend, an solche Kleinigkeiten nicht denken kann: Glücklich preise

ich Den, der noch nie nöthig hatte, das Herz eines solchen Regenten in Anspruch zu nehmen, sonst würde er, wenn die schaffende Kraft ihn ungehört vom Throne hinweggeschafft hätte, durch Erfahrung belehrt, nicht eine solche Abscheulichkeit als Grundsatz aufgestellt haben. — Das fortlaufende Gemälde der Geschichte zeigt uns fast zu allen Zeiten Männer, welche in den angeführten Worten charakterisirt sind, ihre Namen werden, wie bei uns, so auch bei künftigen Geschlechtern glänzen, aber die damals Lebenden? Sie werden die schaffende Kraft ihres Gebieters theuer, vielleicht mit ihrem ganzen Lebensglück bezahlt haben: dies wird und kann dem Forscher nicht entgehen! Wohin sollen alle dergleichen Behauptungen führen? Soll die Menschheit, welche ohnehin dem Ehrgeiz nur als Mittel erscheint, noch mehr herabgewürdigt werden?"

In der rachsüchtigen Uebertragung waren nun noch ein paar an Cölln gerichtete Zeilen (viertes Heft, Seite 73) dicht herangezogen:

„Fühlen Sie denn nicht, daß man gerade jetzt das Uebergewicht des Geistes nicht als das verkündigen muß, was einzig den Herrscher ziert!"

Indem diese im untreuen Französisch mit mehreren Ausrufungszeichen begabte und leicht zu lenkende Aeußerung sich dort anschloß, wo sie in meinem Schriftstreit gegen Cölln nicht auffindbar ist, hatte der Verfälscher alles Vorherige unbedingt auf Napoleon bezogen, seine ganze gehässige Anfechtung auch noch

durchgiftet mit greuelhaftem Ueberbieten der Beiwörter.

Hatte der Ankläger nur verschwärzende Farben gebraucht, Mecheln mischte sie in seiner Uebersetzung reichlichst mit Weiß, ohne auffallend abweichend zu seyn von dem mir Eigenthümlichen. Nachdem Bignon, der sich anderweitig beschäftigte während der emsigen Bemühung des alten Herrn, aus dessen zitternder Hand die beschleiernde Schrift empfangen, sie still gelesen und zuweilen mit der des Angebers verglichen hatte, sagte er, wie es mich anmuthete in heiterem Erstaunen: „Ah, der Unterschied ist unzweifelhaft sehr überraschend, sehr bedeutend!“ „Ah, la différence est sans doute trés surprenant, trés signifiant!)“ zugleich umfaßte er Mecheln und führte ihn bis zum Fenster. Dort sprachen Beide leise mehrere Minuten miteinander, bis Bignon sich wieder zu mir wandte, dabei Mecheln stark betont zurufend: „Sie bürgen also dafür, daß Herr Gübitz ein abgefordertes Wort, die Stadt nicht zu verlassen, halten würde?“ und tief erschütterte mich die Antwort des sehr aufgeregten Mecheln: „Ich verbürg' es mit meiner Ehre und meinem Leben!“ — Ich gab mein Wort; danach — es war nun schon der Mittag vorüber — sagte Bignon zu mir: „Erwarten Sie mich heut Abend acht Uhr in Ihrer Wohnung und halten Sie sich dort vorsichtig „caché“. — Nicht nur an diesem Tage kam Bignon, er kam noch an zwei Abenden, um mir Rathgeber zu seyn für Verhöre, die ich überstehen mußte vor fünf Personen, von denen drei

Offiziere waren. — Daß ich ganz ohne widrige Endfolge dem Unheil entkommen könne, hatte mir Bignon verneint; man verurtheilte mich zu sechswöchentlicher Hausvoigtei-Haft, die man mir aber zeitweise, auf mein Versprechen, mich wieder zu stellen, vertagte, sie dann gar nicht mehr beachten wollte, so daß ich, zusammengerechnet, höchstens vier Wochen Gefangener war in einer lichten Stube, wo ich bei steter Thätigkeit selten gestört wurde.

Gewiß machte sich eine solche Wendung der Gewaltthat zum erträglichen Ausgange nur möglich durch Bignon's Theilnahme und mithülfliches Zusammentreffen seltsam glücklicher Fügungen, die meine Ueberzeugung von einer geheimnißvollen Schicksalsmacht befestigten: eine Ueberzeugung, mit der ich oft mich standfest erhielt bei schwer belastenden Verhältnissen, die meist zuweilen deshalb am schwierigsten werden, wenn man sich den Lebensweg beharrlich gradaus wählt. — Meinen Dank habe ich dem Kunstfreunde Bignon, der mit Mecheln längst geschäftlich in Verbindung war, dadurch zu bezeugen versucht, daß ich ihm bis zu seinem Tode Abdrücke meiner Arbeiten zusandte.

Wenn ich mich hier trenne von den schwierigen Händeln mit den französischen Bedrängern, sey doch nicht vergessen, daß ich zwischeninne von Clarke eine, obwohl etwas herausgeforderte Nachgiebigkeit erlangte. — Der Professor Theoder Heinsius, als fleißiger Sprachforscher rühmlich zu nennen, war schon früher in Haft; er mußte wegen einer Aeußerung in seiner

Wochenschrift: „Der Hausfreund" auf vierzehn Tage in die Hausvoigtei, und dort sollte Niemand ihn besuchen. Seiner Frau war bekannt, daß ich bei dem Widerstand gegen Estève vergleichungsweise Clarke's Benehmen menschlich gefunden hatte, und sie bat mich mit Thränen, einen Gang zu wagen, um Milde für den kränkelnden Gatten zu vermitteln. Gern that ich es nicht, mir aber das Mißliche aus dem Kopf zu jagen, betrieb ich die Angelegenheit ohne Zögern. Es war spät Nachmittags, als ich im Vorzimmer mit einem Adjudanten sprach, der mich schnöde abfertigte. Durch meine Empfindlichkeit ward der Wortwechsel laut, und jetzt trat Clarke ein; nach französischer Angewohnheit hatte er eine Serviette im Halstuch befestigt, er war also noch bei dem „Diné". — „Ah! Monsieur Cidevant!" rief er aus; was führt sie her? — Der Adjudant antwortete, ich schwieg aber auch nicht, und Clarke fiel sehr bald ganz vergnüglich ein: „Besorgen Sie Schema's, man wird nicht leicht mit ihm fertig!" — Ich mußte sehr lange warten, hatte endlich sechs gedruckte Erlaubnißscheine, denen nur die Namen der Besuchenden einzufügen waren, brachte fünf der Frau Heinsius, und den sechsten behielt ich für mich. — Als ich gegen Abend eines der nächsten Tage den Gefangenen in der engen Klause besuchte, fand ich bei ihm seinen reichen Gönner Marcuse und den Professor Friedrich Buchholtz, der immer sprach wie vom Lehrstuhl, und diesmal für einen Augenblick belustigte. Ein zäher Feind des Erbadels und der Juden, eiferte er, viel-

leicht ohne zu wissen, daß ein Anhänger des mosaischen Glaubens anwesend war, auch jetzt ausfälligst gegen den Talmud, als ein Gesetzbuch, das jede gute Eigenschaft vertilge. Da konnte sich Marcuse, der im Hintergrunde des Gemachs auf dem Bett saß, nicht länger bezähmen, er entgegnete den ihm den Rücken zukehrenden Redner: „Nu nu, es giebt auch gute Juden!“ Sich langsam wendend erwiederte Buchholtz in trockener Entschiedenheit: „Ein guter Jude ist eine hölzerne Pelzmütze!“ und natürlich erhob sich schallendes Gelächter, dem der achtungswürdige Marcuse gehörig beistimmte.

Buchholtz hat bekanntlich der Lesewelt im Zeitgeschichtlichen manches Geistreiche gegeben, zum Theil als Ungenannter; ich mag nicht darüber urtheilen, ob es in Werth bleiben kann. Als er jedoch — ebenfalls verhüllt — mit der Lästerschrift: „Gallerie preußischer Charaktere“ sich in handgreiflichster Eigensucht den die Wahrheit mit der Verleumdung stachelnden Schmähern anreihte, kam ich in die Nothwendigkeit, dagegen zu schreiben. Seinen Haß theilte der in seinen häuslichen Verhältnissen hülfsbedürftige Buchholtz, wie schon angedeutet, zwischen Erbadel und Judenschaft, von denen er behauptete, sie hätten verwandte Bestrebungen; Bewunderung und Liebe hegte er für Napoleon und steifte sich in der Ansicht, Preußen könne nur im Bündniß mit jenem Gewaltigen bestehen und gedeihen, was ich als Verrath an Deutschland erachtete. Er wurde bekannt mit dem Obersten v. Massenbach, dessen Meinungen waren

die seinigen mit eigener Ueberzeugung und Entwickelung; auf dem gleichen Gedankenwege hoffte Buchholz im gesteigertsten Selbstschätzen durch den in einflußreichen Kreisen verkehrenden Massenbach zu hohen und ergiebigen Ehrenstellen zu kommen, und gerieth hinsichtlich des Glaubens an sich allein in die wunderlichste Ueberspannung, von deren Maßlosigkeit viel zu erzählen wäre. Dennoch wüßte ich auch heut nicht zu sagen: ob seine Eitelkeit oder sein Scharfsinn vorherrschte; daß er Beides in hohem Grade besaß, Eines aber immer das Andere störte, ist unzweifelhaft, und ich war gern sein Zuhörer, ohne jemals mit ihm einig oder vertraut seyn zu können.

Einfügen will ich hier noch, daß ich Mitglied des „Tugendbundes" gewesen bin, doch ist es nur flüchtig zu erwähnen; denn in Berlin begann statt des Begründens ein rascher Zerfall. Von Königsberg aus zum „Secretair" gewählt, war ich bei zwei oder drei Versammlungen zugegen, ohne daß Eintracht über Zweck und Ziel erreicht werden konnte; diesen Zusammenkünften verdanke ich jedoch den unverletzt durchgeführten Entschluß, mich niemals einer „Partei" oder irgend einem staatsumschaffenden Bunde anzuschließen, welches Aushängeschild dieser oder jene haben möge. Als Einzelner that ich stets für Allgemeines, was meinen Ansichten und Kräften gemäß war, darf hoffen, man werde mir dies Zeugniß nicht versagen bei fortschreitender Darlegung meiner Erlebnisse, habe aber jedenfalls festzustellen: mein Entschluß sey sehr oft gestärkt worden durch widerwärtige Verwandlungen,

die vermöge der Mehrheit Sippschaften sich beobachten liessen.

Mit den feindlichen Behörden kam ich nicht mehr in Bedrängniß während der sechs oder sieben Monate, in denen die Franzosen noch Berlin's Beherrscher waren, und unbelästigt blieb die Verbreitung meiner Zeitschrift. Auf sie bezüglich hinterlasse ich Dankschreiben vom Könige, der Königin, dem Minister v. Stein, Beyme, dem nachmaligen Staatskanzler v. Hardenberg und andern in der Zeitgeschichte hervorragenden Personen. Davon sey nur eines der Andenken mitgetheilt, das letzte Schreiben der Königin Luise an mich:

„Mein Herr Professor Gubitz! Ich habe das sechste Heft Ihrer Zeitschrift „das Vaterland" erhalten, und mit Wohlgefallen daraus ersehen, daß solche die bei ihrem Entstehen sich vorgesetzten edlen Zwecke treu verfolgt; recht sehr danke ich Ihnen für Ueberreichung desselben, und verharre Ihre wohlaffectionirte Königin.

Königsberg, den 30. August 1809. Luise."

Nach der Wiederkehr des Hofes wurden dem Buchhändler Maurer die noch vorhandene geringe Anzahl der Hefte meiner Zeitschrift abgekauft und an Behörden vertheilt. Er empfing die goldene Verdienst-Medaille; wahrscheinlich bemühte er sich um solchen Erfolg, was meiner Gesinnung fern blieb. Von Leid aber ward ich erfüllt, weil mein edler Freund Reimann hoffnungslos erkrankt ankam, ich mich verpflichtet hielt, täglich bei ihm zu seyn: nächst der

Arbeit hatte ich nur Gedanken an den voraussichtlichen Verlust. Er starb bald, noch nicht vierzig Jahr alt; in meinen Erinnerungen lebt er mir als Unvergeßlicher.

Ehe ich von den drei Jahren 1806 bis 1809 mich hier trenne, stellt sich meinem Hinblick zur Vergangenheit noch Manches, das man sich zum Theil gern vergegenwärtigt. Da bin ich am Geburtstage Friedrich Wilhelm III., am 3. August 1808, noch vier Monate vorher, ehe die Franzosen von Berlin abzogen, im nahgelegenen Dorfe Lichtenberg; ein Name, der jedenfalls etwas täuscht, denn eine Höhe, die Berg zu nennen wäre, würde man vergebens suchen. Aber ein Garten, der ehemals dem Feldmarschall von Möllendorf gehörte, ist zu finden, und am bezeichneten 3. August hatten sich dort mehrere Familien vereint zu einer Festfeier, wozu ich Verse schrieb, die der Kapellmeister Seidel mit Musik ausstattete*), wonach dann im Garten, vor dem Bilde des Königs und den durch Herbeiströmen vermehrten Zuhörern der Gesang erfolgte, vermöge der Stimmung mit erschütterndem Eindruck. — Möge man freundlich empfangen, was ich hier und anderweitig von Gelegenheitsdichtung nebenher mittheile.

Familienfest im Freien.

Am 3. August 1808.

Gesammt-Stimmen.

Der schönste Tag ist uns erwacht!
O Natur, theil' unser Entzücken,
Reich', ein Königsbild zu schmücken,
Uns der Blumen Farbenpracht.

*) Die Tonschrift ist mein Eigenthum geworden.

Vater. Erzeuge, Natur, das Schönste im Raum
Ueberschwenglich für Ihn,
Und zaub're des Lebens reichsten Traum
Unvergänglich für Ihn!

Gesammt-Stimmen.
Laß, o König, von den Kindern
Mit Blumenspiele Dich umzieh'n,
Willst Du heiße Sehnsucht lindern,
Komm zurück, daß Sorgen flieh'n. —
Muß sich Edles leidvoll beugen,
Wenn Gewalt das Recht durchbricht,
Wird Vergeltung sich bezeugen
Durch das ew'ge Weltgericht.

Mutter. Mein König, Du hast nimmer
Ein fremdes Gut begehrt,
Und gern den flücht'gen Schimmer
Der Ruhmesgier entbehrt.
Du gönnst solch eitlen Flimmer
Dem, der sich selbst entehrt.

Vater. Wir sahen Ihn, wie gütig Er im Glücke
Mit Vaterhuld ein liebend Volk umfaßt,
Und wie Er in zerstörendem Geschicke
Voll frommen Sinns nicht wanket, nicht erblaßt.

Mutter. Auf, Mädchen, reicht Ihm Kränze!
Vater. Weih't, Männer, Ihm den Arm!
Jungfrau. Daß Zukunft Ihn umglänze!
Jüngling. Daß bebt der Feinde Schwarm!

Vater und Sohn.
Was jagt mir das Leben zusammen?
Mich mahnet glühender Schmerz,
Die steigende Kraft zu entflammen,
Und stürmisch wallt mir das Herz
Aus Drang, den Gott in's Inn're gebannt
Durch Liebe zu König und Vaterland!

Mutter. Drei Worte sind unauflöslich verwandt,
Drei Worte sind tief in's Herz uns gebannt:
Gott, König, Vaterland!

Jungfrau. Nun traget, ihr hauchenden Lüfte,
Des Blüthenmeer's himmlische Düfte
Entzückend erquickend
Dahin!

Der Zephyr mit kosenden Flügeln,
Er schwebe auf blühenden Hügeln
Nun herzend und scherzend
Dahin!

Mutter.

Des Lebensweges Blüthen,
Ob wir sie treulich hüten,
Sie prangen Stunden nur;
Was kühn der Mensch erbauet,
Das Ziel, wonach er schauet,
Versinkt oft ohne Spur.

Vater.

Doch will der Erdball splittern,
Vertrauet ohne Zittern,
Auf Allmacht und Natur.

Gesammt-Stimmen.

Wenn die Stürme schreckend sausen,
Hemmet Gottes Blick die Wuth;
Wenn die Wasser wogend brausen,
Dämmet Gottes Wink die Fluth.

Vater.

Ob Kräfte zerstörend die Welt durchstürmen,
Sprengend jeden Hoffnungspfad,
Ob riesig Gefahren uns rings umthürmen,
Drohend uns Vernichtung naht:
Ewig ist's Natur, die mahnet,
Daß die Gottheit nimmer ruht,
Stets in ihrem Walten bahnet
Rettung gegen Uebermuth.

Jungfrau und Jüngling.

Der schönste Tag ist uns erwacht;
Mit uns theilt Natur das Entzücken,
Reicht, des Königs Bild zu schmücken,
Uns der Blumen Farbenpracht!

Gesammt-Stimmen.

Erzeuge, Natur, das Schönste im Raum,
Ueberschwenglich für Ihn,
Und zaubre des Lebens reichsten Traum
Unvergänglich für Ihn!

Hätte ein Verräther Einzelnes aus diesen, erst hier zur Oeffentlichkeit kommenden Verszeilen böswillig übersetzt in die Sprache und Deutung der Fran-

zosen, konnte mir deren Gewaltsamkeit zum dritten Mal erwiesen werden: damit verschonte mich jedoch das Schicksal. — Die Ursache und das Eintreffen der Gefährlichkeit im Streit mit den zwangsherrischen Feinden wurde aber Anlaß zum Gewinn einer Freundin bis an das Ende ihrer Erdentage. Es war Amalie Beer, die Mutter des Tonmeisters Meyerbeer und noch zweier Söhne, die sich auszeichneten: Wilhelm in der Sternkunde, Michael als Dichter. Die Mutter, Gattin des gemüthvoll helfwilligen Banquiers Herz Beer, hatte von meinem Bestreben, besonders hinsichtlich der Zeitschrift, theilnehmende Kenntniß, auch schon sonst von mir gehört. Zu Anfang des Jahres 1808 besuchte mich die mir bis dahin Unbekannte, um mir zu sagen: mein Wille und Bemühen fänden vollen Anklang in ihr, doch fühle sie sich angetrieben, den noch so jungen Mann, von dem sie vernehme, er sey Unterstützer der Eltern und Geschwister, daran zu erinnern, daß er mitten unter den allem Uebermuth fröhnenden Franzosen sich arges Unheil herbeiziehen könne; nächstdem wünsche sie, daß ich in ihren Hauskreis eintreten möge. Die gütige Warnerin hatte, wie aus dem nachherigen schlimmen Begebniß hervorging, recht gehabt, und nie entweicht mir aus dem Gedächtniß der Ausdruck des Innigfreudigen, womit mich Amalie Beer empfing, als widerwärtige Wochen überstanden waren. — Von da an war ich oft und namentlich bei Familienfesten im Beer'schen Hause, wo Jeder, der sich in Kunst und Wissenschaft hervorthat, gern gesehen wurde, der Einheimische wie

der Fremde. In der Unterhaltung wechselten Musik-Aufführungen mit der Lesung unserer bedeutendsten Dichter, vorzugsweise Lessing's, in Rollen-Vertheilung. Dies begünstigten schon länger Iffland — von dem ich noch den „Nathan“, an einem andern Abend den „Marinelli“ lesen hörte — und Friederike Bethmann, später das Ehepaar Wolff, Beschort, Lemm, Auguste Stich (Crelinger), Charlotte Birch und noch Mehrere. Dabei betheiligt war auch Michael Beer, der nach Beweisen von Naturgabe und vorschreitender geistiger Ausbildung leider schon in erster Mannesblüthe vom Daseyn scheiden mußte. In jenem Gesellschaftstreiben walteten Geist, Munterkeit und Frohsinn so voller Freiheit, daß bei Gelegenheitsspielen, die ich schrieb, stets die Schwächen sämmtlicher Familienglieder mit zum Necken und Bespötteln dienen durften; geziemend schonte ich dann mich am wenigsten, so weit meine Bekanntschaft mit mir selbst reichte. — In einem solchen Bühnenscherz hat Michael Beer als Siebenjähriger zuerst seine nicht geringe Fähigkeit zum Schauspieler gezeigt, und was ich hier äußerte giebt nur einen theilweise flüchtigen Umriß von der lebhaft anmuthig gesellschaftlichen Berührigkeit im Beer'schen Hause, dem ich in der Folge mich wieder zuwenden muß.

Auch mein freundschaftliches Bekanntwerden mit Friederike Bethmann, dieser Schauspielerin, der ich keine gleich zu stellen wüßte in Vielseitigkeit des künstlerischen Schaffens der Bühnengestalten, ist in dieser Zeit — ich kann sogar genau sagen am 12.

Juli 1809 — beginnend. Vorher hatte ich sie — einen erst nach Jahren gelösten Zweifel ausgenommen — nur als Zuschauer im Theater gesehen, gehörte, wie sich von selbst versteht, zu ihren Bewunderern, und vorläufig ist jetzt zu erzählen von der sonderbar gewordenen Fügung, die plötzlich eine vertrauliche Näherung begründete.

Friederike Auguste Conradine Flittner, verheirathet mit Unzelmann, dann mit Bethmann, war, nach mehrmals gedruckter Angabe, am 24. Januar 1760 geboren in Gotha, wo ihr Vater mit seiner Gattin lebte; die Tochter wäre also am 12. Juli 1809 bereits im fünfzigsten Lebensjahr gewesen. — Ihr Verwandter, der Medicinal-Assessor, Berliner Apotheker und — Buchhändler Flittner, hatte 1809 den „Friedrichs-Gesundbrunnen" bei Berlin gekauft. Auf sein Bittschreiben genehmigte die Königin Luise, von Königsberg aus, daß die bisherige Ortsbezeichnung sich in „Luisen-Bad" umwandele und der neue Name sollte gefeiert werden durch ein Tauffest, wozu die Bethmann allseitig behülflich war. In jenen Jahren mußte ich allmälig immer öfter mit Reimen dienen, und mit wenigen Ausnahmen hatte ich nichts davon, als daß ich endlich in Berlin neben her — nach einem Kotzebue'schen Lustspiel — „Max Helfenstein" hieß. Die Bethmann wandte sich gleichfalls schriftlich an mich mit dem Ersuchen um einen Weihegesang, dem der Kapellmeister Seidel, der mir das Schreiben brachte, Musik-Begleitung geben sollte. Willig ging ich darauf ein, täuschte mich jedoch

in der Voraussetzung: dieser „Friedrichs-Gesundbrunnen“, mitten im reichlichsten Sande der Mark Brandenburg ein anmuthig Erdfleckchen, müsse eine umständliche Geschichte haben. Ich fand eigentlich nur: Friedrich II. befahl im Jahre 1760 die Wiederherstellung; emsiges Nachforschen leitete mich aber bis auf Friedrich I., und was sich enthüllen ließ, war freilich nicht viel, aber doch genug, um Andern etwas mehr sagen zu können, als was sie muthmaßlich wußten. Also that ich nun, was man von mir begehrte, und schrieb für die am 12. Juli 1809 vollzogene Neutaufe eine

„Erinnerung und Weihe.

Eine Stimme. Menschen entschwinden, Zeiten verrauschen,
Bannen kann sie keine Macht,
Doch der Sänger hat mit Lauschen
Töne zu uns hergebracht.
Gesammt-Stimmen.
Was verging, erweckt sein Streben,
Wach wird ihm verklung'nes Leben,
Wenn der Seele Ruf erwacht.

Eine Stimme. Ewig mit Geistern freundlich im Bunde,
Ist ihm auch das Fernste nah',
Und es strömt aus seiner Kunde,
Was er fühlte, was er sah;
Gesammt-Stimmen.
Sey's Jahrtausende entwichen,
Was entschwunden, was verblichen,
Ist ihm wie im Zauber da. —

Eine Stimme. Jetzt naht sich ihm Hörnesklang,
Ihm tönt ein Jagd-Gesang
Hin durch Wald und Flur;
Gesammt-Stimmen.
Der Jäger Hurrah! rings erschallt,
Und lust'ger Reiter Sturmgewalt
Folgt des Wildes Spur.

Wechselnde Stimmen.

Weit vor dem jagenden Trosse
Sprenget auf schäumendem Rosse
Der Preußen erster König daher;
In das Dickicht dringt er verwegen,
Er selbst will die Beute erlegen;
Der Tod entfliegt dem Gewehr.

Fort eilen nun Alle zum Schatten,
Suchen auf blumigen Matten
Sich Rast als stärkenden Lohn;
Und der König nimmt im Getümmel
Zum Baldachin hin sich den Himmel,
Der Erde Moos ist sein Thron.

Fern von der hauchenden Schwüle
Schmeichelt ihm wehende Kühle,
Doch nur Minuten hat er's verhehlt:
Im zehrenden Glühen von Innen,
Kann kaum er noch Athem gewinnen,
Und spricht, vom Durste gequält:

„Könnt' ich den Erdball entriegeln,
Nicht wollt' im Eis ich mich spiegeln,
Wohlthuend wär' ein labender Quell!" —
Und ein Page hurtig entschwindet
Zur Wiese, wo rieselnd sich windet
Die Quelle, lieblich und hell.

Des Müllers gastlicher Hütte
Naht er mit eilendem Schritte
Und ruft: „Einen Becher! habt Dank!
Eure Kunde vom Quell wird nun theurer,
Glück auf! ich erinn're mich Eurer!" —
Hin trägt er labenden Trank.

Der König fühlt im Erfreuen
Frischer die Kraft sich erneuen:
So hat sich der Durst ihm gestillt.
„Diesen Dienst sollst nicht Du mir schenken,
Ich werd' ihn noch heut Dir gedenken,
Denn Heilesfluth hat mich erfüllt!"

Er sprach's, die Mattigkeit fliehet,
Nervige Spannung durchglühet
Erhob'nen Geistes inn'ren Gehalt;

Als er nochmals den Becher geleeret,
Wird freier die Brust und gemehret
Der Quelle Wundergewalt.

Gesammt-Stimmen.

Im ew'gen Erregen,
Im tiefsten Bewegen,
Ringen wirkend sich los
Die ewigen Kräfte
Der nährenden Säfte
Aus der Erde Mutterschooß.

Zwei Stimmen.

Durch des Geistes Forschungszug
Wird Geheimstes uns enthüllet,
Daß mit Stärkung uns erfüllet,
Was Natur im Busen trug.

Eine Stimme. Eingedenk der Pflichtesworte,
Daß der Fürst beglücken soll,
Gründete, nicht fern dem Orte,
Wo die Segensader quoll,
Preußens König diesen Bau.

Doch sein Sohn ließ ihn vergessen;
Friedrich — zwei Mal war Er nicht! —
Stieg mit Thaten, unermessen,
Leuchtend wie der Sonne Licht,
Aus der Zeiten Nebelgrau.

Reißen ihn des Nachruhms Spuren,
Daß von Sieg zu Sieg er eilt,
Blieb sein Blick doch diesen Fluren —
Wo der Einz'ge gern geweilt —
Triebsam wie der Morgenthau.

Gesammt-Stimmen.

Aus des Lebens Stürmen
Wich sein Geist,
Und die holde Quelle
Ist verwaist. —
Wenn jetzt Erdengröße
Bahn sich bricht,
Will sie Schmerz erzeugen,
Heilen nicht! —

Eine Stimme. Die Natur ist ewig milde,
Doch der Mensch gewahrt es kaum! —
Er folgt seinem Wahngebilde,
Seiner Sinne nicht'gem Traum
Opfert er des Herzens Drang,
Zu beschützen, zu beglücken! —
Doch — ich höre Seelenklang,
Als will Ird'sches sich entrücken!

Gesammt-Stimmen.
Lichtumwogte Geisterstimmen,
Sie verrauschen
Und verschwimmen
In dem weiten All. —
Still! — der Andacht Lauschen
Hört die leisen Stimmen,
Hört ersehnten Schall! —

Eine Stimme. Vernehmt aus seel'gen Fernen,
Umkränzt von Strahlensternen,
Der Fürsten Hauch,
Deren Macht den Bau gegründet;
Sie, mit Ew'gem nun verbündet,
Beschützen auch,
Was durch Gottes heil'gen Ruf
Still ihr Herz im Wohlthun schuf. —
Sie haben auserlesen
Ein lieblich Hoheitswesen,
So frei von Schuld!
Sie, mit ihren Himmelszügen,
Die nicht täuschen, die nicht trügen,
Sie schenkt uns Huld! —
Und die Quell' ist nicht verwaist,
Da ihr Hort Luise heißt.

Weibliche Stimmen.
Es hauchen die Stimmen vom Paradiese:
„Luise."
Und es flüstert die Quelle der Wiese:
„Luise."

Gesammt-Stimmen.
Wahr sprach unsrer Fürsten Geist!
Dieser Quell ist nicht verwaist,
Seiner Hoffnung Sinnbild heißt:
„Luise!"

Der Himmel gab einen der gesegnetsten Sommertage zu dem Fest, es konnte sich im Freien ausbreiten, wie es beabsichtigt war. Der Weihgesang wurde von den Sängern und Sängerinnen des Königlichen Theaters, einschließlich dessen Gesammt-Chor, unter Seidel's Leitung ausgeführt auf einer laubschattig geschützten, eigens dazu bereiteten Erhöhung. Die Bethmann, obschon sie wegen ihrer Halsgeschwulst — Folge einer zu unrechter Zeit von ihr erzwungenen Mitwirkung im Singspiel — nur selten noch auf der Bühne sang, hatte einen Gesangstheil übernommen; sie entzückte durch den Reiz des seelenvollen, zur Verkünstelung nicht geeigneten Tons und den einfach herzigen Vortrag. Ich stand zur Seite des erhöhten Raums, und die Bethmann trat zu mir heran, sich zu bedanken für die Erfüllung ihrer Bitte. Weiter trafen wir fürerst nicht zusammen, denn nach dem Beenden des Gesanges war sie von Vielen umdrängt, und ich zog mich zurück.

Auf einem breiten Wege unter dem Laubdach alter Bäume stand die Mittagstafel für fast fünfhundert Personen. Gleich den Andern, die mithalfen zu der Feier, war ich Gast Flittner's, saß der Bethmann — deren mindestens vierzehn Jahre jüngerer Ehemann wegen leichten Unwohlseyns daheim blieb — grad gegenüber; sie grüßte schweigend mit anmuthiger Bewegung des Kopfes und der Hand zu mir her. Flittner hatte sich durch Sorgsamkeit sehr aufgeregt, wurde in seiner Jubellaune aufgeregter, was sich dermaßen steigerte, daß er nicht mehr zurechnungsfähig war und

sich beseitigte, wonach die Bedienung der Gäste in auffällige Unordnung gerieth. Als die zahlenden Theilnehmer Eis empfangen hatten, fehlte es in der Gastreihe auch der Bethmann; ich besorgte es reichlich durch baares Mittel, und bat den Schauspieler Greibe: er möge es seiner Kunstverbündeten hinbringen. — „Von wem, wenn sie mich fragt?“ antwortete er; ich äußerte: „Das Beste ist Schweigen, es kann ja von Ihnen kommen!“ und er entgegnete: „Das glaubt sie nicht!“ — Erst nachher habe ich erfahren, daß Greibe für sehr geizig galt; er war also mit seiner Antwort im Recht, und der Schauspieler Kaselitz übernahm dann die Sendung. Er hatte mich aber doch verrathen; denn als ich wieder an der Tafel saß, wendeten sich von drüben Geberden an mich, mehr drohend als dankend: die Bethmann wußte wahrscheinlich, daß in jenen Tagen meine Einkünfte für solche Art von Höflichkeit nicht oft zureichten. — Wenn ich bei dieser Begegniß etwas umständlich bin und noch werde, so hat dies seine Ursache für die Zukunft.

Im Jahr 1809 war die Ansiedelung bei der Quelle des Luisenbades noch sehr dörflich, und die Bewohner der vereinzelten Gehöfte feierten die Namensumwandlung ebenfalls, gegen Abend durch Tanz in einer mit Blumenbehängen geschmückten Scheune. Dorthin ging mit einem Theil der Gesellschaft auch die von Alt und Jung umschwirrte Bethmann in lachendster und redseligster Lustigkeit, und ich blieb nicht zurück. Die ländliche Jugend tummelte sich

rüstig und jauchzend rundum; ich weiß nicht, ob ein Bauerssohn die Bethmann aufgefordert hatte, oder sie ihn: ich sah sie im Kreise der Tanzenden, und nach ihrem Beispiel tanzten dann Frauen und Männer unserer Gesellschaft mit Bauern und Bäuerinnen. Da trat zu mir eine Dorfschöne und bot sich zur Tänzerin an; ich aber mußte verneinen, weil ich von jeher mich keine Minute im Wirbel zu drehen vermochte, ohne umzusinken: mein Blut will dies noch weniger dulden als das Fahren. — Im Vorüberschreiten zu neuem Tanz hörte ich die Bethmann spöttisch fragen: „Ein junger Mann weist ein Mädchen ab?“ — und als jenes dreiste Bauernkind mich zum zweiten Mal aufforderte, ward ich von falschem Ehrgefühl ergriffen. Zwar erwähnte ich nochmals, erhärtete sogar, was zu befürchten sey, als nun aber die Kecke erwiederte: „Ei, ich weer' Sie schon wisse hollen!“ — soll heißen: fest halten — wagte ich die Dreherei, hoffend, sie werde leidlich zu überstehen seyn. Das war ein verwegener Irrthum; bald schwankte Alles um mich her, und wie derb mich meine markig märkische Tänzerin umfaßte, sie konnte mich nicht „wisse hollen“, sie kam selbst außer Gleichgewicht, und ich stürzte bewußtlos zu Boden. Es hatte eine Viertelstunde gedauert, ehe ich wieder bei klarer Besinnung war; als ich dann um mich sah, lag ich auf einem Sopha, von Mehreren umstanden, und die Bethmann bekannte weinend: sie habe das Mädchen angetrieben, sich aber eine solche Wirkung gar nicht denken können. In ihrem Wagen — mitunter des

Weges mit mir gehend — brachte sie mich nach Hause, und bat wiederholt: ich möchte ihr morgen ja persönlich bezeugen, daß ihr „Uebermuth" verziehen und ohne weiteren Nachtheil gewesen sey.

Durch mein erstes, ob geringfügiges, doch ein wenig in das Ungewöhnliche schweifende Zusammentreffen mit Friederike Bethmann wird schon aus der Frauen Art erklärlich, daß sie mir nun freundliche Zuneigung bewies, die bald zu offenherziger Vertraulichkeit gedieh, mit der sie nicht selten in unbefangenster Freimüthigkeit über ihre früheren, den übereinkömmlichen Sitten nicht immer gemäßen Verhältnisse sprach. Hat sie dabei gewiß — besonders einem jungen, durch Sorgen ernst gestimmten Freunde gegenüber — Manches verschwiegen oder umschleiert, bemerkte ich doch schon jetzt, daß gar Vieles, was vielgezüngelte Gerüchte mit Zusätzen verbreiteten, theils sich entschuldigte, theils ausgleichend sich rechtfertigte bei feurigem Gefühl einer begeisterten, von begeisterter Anerkennung begleiteten, einst auch im hohen Grade mit äußerem Reiz begabten Schauspielerin. Aus vollster Ueberzeugung darf ich hinzusetzen: die edle Natur entwich in ihr auch da nicht, wo sie von ihrer rasch auflodernden Leidenschaftlichkeit überwältigt war. Ein stürmisches Blut konnte sie nicht verleugnen, wie noch im Jahre 1809 stadtkundig wurde. Ihre Tochter, Minna Unzelmann getauft, war aus frevler Absichtlichkeit bei Mitwirkung in der Oper „Sargines" am 17. December ausgepocht worden; die Bethmann eilte in pelzlosem Winteranzuge auf die Bühne und entführte

während der Darstellung vor den Augen der Zuschauer die von Einzelnen Mißhandelte, dabei mit Heftigkeit anzeigend: nach solcher Kränkung werde weder sie noch ihre Tochter jemals wieder die Berliner Bühne betreten. Haushaft — nur um ihre Abreise zu verhindern — war die Folge, und anfangs half kein Zureden; sie beharrte bei ihrem Entschluß, auch wenn sie — um ihre eigenen glühend ausgeschleuderten Worte zu gebrauchen — „niemals wieder Braten essen sollte." Dergleichen Zornausbrüche bei Schauspielerinnen und Schauspielern sind jedoch so vergänglich wie Seifenblasen; der gescheidten und ausweglichen Vermittelung Iffland's war es meist zu danken, daß sie am 27. December, ehe sie als „Lady Macbeth" wieder auf der Bühne erscheinen sollte, im Trauergewande eine von Iffland bevorwortete Abbitte aussprach. Vom Beifallsgruß empfangen, im Beifall entlassen, mit ihm in der genannten Rolle überschüttet, hatte sie den glänzendsten Friedensschluß, und nach der Darstellung sah ich sie in ausgelassenster Fröhlichkeit; die Tochter aber schickte sie den Wienern.

Nach Hinweisung auf den Ursprung einer Bekanntschaft, die mich mit bedeutsamen Zeitgenossen zusammenführte und meine Lebensansichten erweiterte, rufe ich mit Wehmuth einen mir gleichsam Vorüberschwebenden herbei: Ferdinand von Schill. Ich lernte ihn persönlich kennen, nachdem er am 10. December 1808, wenige Tage nach dem Scheiden des letzten Franzosentrupps, in Berlin einzog. Der einigste Jubel und die reichlichsten Zeichen der Würdigung seines

Heldenthums verherrlichten den Empfang. Auf Anordnen der städtischen Behörde war ihm und seinen Offizieren ein Frühmahl bereitet; von dort sandte er mir den Lieutenant Faber, den fleißigsten Berichterstatter für meine Zeitschrift, mit der Botschaft und dem Wunsch, an ihrem Kreise Theil zu nehmen, was ich nicht unterließ. Schill dankte mir mit Wärme hauptsächlich dafür, daß ich durch ein etwas gefährliches Mittel den Hülfsgriff ermöglichte, mehrere, mich bestürmende Offiziere, die sich aus der Gefangenschaft befreiten, ihrer Absicht gemäß nach Colberg zu befördern. Wie es bewerkstelligt wurde, das ist leicht zu errathen, wenn man bei meiner jugendglutbigen Theilnahme für Befreiung des deutschen Vaterlands die beanspruchte Geübtheit meiner Hand in Betracht zieht. Anmerken muß ich es aber, weil ich mit solchen paßlich Beförderten später auch noch in wunderlicher Verwickelung zusammentreffe.

Schill besuchte mich ein paar Mal, und war vertraulich genug, um meinerseits glauben zu dürfen, ich könne mich seiner urtheilend erinnern. — Als er über die von ihm meist auf Glücksrechnung unternommenen Kreuz- und Querzüge sprach, wieß seine Rede bei anmuthigem Lächeln darauf hin: Dergleichen sey ihm am behaglichsten gewesen, das müße ihm schon im Blute liegen; sein Vater habe ja bereits in oesterreichischem Dienst unter Maria Theresia eine Freischaar geworben, die bis zu Ende des siebenjährigen Krieges gegen Preußen focht; daneben wäre er aber so von Bewunderung für den „alten Fritz“ erfüllt worden, daß er sich bemühte, in des großen Königs Nähe zu

kommen, und es sey dem Vater endlich gelungen, als Oberstlieutenant dem preußischen Heer anzugehören. — Kurz vor der unheilvollen Schicksalswendung durch das verheimlichte Unternehmen von Berlin aus war Schill ersichtlich davon ergriffen, das Volk ringsum sey in Bewegung, sich gegen die Gewaltherrschaft Napoleon's und der von ihm den Deutschen aufgezwungenen Schergenfürsten zu erheben. Meine Erfahrung vom Jahre 1806 hatte mich ungläubig gemacht für den Wirkungswerth augenblicklicher Aufwallungen einer erhitzten Menge, und Schill's Hoffnungen blieben deshalb mir unerreichbar. Da ließ er mich eines Morgens ersuchen, sogleich zu ihm zu kommen, es war Ende März 1809. Ich fand bei ihm zwei Dorfschulzen aus Westphalen, die eifrig berichteten, das ganze Reich des „gruíligen" Königs Jerome sey in brausender Gährung, in mancher Gegend schon blutiger Aufstand, es bedürfe nur eines Führers, um der Rettung, der Befreiung gewiß zu seyn. In auflodernder Begeisterung schien dies für Schill zu umfassend wahr; sehr beklommen hörte ich Alles mit an, nur zuweilen ein fragendes Wort einwerfend. Meine Bedenklichkeit hatte jedoch weder Umsicht genug noch Recht zum Widerspruch, auch nicht einmal schickliche Gelegenheit dazu, denn die beiden Sendlinge blieben bei Schill, und ich — sah ihn nicht wieder.

Nun hatte eben Oesterreich den neuen Kampf gegen Napoleon begonnen, es verbreiteten sich übertriebene Nachrichten von Siegen des Erzherzogs Karl, von Volksbewaffnung in Hessen, auch weiterhin; das hat Schill's Liebe zum preußischen Königshause

und Vaterlande plötzlich über alle Bedächtigkeit hinaus gesteigert zu seiner verwegen eigenmächtigen, in ihrem Zweck doch zu preisenden That, von der ich erst durch die Zeitungen Kunde erhielt. — Man hat gesagt und drucken lassen: Schill sey durch die, ihn allerdings überschüttenden Zeichen und Beweise der Verehrung zur Ueberschätzung seines Werths und zu Irrungen des Hochmuths getrieben worden: so ist es nicht, so darf man ihn nicht wägen. Er fühlte sich erhoben von des Dankes Fülle, aber auch bedrückt, ihn so nicht verdient, dafür nicht genug gethan zu haben, mehr thun zu müssen. Deutlich ergab es sich aus meinen Gesprächen mit ihm: er wollte sich eigentlich nur der nach seiner vorgefaßten Meinung schon vorhandenen Bewegung hingeben. — Was etwa nebenher noch von Einfluß war, ist mir eben so räthselhaft als den Geschichtsforschern; doch darf man immer darüber einig seyn, daß Schill im Nachruhm seines kraftvollen Muthes und Edelsinns den Deutschen ein Unvergeßlicher bleiben wird.

Jetzt blicke ich auf das Ende des Jahres 1809 in Gedenkniß des freudigen Gefühls am 23. December, der das Königspaar und seine Umgebung wieder heimisch werden ließ in Berlin. Mein Freund Reimann, bis zum ihn bald ereilenden Tode krank, wie ich schon mittheilte, blieb geschieden vom Hofkreise, dem ich durch ihn vor dem Kriege genähert war. Innerste Scheu vor Zudringlichkeit verwehrte mir jede Selbstbemühung, um an mich zu erinnern: ich habe die Königin Luise nicht mehr gesehen. Doch vergönnt

ist es mir gewesen, ihrer Geburtsfeier, nach dem Wiedereinzuge in Berlin der ersten — und letzten — ein schlichtes Gedicht zu widmen. Es geschah auf den Wunsch und im Namen des Fürsten Wilhelm von Sayn-Wittgenstein, der meine Feder etwa schon einen Monat früher in Bezug auf seine Spaßjagd gegen die Oberhofmeisterin von Voß in Anspruch nahm. Für diesen Ober-Kammerherrn hatte ich in der Folge Mancherlei auszuführen, ihm aber hinsichtlich späterer Staatshändel auch Manches zu verweigern, mich dann im Jahre 1819, nach einer zum unerläßlichen Freimuth reizenden Unterredung über die damaligen, durch ihn geleiteten Mißzustände, mit entschiedenen Worten von ihm zu trennen. — Der Fürst kam zu mir Mittwoch am 7. März 1810, und ersuchte mich, für den 10. März, den Geburtstag der Königin, zur Ueberreichung eines Veilchenkranzes, mit Perlenschmuck durchzogen, um eine Ansprache, die der bereits unterrichtete Kapellmeister Himmel musikalisch begleiten werde. Die Zeit bis zum Sonnabend war eine sehr kurz gemessene, am 8. März Nachmittags in der fünften Stunde trug ich jedoch zu dem benannten Tonmeister die folgenden, auch erst hier gedruckten, mir abenteuerlich gewordenen Verse:

Gesammt-Stimmen:

Nicht gleich sind alle Tage der Zeit,
Nicht alle gewinnen sich Ewigkeit,
Doch rube Vergänglichkeit nimmer:
Was rings von Herz zu Herzen glüht,
Aus allen Seelen weiter blüht,
Das leuchtet der Menschheit immer,
Ist Sternvermächtniß
Dem Weltgedächtniß.

Einzelne Stimmen.

So ist's mit diesem Tage!
Wir feiern innigtief
Ihn, der in's Erdenleben
Vom Himmel Dich berief;
Ihn, der dem besten König
Und seiner Völkerschaar
Durch Dich das Erdendaseyn
Beglückt so himmelswahr.

Ein Dankgebet wird schallen
Durch's ganze Preußenland,
Es steigt aus Andacht Allen
Zu Gott als Liebespfand.
Wie nahe von den Deinen,
Ertönt's im Echo fern:
In treuer Liebe einen
Den Deinen All' sich gern.

Noch schmückten sich die Fluren
Nicht mit des Frühlings Pracht,
Doch zeigten sich die Spuren
Von Ankunft seiner Macht.
Denn Veilchen sprachen leise:
„Für Sie sind früh wir hier!"
Und reihten sich im Kreise
Alsbald zum Kranze Dir!

Wechselnde Stimmen.

Mehr sprachen die Veilchen,
Was sagten Sie noch?
„Es war nur ein Flüstern,
Wir hörten es doch!"
Die Veilchen haben von Dir geträumt —
„Von Dir allein!"
Dann sehnlichst Dein gedacht —
„Nur einzig Dein!"
Und sind für Dich nun ungesäumt
Zu Blüth' und Duft erwacht —
„Für Dich allein!"

Einzelne Stimme.

Hat nur bescheid'nen Glanz
Des Frühlings Morgenblüthe,
Du nimmst den schlichten Kranz
Gewißlich an mit Güte.

Gesammt-Stimmen.

Die Blumen, sie eilen
Bald ohne Verweilen
Dir alle entgegen,
Um Dir sich zu streuen,
Um Dein sich zu freuen
Auf Wegen und Stegen.

Mehrere Stimmen.

Wir feiern in Demuth den ewigen Tag
Mit Dem, was der Frühling zu geben vermag,
Geweiht durch des Vaterlands Segen!

Gesammt-Stimmen.

Ob Zeiten sich wechselnd bewegen,
Als heilig Vermächtniß
Im Weltgedächtniß
Wird feiern den ewigen Freudentag
Ein liebend Volk ewig mit Herzensschlag,
Geweiht durch des Vaterlands Segen!"

Wie gesagt, am 8. März 1810 Nachmittags in der fünften Stunde trug ich diese Verse, ohne zu vermuthen, daß sich auch damit Abenteuerliches verbinden solle, zum Kapellmeister Himmel. Ich fand ihn unter Gästen bei Champagner in solcher, ihm nicht seltenen Berauschung, die weder für das Lesen von Versen noch zum Beschaffen der Musik geeignet war. — „Weiß schon, weshalb Sie kommen, aber jetzt setzen Sie sich zu uns!" rief er mir überheiter entgegen; dazu war ich nicht gestimmt, und brauchte nur ein Viertelstündchen, um genau zu wissen, vorläufig sey mit dem Kapellmeister nichts anzufangen. Im Nebenzimmer suchte ich vertraulich zu werden mit seinem Diener, und dessen Schlußerklärung lautete: „Augenblicklich ist nur zu laviren; ich will ihn sobald als möglich zu Bett bringen, seyn Sie etwa zwischen Acht und Neun bei Wege." — Pünktlich war ich da; Himmel schlief, der Diener

durfte ihn nicht wecken, versicherte aber: „der Herr Kapellmeister wird noch heut arbeiten“, bat mich dann, um Elf wieder „bei der Hand zu seyn“, und gab mir den Hausschlüssel, den ich nahm, weil ich jedenfalls mich schuldfrei stellen mußte. Kurz vor Mitternacht stand endlich der Erwartete vor mir, setzte sich nach wenigen gewechselten Worten an das Pianoforte, schrie dem Diener zu: „Marsch im Sturmschritt! Patschke geweckt, er soll die Nacht hierbleiben!“ und mir ward der Auftrag: „Lesen Sie gefälligst!“ Patschke war der Notenschreiber, und ich begriff, daß es mir nicht besser werden sollte als ihm. Ich las; Himmel rief: „Nochmals, bitte!“ und es begann Seinerseits ein Singen, Tönen und Schreiben. Wenn ein Notenlinien-Blatt gefüllt war, empfing es der herbeigeholte Notenschreiber; ich aber hatte jeden einzelnen Theil der Verse mehrmals zu lesen, sollte über die Sangwirkung gleich urtheilen, schützte mich bestens mit der Unfähigkeit zu raschem Auffassen im Tongebiet, hatte mich jedoch über den Einklang des Wort- und Tonausdrucks zu freuen. Die hastige Berührigkeit hin und her dauerte, mit eingezwängter Ruhe bei ermunterndem Kaffee, richtig bis in die sechste Morgenstunde; dann erhielt der Diener die Liste der Sänger und Sängerinnen, denen die Stimmen-Auszüge gebracht werden sollten, mit Angabe, wann Probe sey. Mir äußerte Himmel zum Abschied: „Kommen Sie auch wieder, schlafen aber erst aus, wie ich thun werde nach dieser Notenjagd!“ — Bei der Probe war ich zugegen; die Musik zeichnete sich aus durch leichtflüßigen Wohl-

klang, und hat als Morgengruß des Geburtstages ihrem Zweck gedient. Weiteres habe ich darüber nicht erfahren, und ließ nun erst die Verse drucken. Wer hätte ahnen können, daß sie bestimmt waren für die letzte erlebte Geburtsfeier einer Königin, die in alle Zukunft hinaus als Vorbild fürstlicher und weiblicher Tugenden in Verehrung bleiben wird.

Vom mir werthen Gedenken an die früh Verewigte trenne ich, wie im Leben, so auch hier mich schwer, will es demnach mir wohlthuend im Gedächtniß bewahren, daß — noch sechs Wochen vor ihrem Hinscheiden zum Jenseits — an jener Stätte, der sie ein Jahr zuvor ihren Namen gewährte, ein Erinnerungsfest zu weihen war. In ganz ähnlicher Weise, wie vor elf Monaten der neuen Taufe, wurde dem Halbjahrhunderts-Ereigniß der Wiederherstellung des Quellbrunnens durch Friedrich den Großen am 6. Juni 1810 ein Feiertag bereitet, ebenfalls mit Gesang und allem Zubehör. Nur hinsichtlich meiner erwiesenen Unfähigkeit ging ich der Aufforderung zum Tanze vorsichtig aus dem Wege: ich hatte davon für alle Zukunft genug. — Seidel dichtete wieder die Musik zu meinen Versen, die endlich auch gern von Diesem und Jenem, der es nicht unwillig thut, gelesen seyn möchten, sich also hier einschieben.

„Die Quellen.

Zur Halbjahrhundert-Feier des jetzigen Luisenbrunnens.

Gesammt-Stimmen.

Was sich im Busen der Erde bereitet,
Drangt die Natur uns zum Lichte hervor,
Wie eine liebende Mutter geleitet
Sie zu den Kindern die Gaben empor,

Und festlich, im Blüthengewande geschmückt,
Vertheilt sie, was fruchtet, erstarkt und entzückt.

Eine Stimme.

Sie wirkt auch in grundlosen Tiefen,
Wo Kräfte Jahrtausende schliefen,
Sie schlingt durch den Erdball das wogende Band,
Und reichet der Allmacht geschäftig die Hand.

Wechselnde Stimmen.

Wenn des Frühlings warmer Regen
Die erstarrten Keime weckt,
Und des Sommers mächt'ger Segen
Mit Gewitterfluth erschreckt;
Wenn der Herbst in Nebelstreifen
Weinend noch die Fluren näßt
Und der Winter Silberreifen
Um den Bau der Erde preßt,
Athmet Natur durch verwittert Gestein
Sorgsam die heilenden Stoffe sich ein.

Gesammt-Stimmen.

Denn nichts ist verloren! —
Das Wechselnde gährt,
Das Todte ernährt,
Und schwebet und lebet,
Von Neuem geboren:
Denn nichts ist verloren!

Einzelne Stimmen.

Daß der Athem nicht verfliege,
Zieht sie in der Klüfte Schooß,
In der kühlen Felsenwiege
Eingesog'ne Kräfte groß;
Sie empfangen ohne Hadern
Von dem innern All Tribut,
Schweifend durch metall'ne Adern
Bricht sich Bahn die edle Fluth.

Gesammt-Stimmen.

Wo der Berg den Aether spüret,
Schwellt sie rastlos sich hinauf,
Wo der Schlund die Nacht berühret,
Treibt sie schaffend ihren Lauf.

Zwei Stimmen.

Und reichlich mit heilenden Kräften gemischt
Durchsprenget sie sprudelnd die hemmenden Flächen,
Sie winket aus Quellen und rufet aus Bächen,
Daß bald sie den lechzenden Pilger erfrischt.

Gesammt-Stimmen.

Mag, eh' seine Tage schwinden,
Jeder sich den Heilquell finden
Für die Schmerzen, für sein Leid!
Daß, erquickt vom Wundertranke,
Jeder ihm Genesung danke,
Bleib' auch dieser Quell geweiht.

Wechselnde Stimmen.

Wenn des Morgens Flammenröthe
An dem Himmelsdome wallt,
Und des Hirten Weidenflöte
Durch belebte Fluren schallt,
Lock' ihn rieselnd zu Dir hin,
Während seinen heitern Sinn.

Wenn in heißer Mittagsfülle
Lastbeschwert der Wand'rer keucht,
Keines Wölkchens Sonnenhülle
Ihm die Feuerstrahlen scheucht,
Trink' er, löschend seine Gluth,
Für den fern'ren Weg sich Muth.

Wenn dem Schnitter nach der Hitze
Nun der Abend kühlend winkt,
Und er auf bemoostem Sitze
An der Quelle niedersinkt,
Stärk' ihn, daß mit festem Schritt
Bald er froh zur Hausfrau tritt.

Wenn die Nacht im Mondesschleier
Tiefe Schwermuth zu Dir führt,
Keines Traumes Friedensfeier
Mild das wunde Herz berührt,
Sorge, daß vereint ihr klagt,
Gramesweh nicht tiefer nagt.

Gesammt-Stimmen.

Und die Allmacht, ohne Bann
Im Verwandeln und Erhalten,
Bete andachtsvoll nun an,
Wer sich Kraft und Trost gewann
Durch der Quellen Himmelswalten!"

Im vorsichtlichen Bestreben, den Anforderungen der Familienbedürfnisse genügen zu können, trieb mich

meine Neigung in den Jahren 1807 bis 1810 auch zu Dichtungsversuchen für die Bühne. Ich schrieb den Schwank: „Die selige Frau" — irrthümlich anfangs von mir „Lustspiel" genannt — das Schauspiel: „Lieb' und Friede", jedes in einem Aufzuge, und das Trauerspiel: „Ein Tag des Schicksals", in fünf Aufzügen. Als jedoch nach der Befreiung von den französischen Aussaugern die künstlerischen Aufträge sich wieder mehrten, blieben die Handschriften im Kasten des Arbeitstisches, und wie von dort sie zum Gebrauch für die Darstellung kamen, dies entwickelt sich fernerhin, weiter dann auch, wie eben das nie Lastlose meines Lebens ihm das Rastlose förderte.

Während so mannigfacher Geschäftigkeit kämpfte ich fortdauernd mit stürmischen Wallungen und Ausbrüchen meines Bluts, wobei sich wieder Wunderliches einmischte. Gar oft habe ich dessen gedenken müssen, als vor mehr als dreißig Jahren durch die „Seherin von Prevorst", bei dem Einwirken des achtungswerthen Dichters und Arztes Justinus Kerner, in Tagesblättern und Büchern sehr viel die Rede war vom „Hereinragen der Geisterwelt in die unsrige." — Daß ich in der frühesten Jünglingszeit dem Glauben an solches „Hereinragen" anhänglich war, davon gab ich Zeugniß mit meinem Versuch, durch Hungerpein Uebersinnliches zu entdecken. Obschon damals der mir wohlwollende Pastor Martini mich derb vernünftig zurechtwies, völlig hatte es nicht geholfen, und ich würde die Möglichkeit einer Begegnung unseres Seelenvermögens mit der Weltseele, überhaupt geheime

Verwandtschaftszüge des Allgeistigen, auch noch jetzt nicht unbedingt leugnen: wir haben ja sogar in der sogenannten todten Natur für uns noch unlösbar räthselhafte Beziehungs- und Anneigungskräfte: sie dienen und herrschen unzweifelhaft im ganzen All. So lange sich aber die Ereignisse aus irdischem Zusammenhange erklären lassen, soll man wenigstens nicht eine Grenze überschreiten wollen, die wir nicht kennen, um uns dann als wahrhaft Erkanntes vorzuspiegeln, was eben nur Spiegelfechterei der Einbildung ist. — Diesen Vor- und Nachbehalt zum Schutz mir stellend, werde ich nun die allerdings etwas seltsamen Begebnisse mittheilen.

Vertraut und innig geworden war der Umgang mit dem Leihbibliothekar Kralowsky und seiner Gattin, die vierzehn Jahre älter als ich, aber noch eine schöne Frau war, eine gebildete und rechtliche nächstdem. Etwa zwei Jahre schon hatte ich ihren Abend-Unterhaltungen mich angeschlossen, immer vertraulicher; da wurde ein junger Mann in diesem Kreise Besucher in allen Tagesstunden. Er hieß Gützlaff, war Pflegesohn, oder — wie man sagte — „natürlicher“ Sohn des sehr reichen Doctor August Friedrich Pallas, der, zufolge des Geschwätzes über ihn, zu den Sonderlingen gehörte, und seinen jüngeren Bruder, den durch seine Reisen wissenschaftlich berühmten Peter Simon Pallas überlebte. Jener bewohnte ein burgähnliches dreistöckiges, nach beiden Seiten breites Eckhaus am Dönhofsplatz; nur der genannte junge Mann, ein Diener und seine

Frau waren Mitbewohner, und das große, altersgrau gewordene Gebäude, dessen Thüren sich selten öffneten, machte den Eindruck des Oeden. Gützlaff, den der Doctor Pallas gerichtlich zu seinem Vorzugs-Erben bestimmte, war etwa fünf- oder sechsundzwanzig Jahr alt, hatte Viel und Vieles gelernt, ohne feste Wahl des Lebensberufs; seine ganze Erscheinung gab etwas Scheues und Dunkles kund, auf den Gesichtszügen lagen die Schatten einer mürrischen Gesinnung, und meist wortkarg, antwortete er, kam es zum Gespräch, fast immer nur kurz und abgerissen, so daß ich mich von seinem Wesen nicht angemuthet fühlte. Offenbar ging es ihm ebenso mit mir, und erst nachträglich erfuhr ich den Wahngrund, den ich in meiner Unbefangenheit nicht geahnt hatte. Gützlaff hegte eine heftige Leidenschaft für die Frau des Hauses, er hielt mich, ohne alle Ursach, für den beglückten Nebenbuhler, und ich war, ohne daß ich es wußte, der von ihm erbittert Gehaßte. Zuweilen vernahm ich Klagen darüber, daß er, bei Besuchen der Leihbibliothek — wo die Frau mithülflich war — zum steinernen Gast geworden, durch langes Verweilen geschäftstörend und sehr lästig wurde; doch betheiligte ich mich dann nur mit der Bemerkung: ich fürchte, Gützlaff ist gemüthskrank, und es möchte wohl rathsam seyn, Nachsicht mit ihm zu haben. Allmälig mußte es mir jedoch auffallen, von ihm oft und immer öfter gehässige Aeußerungen zu hören, die gegen mich gerichtet schienen, ohne daß es sich gradhin behaupten ließ.

An einem Vormittage begegnete er mir in der Nähe des Academiegebäudes; ich zog meinen Hut, ihn grüßend, und blieb stehen, er aber drückte seinen Hut mit der Faust tiefer in's Gesicht und schritt hastig weiter. Betroffen und verwundert sah ich ihm einen Augenblick nach, dann ging ich, gedankenvoll in mich vertieft, meines Weges.

Am Abend jenes Tages befand ich mich in dem Unterhaltungskreise bei Kralowsky, Gützlaff war nicht gekommen, und es wurde auch nicht nach ihm gefragt. Zwischen Elf und Zwölf wollte ich in Gesellschaft des Kammergerichtsrath v. Gräveniß und des Geheimschreibers Lange das Haus verlassen. Unser Wirth begleitete uns mit einem Licht, schloß die Hausthür auf, und ich war der Erste, der hinaustrat, wich aber plötzlich zurück und verlor das Bewußtseyn. Wie mir in der Folge erzählt wurde, hatten die Begleiter vor dem Hinsinken mich geschützt, dann in das Zimmer zurück und nach dem Sopha getragen, wo ich wie leblos lag bis gegen ein Uhr oder darüber hinaus. Die Freunde holten unterdeß ihren und meinen Arzt für die Familie herbei, den Hofrath Schulz, der noch anwesend war, als ich wieder zu mir kam, und dies auf eigne Weise kundgab. Die Augen aufschlagend, sah ich, wie Frau Kralowsky mit einem Wachsstock in den zitternden Händen ihrem Manne leuchtete, der aus einem Arzeneifläschchen zählend Tropfen in einen Löffel fallen ließ. Schulz hatte Aether verordnet, die Frau mußte mit der Flamme zu nahe gekommen seyn, denn ich sah ein

laufendes Feuer, dessen sich das Ehepaar zu erwehren suchte; der Arzt sprang auch als Helfender hinzu, und dies zusammen wirkte bei dem gefahrlosen Spuk dermaßen, daß ich meine wiederkehrende Besinnung mit Lachen anzeigte. Das wandelnde Feuer war bald gedämpft, und nun wurde ich über meinen Zustand und dessen Anlaß befragt, konnte aber nur berichten: Als ich zum Hause hinaustrat, stand Gützlaff todtenbleich vor mir, zugleich wehte es so grauenhaft kalt zu mir her, daß mich ein Schrecken ergriff, und von da an weiß ich nicht, was geschehen ist. Auf die Frage: ob ich die Nacht bei den Befreundeten zubringen, oder nach Hause wolle? wünschte ich das Letztere, weil meine Eltern ein nächtliches Ausbleiben nicht gewohnt waren, ich nächstdem mich auch stark genug fühlte, heim zu gehen, was aber der Arzt nicht zugab, sondern in seinem Wagen mich bis zu meiner Wohnung begleitete. — Nach einigen Stunden des Schlafes war ich mit mir noch nicht im Behaglichsten, saß aber bei der Arbeit, als Kralowsky und Schulz zu mir kamen; sie erkundigten sich über mein Befinden, sprachen von dem gestrigen Unheil, und dann sagte Kralowsky: „Wir bringen eine, in Verbindung mit dem Vorgefallenen uns wunderbar erschütternde Nachricht, die Ihnen doch bald bekannt seyn würde. Gützlaff hat sich gestern Abend bei Charlottenburg in's Wasser gestürzt, und der Leichnam ist bereits hereingebracht." Nächstdem erzählte man mir, der bei sich unfriedliche junge Mann habe nach Italien reisen, der alte Pflegevater Pallas dies aber nicht geneh-

migen wollen; er hätte die nöthigen Reisemittel verweigert mit der Bescheidung: „Mein Gott, ich bin ja so alt! in kurzer Zeit bist Du frei und Herr eines Vermögens, daß Dir gestattet, Deinen Neigungen zu folgen. Bis dahin wirst Du mich aber nicht verlassen, da Du weißt, daß Du mir in meinen letzten Tagen unentbehrlich bist." — Wahrscheinlich faßte Gützlaff den Reiseplan, um sich bei dem Kampfe mit sich selber zu helfen, und die Verzweiflung kam zur Uebermacht, als die Reise unmöglich wurde.

Das hier berichtete Erlebniß verführte selbst meine Freunde, dem „Hereinragen der Geisterwelt in die unsrige" gläubiger zu werden, ja es für bestätigt zu erachten; ich jedoch war und bin anderer Ueberzeugung auf Grund meines eigenthümlichen — in Vorbemerkungen schon angedeuteten — Körperzustandes während der bezüglichen Zeit. — Nach karger Kost von Jugend auf plötzlich hineingezogen in die Fülle, mitunter für sie „gepreßt", um mein Etwas von dichterischem Wesen steuerwillig zu machen, ward die Eßlust von reizenden Genüssen überstürzt; meine gute und tapfere Natur mußte sich thatkräftig durchhelfen. Das that sie in fast geregelter Zwischenruhe durch jene Blutstürze, die noch vor meinem dreißigsten Jahre wichen, dann später nur noch ein Mal mich an sie erinnerten auf freiem Felde. Bevor sie erfolgten, plagte mich aber eine drang- und spukvolle Aufregung, die im Gesteigertsten oft durch die wunderlichsten Scheinbilder bethört wurde. Ich entsinne mich, mehrmals, wenn ich Abends nach Hause kam, von

diesem Zustande überwältigt worden zu seyn, und daß ich dann, auf dem tiefdunkeln Hausflur gegen die Wand geworfen, meine ganze Gestalt bis auf jeden Knopf — man trug sie damals von Metall — wie in Beleuchtung sah, wodurch die Blutentleerung für die Nacht oder den folgenden Tag sich gleichsam meldete. In der Spannung und dem Andrange dieses körperlichen Zwiespalts befand ich mich an jenem Morgen, als mir Gützlaff begegnete: sehr begreiflich, daß ich über sein auffallendes Benehmen nachdachte, mich in allerlei Muthmaßungen, was er wolle und beginne, versenkte, daß dann im Zusammentreffen meines aufrührerischen Körperzustandes mit diesem Sinnen, vielleicht Befürchten, mir am Abend die Einbildungskraft das in meinem Innern entstandene Schreckbild vorspiegelte. Wenn die unklare Erregung eines Menschen sich seiner ganz bemächtigt, bis zur Alleinherrschaft, dann werden ihm die Gebilde der grübelnden Innerlichkeit oft so deutlich, daß er sie nicht mehr als nur gedanklich auffaßt; Gedanke und Vorstellung wachsen mehr oder minder ineinander, nehmen die Formen dessen an, was er sich denkt: es entstehen Erscheinungen und Eindrücke, die mit dem Erwachen des klaren Bewußtseyns augenblicklich verschwinden. In jenem Wahngebilde, bei dem der mich in meiner Erregtheit treffende kalte Luftzug nach dem Oeffnen der Hausthür gewiß nichts Wunderbares hat, verkörperten sich die nicht zu verscheuchenden Gedanken an Gützlaff, und traf dies mit seinem Tode zusammen, kann es höchstens beweisen, daß die aus meinem Sinnen her-

vorgegangene Schlußfolge eine richtige war. — Noch eine erklärende Herleitung ließe sich hier anfügen, sie gehört jedoch mehr einem Ereigniß an, das ich erst bei Zukünftigem mitzutheilen habe, sey deshalb aufgespart.

Vom Unergründlichen, das man gern ergründen möchte, und sich dabei meist im Kreise der Meinungen herumdreht, lenke ich wieder ein zur offenbaren Wirklichkeit, in der sich meine Stellung zu dem nun durch seine Schriftstellerei von Gefahr bedrängten Friedrich von Cölln überraschend wendete. — Er wurde im Herbst 1808 zur Untersuchung gezogen, in Schlesien verhaftet und nach der Festung Glatz gebracht. Man beschuldigte ihn neben Anderem hauptsächlich: „finanzielle Staatsgeheimnisse, die ihm als eidverpflichteten Rath an der Ober-Rechnungskammer hätten amtsheilig seyn sollen", verrathen zu haben. Um zu beweisen, daß man die als straffällig erachteten Aufsätze von anderem Standpunkte betrachten müße, berief sich Cölln auf das ihm von der preußischen Censur noch vor dem Kriege ertheilte „Imprimatur", und nannte, da die Handschrift nicht zu erlangen war, Buchholz, Heinsius und mich als Zeugen, daß er sich die Druck-Erlaubniß einholte, er mithin dem Gesetz gegenüber gerechtfertigt sey. Wir — mit einander bekannt, wie ich schon erwähnte — wurden durch den Kammergerichts-Assessor Wollank gerichtlich befragt; Buchholz und Heinsius erklärten, nichts davon zu wissen, was ich den Umständen nach nicht bezweifelte. Ich aber hatte das „Imprimatur"

gesehen, die Angabe Cölln's zu bestätigen, that es, der Wahrheit gemäß, in genauer Schilderung mit aller Bestimmtheit auch in den Nebendingen, so daß ein vollständiges, etwas malerisches Zeugniß in die gerichtlichen Verhandlungen einzuschreiben war.

„Zu Anfang des Jahres 1806 befand ich mich eines Abends bei dem Professor Theodor Heinsius; man gab den Mädchen der von ihm und seiner Frau geleiteten Erziehungsanstalt ein schlichtes Tanzfest; ältere Personen hatten Spieltische. Da ich weder tanzte noch bei der Spielkarte zu gebrauchen war, unterhielt ich mich jetzt mit Diesem dann mit Jenem, oder einsam bei meinen Gedanken. Es war schon spät geworden, als der Kriegsrath von Cölln die Zahl der Gäste vermehrte. Wenig in Form und Schliff des Gesellschaftlichen geübt, nahm er aus seinem langen blautuchenen Mantel — er selbst war eine hohe Gestalt — ein Papierbündel, warf es auf den nächsten Tisch, dann den Mantel gleichfalls, und dabei sagte er: „Endlich hab' ich für meine finanziellen Abhandlungen das Imprimatur, es hat lange genug gedauert!" — In meiner Wißbegierde erlaubte ich mir die Frage: ob ich, bei der Gesellschaft einstweilen fast unbetheiligt, zum Zeitvertreib das Manuscript durchblättern dürfe. „Wenn Sie sich langweilen wollen, in Gottes Namen!" sagte er, löste selbst den Bindfaden, zeigte mir am Anfang und Ende das „Imprimatur" — der Unterschrift nach hieß der Censor „von Hittel" — gab mir dann das Manuscript und trat zu dem Professor Buchholz, der eben an

der Thür des nächsten Zimmers sichtbar wurde. Ich blätterte, las die Ueberschriften der Abtheilungen, und in diesen Einzelnes, wovon ich mir wenigstens eine Spur von Begriff zutraute, bis mich die beiden sehr anmuthigen Töchter des Banquiers oder Rentiers Marcuse wegen meiner Absonderung neckten, eine mir das Manuscript wegnahm, es jedoch sorgfältig zusammenband, und mich dann in das Tanzzimmer trieb. — Daß Buchholz und Heinsius von dem Manuscript Kenntniß nahmen, oder im Gespräch ihnen eine Mittheilung zugekommen sey, ist mir nicht erinnerlich."

Einen so genauen Bericht gab ich zu der Verhandlung, das „Imprimatur" war demnach festgestellt, der Haß gegen Cölln aber in den drei Jahren dermaßen mächtig um sich greifend geworden, daß mein Zeugniß selbst den sehr gutherzigen, als gemüthlicher Tonsetzer bekannten Wollank mißstimmte, ich seinem zweifelsvollen Zwischenreden zum Schluß freundlich erwiedern mußte: „Lieber, eine Wahrheit, sey sie Ihnen unangenehm, bleibt doch eben eine Wahrheit!"

In Bezug der Gesammtanklage wurde Cölln zu mehrjähriger Festungsstrafe verurtheilt, er verschaffte sich jedoch bald nach dem Richterspruch Gelegenheit, von Glatz zu entkommen. Eine Zeit lang wußte man nicht, wo er sich verberge, und ich selbst war mit ihm bisher nicht nochmals in Berührung gewesen, hatte seit seiner Entgegnung für meine Zeitschrift grabaus keine Zeile von ihm gesehen, jedoch erkannt, daß eine nicht

unterzeichnete Zusendung, die weiterhin einzuschalten ist, von ihm seyn müsse.

Etwa ein Jahr später, nachdem ich von seiner Flucht gehört und gelesen hatte, wurde ich in einer Nacht von meiner Mutter geweckt, und sie meldete mir etwas verstört, daß Jemand vor dem Hause mehrmals „Professor Gubitz!“ gerufen habe, bald hörte ich auch selbst den halblauten Ruf. Es war noch nicht zwei Uhr Morgens und draußen tiefes Dunkel; ich warf mir ein Gewand um, öffnete das Fenster und erhielt auf meine Frage: wer da sey? mit gedämpfter Stimme die Antwort: „Ein Bekannter! Um Gotteswillen, öffnen Sie nur schnell das Haus!“ In unserer Wohnung war Alles wach geworden, und man wollte erst lange berathen: ob man öffnen solle, ob nicht. Ich hatte jedoch wenigstens so viel gesehen, daß nur ein Einzelner unten stand, und so ging ich, von den Hausgenossen auf ihr Verlangen begleitet, hinab, schloß das Haus auf, und herein trat eine lange Gestalt, schlug den Mantel etwas zurück, daß ich den Kopf sehen konnte, und fragte: „Erkennen Sie mich?“ — „Herr des Himmels, Sie in Berlin?“ rief ich aus. — „Still!“ bat er: „führen Sie mich in Ihr Zimmer, Sie sollen rasch beruhigt seyn!“

Es war Friedrich von Cölln! — und als ich nun mit ihm allein war, erzählte er:

„Sie wissen, daß ich der Festungshaft entflohen bin. Ich hatte mir in Glatz wegen einer Kränklichkeit die Erlaubniß eingeholt, unter Beaufsichtigung zweier Unteroffiziere die Landecker Bäder zu besuchen,

und meine Wächter ließen sich verleiten, etwas mehr Wein zu trinken, als ihre fünf Sinne vertragen konnten, so daß die von mir beabsichtigte Flucht gelang. Sie werden mein Verfahren nicht besonders lobenswerth finden, wenn man aber zu wählen hat zwischen langer Gefangenschaft und der Freiheit, da kommen Augenblicke, wo man bei der möglichen Selbsthülfe nicht nach allzu strenger Moral handelt. Ich kam glücklich nach Böhmen und von da nach Sachsen. In Leipzig hielt ich mich auf, um schriftstellerische Verbindungen mit Verlegern anzuknüpfen. Einer derselben entdeckte mir, daß er in wenigen Tagen ein Werk versenden wolle, welches die früheren Verhältnisse des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg in Hannover und Braunschweig schildere und gewiß großes Aufsehen machen werde. Es gelang mir, die einzelnen Bogen zu bekommen: es war eine das Privatleben Hardenberg's betreffende Schmähschrift. Da unterhandelte ich mit dem Verleger und schloß so mit ihm ab, daß, wenn ihm die Kosten und der höchste Gewinn, den er durch Verkauf der ganzen Auflage erzielen könne, gezahlt werde, er das Buch gar nicht ausgeben, sondern sämmtliche Exemplare zur Vernichtung ausliefern, auch den Verfasser durch eine erwirkte Summe vermögen wolle, dieser Vernichtung beizustimmen und sich zu verpflichten, die Sache für immer als abgethan zu betrachten. Jetzt sandte ich" — erzählte Cölln weiter — „ein Exemplar an den Staatskanzler, berichtete ihm, was geschehen, suchte auch dabei meine Angelegenheit zum Besseren zu wenden. Der Staats-

kanzler ging auf diese Abmachung ein, das Buch ist ausgeliefert und vernichtet, und mir sandte der Staatskanzler einen Kabinets-Paß, lautend auf einen Kaufmann Schulze, als welcher ich nun nach Berlin zurückgekommen bin mit einem auch im Paß erwähnten Bedienten — der jedoch ein ehemaliger preußischer Unteroffizier ist, der den Feldzug in Spanien 1810 mitmachte und ebenfalls Ursache hat, einstweilen unter anderem Namen nach seinem Vaterlande zurückzukehren. Wir sind gestern Abend spät in Charlottenburg abgestiegen und ich habe mich unter Mehreren auf einem gewöhnlichen Charlottenburger Wagen nach Berlin bringen lassen. Hier sehr bekannt, muß ich mich aber vorläufig verbergen, und im Ueberlegen, wem ich mich wohl mit Sicherheit anvertrauen könne, fielen endlich Sie mir ein. Sie haben mich auch als Gegner offen und ehrlich behandelt, mir durch das Zeugniß hinsichtlich des Imprimatur in Wahrheit genutzt, und ich hoffe, Sie werden mir meine Bitte um ein paar Tage Aufenthalt in Ihrer Wohnung und Beihülfe zur Vermittelung in Betreff meiner Zukunft nicht abschlagen."

Indem er das Letzere sprach, hatte er zugleich die zur Beglaubigung des Mitgetheilten dienenden Papiere, auch den Kabinets-Paß, auf dem Tische, an dem wir standen, ausgebreitet, wodurch sich alles Gesagte bestätigte. Ich versprach, die dem Staatskanzler zu machende Anzeige zu besorgen, und beherbergte Herrn von Cölln in meiner Behausung, so gut es sich thun ließ.

Aber schon am nächsten Vormittage verwickelte sich das Abenteuer noch in Etwas. Ich sah einen mir bekannten Polizei-Beamteten mehrmals auf- und abschreiten vor dem Hause, während er dies stets im Auge behielt. Ich ging hinab und sprach mit ihm, erfuhr auch bald den Zusammenhang. Stahl, der sogenannte Bediente, war in Charlottenburg verhaftet worden, weil er sich über seine Person nicht ausweisen konnte, sondern nur angab, er sey mit dem Kaufmann Schulze gekommen, der jetzt in Berlin bei dem Professor Gubitz wohne. Das klang der Behörde bedenklich und man spürte nach. Der Polizei-Beamtete, gegen den ich mich so weit äußerte, als es rathsam war, nahm meinen Vorschlag an, mit mir zum Polizei-Präsidenten zu gehen. Diesem legte ich den Kabinets-Paß vor, und verbürgte mich, daß er binnen vierundzwanzig Stunden vom Staatskanzler den nöthigen Bescheid haben werde. Nun eilte ich sogleich zu dem, mir wegen zeitschriftlicher Aeußerungen über ihn freundlichen Fürsten Hardenberg, meldete ihm das Geschehene, und empfing von ihm ein Schreiben an Herrn von Cölln, aus dem hervorging, daß der König über die Zukunft des Mißliebigen nachsichtig entschieden habe. Es war ihm — mit Recht — als ein für ihn günstiger Beweis angerechnet worden, daß er französischen Behörden einen von ihm geforderten Diensteid verweigert, sein Einkommen geopfert und dadurch offenbar ein Zeichen von Vaterlandsliebe gegeben habe.

Cölln wohnte damals vier Tage bei mir, und

als bleibendes Erinnerungszeichen an jene Zeit schenkte er mir den von ihm gefälschten, noch in meinem Besitze befindlichen Paß, womit er sich von Landeck weiter half. Die obwohl absichtlich veränderte ungewöhnliche Handschrift blieb noch deutlich genug die seinige, und nachdem ich voraus bemerkte, die Angabe der Blessur ist richtig — Cölln hatte in einem Duell an der rechten Hand einen Finger verloren — hat man dort buchstäblich zu lesen:

„Vorzeiger dieses, dem vom löblichen Infanterie-Regiment Grawert verabschiedeten Hauptmann von Keller, wird auf sein Verlangen, da er in seine Heimath nach Detmold in Westphalen und von da in die Grafschaft Mark zu reisen gesonnen, dieser Reisepaß ertheilt. Geachter Hauptmann v. Keller ist großer Statur, 40 Jahr alt, an der rechten Hand blessirt. Da derselbe seinen Weg durch die Kayserlich Königl. Oesterreichischen Staaten nehmen will, so kann die Reise-Route hierin nicht vorgeschrieben werden.

Glatz, den 16. Mai 1810.

Sr. Königl. Majestät von Preußen
wohlbestalltes Gouvernement der v. Blumenthal."
Stadt und Festung Glatz.

Das Siegel des Gouvernements ist ebenfalls gefälscht, erkennbar vermittelst einer Prägung durch Brodteig; beglaubigt und besiegelt haben diesen Paß Behörden in Teplitz, Peterswaldt, Altenburg und Gera.

Nach Cölln's Wiederanstellung, die im Büreau des Staatskanzlers erfolgte, und deren Beweggründe in dieser Schilderung enthüllt sind, blieb ich mit ihm wohl

im Umgange, doch konnten wir, wegen der Art seiner übernommenen Geschäfte, wobei er sich, nach meinem Dafürhalten, zuweilen unfreier Schriftstellerei hingab, nie recht zusammen stimmen. In Etwas erklärt seine damaligen Auffassungen eine Schilderung preußischer Zustände im Frühjahr 1811, wovon die Handschrift Cölln's mein Eigenthum ist. Daß er in diesen zwei Briefen aus und über Berlin von sich selber spricht, mag nicht irren noch verwundern; im Allgemeinen eröffnen sie aber, neben dem Absichtlichen und der Selbsterhebung, Cölln's Ansichten — stellen ihn so hin, wie er beurtheilt seyn wollte. Auch sind die Aeußerungen mitunter noch heute nicht ohne Zeitbetheiligung, und deshalb schließen sie sich hier um so dienlicher an, weil sie zugleich belehrende Rückblicke auf die Vergangenheit gewähren:

„Erster Brief.

Nach drei Jahren sah ich nun Berlin zum ersten Mal wieder, und war erschrocken über die großen Veränderungen, welche hier stattfanden. — Von den zehn Ministern vor dem Kriege fand ich eigentlich nur einen, den Staatskanzler, statt einer Menge von Generalen, Stabs- und Subaltern-Offizieren, welche sonst die Straßen anfüllten, und Soldaten, welche an den Straßenenecken nach Verdienst umherlugten, vernahm ich nur die Töne der Hörner, welche die modernisirten Voltigeurs auf dem Dönhofsschen Platz versammelten, der um deshalb noch der lebhafteste ist, weil hier der Staatskanzler wohnt, vor dessen Thür sich die Supplikanten und die Equipagen der Staats-

räthe begegnen. Die Wilhelmsstraße, ehemals der Sitz der Großen, ist öde und leer. — Das Opernhaus, wo die Pär'sche Oper Achilles gegeben wurde, war zur Hälfte leer — man fand das Eintrittsgeld zu hoch. Vordem erhielt man mit Mühe Einlaß. Nur das Schauspiel-Theater ist noch immer der Centralpunkt, wo sich die schöne, gebildete und gemeine Welt versammelt. Hier ist denn auch noch wie sonst der Ort, wo das Militair sich durch Gewaltstreiche auszeichnet, da es auch noch heute außer dem Gesetz und ohne Polizei sich von seinem militairischen Geist ohne Geist impulsiren läßt. Die wilden Ausbrüche hat man ganz kürzlich, wie bekannt, wieder erfahren, und man hofft, der König werde endlich diesen Uebermüthigen den Kappzaum anlegen. — Wenn es wahr ist, wie man versichert, daß der größte Theil des Militairs nach Hause geschickt und die Städte mit Bürgergarden besetzt werden sollen, so dürfte sich das Publikum Glück wünschen.

Eine auffallende Erscheinung ist auch die hohe Religiosität, welche man hier affektirt und der die Tageblätter unausgesetzt huldigen. Ja ich hörte sogar neulich den Redakteur des sich zur Ruhe neigenden Abendblatt behaupten: der tiefe Sinn der Apokalypse scheine dem Zeitgeist zu entsprechen. *Adam Müller*, der berühmte Gesetzgeber, setzt die Kirche über die Regierung, und unser Erbadel ist ihm schon von Gott selbst eingesetztes religiöses Institut. Alles lebt in der Idee, von *Fichte* bis auf *Heinrich v. Kleist*, den ci-devant „Prometheus", und nur der „Beobachter

an der Spree" befaßt sich noch mit der gemeinen Wirklichkeit. Wehe der Religion, wo Religiosität Mode wird! —

An der Spitze der Universität steht der bekannte Schmalz, der alle Staatsbürger in rohe Producenten verwandeln will und allen Nationalreichthum nur in Kartoffeln, Grütze, Mastvieh und Dergleichen findet. Der berühmte Thaer spricht immer noch viel von Wurzelwerk und der Mast von Hammelschwänzen, und Buchholz hat sich plötzlich zum Verfechter der neuen Regierung erhoben und widmet seine Intelligenz der Apologie der neuen Finanz-Einrichtung, wovon er, unter uns gesagt, gar nichts versteht. — Sonderbar ist's, daß bei allem Idealisiren in Berlin keine Tagesblätter fortkommen. Der „Hausfreund" geht ein, aber wie gesagt, der „Beobachter an der Spree", der ein Freund vom Realisiren ist, zählt die meisten Leser. — Der „Freimüthige" sieht sich oft genöthigt, vergessene Anekdoten aus den „Vertrauten Briefen" und „Feuerbränden" aufzufrischen. So erzählte er vor Kurzem die Anecdote über den Heroismus des Kommandanten Herrmann in Pillau, die nicht einmal wahr ist, und die in den „Vertrauten Briefen" steht.

Das einzige lesenswerthe Buch, welches über den Staat seit einem Jahre erschienen, ist: „Das brittische Besteurungs-System, dargestellt mit Hinsicht auf die in der preußischen Monarchie zu treffenden Einrichtungen von Friedrich v. Raumer." (Berlin,

bei Sander, 1810). In diesem Buche findest Du die richtigsten Ansichten und vernimmst einen Praktiker, dem die Theorie nicht fremd, und der eben so weit vom Physiokratismus als von dem Zwang-System alter cameralistischer Plusmacher entfernt ist.

Die Herrn Buchholz, Schmalz, Adam Müller sollten sich doch ja nicht mit dem Staat befassen, denn es fehlt ihnen die erste Bedingung, um darüber etwas Verständiges zu sagen: sie kennen ihn nicht.

Sonderbar ist es, wie die Regierung nach dem Kriege fast alle Ideen realisirt hat, die Cölln (auf den Alle schimpfen) in seinen Schriften theils ausgesprochen, theils angedeutet hat. Das Faktum ist richtig. Er verdammte das Kabinet, es ist metamorphosirt; er schlug einen Staatsrath vor (sechstes Heft der „Feuerbrände"), er ist da; er trug eine Menge neuer Ideen über die Umschaffung des Militairs vor: sie sind alle ausgeführt, sogar die Montirungen. Er wollte die Thor-Accise abgeschafft wissen und die Visitationen an die Grenzen verlegen: es ist erfolgt. Er behauptete, der Bauer müsse sein Brod so gut versteuern wie der Bürger. Es ist befohlen worden — und so durch alle Rubriken.

Worin liegt der Grund? Cölln sprach den Zeitgeist aus, dies verdroß die literarischen Krämer, weil ihnen dazu der Muth fehlte. Darum schimpften sie, und dann wollten sie der Regierung schmeicheln, die den armen Cölln, man weiß heute noch nicht warum, einsperrte und criminalisirte.

Zweiter Brief.

Du willst mehr von den Gesetzen unsres Staatsraths unterrichtet seyn. Wohlan! — Nach dem Frieden von Tilsit ging es dem preußischen Staat wie einem unheilbaren Patienten; von allen Seiten strömten die Aerzte herbei und überfüllten ihn dermaßen mit Recepten, daß er beinahe daran erstickt wäre. Aber die sämmtlichen Staats-Quacksalber waren nicht im Stande, die wahre Lebenskraft, Geld, hervor zu zaubern, darum schlichen sie sich, Einer nach dem Andern, sacht davon. Ungeachtet Schmalz unaufhörlich schrie: Geld sey ein Phantom, nur die Sachen wären Realität, ungeachtet Adam Müller sogar die Personen in Geld umschuf, ungeachtet Buchholz in seinem Wortspiel, „arithmetische Staatskunst“ genannt, vorschlug, den Sachwerth des Geldes zu erhöhen, ungeachtet Andere meinten, Papiermünze sey ein Beweis von hohem Patriotismus, so fährt Napoleon (der vom Gelde sehr solide Ideen hat) dennoch fort, die Contributionen baar zu verlangen. — Die Finanz-Section des Staatsraths, die ganz und gar mit Schülern von Adam Smith, Kraus &c. besetzt war, versetzte sich nach England in der Idee, und verfügte eine Einkommensteuer, vergaß aber, daß man erst ein solches Einkommen haben müsse, um davon ohne Noth an den Staat etwas abzugeben, und daß die Mehrheit jetzt höchstens ein Auskommen habe, welches zu beschneiden, ich ... bereits zu veraccisen sey. Viele solche Rathgeber träumten auch von einer Kopfsteuer, bei der sie eximirt werden müßten.

Der brave **Stein** verfiel sogar in unsrer frech sinnlichen, nur nach Geld und Genuß schnappenden Zeit darauf, die Tugend in ihrer Reinheit wieder zurückzuführen. Es ist nicht zu leugnen, daß im Jahre 1810/1811 vielerlei organische Gesetze erschienen, welche der bürgerlichen Freiheit unter die Arme griffen: die Aufhebung der Erbunterthänigkeit, die Freiheit der Experten und Anderes mehr. Aber die Dinge waren ohne Zusammenhang, weil dem Staatsrath ein Präsident fehlte, weil er **gesetzgebend** und auch **verwaltend** war, weil der Adel und die Privilegirten sich mit Erfolg opponirten, weil man immer noch, bald hier bald da, einen Antagonismus unter den Gewalten verspürte. Man merkte wohl, es stecke eine neue Staatsform in der Geburt, aber es war, als könne sie nicht zur Welt kommen.

Es war dem Staatskanzler, dem Freiherrn von **Hardenberg**, vorbehalten, eine neue kräftige Staatsverfassung ins Leben zu rufen. Dieser Veteran, häufig verkannt, ja verleumdet, konnte vor dem Kriege für das Allgemeine wenig wirken, denn seine Kraft war durch die übrigen Minister und das Kabinet gelähmt. Was er that, geschah im Besonderen zum Besten seines Departements in Franken, wo heute noch von Allen sein Name ruhmvoll genannt wird. Jetzt ist er dadurch an die Spitze der Gesetzgebung und Verwaltung getreten, daß der König die letzten Enden aller Staatsdirektion in seine Hände gelegt hat. Dies Gesetz verdient eine nähere Entwickelung. Es ist darin endlich die große Staatsmaxime befolgt, Ge-

setzgebung und Verwaltung von einander scharf zu trennen. Jene erfordert — bedächtige Berathung, diese schnelle Ausführung. Man mag es wohl überlegen, neue Gesetze zu geben, sind sie aber da, so mögen sie strenge executirt werden. Sind Gesetzgebung und Verwaltung demselben Organ anvertraut, so erfolgen Berge von Gesetzen, denen die tüchtige Ausführung fehlt.

Der Staatsrath ist jetzt nur gesetzgebend, nicht verwaltend. Ihm ist die Deliberation über alle neue Gesetze und Verwaltungs-Normen übertragen; ihm legen die Departements-Chefs Rechnung ab von ihrer Verwaltung. Er schlichtet divergirende Meinungen und Streitigkeiten der verschiedenen Departements-Chefs, insofern sie die Sache betreffen. Er verhandelt Staatssachen, die ihm vom Könige aufgetragen werden. Sein Wirkungskreis dehnt sich nur auf das Innere aus; äußere, diplomatische Angelegenheiten bleiben ihm fremd. Der Staatskanzler ist sein immerwährender Präsident.

Alle anderen Staats-Organe sind verwaltend. Das erste ist das Kabinet. Es ist das unmittelbare Organ, um den Willen des Königs auszusprechen, ohne gesetzgebend zu seyn. Es kann nur die vom Staatsrath vorgetragenen Gesetze sanctioniren, verwerfen oder suspendiren. Ehemals bestand es nur aus Secretairen, die keine Verantwortlichkeit kannten; jetzt ist der Staatskanzler erster Kabinetsrath des Königs, außer ihm trägt noch ein Rath und ein Adjutant dem König im Kabinet vor. Die Sachen, welche hier ein-

gehen, sind gesondert in Militair- und Civilsachen. Jene sind entweder connex mit der Staatsverwaltung oder rein militairisch. Nur die letzteren werden vom Adjutanten dem Könige vorgetragen, ehe sie dem Staatskanzler mitzutheilen, alle übrigen müssen ihm zur Einsicht zugesandt werden, um zu bestimmen, ob er solche selbst dem Könige vortragen oder dem anderen Rathe zutheilen will. — Durch diese Bestimmung ist nun zwar die Diversität der Meinungen unschädlich gemacht werden, welche in dem ehemaligen Kabinet statt fand, wo Departements des Innern, des Auswärtigen und des Krieges völlig isolirte Organe waren; ich fürchte aber dennoch, daß unter der Rubrik von reinen Militairsachen zu viel verstanden werden möchte, das der Aufsicht des Staatskanzlers entzogen werden wird. So lange das Militair ein von dem Uebrigen scharf getrennter Stand bleibt, der seine eigenen Gesetze, seine eigene Polizei, seine eigene Criminal-Justiz hat, so lange der König mehr Werth darauf setzt, erster Chef der Armee als der Staatsverwaltung zu seyn, so lange der Feldmarschall über den Staatskanzler rangirt, so lange bei feierlichen Gelegenheiten das Militair zur Rechten des Thrones steht, so lange das Militair nicht dahin kommt, nur eine bewaffnete Bürgerschaft zu seyn, so lange kommt Preußen im Innern nicht zur Ruhe, und der permanente Streit zwischen Civil und Militair hört nicht auf. — Es ist nicht abzusehen, warum nicht alle rein militairischen Sachen dem Kriegs-Departement übertragen worden sind, welches unter Aufsicht

des Staatskanzlers steht. Welch einen Contrast wird es gewähren im Kabinet, unmittelbar nach den wichtigsten Staatssachen den Militair-Rath vortragen zu hören: ob die Unteroffiziere künftig die Degenkuppeln über oder unter dem Rocke tragen sollen!! — War zu Friedrich's Zeiten das Militair das Fundament des Staates, so ist es jetzt doch nur, bei veränderten Zuständen, eine kostbare Zugabe, deren Belästigung zu vermindern ist, ohne dabei der Kampfbereitschaft zu schaden.

Was ich eben so wenig zweckmäßig finde, ist: daß dem Staatskanzler das Departement des Inneren und der Finanzen speziell übertragen ist. Dies scheint mir zu viel. Wo soll der Staatskanzler die Zeit hernehmen, dem Allgemeinen und auch dem Besonderen zu genügen? Er ist das neutralisirte erste Staats-Organ, das erste lenkende Princip. Er muß viel repräsentiren, er muß Allen zugänglich seyn, dem Fürsten und dem Bürger; er ist es auch, mithin bleibt keine Zeit übrig für das Besondere.

Uebrigens ist dies organische Gesetz in Hinsicht der Trennung der Geschäftszweige vortrefflich und gegen die Grundlage nichts zu sagen. — Aber eine höchst nöthige Einrichtung und bessere Organisation der Volks-Repräsentation für die Gesetzgebung ist bis jetzt noch nicht erschienen, und wäre nun das Erste, woran gedacht werden müßte. — Die früheren preußischen Regenten wurden durch ihre Vasallen eben so beengt, als alle andern deutschen Fürsten. Ja als Friedrich Wilhelm der Große seine Domainen an Oekonomen

verpachten wollte, waren die Stände so übermüthig, dagegen zu protestiren, weil es sonst üblich war, daß Excellenten aus ihrer Mitte (Amtshauptmänner) die Administration anvertraut wurde. Bei dem Bestreben, diese Anmaßung einzelner Vasallen zu bekämpfen, verloren die sogenannten Stände größtentheils ihre Stimme in Landes-Angelegenheiten. Aber eine Monarchie ohne Stände ist wie ein Baum ohne Aeste.

Weg mit allem Feudal-Nexus und Vasallenwesen! Dagegen versammle man in jeder Provinz den intelligentesten Theil des Volks in einen Provinzial-Rath und lasse ihn dem Staatsrath in die Hände arbeiten. Aus den kleineren Kreisen müssen sich Erfahrung und Verständigkeit in den größeren Kreis, aus dem Grunde bis zur Spitze des Staates ausbreiten."

Mag Manches in Cölln's Aeußerungen, die zugleich ein Bild des preußischen Staatswesens und der Umschaffungen vor funfzig Jahren sind, irrig seyn, oder mag man Anderes für überwunden erachten — ich meine nicht überall mit Recht — so ist doch darin meist gesunde Schlußfolge zu spüren, wie denn überhaupt Kenntniß und Einsicht ohne Standeshochmuth Herrn von Cölln nicht abzusprechen sind. Das habe ich auch in jenen Jugendtagen, wo ich auf Antrieb vom Hofe zu Königsberg und meines vom Unglück des Staats erregten Gefühls politischer Schriftsteller werden mußte, nie verkannt. Ich war empört von den Schmähungen, die Cölln während der bittersten Noth seines Vaterlandes gegen dasselbe in die Leserwelt

schickte und hatte nur den Zweck, dies durch Beleuchtung ableiten zu helfen, so weit ich es mit meinen geringen Kräften vermochte. — Daß ich übrigens die aus der Theilnahme an jenen Zeitkämpfen gewonnenen Erfahrungen später für den Fortschritt gerechter Allgemein-Verhältnisse zu benutzen strebte, hat man mich durch willkürliche Maßregeln und Hemmungen verschiedener Art hart genug empfinden lassen — was auch nicht verborgen bleiben wird.

Nach seiner Anstellung im nächsten Beamtenkreise des Staatskanzlers Hardenberg besuchte mich Cölln zuweilen, ich jedoch, stets ohne Zeit und Neigung zu Rücksichtsbesuchen, kam nur einmal auf seine Einladung zu ihm, und dann im Dezember 1819, als er krank war, und mit mir zu sprechen begehrte. Er wünschte meine Vermittelung in einer ihn bedrückenden Familienangelegenheit, äußerte, daß er seinen Tod für nah erachte, und als ich von ihm ging, sagte er mit fast heiterem Tone: „Nun, meiner Leiche werden Sie doch folgen?" Ich erwiederte leichthin: „Wer wird solche Gedanken hegen, und was kann darüber ein Sterblicher dem andern versprechen!" — Er starb im Jahre 1820 und ich war bei seinem Leichengefolge.

Urtheilte ich milder über Cölln, als es von Mehreren in der öffentlichen Nachrede geschehen ist, glaube ich mich der Wahrheit um so näher, weil ich vom Beginn unserer funfzehnjährigen Bekanntschaft an nie mit ihm mich befreunden konnte; ich gab stets dem Wort Freund einen nicht gewöhnlichen Inhalt,

und für mein Empfinden hatte Cölln in lockerer Weltansicht zu sinnlichen Hang.

Um bei den vielen Persönlichkeiten, denen meine Lebensverhältnisse begegnen, die Schilderung möglichst zusammen zu halten, habe ich mit Manchem gleich abzuschließen, so hier mit dem Verfasser der „Vertrauten Briefe“ und „Feuerbrände“, der nur nochmals zu nennen ist, wenn ich von dem einstigen Referendarius Tschoppe — nachherigen Geheimen Ober-Regierungsrath von Tschoppe spreche, — den mir (1817) Cölln zum Hülfsarbeiter meiner Zeitschrift: „Der Gesellschafter“ empfahl, und mit dem ich widerwärtige Begebnisse hatte zur Zeit der sogenannten „demagogischen Umtriebe“ — unrühmlich ihm, und noch Höherstehenden auch!

In für mich ungetrübter Erinnerung erhebt sich mir aber der freundschaftliche Umgang mit dem in aller Hinsicht schätzenswerth volksthümlichen Dichter Langbein, muß ich freilich zugleich mit Wehmuth zurückschauen auf seine Armseligkeit. Dies ist das richtige Wort, denn meine Mittheilung wird erweisen, daß die Bezeichnungen „arm“ und „selig“ sich nicht zu scheiden brauchen, bei des genannten Dichters Anspruchslosigkeit auch ihm oft vereint bleiben konnten. Im Jahr 1805 wird es gewesen seyn, als ich ihn in der Leihbücherei Kralowsky's zum ersten Mal sah. — Ich bin ein kleiner Mann, nur fünf Fuß drittehalb Zoll hoch — ein paar Striche mehr sind den Schuhsohlen anzurechnen — dennoch überragte ich körperlich den Dichter Langbein fast um eine Kopf-

länge, was begreifen läßt, daß ihm sein Erbname nicht angenehm lautete. In seinem Wesen schüchtern und scheu, war wohl eben dadurch bei alltäglichen oder ihm gleichgültigen Dingen seine Sprache fast stotternd, bei Erwärmung der Gedanken und des Gemüths ward sie jedoch flüssig und gelenk. Doch ließ sich auch dann der sächsische Anklang vernehmen, was der Gewohnheit nach nicht anders seyn konnte, denn er war in Radeberg bei Dresden geboren und hatte bis zum vierundvierzigsten Jahre in Sachsen gelebt. Bei unserm ersten Begegnen schien er mir nahe daran, ein Fünfziger zu seyn, und daß er nicht besonders vom Glück begleitet wurde, bezeugte mir schon der Rührung erregende Ausdruck seines Antlitzes. Kralowsky nannte mich ihm, mir ihn; muthmaßlich war ich Neunzehnjähriger ein Unbekannter für Langbein, daß er es mir nicht war, erfuhr er aus unserm Gespräch, indem ich mit ihm ging bis nach der Kronenstraße, wo er in einem dritten Stockwerk, im Dachraume wohnte. — Die Baulust veränderte in Berlin fast alle Häuser, zu denen sich meinerseits Erinnerungen hinwenden; die kleinen Fenster der Wohnung Langbein's in einem schlichten, völlig unveränderten Hause könnten mir aber noch jetzt — im Jahr 1867 — das Wahnbild verspiegeln: die Vergangenheit wäre nur Traum, ich sey ja im Ehedem, dürfte nur die drei Treppen hinaufsteigen, um wieder, fern unliebsamer Erkenntniß, in paradiesischer Genügsamkeit und gesegnetem Vergessen nichts zu wissen von Lebenstäuschungen!

Zum zweiten Male kamen Langbein und ich in Näherung als Gäste des Buchhändlers Maurer bei einem Fest in der Freimaurer Loge „Zu den drei Weltkugeln". Wir blieben nebeneinander, unterhielten uns über schriftstellerische Zustände, Schicksale und Erfolge; als ich dabei sein einfach sinniges Gedicht: „Die Stationen des Lebens" erwähnte, veranlaßte unser Bewirther — der „Meister vom Stuhl" und Verleger eines auch von mir mit ein paar Liedchen begabten „Gesangbuch für Freimaurer" war — daß es von anwesenden Sängern vorgetragen wurde. Zumeist durch den, irdisches Ziel der höheren Fügung demüthig unterwerfenden Schlußgedanken innig berührt, und mit der Stimmung des Entsagens, gestanden Langbein und ich uns gegenseitig, daß uns ärmliche Verhältnisse beschränkten, da rief er bewegt aus: „Dann hab' ich den Muth, Sie zum Abendtisch einzuladen auf schmale Dichterkost, nicht auf Nectar und Ambrosia, die nur ideal in der Phantasie sättigen!" — Nebenher sey hier eingeschaltet, daß es ein Irrthum wäre, wollte man, weil mein Name zu finden ist in jenem „Gesangbuch für Freimaurer", mich zu ihrem Brüderorden zählen; ich habe mich mit dem Geheimwesen niemals verständigen können, und zuweilen an verschiedenen Personen den Einfluß der Freimaurerei sehr bedenklich gefunden.

An dem mir bestimmten Abend trat ich ein in die nur dürftig ausgestattete Wohnung Langbein's; aber Alles war so reinlich und sauber, daß es, zumal weil ich aus strenger Winterluft in ein mäßig erwärm-

tes Zimmer kam, freundlichst anheimelte. Seine Frau, mehr noch als ich ihm über den Kopf gewachsen, war sogleich in sächsischer Behäbigkeit zuthulich, mich von Hut und Ueberrock zu befreien, und bald waren wir Drei in traulichem Gespräch: bei der Frau glücklich eingeleitet vermöge der von Langbein ausgehenden Hindeutung, daß ich von Geburt ebenfalls ein Sachse sey. Wir saßen da im ernsten Gespräch und heiterem Geplauder seelenvergnügt bis eine Stunde nach Mitternacht bei einer Flasche Wein, einem Teller mit Schnitten vom Braten nebst Brod und Butter — daheim hatte ich an Feiertagen auch nicht mehr. — Solch Zusammenkommen wurde allmälig in kürzeren Fristen wiederholt, und ich fühlte die Pflicht, dafür zu sorgen, daß sich die Kosten des, wenn auch stets so einfachen Mahls theilten. Mühsam eroberte ich die Erlaubniß zum Beschaffen des Weins; immer hatte ich eine Weile zu sparen, ehe ich den Gulden erübrigte, der damals für eine Flasche leichten französischen Weins zu zahlen war, und diese Flasche wurde von mir im Dunkel des Abends mitgebracht. So knapp und schonend zugemessen der Wein floß, er half doch zu mancher drolligen Belustigung. Unter Anderem mußte der Flaschen-Inhalt, auf sieben Glas geschätzt, zu zehn Glas — zwei für die Frau gerechnet — reichen: denn Apoll und die neun Musen sollten einzeln ihr Lebehoch empfangen. Das wurde rundum ausgeführt, und Jeder von unserer Dreiheit, die zögernde Frau nicht ausgeschlossen, hatte dazu ein zeitgemäßes Reimsprüchlein zu erfinnen. Im Zwist

darüber: ob auch die Tanzmuse unsre Weihe verdiene, war eines Abends das letzte Glas unwillkürlich geleert, und ich rief muthwillig aus:

„Kein Wunder, sehen wir das Glas schon leer:
Weinflüsse geben nicht zum Tanz sich her!“

Dieses flüchtigen Scherzes wurde weiterhin zuweilen gedacht, wenn wir den Spaß erneuerten, uns dann auch der Tanzmuse erbarmten nach meiner Bemerkung: sie könne mich beschuldigen, nur deshalb sey ich ihr abhold, weil mir das unruhige Blut alle Kreisdreherei versagt habe. — O wie oft mahnten mich Wirren und Kämpfe im Zeitendrang an jenes Tischchen, wo sich begehrungslos Zufriedenheit mit geistiger Ermunterung vereinte! — überhaupt an jene Tage, wo mir der Strebsinn alle Lebensverhältnisse noch in dem rosigen Anschauen Geßner's malte!

Obwohl Langbein nicht beredsam war über seine Schicksale, erfuhr ich doch Einzelnes aus seinem Jugendwalten, von der Fürstenschule in Meißen und dem Studiren in Leipzig an bis zum Kanzelisten-Amt in Dresden, erfuhr nächstdem, daß nicht nur Mißstimmung über die ihm auferlegte juristische Thätigkeit ihn von dort vertrieben habe. Die Verwandten seiner Frau wollten die Heirath hindern, er sah sich gezwungen, die Geliebte zu entführen, und entführte sich zugleich selber der Juristerei, deren verwickelte, oft mit sich selbst hadernde Wortgewalt seinem einfach natürlichen Wesen zuwider war. Mit genugthuendem Behagen trug er mir aus dem Gedächtniß sein Gedicht vor: „Abbildung der Gerechtigkeit“, das die ihm

erwünschte Trennung vom Gerichtsgeschäft erklärt, und hier eingefügt sey:

„Du dort mit der Augenbinde
Spielest ehrbarlich die Blinde
Mit bekannter Weiberlist;
Denn wie kannst Du blind errathen:
Ob des Klägers Schöpsenbraten
Feister als Beklagtens ist!

Doch Du weißt es auf ein Härchen,
Alio ist es auch kein Märchen,
Was von Dir manch Vöglein singt:
Daß Du Deine Binde rückest,
Wagend nach den Spenden blickest,
Wie Dir Hinz und Kunz sie bringt.

Aber löblich, feine Dirne,
Schlan Du manchmal Dir die Stirne,
Auf den Ohren bleibt Dein Tuch;
Denn Du scheinst oft taub und hörest,
Wenn Du X in U verkehrest,
Nicht der Unterdrückten Fluch.

Hörst nicht Sprache deutscher Leute,
Deine Red' ist d'rum noch heute
Solch ein kauderwälscher Ton,
Als wär'st Du mit Hark' und Besen
Tagelöhnerin gewesen
Bei dem Thurm zu Babylon.

Tändle nicht gleich einem Kinde!
Wirf nur vollends weg die Binde:
Denn Dein Ohr soll offen seyn!
Höre zu, wie Männer sprechen,
Die ihr Deutsch nicht radebrechen,
Und wie sie sprich deutsch und rein!"

Die Schlußaufforderung wäre noch heut zu beherzigen, denn gar oft müssen sich viele richterliche Vorladungen und Urtheile erst in's Begreifliche übertragen lassen. — Den dickleibigen Gesetzbüchern war Lang-

bein auch nicht gewogen, denn ich sah bei ihm ein altes juristisches Handbuch, auf dessen Titel er geschrieben hatte:

„Zu viel Gesetze sind Joch
Dem schlichten und ehrsamen Bürger,
Für Unrecht hat stets da ein Loch
Des Rechtes verschmitzter Erwürger."

Mit seiner Entführten, jetzt mit ihm gealtert, lebte Langbein in glücklicher, doch kinderloser Ehe, und diesen Mangel beklagte er nicht: er war ihm eigentlich von Jahr zu Jahr lieber, denn die Ansprüche der Erziehung und ihre Schwierigkeit steigerten sich immer schneller. Niemals mit der französischen Freiheit und Gleichheit einverstanden, hegte er die Ueberzeugung, das auch hierin nachgeäffte Franzosenthum werde sich nun im Gesammten an den Deutschen bestrafen, „indem künftig die Niederen schlechte Herren, die Höheren sich und Allen schlechte Diener seyn würden." — Die Frau, antheilsvoll für ihres Gatten Dichtungen, befleißigte sich der achtsamsten Pflege für den von ihr herzlich geachteten Mann, die sorglichste Sparsamkeit konnte aber doch zuweilen die Noth nicht abwehren. Romane, die Langbein schrieb, halfen mit dem mäßigen „Honorar" — ein Wort, das oft mehr Anweisung auf Ehre als auf Geld ist — nicht allzeit aus; auch war im Buchhandel bis zum Frieden 1815 wenig Berührigkeit bei dem fortwährend erneuerten Kriegsgetümmel. Da schien es ein willkommenes Ereigniß, als der Buchhändler Maurer im Jahre 1808 den Antrag machte: daß Langbein Balladen

dichten und ich dazu Holzschnitte geben möge. Für Ausführung dieses Planes vollendete Langbein nur drei Gedichte, und erhielt für jedes, zufolge des Uebereinkommens, drei Friedrichsd'or. Zu der ersten Ballade: „Der Gewittersturm", den Untergang eines Brautpaars am Hochzeitstage bei einer Lustfahrt auf dem plötzlich wildstürmenden See schildernd, entstand auch das erste Bild; dann betrachtete Maurer das Unternehmen in Hinsicht auf die Zerspaltung Deutschlands doch als zu gewagt, und ich blieb im Besitz dieser Jugendarbeit. —

Jetzt habe ich den Erinnerungen an Friederike Bethmann mich wieder zu nahen, womit zugleich das sonstige Schauspielertreiben mehr in Beziehung kommt. — Bald nach jenem ersten Zusammentreffen war ich, der bis dahin niemals eine Schauspielerin besuchte, dies überhaupt mit wenigen Ausnahmen unterließ, fast alle mir frei gebliebene Abende — selbst wenn die Bethmann auf der Bühne beschäftigt gewesen — in ihrer Gesellschaft. Meist waren der Mann, ihre Freundin in jeder Noth und Gefahr, Frau Liepmann, in der ersten Zeit oft noch Varnhagen und ich beisammen. Doch ist mir auch der auf dem Sopha sich pflegende unbehülflich dicke Mops unvergeßlich: denn wie spät die Unermüdliche aus dem Theater kam, das feiste und träge Thier führte sie stets noch in's Freie, und ich mußte, wenn der Herr Gemahl irgendwo bei dem ihm schwer entbehrlichen Kartenspiel saß, willig oder nicht willig ihr Begleiter

seyn, um den vierfüßigen Liebling in Bewegung zu bringen.

Während meines sechsjährigen Umgangs, von 1809 bis 1815, dem Todesjahr der Künstlerin, lernte ich bei ihr nächst Varnhagen unter Anderen deutlicher Zacharias Werner kennen, dann Kotzebue und Friedrich Schulz, „Theater Schulz" genannt, weil sein ganzes Sonderlings Daseyn im Bühnenleben aufging. Nur dieser Vier gedenke ich voran, weil sie meinem jetzigen Bericht noch mit angehörig sind, und bemerke, als durchgängig, daß die Bethmann gern ihre alten Kunstgenossen bei sich sah, selber aber für die Gesellschaften der Reichen gesucht und mit ihrem Benehmen selbst in den höchsten Kreisen heimisch war, ohne sich dort behaglich zu befinden. Ich hörte sie einmal sagen: „Wenn man dort allerdings bestrebt seyn muß, Gedanken und Gefühle so abzuschleifen, daß sie ihr conventionelles Passirgewicht haben, angenehm ist's nicht!" — und ähnliche, zuweilen auch verstärkte Aeußerungen waren nicht selten.

Einen schlimmen Spätabend verursachte Varnhagen, doch wurde ich zum Mitschuldigen durch unvorsichtige Willigkeit. Er hatte viel Rühmens gehört von der Darstellung unserer Freundin in „Nina, oder Wahnsinn aus Liebe", diesem ursprünglich französischen „Schauspiel mit Gesang" von d'Arien, und verführte mich, mit ihm vereint die Bethmann zu bereden, sich nochmals zu zeigen als „Nina", ein Gebilde, von dem ich in jenen Tagen gar nichts wußte. Sie weigerte sich; mit der sachten klugzün-

gelnden Geläufigkeit seiner Beredung drang aber Varnhagen öfter auf sie ein, ich war ihm gefälligst verbündet, sie gab endlich nach, und mich überfiel im Theater peinlicher Schreck. Sie belebte die Irrsinnige seelenvoll meisterhaft, ihre mit Recht gepriesene Geschicklichkeit im Anziehen und Schminken vermochte jedoch nicht so viel, um den hier völlig unerläßlichen Eindruck einer ersten Jugendblüthe auch nur annähernd zu gewinnen: die Erscheinung mußte den Zuschauern widersprechend seyn. Obwohl sie Beifall zollten, die Bethmann sich in dieser Hinsicht durchweg nicht zu beklagen hatte: ihr Empfinden bezeugte einen so gewaltigen Unterschied mit der Aufnahme ihrer „Nina“ vor zwanzig und mehr Jahren, daß sie gleichsam über sich und ihre Nachgiebigkeit empört war. Begreiflich mußten bei ihrem Verdruß gegen sich selber Varnhagen und ich eindringlich mitbüßen, nicht nur an jenem Abend: wir hatten später noch gestachelte Fortsetzungen zu spüren, wobei sie ihre eigene Unbesonnenheit keineswegs schonte. — Andererseits war es merkwürdig, wie täuschend sie auf der Bühne auch das Aussenwesen des Jugendlichen — wenn auch nicht zurück bis zur mädchenhaften „Nina“ — vorzuspiegeln wußte; ich weise darauf hin, daß sie noch im Mai 1815, also kurz vor ihrem Tode, als Shakspeare's „Portia“ auftrat, und es gefiel ihr, als ich einmal leicht gesagt die Worte hinwarf: „Jungseyn ist keine Kunst, dem Künstler aber muß das Jungbleiben zur Natur werden.“ Gewiß kamen ihr die zierliche Gestalt, für Geberden-

und Mienenausdruck feingeübte Beweglichkeit, Spannkraft der Gesichtszüge, und die leuchtenden blauen Augen zu Hülfe. Sie hatte aber auch das Kleidsame umfänglich in ihrer Macht, wodurch sie in solchem Bedarf zuweilen erwählte Rathgeberin der Königin Luise war. Diese Macht umfaßte die Theatertracht wie das Hauskleid; sogar in großer Gesellschaft bewahrte sie des Anzugs Prunklosigkeit, und das Kattunkleid ward an ihr zum gefälligsten Putz. Das Einfache war hier Grundzug, war es zugleich ihrer Kunst bei weitester Vielseitigkeit, die jetzt schwer glaublich zu machen ist. Diese Einfachheit hatte, je nach der gegenständlichen Aufgabe, den zu ihr hingelenkten, den erforderlichen Geist, wurde fest und treu bei dem hochdichterischen Trauerspiel bis zum Lustspiel und übermüthigsten Schwank; sie verleugnete sich auch nicht im Ueberraschendsten und Gewagtesten, was sie im steten, ihr schnell bereitwilligen Selbstschaffen nicht vermied, immer aber zu solcher Einigung mit dem Ganzen brachte, daß es Natur und Wahrheit wurde ohne Spur des Absichtlichen. In ihrer Wirksamkeit konnten die Gestaltungen wechseln vom Thron bis zur Gesindestube: überall dieselbe Sicherheit, überall die Kunst des Ungekünstelten, die Begabung der Natur und Wahrheit mit der eindringlichen Seele. Dies gilt bei der „Braut von Messina" von der „Fürstin Mutter" — der sie mit ihren wohlklingenden, aber nur mäßig kräftigen Sprachmitteln aus vollem Gemüth die Schiller'sche Erhabenheit durchwärmte — bis zur „Gurli", von der „Iphigenia", „Phädra", „Lady

Macbeth", „Orsina" bis zu „Minna von Barnhelm", den Iffland'schen Frauenbildern und dem Possenhaften; von der Mozart'schen „Donna Anna", der „Julia" (in der Weiße-Bendaschen Oper) bis zu „Fanchon", der „schönen Schusterin" und dem Knaben „Collin" des Reichardt'schen Liederspiels „Lieb' und Treue".

Ist eine solche Vielseitigkeit — die sich auf mannigfach verschiedenen Ausdruck durch Mienen und Geberden ausbreitete, vom Hoheitlichen und Gewandten bis zum Unbeholfenen, je nach dem Bedingten — ist sie gewiß nicht als Regel, im Gegentheil eher dem Talent für echtes Einleben in dichterische Schöpfung die eigenheitliche Beschränkung anzurathen, bei der Bethmann war dieses Vielseitige ebner Inhalt der Eigenthümlichkeit, die sich selbst in ihrem häuslichen Behaben, in der blitzschnellen Regsamkeit des Begriffs, in stets erkennbaren Reichthum rascher Gefühlswendungen wahrnehmen ließ, wodurch sie ihren Freunden fortwährend gleichsam zur neuen und erfrischenden Bekanntschaft wurde. Die vielfarbigste Wandlungsfähigkeit für Stimmung des Denkens und Empfindens war in ihr so herkömmlich, um sie als angeboren betrachten zu müssen, als den ihr treuesten Besitz, der durch frühzeitig seltsame Leidenschaftskämpfe und bei ihnen gewonnene Erfahrungen, verbunden mit Drang des Lebhaften bis zum Ueberschwenglichen, so zum Ausströmen gedieh, daß sie auch in der Kunst meist nur sich selber zu folgen brauchte, eines langwierigen Forschens und Ergründens gar nicht bedurfte.

Schwierig ist es, von so umfänglich naturwüchsiger Geistesverbindung eine erfaßliche Anschau zu geben: man müßte verschiedene sich auszeichnende Schauspielerinnen in einer Einzigen versammeln können, um die gemüthreiche Macht in Freude und Schmerz, das Anmuthige im Wohlwollenden, das Glühende im Verderblichen, die Keckheit des Uebermuths, den Reiz des Schalkhaften, den Seelen- und Herzensklang im lieblichen Gesange vereint zu haben. Ein Gesammtes der Art setzt aber, neben dem Ursprünglichen, solche Verwickelungen und Gefährden in Verhältnissen voraus, wie Friederike Bethmann sie von den Kindesjahren an abenteuerlich erlebt hatte in Lust und Weh.

Wie auf der Bühne, so zeigte sie auch in der Geselligkeit eine stets wachsame, gelegentlich sehr schlagfertige Geistesgegenwart, und als aufmerksame Wirthin beförderte sie mit geschickter Theilnahme, theils ernst und sinnig, theils heiter und stachelnd die Unterhaltung. Meisterin war sie in der Neckerei, doch nicht immer völlig geschützt vor heftigen Aufwallungen, wenn man augenblickliche Lieblingsansichten, deren Schwäche sie wohl bald selbst empfand, spöttisch belachte und behandelte; von mehreren Zügen solcher Abart will ich nur einen — den ausschweifendsten — mittheilen. Kotzebue, den ich in jener Zeit, als er in Berlin sein „Russisch-Deutsches Volksblatt“ herausgab, bei Bethmann's kennen lernte, hatte unter Anderem geäußert: sogar die Frauen müßten im Nothfall Regimente, Infanterie und Cavallerie bilden, um gegen die Gewaltherrschaft Napoleon's mitzukämpfen. Die Bethmann, in ihrer Liebe zur verewig-

ten Königin und in Verehrung Friedrich Wilhelm des Dritten ehrlich-preußisch, ergriff diese Ausrüstung mit Entflammtheit: sie sah sich schon zu Roß an der Spitze einer Amazonen-Schaar, malte Alles so umständlich aus, daß ich mein keineswegs irrig zu deutendes Lachen nicht überwinden konnte. Da kam ich unbeschränkt übel an! So aufgebracht habe ich sie nur dies eine Mal gesehen, und nur dies eine Mal verstieg sie sich — gewiß von mir durch Spottreden gereizt — im Zürnen dermaßen, auch etwas handlich, daß meine brausende Jugend unerträglich fand, was mich heut, einer außer sich gerathenen Frau gegenüber, wahrscheinlich nicht aus der Gelassenheit vertriebe. Ich sprang auf, und nach einer, etwas kräftigen Erklärung wollte ich sogleich mich entfernen; sie aber, flinker als ich, verschloß hastig die Thür, und war dann wie aufgelöst in Reue, Bitten und Thränen, wobei nun ich emsig bemüht seyn mußte, sie zu beruhigen.

Durch die Bethmann ist mir besonders und vorwiegend begreiflich geworden, wie Personen, denen bei ihrer Berufsthätigkeit geistige und gemüthliche Erregung eben so nothwendig als unvermeidlich ist, zuweilen ganz unzurechnungsfähig seyn können. Daß aber auch eine so übungsfeste und beliebte Schauspielerin, die von der Kindheit an auf der Bühne beschäftigt war, oft mit Angst die „heißen Bretter“ betrat, hat mir die Bethmann sehr merkbar gemacht. Bei jeder neuen Rolle war sie vor dem Beginn der ersten Darstellung in fieberhaftem Zustande, das „erste Mal“ ihr bis zum Kleinsten hin fürchterlich. Als sie eine „Romanze“

von mir in einem Concert des Kapellmeisters Seidel zu sprechen und dieser mich ersucht hatte, die Bethmann zu rechter Zeit aus der Loge nach dem Orchester zu führen, bebte sie bei schwankenden Schritten. Ich hielt auf dem Stufengange ein mit der Bitte, sich zu erholen, sie erwiederte jedoch kurzathmig: „Nur vorwärts, vorwärts! Bei jedem Neuen werd' ich in Gedanken an das Publikum krank, und nur Stümpern geht's anders!" — War aber die gefürchtetste neue Darstellung vorüber, dann zeigten sich Munterkeit und Muthwillen wieder obenauf, und ich hörte meist den Ausruf: „Ach, warum kann ich nicht gleich nochmals spielen, jetzt könnt' ich's viel besser!"

Sie noch ganz und gar zu sehen im Ursprünglichen freiester Unbefangenheit, mit der die Bindungen der bürgerlichen Verhältnisse von ihr betrachtet wurden, hatte ich im Jahre 1814 volle Gelegenheit. Bethmann litt an der Gicht und reiste nach dem Bade; sie aber ließ sich einfallen, während der Abwesenheit ihres zweiten Ehemannes den ersten, Unzelmann, auf vier Wochen täglich zum Mittagsessen einzuladen; um ihn jedoch nicht allein als Gast zu haben, bat sie mich, der zweite Gast zu seyn für dieselbe Zeitlänge. Bei meiner erforderlichen Arbeitsamkeit konnte ich mich nicht verpflichten zu beharrlicher Annahme dieser Einladung, doch saß ich mehrmals als Vierter in dem kleinen Kreise: denn nur noch Frau Liepmann war zugegen. Da lüftete sich eine Fülle von Hinweisungen auf eine abenteuerliche Vergangenheit! Verwaltend webte sich immer

wieder andauernd die Jugendgeschichte des ehemaligen Ehepaars in das Gespräch, wobei ich umständlich erfuhr: wie hart der Stiefvater Großmann sie behandelte, es ihr also nicht zu verargen sey, daß sie sich von dem „närrischen Wildfang", dem Unzelmann, habe entführen lassen. „Großmann setzte uns von Frankfurt am Mayn nach", erzählte sie, „kam aber erst in Mainz an, als wir schon getraut waren; doch mußten wir unter polizeilichem Zwang umkehren, und einstweilen noch bei der Truppe in Frankfurt bleiben. Jetzt hatte ich bald Zeugnisse genug von der Wandelbarkeit der Männer, denn Dieser da — ich sag's ihm in's Gesicht — er ist mir nicht mit dem besten Beispiel vorangegangen. Er flatterte und flunkerte überall umher, war alltäglich verliebt und allwöchentlich in eine Andere, endlich sogar in die „Frau Rath", die Mutter Goethe's, die ihn so beherrschend gängelte, daß ich nichts ohne ihren Einfluß thun durfte. Ich war eine siebzehnjährige unbedachtsame Frau, eitel auch, und meinte: zieht er Dir Eine vor, die hübscher ist als Du, so wäre das zu begreifen, aber die Frau Rath! — Das blieb mir unerklärlich, und um so mehr fatal, als sie sich in jede unsrer Angelegenheiten mischte. Zufolge dessen erhielt unser Sohn Carl bei seinen Vornamen wider meinen Willen in Bezug auf Goethe auch den Vornamen Wolfgang." — „War dem Carl in Weimar sehr favorable!" fügte Unzelmann ein, bestritt jedoch Einzelheiten nicht, bestätigte sein fortgesetztes Sünden-Verzeichniß mit heiterer, mitunter französirend gespitzter Laune, berichtigte nur:

„Die Neigung zur Frau Rath war natürlich durchweg intim spirituell; sie imponirte mir durch warme Empfänglichkeit für das Theater, so wie vermöge ihres gesunden, penetranten Urtheils!“ und ich bemerkte: nach meiner Ansicht sey dies der richtige Aufschluß. — Als die Bethmann sich nicht stören ließ in zuweilen verfänglichen Andeutungen verschiedener Richtung, wonach sie in ihrer Jugend nirgends eine haltbare Stütze gehabt, sagte dazwischen Unzelmann lachend: „Höre, Friederike, unser Leben ist nun einmal nicht mit der moralischen Elle zu messen, und wir wollen nicht weiter untersuchen, wer am meisten dieser Elle immer fünf Viertel gegeben hat.“ — Er sprach vorzugsweise und redselig von ungewöhnlichen Theater-Begebenheiten, und hinsichtlich auf in Hamburg Erfahrenes gerieth er einst sehr in Eifer darüber, daß bei seinem Abgange von dort ein „Kritikaster“ habe drucken lassen: „Herr Unzelmann verbrauchte mehr als seine Gage und hatte für die Bezahlung ein sehr untreues Gedächtniß.“ — „Dreißig Jahre ist's her, ich kann's aber dem naseweisen Federfuchser noch heute nicht vergessen, denn um meine Finanzen durfte er sich nicht bekümmern!“ rief Unzelmann in Erhitzung aus. — „Beruhige Dich nur und verzeih's ihm“, fiel die Bethmann mit ihrem schelmischen Gelächter ein; „seine Frechheit hat ja Dein Gedächtniß nicht verbessert und Dich niemals und nirgends am Schuldenmachen gehindert.“ — „Das hab' ich dem insolenten Kerl zum Possen gethan!“ entgegnete Unzelmann in trockener Selbstbefriedigung.

Die Aeußerung der **Bethmann** hatte vollständigsten Grund, denn sie mußte mehrmals dem von ihr geschiedenen Gatten aus der Klemme helfen. — An einem Sonntage war ich zu Mittag Gast, da wurde ein Brief gebracht; sie öffnete ihn, las, gab ihn mir, und stand auf. Das Schreiben kam von **Unzelmann** und brachte folgenden Inhalt:

„Liebe Friederike!

Ich habe zu Abend ein paar Freunde bei mir, und jetzt läßt mir Dallach*) sagen: er werde das Essen nicht schicken, wenn ich nicht wenigstens einen Theil der alten Schuld bezahlte. Das wäre schrecklicher Blam! Du gutherzige Seele schick'st gewiß zwanzig Thaler Deinem

pauvren Unzelmann."

Die „gutherzige Seele" hatte auch ohne Wort und Verzug zwanzig Thaler geholt, und sie wurden der Botin eingehändigt.

Während jener vier Wochen hielten sich bei dem Mittagstisch in ähnlicher Weise alle Gespräche; sie zeugten von der vollblütigen Ungebundenheit der Schauspieler zur Zeit des Aufschwungs der deutschen Bühne, einer Zeit, die ich mit Bewußtseyn nur in ihrem Endgange erlebte. Bei aller Leichtfertigkeit und genußlustiger Ausschweifung bewieß man jedoch dem Kunstberufe die innigste Liebe und den thätigst anstrebenden Ernst. Vergißt man nun nicht, daß noch bis zu Anfang unsres Jahrhunderts die Schauspieler, mit

*) Derzeit „Restaurateur" ersten Ranges.

wenigen Ausnahmen, im Gesellschaftlichen der Familienkreise fast gar nicht heimisch werden konnten, dann ist unter ihnen selbst und in leidenschaftlichen Verhältnissen mit Andern ihr freies, ungezügeltes Treiben, so wie ihr offenherziger Gleich- und Uebermuth kaum auffallend. Man hütete sich auch nicht ängstlich vor dem Erwecken der auf dem Standpunkt des Herkömmlichen mißtönenden Erinnerungen und Geständnisse; ich will nur einen Zug beifügen von einem Freiherausreden, das mich, den scheuen jungen Mann, damals höchlich erstaunen ließ. — Caroline Döbbelin, mit besten Gründen zu den ersten Schauspielerinnen Deutschlands gezählt, war nach der Vorstellung zum Jubelfest ihrer Funfzigjahrs-Thätigkeit (1812) noch in der für die Feier von Friederike Bethmann eingeladenen Gesellschaft, zu der auch ich gehörte; als sogenannter „Max Helfenstein" hatte ich wieder zu thun gehabt mit Inschriften zu Geschenken, mit Vor- und Nachreden. Bei dem Abend- oder eigentlich Nachtessen machte der Champagner-Punsch die Offenherzigkeit überströmend: die Jugendfährlichkeiten waren im leichten Anfluge paradiesischen Rausches nicht mehr zu verschweigen, und nächst Unzelmann — er fehlte hier ebenfalls nicht — zeichnete sich in Bekenntnissen auch die burschenhaft fröhlich gewordene Döbbelin aus. Sie schilderte ihre Vorzeit und erzählte mitteninne frischweg: „Zu Ende der Siebziger des vorigen Jahrhunderts hatte ich einen mir treuen Geliebten, dessen Stand und Verhältnisse die Heirath nicht erlaubten, und wir

setzten uns darüber hinweg. Nach einer zweiten Folge unseres Umgangs sollte ich als „Elfriede“ wieder auftreten, das verehrte Publikum lärmte jedoch wie unsinnig, so daß ich zitternd und bebend mich vergeblich bemühte, zur Rede zu kommen. Der Vorhang mußte herunter, der Lärm aber blieb derselbe mit dem untermischten Geschrei: „Döbbelin vor!“ Der Vater, auch von Schreck und Furcht überwältigt, mußte endlich hinaus und begann seine Rede im gewohnten Pathos: „Geschätztes, gnädiges Publikum! Tugend kann straucheln, Tugend kann fallen“ — „aber nicht zwei Mal!“ schrie eine gewaltige Stimme vom Parterre her, und jetzt dröhnte das Haus von unbändigem Gelächter. Der Vater wartete den rechten Augenblick ab, und sagte nur noch: „Einem so venerablen Publikum wird bei so herrlicher und hochherziger Laune die gnädigste Nachsicht nicht mangeln!“ Der Vorhang ging wieder in die Höhe, ich wurde in die Scene geschoben, obschon ich die Thränen nicht zu unterdrücken noch zu verbergen vermochte, und nun ließ man mich spielen, anfangs bei schauerlicher Grabesstille, aber bald ermunterten mich die Zeichen der sonstigen Gunst.“ — Nach Erzählung dieses Ereignisses sagte der gar zu gern stichelnde Unzelmann: „Hättest Dich vorsichtig erst mit Irgendwem sollen copuliren lassen, Caroline!“ — die Bethmann aber kicherte vor sich hin, und wird gewußt haben weshalb. — Beiläufig nur will ich bemerken: daß die Döbbelin geistvoll und auch lieben Gemüths war, was gewiß dadurch bekräftigt ist, daß ein sehr gebildeter, wohlhabender und nie

verheiratheter Mann länger als dreißig Jahre, bis zu ihrem Tode, ihr treuer Freund, und nach ihrer Erblindung ein beharrlich sorgsamer Führer war.

Zeuge von zürnender Aufwallung der Bethmann wurde ich auch eines Vormittags in Gegenwart Iffland's. — Im Herbst 1813 hatte sie sich geweigert, die „Elvira“ in Müllner's Trauerspiel: „Die Schuld“ zu übernehmen. Sie sagte: „Eigentlich bin ich für die Rolle zu alt, kann mich nicht erwärmen an dem Stück, weiß mich nicht hineinzufinden.“ — Müllner war von Iffland aufgefordert worden, „ein Trauerspiel zu dichten, das den ganzen Abend fülle“, und obwohl jene als „Schicksals-Tragödie“ bezeichnete „Schuld“ der Gesinnung Iffland's nicht behaglich seyn konnte, er fühlte sich doch durch seinen Antrieb zum besten Fördern der Darstellung noch mehr verpflichtet, als dies in aller Hinsicht überhaupt bedingt ist. Er blieb also unerschütterlich dabei: die Bethmann müsse sich zur „Elvira“ bequemen, auch schon deswegen, weil er dem Dichter die Rollenbesetzung überlassen hatte. — Nach meiner Ansicht war die Bethmann im Unrecht, ihre Erscheinung auf der Bühne immer noch so weit täuschend, um ihrer Kunst als „Elvira“ nicht hinderlich zu seyn; in ihrer Abneigung schickte sie aber wiederholt die ausgeschriebene Rolle zurück, und wurde in der andauernden Gereiztheit wirklich krank. Sie befand sich in der Genesung, als ich sie eines Vormittags besuchte, nachdem sie mir hatte sagen lassen: es sey ein Brief von Zacharias Werner angekommen,

Der wolle nun katholischer Priester werden. Auf dem Sopha ruhend wieß sie mich zu ihrem Schreibtisch, und eben las ich den Brief, da wurde Iffland gemeldet. Sogleich wollte ich fort, sie aber rief aus: „Bleiben Sie, er quält mich dann gewiß weniger!"

Iffland, selber schon krankhaft, fragte nach dem Befinden „seiner Freundin Bethmann", wandte sich danach sogleich an mich, um mir mitzutheilen: wie es mit dem Einstudiren eines meiner bühnlichen Jugendversuche stehe; ich hielt diese Wendung für eine höfliche Andeutung: ich sey nun abgefunden, griff also nach meinem Hut. Aber Iffland, rechts und links blickend, äußerte: „Ich glaube kaum, daß hier Geheimnisse obwalten; es wird nicht schaden, wenn Sie unsere Mühsale nah genug kennen lernen." — Dann setzte er sich und entwickelte: wie er den Theaterverhältnissen und dem Dichter verantwortlich sey, die „Elvira" eine der höheren Tragödie mächtig gewordene Künstlerin erfordere, zugleich fähig, sich in die der deutschen Bühne ungewöhnliche Versform einzuleben. „Ich weiß bei unserm Theater" — so ungefähr schloß er diesen Vortrag — „Niemand, der hier so an richtiger Stelle wäre als Sie, liebe Bethmann, und Sie werden es meinem pflichtgemäß sorgsamen Eifer zu Gute halten, wenn ich erkläre, an meine Ueberzeugung und an mein Wort gebunden zu seyn." — Die Bethmann hatte schon Allerlei dazwischen gesprochen, wovon sich Iffland nicht unterbrechen ließ; jetzt aber sprang sie erglüht auf und lief unter Ausbrüchen ihrer Empfindlichkeit im Zimmer hin und her. Es

kamen Vorwürfe über frühere Mißhelligkeiten zu Wort, Iffland erwiederte nur: „Ruhig, ruhig, werthe Freundin! Denken Sie an ihre Erholung, und betrachten wir abgesondert das Jetzige!" Da sie jedoch fortwährend Klagen anbrachte, äußerte endlich Iffland, mit zu mir gewendet: „Das Schauspielhaus ist für den Director ein wahres Zuchthaus, worin man ihn für Alle straft!" „Aber nicht für Alle bessert!" redete die Bethmann hitzig ein; Iffland lachte darüber innigst laut auf, was bewirkte, daß auch sie mitlachen mußte, wie ich begreiflich schon gethan hatte. Diesen Augenblick benutzte Iffland, indem er sagte: „Ich habe, liebe Bethmann, in unserm Zwiespalt ganz den Director vergessen, ich spreche als Künstler zur Künstlerin, als Freund zur Freundin, und Sie werden es dem Künstler und Freunde, der hier offenbar das Rechte und Gute erbittet, nicht verweigern, das Rechte und Gebührende zu thun." — Bis dahin hatte ich versucht, mich mit Werner's Briefe zu beschäftigen, wurde jedoch von Iffland's letzter Rede so bewegt, daß ich ausrief: „Gewiß, gewiß!" — aber schon hatte die Bethmann seine Hand ergriffen bei den, wie in heiterer Erschütterung hervorbrechenden Worten: „Iffland, Sie sind es werth, daß man nachgiebt, ich spiele die mir widrige Elvira!" — und sie wurde vortrefflich gespielt!

Die Schauspielerinnen sind in der Regel sehr mit sich selber im Unfrieden, wenn sie empfinden, daß sie von den jugendlichen Bühnengebilden sich trennen müssen, und ich durfte mir gestatten, gelegentlich auch

hierin der Bethmann offensinnig zu seyn. — Sie war meines achtungsvollen Bewunderns ihrer Kunstschöpfungen gewiß, nannte nicht selten meine Anerkennung eine überschwengliche, und dies werde ich weder bestreiten können noch wollen. Auch solchem Zugeständniß sey der Maßstab nicht entzogen, sondern durch ein Beispiel in Etwas ersichtlich. An ihrem Geburtstage, zwei Jahre vor ihrem Hinscheiden, besorgte ich die Anordnung, daß sie am Morgen zwischen Blumengehegen nach dem Wohnzimmer zu gehen hatte, und schickte ihr folgende Verse:

„Der Sänger am 24. Januar 1813.

Romanze für Friederike Bethmann.

Zu der Freiheit wollt' ich fliehen,
Sehnend in die Ferne ziehen,
Als der letzte Stern verblich:
Morgensturm durchzog die Saiten,
Doch mich mußte Friede leiten,
Denn ich dachte stets an Dich.

So ward Phantasie das Leben,
Allem war der Ton gegeben
Aus des Herzens Festesklang;
Seelenathem weckte Lieder,
Doch der Schall giebt matt nur wieder,
Was mir aus den Welten drang.

Kosend sprach es in den Fluren:
„Mit des Frühlings Blüthenspuren
Schmücken gern wir Ihre Bahn;
Was wir haben, ist Ihr eigen:
Kann sich Kunst als Herrin zeigen,
Ist Natur ihr unterthan."

„Uns'res Eises eb'nen Flächen" —
Haucht' es traulich aus den Bächen —
„Werd' Ihr Pfad des Daseyns gleich!
Ihr kannst Du ein Bild hier finden:
Wie sich Ström' in Ströme winden,
Einet Sie der Künste Reich!"

Hoch herab vom Felsenhange
Sprach es: „Ihr, die im Gesange
Werth dem Erzesklang geraubt,
Soll doch unser Grün ertönen,
Hebt Sie auch zum Himmelsschönen
Höher noch als wir das Haupt.“

Aus dem Wald voll deutscher Eichen
Fühlt' ich Säuseln mich erreichen:
„Grüße Sie!“ so rief es hier;
„Ihren Ruhm schließt kein Jahrhundert,
Länger noch wird Sie bewundert,
Sie lebt länger noch als wir!“

Ueber die crystall'nen Hügel
Dehnte seine Lichtesflügel
Jetzt der Gott der Sonnenzeit;
Strahlen, die in Farben tauchten,
Und der Luite Stimmen hauchten:
„Ja, Ihr lohnt Unsterblichkeit!“

Als mich dieser Ruf durchklungen,
War dem Diesseits ich entschwungen,
Doch ich dachte immer Dein!
Nur die Sprache fühlt' ich schwinden,
Denn mein Wünschen, mein Empfinden
Schloß die Erde nicht mehr ein.“

Als ich am Abend kam, wurde ich mit den Worten empfangen: „Herr Gott, was waren Sie Verschwender in Blumen und Lobrede! Ich bedanke mich aber schönstens, denn es thut einem alten Weibe doch wohl, behandelt zu werden wie ein junges Mädchen.“

Was ich hier mittheilte, wird es beglaubigen, daß ich bei verschiedenen Gelegenheiten über ihre früheren Umgangsgefährnisse Einzelnes erfuhr, wobei sie manche Warnung anknüpfte. Während eines vertraulichen Gesprächs sagte ich einmal: „Wollen Sie mir das Unbescheidene an einer Frage verzeihen?“ Sie antwortete: „Ohne Rückhalt heraus damit!“ und ich er-

zählte: „Höchstens funfzehn Jahr' konnt' ich seyn, ich war noch Gymnasial-Schüler in Wittenberg und in der Ferienzeit nach Berlin gelaufen, die Eltern zu besuchen. Nur ein paar Mal hatte ich Sie von der Gallerie aus auf der Bühne gesehen, und nun ging ich eines Morgens sehr früh, weil ich dann den ganzen Tag im Holzschnitt arbeiten wollte, nach dem Thiergarten. Auf dem Wege, der von Kemper's Hof nach der Charlottenburger Chaussee führt, sah ich einen reitenden Offizier und neben dem Pferde eine Frauengestalt in ganz weißem Morgenkleide; sie hielt bittend und beschwörend den Zügel fest" — „Das war ich!" fiel sie mir in die Rede. „O, ich erinnere mich des Entsetzlichen, es wird mir nie aus dem Gedächtniß kommen!" Dabei brachen Thränen hervor, und sie verbarg das Gesicht an der Sophawand; ich bat nun verlegen um Entschuldigung. „Nein, nein, es ist so gut!" sagte sie, nach kurzem Zögern hinzufügend: „Der Mann war Herr von Quast, und ich gestehe frei, er war meine einzige Liebe, die mich völlig überwältigte. Damals — ich hatte eine Sommerwohnung im Thiergarten — marterte er mich ohne Grund durch Eifersucht; ach! er brauchte sie nur als Mittel, sich von mir zu trennen. An jenem Morgen überfiel mich die erste Ahnung davon, ich war außer mir, und in meiner Verzweiflung dachte ich an nichts, als ihn zurückzuhalten!" — Später hatte ich den Beweis, dies Geständniß, das ich nicht weiter führen will, müsse Wahrheit seyn. Jener Offizier, den ich nie gesehen habe, starb plötzlich nach einem Sturz mit dem Pferde,

und wochenlang war nun mit der Bethmann kaum zu sprechen: sie kam in den ersten Tagen nicht aus dem Weinen heraus, und ich muß es ihrem Manne nachrühmen, daß er sich dabei gescheidt und wohlwollend zu benehmen wußte.

Bei jenem Gespräch schilderte sie mir umständlicher ihre Jugendtage, und wie Dies und Jenes eben eine solche Folge haben mußte; in meinen flüchtigen Aufzeichnungen finde ich aber nur noch eine Schlußbemerkung der Bethmann bewahrt. Sie sagte: „Glauben Sie mir, einem leidlich hübschen Mädchen, das unerfahren in die Wirbel des Lebensstromes gerissen ist, wird es, zumal bei dem Theater, gar schwer gemacht, endlich so viel Verstand zu haben, um das Herz nicht allein herrschen zu lassen, und glauben Sie auch, mit der Frauen Seligkeit ist es zu Ende, wenn sie mehr bedenken müssen als empfinden, sich mehr zu hüten als sich hinzugeben haben."

Unsere Freundschaft befestigte sich auch dadurch, daß ich einen ihrer Söhne zum Schüler annahm und mich angelegentlichst mit ihm bemühte. Friedrich Unzelmann hat sich bekanntlich in der Holzschneidekunst ausgezeichnet, ist aber frühzeitig gestorben. Er gab mir Zeugniß zu der Erkenntniß, daß die Bethmann eine sorgsame Mutter war, die im Eifer für ihre Kinder auch zuweilen das Maaß überbot.

Wie anmuthig sie im häuslichen Verhalten seyn konnte, erhellt aus mehreren meiner Andeutungen; besonders ist mir aber der Eindruck von Weihnachtsabenden bei ihr geblieben. Da wurden die Freun-

dinnen und Freunde — zahlreich waren sie nicht — versammelt und nicht sehr kostspielige Geschenke durch das Loos vertheilt. Auch der „Theater Schulz“ war zugegen, jener Mann voll Kenntniß und Schrullen, unbedingter Verehrer der Bethmann, nächstdem alter Hagestolz, zu dessen Eigenschaften die Sauberkeit nicht gehörte. Ihm wurde stets ein aushelfendes Kleidungsstück zugedacht, und daß es bei dem Loosen an den Bestimmten kam, wußte man immer einzurichten. Dem Witz und Muthwillen der Bethmann diente er zuweilen als Zielscheibe; ich will davon ein Zeugniß beibringen. In einer Carnevalszeit sprach man von Redouten, Schulz äußerte: „Ich war noch nie bei einer Redoute; ach, Madam Bethmann, ich bin den Berlinern eine stadtkundige Person, rathen Sie mir zu einer Maske, worin man mich nicht erkennt!“ — und die Befragte antwortete augenblicklich: „Lieber Schulz, ziehen Sie reine Wäsche an, da kennt Sie kein Mensch!“ — Ihre Keckheit, der sich aber durch den heiteren Ton stets etwas Gutmüthiges beimischte, traf noch vorzugsweise den oft auffälligen, noch öfter gar wunderlichen Zacharias Werner mit seinem Glauben an Hexen, Gespenster und mannigfachen Wahn. Ich beschränke mich hier auf die Abschiedsworte vor seiner, dem stärkeren Katholisiren gewidmeten Reise nach Italien: „Reisen Sie mit Gott!“ sagte die Bethmann, indem sie ihm ein Glas Wein credenzte; „wir haben unterdeß Zeit zu überlegen, ob Sie größer sind als Dichter oder als Narr!“ —

Nur in Abrissen konnte das von mir Mitgetheilte bestehen, und ich will hoffen, es gebe doch durch Theilnahme mit eigener Ein- und Ausbildung das Gesammtbild einer Erscheinung, die ich aus den Begegnissen mit ihr nur eben so wechselnd zu schildern weiß, wie ihr Wesen sich wechselnd zeigte. Daß aber, trotz aller Ueberschreitung des Gewöhnlichen, bei der Bethmann eine edle Natur — ich wiederhole diese Bezeichnung — Grundzug war und blieb, das ist meine entschiedene Ueberzeugung. Mir lebt sie geehrt im Andenken, was ungehemmt ist von Nebenbeziehungen, die etwa nach den Gesetzen des Herkömmlichen nicht zu billigen sind, ich auch nicht billigen, wohl aber durch bedrängnißvolle Umstände bis dicht zum Unvermeidlichen entschuldigen möchte. In Hinsicht auf gesunde, mit Natur und Wahrheit, mit Geist, Gemüth und Witzlaune verbündete Kunst ist Friederike Bethmann das allseitig Vollendetste, was ich je gesehen, und überhaupt als anmuthig seelenreiche Frau lebt sie in meinen Erinnerungen unvergeßlich ausgezeichnet.

Von den Genannten, die mir bei dem Umgange mit der Bethmann zur Beschau kamen, sey jetzt des „Theater-Schulz" etwas weiter gedacht: er naht im Zeitverlauf wohl noch meinem Wege. Der närrische Kauz war von der Kindheit an ein zerfahrener Schwärmling für die Bretterwelt, sollte sich aber der Rechtswissenschaft befleißigen; ihm half, wie schon erwähnt, sein Schul- und Universitäts-Genosse Stägemann, der ihn mit anhänglicher Gutmüthigkeit vor dem Versinken schützte: denn Schulz verhinderte sich durch seine Schauspiel-

flucht jede feste Stellung. Als Referendar nach Brandenburg geschickt, häufte er stets Reste auf Reste im Geschäft, versäumte die Termine, denn er konnte in keiner Woche das Berliner Theater entbehren, und bestürmte Stägemann, ihm von dort nach der Hauptstadt zu verhelfen. Es glückte, und Schulz that nun als Jurist in Berlin ebenso nichts wie in Brandenburg. Da spannte ihn Stägemann unter seiner Leitung zum Hülfsarbeiter im Ministerium ein; auch da machte er sich unnütz, und sein Gönner ließ es bewerkstelligen, daß Schulz lebenslang sein geringes Gehalt behielt, „als ausgezeichnet durch Unbrauchbarkeit“, wie oft sein Beschützer wohlwollend sagte; denn ob es auch spöttisch klingt, es ist eben nur Gemüthswitz, ein Ausdruck, mit dem vielleicht ein Inhaltstheil von „Humor“ übersetzt wäre. — Lebenslang beschränkte sich nun Schulz fast gänzlich darauf, die Berliner Bühne zu beurtheilen, bald in diesem, bald in jenem Tagesblatt, zuletzt — nach meinem Ausscheiden wegen Sorge für den „Gesellschafter“ — in der „Spener'schen Zeitung“. Daß der kleine Aufsatz Goethe's: „Die Berliner Dramaturgen“ sich meist auf Schulz bezieht, mag für dessen Sachkenntniß sprechen; im Persönlichen war er seiner Neigung und Abneigung nicht Herr, was ziemlich Jedem nachzusagen ist: das Mehr oder Minder kommt jedoch dabei in Wägung. Gewiß aber hatte sich Schulz zu einem Berliner Eigenwesen ausgeprägt; „originell“ konnte man ihn nach der Bürger'schen Deutschung in „Urselbst“

nicht nennen, eine Sonderlichkeit war er unzweifelhaft. — —

Mit Zacharias Werner ist auch verzwicken, nicht nur durch das Wiedersehen bei der Bethmann. Ihm darf man wohl das „Urselbst" zugestehen, denn dies Wort schließt die Ueberspanntheit nicht aus, und ich kann diesem Dichter und Glaubenswandler auch noch näher kommen als durch den persönlichen Umgang allein. Es fand sich Gelegenheit, eine Reihe langer Briefe zu kaufen, die Werner in den Jahren 1796 bis 1804, also bis zur Zeit seiner Berufung von Warschau nach Berlin, an seinen Freund, den Justizrath Peguilhen schrieb, an Denselben, der nach eigenwilliger Lebenskürzung des Heinrich von Kleist durch Vertheidigung des Selbstmords schriftstellerische Kämpfe erregte. Einer jener Briefe, bezeichnet mit „Königsberg, den 5. December 1803" enthält Werner's Bekenntnisse über Staat, Religion und Kunst sehr umständlich; man entdeckt sein geistiges Gähren und Bezwecken, weshalb eine Beifügung sich rechtfertigen wird, um so gewisser, als dabei Manches auch hinsichtlich unserer Gegenwart noch zu beachten ist. Werner schreibt seinem Freunde:

„Der Staat ist eine Verbindung, die einer gegebenen Menschenmasse es möglich machen soll, ihre höchste Bestimmung zu erreichen. Sie isolirt diese Masse, um sie veredelt der ganzen Menschheit wiederzugeben, und zu diesem Zwecke muß sie ihr freien Spielraum ihrer Kräfte, Genuß ihrer Rechte, kurz Alles verstatten, was Du besser als ich

weißt und worüber ich nicht salbadern will. Nur die unterstrichene Stelle bitte ich Dich nicht zu vergessen, sie führt Dich darauf, daß der Staat die Pflanzschule der durch ihn begrenzten Menschenmasse für die gesammte Menschheit seyn soll. Nun ist aber der Egoismus der Tod alles gemeinnützigen Wirkens einerseits, so wie anderseits die Erbsünde des nicht höher gebildeten Menschen. Der Staat, wie er seyn soll — Pflanzschule höherer Humanität — nimmt den Menschen wie er ist, als sich isolirendes Wesen, verbürgt ihm vollen Genuß seiner Persönlichkeit. Nachdem er ihn also mittelst seines eigenen Egoismus angelockt hat, führt er ihn durch Bildung von Stufe zu Stufe, bis zu der höchsten, wo der am Höchsten gebildete Mensch wieder seinem Egoismus freiwillig entsagt, sich bloß als Theil des Ganzen betrachtet, in dieser hohen Idee seine volle Befriedigung findet, so den edelsten Zweck der Natur, die nichts Isolirtes duldet, mit Willkür befördert, und auf den höchsten Punkt geräth, wo das, was er als Nothwendigkeit dulden muß, bei ihm Freiheit wird. Dieses Gemälde, wovon eine wohlorganisirte Ordens-Verfassung die Miniatur-Copie oder besser das Modell darstellt, ist in meinem dramatischen Werk („die Söhne des Thales“) mit so viel Klarheit bezeichnet, als es mir möglich war, und darum ist mir das Ding lieb. — Doch ich gehe weiter. Der Staat ist Pflanzschule der Menschen-Veredlung, wie wirkt er auf den ihm untergebenen Koloß, wie tödtet er dessen Unsittlichkeit und dessen Egoismus? Dadurch, daß er ihm ein sittliches Ideal — Kant nennt's das höchste

Gut — aufstellt, und also Moral, und dadurch, daß er ihm den Sinn für das Unendliche der Natur und ihrer Gesetze öffnet, das heißt: daß er ihm Religion giebt. Jene, die Moral, lehrt ihn zu immer höherer Selbstveredlung nach dem vorgesteckten Ziele streben, wogegen ihm die Religion zeigt, wie er als Mitglied des Unendlichen sich seines Egoismus entäußern, Theil des Ganzen seyn und sich unbedingt dessen ewigen Gesetzen ergeben muß. Wenn Dir diese Gegeneinanderstellung nur etwas den Blick auf den himmelweiten Unterschied zwischen Moral und Religion leitet, so bin ich schon zufrieden. Aber, obgleich wesentlich verschieden, so arbeitet doch jene dieser vor; der Mensch muß erst Sinn für etwas Höheres — das Ideal — haben, ehe er ihn auf das ihn umgebende Unendliche richten kann; sonst läuft er unausbleiblich Gefahr, in diesem Chaos zu ersaufen: der Mensch, als ein Gefäß, muß von dem klaren Wasser der Moral erst ausgefüllt seyn, ehe der köstliche Wein der Religion in ihn gegossen werden kann. In meinem dramatischen Gedicht war jenes die Function des „Tempelordens", dieses das höhere Geschäft des „Thales". — Alle Bemühungen des wohlorganisirten Staates, dem Menschen Moral und Religion zu geben, würden scheitern, wenn nicht in seinem Innern Grundkräfte wären, die auf jene beiden köstlichen Polarsterne hinweisen. Diese Grundkräfte sind Vernunft und Phantasie, die uns beide auf das Höchste unsrer Bestimmung hinweisen, wogegen das, was man so gewöhnlich Verstand nennt, nur der

Knüppel und Stecken ist, uns durch dieses niedere Erdenleben zu leiten. — Die Vernunft giebt uns Moral; die Natur hat uns aber noch eine andere Grundkraft verliehen, die, wo nicht höher denn aller Menschen Vernunft, doch höher als aller Menschen Verstand ist, nämlich die Phantasie. Diese ist die Grundkraft des Menschen, sich als Theil des ihn umgebenden unendlichen Ganzen und — wenn ich es plump sagen soll — als Theil der Gottheit zu fühlen. Durch diese Hypothese erläutert sich die Wahrheit von unendlich vielen Dingen, die ewig wahr und doch ewig unbegreiflich sind. Vernunft und Phantasie, wovon jene uns die Gottheit in uns ahnen, diese uns unmittelbar als Theil der Gottheit — oder der Natur, durch die sich die Gottheit geoffenbart — uns fühlen läßt, sind also die höchsten Kräfte, Moral und Religion die höchsten Tendenzen der Menschheit. Auf die Moral weiset die Philosophie, die Wissenschaft, die aus den Gesetzen unsres Selbst die Eigenschaften des Ideals, der Gottheit, und die Grenzen der uns umgebenden Welt herleitet. Diese Wissenschaft kann und muß demonstrirt werden, da sie von der Vernunft, der Kraft abhängt, die sich in Begriffen oder eigentlicher in Ideen äußert. Phantasie dagegen ist das Gefühl bis zur Anschauung des Unendlichen gebildet, ist Religion. Diese ist also lediglich Gefühlssache, auch stellt sie uns kein Ideal auf; sie kann also weder demonstrirt werden noch uns zum Pflichtbegriff bringen, und wird sie von aufgeklärten Pfaffen dem Pflichtbegriff untergelegt, so heißt

das eben so viel, als ob *Gefühle* uns zu *Handlungen* treiben sollen, ein Absurdum, ein gebrechliches Fundament, worauf kein vernünftiges Moralsystem gebaut werden kann. Eine religiöse Moral ist eine Contradictio in adjecto! — Obwohl wir aber ein in uns liegendes Gefühl haben, daß wir Theile des Unendlichen sind (Phantasie), so ist doch von dieser bis zur Anschauung des Unendlichen (*Religion*) noch ein Saltus, der nur durch ein Mittelglied ausgefüllt werden kann. Um das Unendliche anschauen zu können, müssen wir ihm zuvor eine Gestalt geben, und diese Gestalt des Unendlichen ist das *Schöne*, und die Gestaltung des Unendlichen ist die *Kunst*. Die Kunst qua talis ist also lediglich Sache des Gefühls, der Verstand concurrirt bei ihr gar nicht, sie ist bloß aus der Phantasie abgeleitet. Jedes Kunstwerk ist ein Symbol des Unendlichen nach den Gesetzen desselben geregelt, um es der Phantasie zur Anschauung — nicht dem Verstande zum *Begreifen*, überhaupt ein fatales egoistisches, aller Poesie entgegengesetztes Wort! — darzustellen. Von Begreiflichkeit im strengeren Sinne kann bei der Kunst schon deshalb nicht die Rede seyn, weil bei dem Begreifen man das Begriffene so zu sagen aus dem Unendlichen heraushebt, der Zweck der Kunst es dagegen ist, selbst den individuellesten Gegenstand und mit ihm das Gemüth des Beschauers in ein Verhältniß mit dem Unendlichen zu versetzen, beides, sowohl den Gegenstand als den Beschauer, ins Unendliche zu versenken. — — Am begreiflichsten muß das zum Beispiel bei der Musik werden,

die keineswegen ein bloßes Appendix der Dichtkunst (wie der alte Kant irriger Weise geglaubt hat), sondern ganz von ihr independent, etwas Höheres, ja die höchste aller Künste eben deshalb ist, weil bei ihr gar nichts zu verstehen ist, und sie, so zu sagen, das Universum mit uns in unmittelbaren Rapport setzt. — Wenn die Sehnsucht, verbunden mit dem Bewußtseyn freier Gemüthsthätigkeit, der höchste Effekt eines schönen Kunstproducts und zugleich der Zweck der Natur ist, die alles Einzelne immer als Theil für's Ganze benutzt und aufzulösen sucht, so wirst Du die Weisheit der Natur bewundern, die zwischen uns und das Universum drei große Leiter gesetzt hat, nämlich 1) die jedem Volk anklebende und jeder Religion mehr oder minder zum Grunde liegende Idee eines Mittlers; das heißt 2) die Liebe, die uns bewegt, uns mit dem Universo thätig zu vermischen und 3) den Tod, der uns drängt, uns am Ende in's Universum leidend dahinzugeben und aufzulösen, demselben Universum, das ich in der Parabel in einem zweiten Theile den Heiland aus den Wäßern mit vielem Grunde nenne. Diesen Dreien, der Menschheit angeborenen Grundkräften liegt die höhere Liebe, oder die Sehnsucht, in's Unendliche zu zerfließen, zum Grunde, und so wird Dir das Räthsel klar werden, warum der wahre Religiöse zugleich rein wollüstig ist, item der Künstler. Die Natur hat es an sich, in ihre gröbsten Hüllen immer das Edelste zu versenken, und der eigentliche Tod ist ganz gewiß das Non plus ultra der Wollust. — Es ist ganz natürlich, man

kann die Gesetze des Universums anschauen, nicht ohne einen Mittler, wohl aber ohne einen Gott zu bedürfen; auch ohne diese Idee werden Dir die Gesetze des Universums klar werden, ist das nicht der Fall, wohl, so setze Dir einen Gott. Du kannst auch religiös seyn ohne ihn, nicht aber ohne Mittler. Willst Du aber dem gewöhnlichen Wortsinn nach unsterblich seyn, so ist die Göttlichkeit der Religion nicht in Dein Herz gedrungen, Du hast keine Idee von der Wonne, Dich ins Unendliche zu versenken, Du bist irreligiös, auch von dem innersten Wesen der Kunst entfremdet. — Ob nach allem diesem Religion etwas dem Menschen entbehrliches, Kunst ein bloßes Spielwerk geschmackvoller Schwächlinge, oder ob nicht vielmehr beides dem Grundwesen des Menschen eingeimpft ist, überlasse ich Deiner eigenen Beurtheilung."

„Weil aber der religiöse Sinn für's Unendliche, so nothwendig er ist, im täglichen Treiben mehr oder weniger verloren geht, so muß es Priester, so muß es eine Kirche geben, das ist das Hauptthema meines ellenlangen Briefes, das ich nach dem Vorhergesagten nur ganz kurz berühren kann. — Priester ist Jeder, der den Sinn für's Unendliche hat, und ihn in Andern aufregt. Nicht bloß der Geistliche, der Künstler, auch der Staatsmann, der Held, der König sind in diesem Sinne Priester, und ich frage Dich auf's Gewissen: zeigt Dir die Geschichte einen großen Minister, König oder Kaiser, ohne einen hohen Grad schaffender Phantasie? Der Radikalfehler der jetzigen Generation aber ist, daß, so wie sich die Einzelnen

isoliren, dies auch — ihrer Schutz- und Trutzbündnisse ohnerachtet — bei den Staaten der Fall ist; eine unvermeidliche Folge der einseitigen Verstandes-Kultur, die uns vom Ganzen isolirt, auf Kosten der Phantasie, die uns mit dem Ganzen amalgamirt. Diesem, den Einzelnen vom Einzelnen, und das Volk von den Völkern isolirenden egoistischen Zeitgeiste muß entgegengearbeitet werden; immer ist eine Opposition nöthig gewesen und noch, diese kann aber nicht vom Stoffe des Zeitgeistes seyn, sonst könnte sie ihm nicht entgegenwirken; sie muß vom Sinn für das Unendliche, von der Ueberzeugung, daß Jeder bloß Theil des Universums und nichts mehr ist, durchdrungen seyn, muß also die bestmöglichste religiöse Gesellschaft, mit einem Worte: die Kirche seyn. In diesem Sinne sagt mein Erzbischof im zweiten Theile:

„Die Kirche ist das große Gleichgewicht
Vom Schicksal hingestellt zur ew'gen Brustwehr,
Daß nie der Menschenherrscher sich vermesse,
Das Heiligthum der Menschheit anzutasten."

„So ist die Kirche Legatus natus der Menschheit, die geborene Oppositions-Partei gegen Uebermacht und Egoismus, gegen Kronen und Jakobiner-Mützen. So ist sie, ihrer Grund-Idee nach, immer gewesen; daß sie in rohen Zeiten roh war, ist wahr, aber es war theils eine Nothwendigkeit, weil auf den rohen Ast barbarischer Völker ein roher Keil gehörte, zum Beispiel Ketzer, die alle Katholiken verbrennen wollten, dem Gesetze der Nothwehr zufolge natürlich von den Katholiken selbst verbrannt werden mußten; theils war es ein Fehler der Kirche, daß sie, die

eo ipso dem Zeitgeist entgegen arbeiten sollte, sich herabließ, sich ihm zu accommodiren; aber ein zufälliger Fehler ändert so wenig was im Wesen der Sache als der besoffene Pfaffe am Altar der Heiligkeit der Communion etwas benimmt. Daß vollends die Kirche sich unter den weltlichen Arm der Monarchen und der Völker, denen sie sich kraftvoll entgegensetzen sollte, schmiegte, war ein unverzeihlicher Fehler, den sie und die Menschheit gebüßt haben; denn sage mir: würde es zur französischen Revolution gekommen seyn, deren die Menschheit schändende Greuel doch offenbar zu gar nichts geführt haben, wenn die Kirche hätte kraftvoll dazwischen treten können, zwischen Monarch und Volk, und würde die Kirche, wenn sie noch Macht hätte, nicht allen Unfug der privilegirten Stände, namentlich des Adels, über den Du so klagst, wie mit einem Zauberschlage bannen können, durch ein Machtwort?! —„Ha, ha!" sagst Du, „um uns Pfaffen-Despotismus zu geben!" — Wer sagt Dir das, daß der Priester des Heiligsten ein Pfaffe seyn muß; schlecht genug für Staat und Kirche, daß er es war! Ein Pfaffe ist ein Priester, der dem Egoismus, dem Zeitgeiste opfert, nach dem Vorhergegangenen eine contradictio in adjecto: in meiner Kirche giebt's nur Priester, nicht Pfaffen! —

Aber, fragst Du mich, was haben Deine Priester, die Beschauer des Heiligsten, mit dem weltlichen Regiment zu thun, so antworte ich Dir: als Beschauer nichts, aber als Priester, als wirkende Heroen, die den ersten Zweck der Natur, Vertilgung des Egois-

mus, befördern sollen, sehr viel. Ob sie, wenn sie echte Religiosen sind, es gerne thun, sich mit den Greueln der Menschheit gemein zu machen, ist eine andere Frage, aber sie müssen es thun, denn wer soll der Menschheit helfen, als die Edlen, die Besseren; wer soll den Egoismus ausrotten, als die Einzigen, die von seinem zerstörenden Gifte nicht durchdrungen sind; und können Diejenigen, die, um ein Bild zu brauchen, auf einer lichtvollen Wolke über der Menschheit schweben, so gern sie auch den Blick zu Gott emporheben möchten, es mit ansehen, wenn die von allem Heiligen entfremdete Menschheit sich unter ihnen erwürgt, könnte die Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen, zum Beispiel es mit ansehen, daß Millionen Menschen geopfert werden sollen, damit ein Artillerie-Lieutenant die ganze Welt beherrsche, oder ein christliches Judenvolk einen neuen Stapelplatz zum Schachern erhalten soll? — Wenn also die Kirche und nur allein die Kirche (die vom Egoismus entfremdete Gesellschaft der Besseren) die Welt beherrschen soll, so muß sie Kraft haben; die Kirche muß durch die isolirten Staaten ein Vereinigungsband ziehen, den Sinn für Religion. Um das thun zu können, muß sie aber existiren, nicht blos wie jetzt, in den Köpfen der Besseren, sondern durch eine förmliche, wenn gleich Anfangs kleine und unscheinbare Verbindung. Dieses ist der mir vorschwebende religiöse Orden, der keinen neuen Religions-Cultus erdenken, sondern nur den schlummernden Keim der Religion wecken soll. Diese Gesellschaft müßte selbst Religion haben, ich sage

Religion, das heißt nicht eine bestimmte, nicht diese oder jene Religion, sondern Sinn für's Unendliche und das lebendige Gefühl, daß man nur Theil desselben, nur für dasselbe da ist. Jeder wäre Priester, Jeder Glied der Gemeinde. Träte ich zum Beispiel auf und schilderte den katholischen Glauben, den ich für den besten halte, weil mir die, jeder Religion zum Grunde liegende Haupt-Idee eines Mittlers am herrlichsten darin ausgedrückt scheint, so träte vielleicht ein Anderer nach mir auf, und belebte den Bund durch die Aufstellung indischer Mythen, die in jedem Grundwesen Mann und Frau zugleich, und also die Idee der alles belebenden Liebe aufgestellt haben; ein Dritter bete meinetwegen mit den Parsen das Feuer an. Jede religiöse Ansicht würde tolerirt. Träte aber Jemand auf und sagte: es ist nichts mit dem ganzen Universum, ich bin nur für mich geschaffen, nur ein isolirtes Wesen, mein Wohlseyn ist mein erstes und letztes Ziel; kurz, spräche er so, wie jetzt alle Völker, mehr oder minder verblümt, leugnete er alles Göttliche im Menschen, so könnte er alles Mögliche seyn, nur nicht Mitglied unseres Bundes. — Die Folge eines solchen religiösen Bundes ist nun doppelt; 1) Proselytenmacherei, weil man sich für das Heilige nicht interessiren kann, ohne Freunde zu werben, die sich mit uns dessen freuen, wie Liebe, Freude, Kunst, kurz jedes Edlere im Menschen Genossen sucht. 2) Intoleranz, ich sage **Intoleranz**, gegen alles Gemeine, Platte, Unheilige, nicht um dessen Anhänger mit Feuer und Schwerdt auszutilgen, sondern zu wirken, damit sie

der Menschheit nicht schaden. — Sprich nicht von Fanatismus, sondern frage Dich selbst, ob Du gegen einen impertinenten Bengel tolerant bist? Und was ist ein Solcher gegen einen Schriftgelehrten, der das Volk irre führt! Was dem Ganzen schadet, das sind ein, zwei oder drei Kerls, die von allen für Coryphäen des Geschmacks gehalten werden, und doch vom Wesen der Kunst weniger verstehen als ein altes Weib; diese Orakel und Consorten führen die Menschen irre, sie sind die Schriftgelehrten, gegen die unser Herr Jesus (und nicht gegen die Zöllner und Sünder) die Geißel führte, eine Scene, die Dir zeigen könnte, was der von den dummen Anti-Schlegelianern so dumm verachtete heilige Zorn ist."

Daß in diesem ob auch wohlgemeinten Hirngespinnst eines Ordensgewebes die katholischen Grundlagen in Betracht kamen, wird eben so wenig zu bezweifeln seyn als die Thatsache, wie sehr man sich damals mit allerlei Ordensgeflecht beschäftigte, was uns sogar Goethe in seinem „Wilhelm Meister" umständlich genug bemerken läßt. Das Hinneigen zu Dem, was im Mittelalter, im Jugendwalten des Romantischen, der dem Bilderdienst verknüpfte Allgemeinglaube war, ist überhaupt der „romantischen Schule", der Werner sich anschloß, fast allgemein eigenthümlich, und sein Eingehen zum Katholischen wird aus den mir vorliegenden Briefen noch erkennbarer durch spätere Aeußerungen, als er bereits in seine Dichtung: „Die Weihe der Kraft" sich vertiefte.

Am 22. Februar 1806 berichtet er an Peguilhen aus Berlin: „Nächstdem melde ich Dir, daß ich ein Schauspiel für die hiesige Bühne schreibe, das bald fertig ist, und will's Gott, noch diesen Sommer gespielt werden wird. Sein Gegenstand ist Dr. Martin Luther! — Das war noch ein Mann, ein ganzer Mann! Sieh, der kämpfte auch für die Freiheit, aber er war selber frei. Glaubt übrigens nicht, daß ich darum weniger katholisch bin als sonst. Luther war es gewiß auch im höheren Sinne! Dieser Luther soll übrigens für die Quartaner das seyn, was die „Thales-Söhne" für die Tertianer in der Religion waren, und das „Kreuz an der Ostsee" für die Secundaner ist. Für die Primaner kann ich nicht schreiben, denn die lesen keine Komödien mehr." —

„Die Weihe der Kraft" mit dem Werner'schen Luther kam nun auch schon am 11. Juni 1806 auf die Bühne, und die erste Veranlassung zu diesem Glaubensdrama hatte bei seiner Anwesenheit in Berlin — Schiller gegeben. Er fragte Iffland: „Haben Sie nichts zu lesen für mich, etwas Neues im Manuscript vielleicht?" — Kurz zuvor hatte Werner „Die Söhne des Thales" als „Ordensgemälde in fünf Akten" eingeschickt, und bei Iffland lag dies Werk; jetzt griff er danach, und Schiller empfing es. Am nächsten Morgen ward dieser von Iffland besucht, der den damals schon bedenklich kränkelnden Dichter fragte: „Wie haben Sie geschlafen, und wie geht's Ihnen heut?" — „Ganz gut", antwortete Schiller; „geschlafen hab' ich aber gar

nicht! Wegen Ihres Manuscripts bin ich die ganze Nacht wach geblieben. Von wem ist's?" — „Von einem gewissen Werner", entgegnete Iffland. — „Von einem gewissen Werner?" sagte Schiller nicht ohne empfindliche Betonung; „das ist Ihr Mann, an Den müssen Sie sich halten, wenn Sie etwas für die Bühne haben wollen. Ich mag nicht verbürgen, daß dies Stück bei der Darstellung Effekt machen wird; aber fordern Sie ihn auf, einen Glaubenshelden in einem andern Stücke zu schildern: Niemand kann es besser als er!" — Iffland erzählte dies in einer Abendgesellschaft des derzeitigen Kabinetsrath Beyme, durch diesen ward Werner's Wunsch, nach Berlin versetzt zu werden, betriebsam unterstützt, und im October 1805 erfüllt. Ein Unrecht gegen Iffland wäre es aber, wollte man glauben, er habe sich nicht schon vor jenem Gespräch mit Schiller, der im Mai 1804 in Berlin war, um Werner bekümmert. Dieser meldet am 30. April 1804 seinem Freunde Peguilhen: „Huray*) hat an mich geschrieben des Inhalts: Iffland habe ihn nach dem Verfasser der „Thales-Söhne" gefragt und ihm den Auftrag gegeben, bei mir anzufragen: ob ich nicht übernehmen würde, für das Berliner Theater zu schreiben; Schiller erhielte für jedes Stück 100 Ducaten, in dem Verhältniß würde Iffland mich vielleicht auch stellen, dabei könnte ich dann ex post

*) Daniel Huray, erst Regisseur, dann Director der Bühne in Danzig.

nach Jahr und Tag das Stück noch an Verleger verkaufen; ich dürfte nur durch einen Wink meine Meinung bekannt machen, und Iffland würde sich sodann gleich mit mir in Unterhandlungen einlassen."

Welche Forderungen Werner — zu seinem Vermögen von 12000 Thalern — in Bezug auf Orts- und Amts-Veränderung beantragt, wird aus demselben Briefe ersichtlich: „Ich müßte bei der Berliner Theater-Direction mindestens einen Posten von 600 Thalern Fixum (ohngerechnet dessen, was ich mir etwa durch Schriftstellerei machte) haben; dieses Gehalt aber wird, glaube ich, nur dem Theater-Dichter Herklots zu Theil, der — —*) doch noch lebt und leben wird. Wäre ein anderer Posten von der Art, bei dem wenig oder nichts zu thun wäre, vacant, so wär's ein Anderes. Aber unter 600 Thaler Fixum kann ich in Berlin nicht füglich leben, auch ist Berlin ein im Grunde fataler Ort für Den, der dort nicht locker leben kann. Ja, wer unverheirathet ist, aber Du kennst meine Lage! Mein Rath ist also der: Du nähmst Gelegenheit, Ifflanden kennen zu lernen, und mit ihm von mir zu sprechen. Du detaillirtest ihm gütigst meine Lage und Wünsche, fähst was zu thun wäre, um mir 600 Thaler Fixum zu verschaffen durch einen faulen Posten, gleichviel ob er bei der Theater-Direction oder nicht, hoch oder niedrig betitelt wäre, wenn er mir nur ein nicht precaires Fixum und sorgenfrei Leben

*) Eine ungeziemende Aeußerung gegen Herklots ist hier weggelassen.

verbürgt; denn habe ich das und Muße, so kann ich arbeiten für's Theater, selbst wenn ich Laternen-Inspector wäre.“ — Aus Warschau schrieb er am 11. Juni 1804: „Uebrigens freue ich mich wirklich ganz herzlich, wenn ich daran denke, nach Berlin zu kommen und mit Dir, rechtschaffenem Kerl, zu weinen und zu lachen, wie sich's trifft. Aber zwei Hauptbedingungen sind: 1) daß ich dabei nicht verhungere; 2) daß es ein Faullenzer-Posten ist, denn soll ich keine kommode Tage haben, so bleibe ich in Warschau, wo ich schon das Terrain kenne.“ — Am 4. September 1805 meldet er, noch von Warschau: „Was meine Versetzung nach Berlin betrifft, so ist solche so nah, daß ich tagtäglich der bestimmten Marschordre entgegensehe. Als was ich in Berlin angestellt werden soll, weiß ich selbst noch nicht, habe aber allen Grund zu vermuthen, daß man mich einstweilen zu einem Stück Geheimen Secretair mit circa 600 Thaler Diäten machen wird.“ —

Nach Berlin hatte Werner seine dritte Frau mitgebracht, von zwei Frauen war er bereits geschieden, und wenn man sein Leben und Treiben beobachten, davon hören konnte, ließen sich diese Scheidungen ohne vieles Forschen begreifen. Ueber Liebe und Ehe herrschte in ihm die sinnlichste Leichtfertigkeit, die sich auch nicht den Schein des Sittlichen zu bewahren wußte. Darüber mögen wenige Andeutungen zugleich seine Aufrichtigkeit bezeugen. — Im Jahre 1798 war ihm eingefallen, sich von Warschau nach Bialystock, wo sich damals Peguilhen befand, versetzen zu lassen. Ihm schrieb nun Werner unter Anderem: „Wenn

man nach Bialystock in Gesellschaft eines schönen Weibes käme, und sie weder als Frau noch als Maitresse präsentiren wollte, wären Eure Zirkel wohl aufgeklärt genug, um dieses niedliche, sehr gut erzogene Weibchen — eine halbe Deutsche und halbe Engländerin, keine Tyrannin, aber auch nicht wie meine Vorige!!! — um dieses Weibchen, sage ich, darin als Madame X oder Z zu produciren, und mit ihr unverheirathet zusammen zu wohnen? Jedoch bitte ich im ganzen Ernst, über dieses Räthsel, was hier noch ganz ein Geheimniß ist, weder von Diesem noch von Jenem Aufklärung zu verlangen, da beides mich sehr compromittiren würde". — Dies hatte er allerdings zu fürchten, denn Werner war derzeit verheirathet, bald danach geschieden, ein Jahr später (1799) wieder verheirathet, 1801 abermals geschieden, und im Juni 1802 berichtet er verspätet aus Warschau: „Ich bin mit meiner dritten Frau, einer hiesigen Schneiderstochter, Malgorezata Mankviatovska, seit dem September vorigen Jahres verheirathet. Meine Frau ist stockpolnisch, 19 Jahr alt, und macht mich unendlich glücklich." — Es dauerte jedoch nicht lange mit dem Unendlichen, auch diese Ehe wurde aufgelöst nach kaum vierjährigem Bestande, und dem nun sechsunddreißigjährigen Werner hatten bereits drei Frauen gern entsagt. Hinsichtlich der Dritten schreibt er an den Freund: „Erlaß mir die traurigen Details; das aber kann ich Dir schwören, daß die Scheidung von meinem innigst geliebten Weibe (das Scheidungs-Erkenntniß ist schon heraus) vielleicht die einzige gute Handlung

meines Lebens und das schwerste Opfer war, was ich je brachte.“ — Die „Details“ wurden sehr offenkundig. Werner überließ sich während seines Aufenthalts in Berlin den sinnlichsten Genüssen, und dies zu dulden, verweigerte das Gefühl der schönen dreiundzwanzigjährigen Frau, die ich gesehen, aber nicht näher gekannt habe. Urtheilsfähige versicherten mir jedoch, daß sie sich durch Selbstbildung auszeichnete. Bei den Versuchen, Hülfe zu finden gegen das wüste Betragen ihres Mannes, das sein Aeußeres merklich veränderte, nahm sich der Staatsrath Kunth ihrer an, und sie wurde dessen glückliche Gattin, wußte sich also in steigende Verhältnisse einzuleben, was jedenfalls zeugt für höhere Geistesfähigkeit, als man bei einer polnischen Schneiderstochter vermuthet. Mit welchem Grunde Werner von einer „guten Handlung“ und vom „Opfer“ sprechen kann, das ist mir unenthüllt, schmerzlich war indeß diese Scheidung dem zwar zügellos leichtfertigen, trotz seiner theilweise unsittlichen Schwächen aber oft von gemüthlichen Stunden wunderlich überraschten Mann. Friederike Bethmann hat mir darüber Einzelnes mitgetheilt, unter Verschiedenem erzählte sie mir in Bezug auf jene Frau: „Als Werner im Jahre 1808 von Berlin abzureisen gedachte, stürzte er eines Abends mit fliegendem Mantel zu uns in's Zimmer, dabei heftig ausrufend: „Sie liebt mich noch, sie liebt mich noch!“ Erst nach Umschweifen ward es uns klar, daß Werner die Kunth meinte, nachdem er bei ihr den Abschiedsbesuch nicht unterlassen hatte, und auf meine

Frage: woran er die noch dauernde Liebe erkannt habe, antwortete er in Verzückung: „Sie begleitete mich bis an die Treppe, und dort sagte sie: Werner, in Rücksicht auf unser sonstiges Verhältniß will ich Dir noch einen freundschaftlichen Rath geben: wasch' Dich, kämm' Dich, denn Du siehst aus wie — —!" Für die, nicht von der Bethmann, nur hier unterdrückte Vergleichung darf man den stärksten Ausdruck gebrauchen, und die geschiedene Frau nicht im Unrecht finden; denn Werner vernachlässigte sich zuweilen so, daß ein ähnlicher Rath nützlich seyn konnte. — Wie nächstdem irgend ein Gedanke seine Gereiztheit wendete oder steigerte, er dann fast unzurechnungsfähig wurde, davon erwähnte die Bethmann noch zwei Beispiele, die entschieden bezeichnend sind. — Eines Tages wurde Werner's Wunsch erfüllt, die Kunstkammer und Gemäldegallerie im Berliner Königlichen Schlosse zu besichtigen, nachdem der Kastellan, in Folge seiner Vermittelung, die Vormittagsstunden, in denen es geschehen könne, bestimmte. Es hatten sich, der Verabredung gemäß, vor dem Schloßeingange bis zu zwanzig Personen zum Beschauen jener Kunstschätze vereint, Werner mitten unter ihnen. In der Gemälde-Gallerie verlor er alle Aufmerksamkeit für Anderes, als er vor einem Heiligenbilde stand, und wenn man ihn rief odet herbeiholte, immer lief er wieder zu demselben Gemälde. Dies dauerte, bis man die Säle verließ, da rief plötzlich Werner auf der Schloßtreppe: „Mein Hut, mein Hut!" Man mußte umkehren, den Kastellan ersuchen, nochmals aufzuschließen,

und nun ging es an ein Suchen, wobei sich der dienstfertige Kastellan berührigst umthat. Endlich kam er wieder herbei und sagte verlegen: „Ich habe zwar dahinten einen Hut gefunden, kann aber nicht glauben, daß es der dieses Herrn sey." — „Es ist meiner!" rief lebhaft Werner, empfing einen sehr abgenutzten Kindeshut, und sprach nun erklärend: „Meine Mutter schenkte ihn mir an meinem sechsten Geburtstage und ich hab' ihn mir aufbewahrt; da nun heut auch ein Jahrestag meiner Geburt ist, sah ich ihn mir an und konnte mich nicht davon trennen." — Die Wirkung dieser Sonderbarkeit läßt sich denken, doch verleugnete sie auch nicht ihren Theil ernsten Eindrucks. Alle verließen schweigend den Saal, und unterwegs erst befreite sich das Gespräch von der Befangenheit.

Hat dies Ereigniß einen Anflug vom Uebersinnlichen, ein zweites gehört dem Gegensatz an. — Da Werner gern süßen Wein, genannt Sekt, trank — überhaupt zu den „Gourmands" gehörte — gab ihm die Bethmann etliche Fläschchen, mit solchem Wein gefüllt, mit auf die Reise. Nach ein paar Tagen, als man kurz zuvor darüber gesprochen hatte, wo Werner sich jetzt befinde, trat er selbst rasch ein. „Aber, mein Gott, wo kommen Sie her? wir glaubten Sie vierzig Meilen von hier!" sagte die Bethmann, und er antwortete: „Ja, Verehrte, ich war auch schon eine Strecke fort, aber es trieb mich wieder zurück, um zu fragen: wo ist der vortreffliche Sekt zu haben?" — Er hatte Postgeld verloren, um Sekt

zu holen, kaufte dessen, und fuhr hierauf abermals von dannen.

Einmal wurde ich auch Zeuge von Werner's Hang zum Spukglauben. In einer Gesellschaft, die sich oft zusammenfand bei einer geistig angeregten und anregenden Familie, war Werner mitheimisch geworden. Man schätzte seine dichterischen Gaben, bescherzte aber sein Ueberspanntes und Aufschwärmen in's Haltlose zuweilen durch verabredete Neckereien. Dazu wurde nun besonders der von ihm unerschütterlich genährte Glaube an Wunder, Gespenster und Hexenumtriebe benutzt. Eines Abends hatten sich alle Anderen verbündet zur Erzählung von Geister- und sonstigen Wahngeschichten, denen aber, wenn sie augenblicklichen Eindruck gemacht hatten, stets die natürliche Lösung folgen mußte. Werner hörte anfangs mit behaglichster Achtsamkeit zu, wurde aber allmälig bei jeder handgreiflichen Aufklärung verstimmter, dann erhitzt; als nun aber der Bericht einer Hexensage durch ein höchst spaßiges Erläutern zunicht, und darüber sehr gelacht wurde, gerieth Werner außer sich, schlug mit der Faust auf den Tisch, schrie dabei: „Hexen geben er's!" (örtlich beschränkter Ausdruck für „Hexen giebt es!") verließ wüthig das Zimmer, und es bedurfte mehrmaligen Zuredens, ehe er wieder in jenem Familienkreise erschien.

Im Jahre 1814 oder 1815 war Werner für kurze Zeit nochmals in Berlin; seine Ankunft wurde vorher bekannt, und ich erhielt auf ihn eine Anweisung im Betrage von sechshundert Gulden. Er hatte sie

von dem, meinen Geschäfts-Verhältnissen dankenswerth zuthulichen Buchhändler Cotta empfangen, als Vorschuß in Bezug auf Reise-Berichte für das „Morgenblatt", die aber ausblieben, und ich sollte nun versuchen, jene Summe einzuziehen, was mißglückte. Um mir wenigstens ein Zeugniß zu verschaffen, daß ich die Angelegenheit betrieben habe, ging ich selbst zu Werner. Nachdem er „alle Forderung schwer überstandener Tage" von sich abwieß, kamen wir im Gespräch mit dem Erinnern doch zu sonstigem Bestreben, wobei Werner, wie er auch öffentlich gethan hat, seine Dichtungen sammt aller früheren Lebensbewegung verurtheilte. — „Vielfach hab' ich damals gesündigt", sagte er; „wenn Poesie und Kunst nicht in Demuth und Anbetung dem Höchsten dienen, Dichter und Künstler nicht mit Geist und Herz Priester des Allerheiligsten sind, werden sie den verderblichsten Abwegen nicht entgehen; ich finde dann im Kindesglauben die bessere, die reinere Erhebung, und das armseligste Crucifix erfüllt mich mit tieferer Andacht, als das gepriesenste weltliche Kunstwerk. Bin ich aber etwa deshalb, weil ich den Priesterrock anzog, ein poetisch Abtrünniger, der das Flügelkleid der Poesie verdammt? Nein! in meinem Bewußtwerden vereint sich nichts inniger, als der Begriff von Priester und Dichter. Der Talar des Priesters ward mir geschenkt, über mein Verdienst geschenkt; aber sey er das Gewand der Unterwürfigkeit, der Feier des Heiligen und Ewigen, jenes schöne Flügelkleid ward mir angeboren, es ist anvertrautes, unerschöpfliches Vermächtniß von Oben. Nicht nur

bis zum irdischen Ende werd' ich es pflegend behüten, sondern, wie ich von Gottes Gnade hoffe, auch am verklärten Leibe nicht verloren haben." — Umständlicher sprach er dann über seine früheren „Prunk- und Irrzustände", in deren Schilderung Entzücken und Bereuen nicht selten die schwungvolle Begeisterung mit niederem Ausdruck vermischten. Dies habe ich auch wahrgenommen in einer von mir gehörten Predigt, bei der Werner zuweilen an Abraham a Santa Clara denken ließ, indem er mitten aus dem übersinnlichen Emporschweben in die gewöhnlichste Wirklichkeit herabstürzte: ein Gegensatz, der für einen Mehrtheil des Volkes niemals ohne Mächtigkeit ist. Als er sich über die Theater äußerte, gerieth er gegen dessen „Götzerei und Versumpfung des Erhabenen" in Flammeneifer, wo dann zur Verdammniß die derbsten Beiwörter auch nicht mangelten. Der letzte Eindruck, der mir von seinem Wesen blieb, war jedenfalls der ihm günstigste; denn aus dem Ungleichen der augenblicklichen Stimmungen entwickelte sich mir deutlicher das Gleichgewicht der Ueber- und Abgespanntheit.

Die Veränderungen an seinem Aeußeren waren übrigens bedauernswerth auffällig; seine Gestalt von Mittelgröße schien gegen sonst durch Abmagerung verlängert, das Gesicht mit dem unter starken Brauen düster blickenden Augen war faltiger, das dunkle Haar mehr mit Grau gemischt. Die Sprache aber hatte an Kraft und Volltönigkeit nichts verloren, und die Wandelbarkeit der Mienen war eben so lebhaft im Anreizenden, wie im Abschreckenden, je nachdem er in

der Rede das ihm Werthe oder Widrige berührte. Unvergeßlich ist er mir in dem Augenblick, als wir uns trennten. Wir hatten eben noch über Kunst- und Literaturzwecke gesprochen, da ergriff er meine Hand und sagte mit Würde: „Lassen wir die Moder des Staubes sich im Kreislauf abmüden, und wünschen wir Jedem, daß ihm aus den unvermeidlichen Schmerzen des Irrthums die Kraft erwachse, vom Weltlichen Alles hinzugeben, um durch Glauben und Ahnung das Reich der Unschuld zurück zu empfangen, wie es einst die Menschheit mit dem Paradiese verlor. Auf diesen Segen hoffe ich, und dieser Segen sey mit Ihnen!" — Da stand er innerst angeregt vor mir als Geweihter, der beseligt aufblickte zum Gebiet der Verheißung, und ich leugne nicht, daß der Mann, den ich vordem wegen seiner schwankenden Wunderlichkeit belächeln mußte, mich erschüttert hatte, wonach mir die gerühmte Wirkung seiner Predigten sehr einleuchtend, der Werner von Ehemals und Jetzt zu einem seltsamen Doppelwesen, daneben doch wieder zu einer denkbar möglichen Einheit wurde. — Fühlte er sich durch seine priesterliche Thätigkeit beseligt, so ist dies mit keinem Wort zu verletzen; ein nicht gering zu schätzendes Andenken wird ihm aber — auch bei verschiedenem Urtheil — doch nur bewahrt durch seine Dichterwerke, die er verdammte.

Schon ein paar Mal bin ich in Nachbetrachtung meines Lebensganges an Christian von Mecheln mehr vorübergegangen, als daß ich mir den in seinem Behaben mitunter seltsamen alten Schweizer festgehalten

hätte. Wo ich ihn erwähnte, geschah es mit der ihm schuldigen Dankbarkeit für die mir von ihm eben so wohlwollend als klug bewiesene Theilnahme bei dem Gefährlichen während der französischen Gewaltherrschaft; doch mag es hinsichtlich seiner Eigenthümlichkeit, die theils rührend, theils belustigend ansprach, geziemend seyn, ihn deutlicher hervortreten zu lassen, weil auch er beiläufig mit seinem Benehmen das Zeitwesen bezeichnet. — Daß Mecheln ein beachteter Mann war, bezeugen die ihm bei seiner Anwesenheit in Weimar von Schiller am 16. März 1805 gewidmeten Zeilen:

„Unerschöpflich an Reiz, an immer erneuerter Schönheit
Ist die Natur; die Kunst ist unerschöpflich wie sie.
Heil Dir, würdiger Greis! Für Beide bewahr'st Du im Herzen
Warmes Gefühl, und so ist ewige Jugend Dein Loos."

Hierzu gab der Probst Hanstein in Berlin an Mecheln's achtzigstem Geburtstage — am 4. April 1816 — folgende Nachschrift:

„Im prophetischen Geist hast Du gesungen, o Schiller!
Jugendlich wirket noch heut Mecheln, Dein würdiger Greis;
Denn noch glüht Ihm warmes Gefühl im Herzen für Beide:
In dem Tempel Natur opfert er feiernd der Kunst."

Diese doppelte Anerkennung sey vorausgeschickt, um den Werth Mecheln's zu bekräftigen, was nicht hindern kann, daß, der verdienten Achtung ohne Abzug, auch sein sehr geübt eingreifendes Umsichthun anschaulich werde.

Er war aus seiner Heimath Basel geflüchtet, nachdem er im Kunsthandel, hauptsächlich bei Herausgabe einer General-Landkarte der Schweiz, in Schulden

gerieth, die er weder decken noch Hülfe finden konnte. Nach der Meinung seiner Anverwandten hätte man ihn aus Staatsmitteln unterstützen sollen, weil es damals die beste General-Landkarte der Schweiz war, die für Mecheln zum Unheil, der Gesammtheit aber nützlich wurde. Zahlungsunfähige bei Handelsgeschäften bedrohte die Schweiz im vorigen Jahrhundert noch mit strengen Gesetzen, und der einzige Ausweg war, eine andere Heimath zu suchen. Mecheln wandte sich im Jahre 1803 nach Berlin, wußte mit der unbefangensten Dreistigkeit in dem engsten Kreise des Königs Friedrich Wilhelm III. vertraut zu werden, empfing jetzt aus Gutwillen, dann durch Ueberredung mancherlei Aufträge, bei deren Ausführung er auch meiner gedachte, indem er schon 1805, bald nach meiner dauernden Ansäßigkeit in Berlin, mich umfänglich bei seinen Unternehmungen in Anspruch nahm. Er zeigte bis in das Geringste hinein Sparsamkeit, man darf sagen Geiz, schickte aber alles Erworbene nach der Schweiz; denn seines Lebens Ziel war nur noch, die Schulden dort zahlen zu lassen, um im Vaterlande sein Grab finden zu können, was zum erschütternd Gemüthlichen wurde an seinem Geiz. Er kleidete sich so erkennbar ärmlich, um verleitet zu werden, daß man ihm ein Almosen geben dürfe, und ich sah ihn von 1805 bis 1817, seinem Sterbejahr, stets in demselben Anzuge, der zahlreiche Spuren des Ausbesserns zur Schau trug.

Bis zum Eindringen der Franzosen hatte er eine geräumige Miethswohnung, die ihm nöthig war für

eine Mischmenge von Kunstgegenständen; als er aber nun von der Stadtbehörde zur Aufnahme fremder ungebetener Gäste gezwungen werden sollte, half er sich mit treuherziger Keckheit. Er ging zur Wittwe des Prinzen Heinrich, Prinzeß Wilhelmine von Hessen, die, was ich schon erwähnte, in dem großen Palais viele unbewohnte Zimmer hatte; sie erlaubte auf Mecheln's unwiderstehliches Ersuchen ihm den Einzug, und er nahm eine Reihe von Gemächern in Besitz. Seine schmiegsame Gewandtheit, sich als Gast einzufügen — was er gewöhnlich ausglich mit Schenkung eines Kupferstichs, dessen Abdruck in einer Stufenfolge von Köpfen aus einem Frosch den Apollo-Kopf werden ließ — bewährte er hier ebenfalls, indem er bei der Prinzessin die Beköstigung ermittelte für sich und eine ihn bedienende damals vierzehnjährige Karoline, von Mecheln „der Wolf" genannt, weil sie nach seiner Meinung nicht zu sättigen war. — Der Winter nöthigte eben auch zur Gegenwehr; als nun die Palaisdiener in ihren Reffs Holz hier- und dorthin trugen, zu Mecheln nicht, beklagte er sich bei der Prinzessin, die dann richtig befahl, auch ihm solle Holz zugetragen werden.

In dieser Palais-Wohnung war er einmal bedenklich krank, die Prinzessin sandte ihren Arzt, und als ich den alten Herrn besuchte, murrte er langweiligst darüber, daß er nicht aus der königlichen Hof-Apotheke freie Medizin erhalte, obgleich es leicht begreiflich war, daß bei einstweiliger Abwesenheit des Hoflagers der Apotheker sie hätte auf eigene Kosten geben müssen.

Vom Bett aus ordnete er während meines Besuchs an, daß „der Wolff" aus einem verschlossenen Schrank etwas herausholen sollte. Das Schlüsselbund hatte er unter dem Kopfkissen, und sichtlich gab er es mit Aengstlichkeit her; dann drehte er sich mühsam nach allen Seiten, um das Mädchen mit Blicken zu verfolgen; nächstdem beschrieb er umständlich die Stelle, wo sie, und nirgends anders, hingreifen solle: man fühlte den Argwohn heraus, es könne ihm etwas entkommen, und seine Anstrengung war bedauerns- und belachenswerth zugleich.

All diese Sorge für irdisch Gut hegte er nur zu dem angedeuteten Zweck, um in der schweizerischen Heimath schulden- und schuldfrei sein Grab zu finden: er hat es nicht erreicht. — Die Prinzessin Wilhelmine starb im Jahr 1808, nach der Wiederkehr des Königspaares wurde das Palais des Prinzen Heinrich zum Universitäts-Gebäude bestimmt: Mecheln mußte ausziehen. In seiner neuen Wohnung, nahe an der Werder'schen Kirche, durchlebte er noch Jahre, starb als Einundachtziger, und da die benannte Kirche einen Begräbnißhof hatte, wurde er in seinem Sarge, wie er gewünscht hatte, dort eingesenkt, wo ihm auch noch keine Ruhestätte gegönnt war. Der Kirche Neubau veranlaßte die Beseitigung des Begräbnißplatzes, und die zuletzt dort beerdigten Särge wurden nach einem Orte außerhalb der Stadt gebracht. — Dies Schicksal Mecheln's hat mich zumeist geschmerzt, und meine dienstwillige Zuneigung für ihn blieb dauernd; denn bei aller Sonderbarkeit im Leben und Betrieb

seiner Erwerbshaft war er ein redlicher, gutmüthiger, hülfsbereiter Mann und Freund, was er mir in der Noth unvergeßlich bekräftigt hat. Seine Schilderung mag aber ein Mitzeugniß seyn, daß man auch bei auffälligen Mißlichkeiten das Verurtheilen nicht verschnell betreiben soll: denn das Getadelte wird nicht selten bis zum Gegensatz ausgeglichen durch verborgene und doch geltenowerthe Gründe. — Im Gesammten hatte Mecheln das Gepräge einer altschweizerischen Natur bei vielseitiger Bildung, die einer schon zur Zeit unseres Umgangs lautschallig übermüthigen Weltweisheit und ihrer Einbildung, weiter zu seyn als die Erfahrung, nicht nachgiebig war. Sein geistiges Leben nährte sich auf den Wegen der „Pariser Encyclopädisten", mit denen er in persönlicher Bekanntschaft gewesen, und sie mögen es verursacht haben, daß ich in Gesprächen ihn wiederholt sagen hörte: „Nichts wird jetzt mehr verleumdet als Gott und das achtzehnte Jahrhundert." Wie viel oder wie wenig Wahres in diesem Ausspruch verhüllt ist, mag Jeder bei sich selber vermitteln; doch wird es hauptsächlich darauf ankommen, welchen Richtungstheil des achtzehnten Jahrhunderts man in Betracht zieht, wozu in Etwas behülflich die Versicherung seyn mag, daß Mecheln für die französische Freiheit und Gleichheit sich nicht im Mindesten erwärmen konnte.

In der Erinnerung mich umschauend, naht sich ein anderer Zeitgenosse, E. T. A. Hoffmann. Mit diesem Schriftsteller, dessen Talent ich stets anerkannt habe, ohne daß ich mich an den Spukgebilden seines

berauschten Verstandes ungetrübt zu erfreuen vermochte, bin ich zwar in Begegnung und Umgang, dabei aber niemals in Behaglichkeit gekommen. Es stand fast seit dem ersten Zusammentreffen mit ihm eine Begebenheit zwischen uns, die meinerseits eine Scheu erklärlich macht, und für **Hoffmann-Callot**, wie man ihn oft nannte, Stoff einer Schauergeschichte in seiner Manier hätte seyn können.

Im Jahre 1806, als die Franzosen das ehemalige Südpreußen in Besitz nahmen, verlor **Hoffmann** sein Amt bei der Justiz-Verwaltung in Warschau, und ich sah ihn in Berlin zuweilen bei Abend-Gesellschaften. Bis dahin wußte ich nichts von ihm, und habe zu gestehen, daß ich mir ihm gegenüber die oft gehörte Lehre: nach Gesichtszügen lasse sich nur unsicher urtheilen, wiederholen mußte, ohne rechten Erfolg zu spüren. Sein Anblick hatte für mich immer etwas Unheimliches, und nicht für mich allein; sein Gespräch war jedoch meist so sprudelnd geistreich, daß man davon hingerissen wurde, selbst wenn ein Grad vom Schroffen bis zur Giftigkeit bei seinen Aeußerungen selten ausblieb.

In einem der geselligen Kreise machte **Hoffmann** die Bekanntschaft einer jungen, sehr schönen kinderlosen Gattin eines preußischen Beamten, der, bevor die Franzosen nach der Schlacht bei Jena Berlin erreichten, mit dem Kriegs-Collegium dem Königszuge nach Ostpreußen gefolgt war. Sie lebte in unglücklicher Ehe, und ihr Mann trug im Antlitz Zeichen einer Krankheit, die jeden Widerwillen begreiflich macht. Ihre

Bildung war vernachlässigt, und wahrscheinlich hatte sie ihre frühere Jugend in ärmlichen Verhältnissen verlebt; etwas Bestimmtes habe ich darüber nicht erfahren, auch nie danach gefragt. Natürlicher Verstand bis zu Geist und Witz fehlte ihr jedoch nicht, was Vielen um so annehmlicher seyn mochte, weil sich Alles im Anspruchlosen hielt, sie sich ihres beschränkten Wissens bewußt, dabei zugleich lernbegierig war, immer herzlich mitlachte, wenn sie ihre Unkenntniß in drolligen Bemerkungen verrathen hatte, dann aber jedesmal um Belehrung bat. Diese Frau, welche ich bis dahin nur in einem ihr Tag für Tag zugänglichen Familienkreise gesehen hatte, begann plötzlich, ihre wenigen Bekannten, Frauen und Männer, zu Abend einzuladen, und in einfachster Weise zu bewirthen. Ich selbst folgte nur das erste Mal der Einladung, und fand Hoffmann dort, der sich, wie es mir schien, in der engen Wohnung sehr heimisch benahm, übrigens mit stachelndem Reiz, ich möchte sagen in tollster Laune die Anwesenden, eine geringe Zahl, lebhaft unterhielt, auch die Musik zu Hülfe nahm. Etwa ein paar Monate nachher verließ er Berlin, und wurde Musik Director in Bamberg.

Schon vor seiner Abreise vernahm ich in der Familie, wo jene Frau sich eine Freundin und oft gastliche Aufnahme fand, sie werde sich scheiden lassen, und mit Hoffmann, sobald dessen Verhältnisse geordnet wären, sich verheirathen. Nicht genau unterrichtet über diese Verhältnisse, wohl aber über die unglückliche Ehe der Frau, hatte jene Mittheilung für

mich nichts Unglaubliches. Ein später auftauchendes Gerücht: Hoffmann sey schon verheirathet, konnte entweder Unwahrheit, oder eine Scheidung hier ebenfalls beabsichtigt seyn, und nächstdem war mir diese Angelegenheit nicht sogleich genau bekannt. In erwähnter Familie wurde sie jedoch bald der Grund zu mehrfacher Verstörung. — Jene Frau war eine Verführte, eine Getäuschte; ehe ihr dies ganz deutlich wurde, vertraute sie sich der Freundin, die das Möglichste that, durch Geheimhaltung sie vor Schmach zu schützen, was indeß nicht völlig gelang, weil doch eine verrätherische Zunge den sorgsam gehüteten Schleier zerriß. Sey er hier möglichst geschont; es ist für das Folgende genug, zu sagen: die Frau gebar einen Knaben, der durch Vermittelung jener Freundin — der Hausfrau im bezüglichen Familienkreise, die ihren Gatten zum Mitwisser des Unheils gemacht hatte — fremder Pflege übergeben wurde. Die in Todesängsten schwebende Mutter hoffte noch immer, sie war und blieb aber verlassen.

Im Jahre 1809 kam ihr Mann nach Berlin zurück und kannte bald durch die verrätherische Zunge, einer alten Jungfrau angehörend, das Vorgefallene, was ihm bestätigt wurde, als seine Frau erklärte: sie könne und wolle ferner nicht mit ihm leben. In welcher Art der Mann sich benahm, darüber erhielt ich keinen zuverlässigen Bericht; es soll leider sein Zorn ihn zu den ärgsten Mißhandlungen, die Frau zur Verzweiflung getrieben haben. Eines Abends hatte sie sich erhängt; dies wurde indeß frühzeitig genug entdeckt,

so daß die Wiederbelebungs-Versuche Erfolg hatten. Die Unglückliche erwachte wieder zu einem traurigen Daseyn! — sie war wahnsinnig, mußte in das Irrenhaus der Charité; von dort entließ man sie nach zwei Jahren als genesen, doch zerstört an Geist und Körper.

Um den Knaben bekümmerte sich kein Anverwandter, er blieb dem Mitleid jener Familie empfohlen, und da deren Umstände nicht erlaubten, ganz allein für ihn zu sorgen, vereinten sich Mehrere zu diesem Zweck, nachdem vergebens versucht worden war, von Hoffmann Bestimmungen und Unterstützung zu erwirken. So wurde auch ich ein wenig betheiligt, und man entschloß sich, dem Knaben einen Pflegevater zu geben in der Person eines Küsters in Bernau, drei Meilen von Berlin. — Nun aber stellte sich ein seltsames Zeichen dar von der Kraft des Bluts, so daß die Worte des Goethe'schen „Mephistopheles": „Blut ist ein gar besondrer Saft", sich bewährten. Ohne Unterricht empfangen zu haben in der Musik — bekanntlich von Hoffmann leidenschaftlich geliebt — hatte diese eine unwiderstehliche Gewalt über den Knaben. Er folgte, als er höchstens sieben oder acht Jahre alt geworden, herumziehenden Musikanten meilenweit und tagelang, so daß der Pflegevater oft nicht wußte, wo der Davongelaufene sich herumtrieb, und dann nach Berlin kam, ihn hier zu suchen. Selten war er zu finden, kehrte aber gewöhnlich am andern Tage, zuweilen aber erst nach zwei oder drei Tagen aus eigenem Antriebe in das Haus des Pflegevaters zurück, ohne daß ihn die

jedesmalige Bestrafung hinderte, bald darauf wieder davon zu laufen. Zuletzt wußte man aber wenigstens, wo man seiner habhaft werden konnte: er lief immer nach Berlin. Dort spähte er bei dem Opernhause, bis er irgend eine Thür oder ein Fenster offen fand und ungesehen hineinschlüpfen konnte. Dann versteckte er sich innerhalb und nahm Abends die Gelegenheit in Acht, mit dem ersten Andrange der Hereineilenden ein Plätzchen zu gewinnen, wo er Zuhörer wurde und dabei alles Andere vergaß. Wovon er während solcher Ausflüchte lebte, wo er in der Nacht seine Schlafstätte hatte, das blieb meist unerklärt; denn nur wenn ihm Alles fehlschlug, wandte er sich — was aber höchst vereinzelt geschah — mit dem reuigsten Geständniß an einen Bekannten, ihn um Hülfe bittend. So trieb er es bis zum elften Jahr; jeder Versuch, ihn festzuhalten bei dem Schul-Unterricht und im Hause des Pflegevaters, scheiterte, wenn er wußte, daß in Berlin eine neue Musik-Aufführung angekündigt war. Das wußte er aber jedesmal, denn alle Gelegenheiten, sich die Zeitung zu verschaffen, hatte er auskundschaftet. Eines Wintertages nun, als der Knabe die Nacht zuvor stöhnend und fast erfroren im Säulengange an der katholischen Kirche gefunden, in die nächste Wache gebracht, dann zufolge seines Verhörs am Morgen zu der ihm bekannten Familie geführt worden war, kam man im Berathen zu der Entscheidung, ihn für die Musik ausbilden zu lassen, und bald hatte er in Bernau einen Lehrer, bei dem er täglich am Klavier Unterricht erhielt. Seine Ausflüge nach Berlin unterblieben

aber doch nicht, wie es denn durchaus der Zeit und Hoffnung überlassen werden mußte, ob es möglich sey, ihn für den ruhigen Betrieb des Lernens und der Ausdauer dabei zu [illegible]zeln. Bis zum dreizehnten Jahr hatte sich in seinem Thun und Treiben eigentlich noch nichts gebessert; — da griff auch hier das Schicksal ein: der Knabe ertrank bei dem Baden in einem See der Umgegend Bernau's.

Gewiß bieten diese Ereignisse in ihrem Zusammenhange Stoff zu einer Schauergeschichte in Hoffmann-Callot'scher Manier!

Leicht begreiflich wird es seyn, daß ich als Mitwisser dieser düsterhaften Begebenheit nicht geneigt seyn konnte zur Geselligkeit mit Hoffmann; ich vermied ihn, indeß war es nicht zu verhindern, daß wir ein paar Mal noch persönlich zusammentrafen, zuletzt im Jahr 1818, hier bei einem Anlaß, wo er mir in eigensüchtig schlimmer Absicht entgegentrat. Darüber ist der Bericht mit seinen mannigfachen Umständen und Verwickelungen jener Nachzeit angehörend, hier schließe in Kürze meine Ansicht über Hoffmann als Schriftsteller. — Er war unzweifelhaft ein Genie, das bei besserer Selbstleitung höheren Werth erlangt hätte; denn es darf wohl gesagt werden, dies Genie litt durch seine eigenen Verzerrungen und Krampfverzuckungen, die sich sogar in Hoffmann's Antlitz tummelten: aus seinen unaufhaltsam unruhig beweglichen Gesichtszügen ließen sich Muster zu Spott- und Hohn-Larven entnehmen. Ein wollüstiger Schmerz, ein Herauswenden der grauenhaftesten Seite des Menschen, ein Schwelgen an einer

Gespenster-Tafel geht — wenn auch nicht völlig ohne Ausnahme — durch das, was er gefühlt und geschrieben. Dem Leser ist's als ob er abendlich an einer Reihe von Wachsgestalten vorüberwandelt, und ich will es nicht verhehlen, daß es mir niemals möglich war, eines dieser Schattenbilds-Werke vom Anfang bis zum Ende zu lesen.

Angenehmer stellt sich innerhalb der Jahre 1809 bis 1811 meinem Rückblicke zuerst noch ein Schauspieler, der durch herzliches Zureden mich hineintrieb in eine Angelegenheit, die zu lange dauernder Plage wurde, aber zugleich die damalige Tagesgeschichte schildern hilft. — Ordne ich die mancherlei Theater-Bekanntschaften meiner Vergangenheit, dann ist Franz Mattausch Einer von den Wenigen, bei denen sich mir kein Gedanke trübt. — Er war im Leben und auf der Bühne nach klarster Bedeutung und Treue „Naturalist“. Diese Benennung hat bei einzelnen Inhabern strenger Schulgrundsätze mißwollende Nebenbegriffe, die meist nur einseitig haltbar sind, indem recht schätzenswerthe Gelehrte die Erfolge des von Selbstantrieben genährten Schaffens unterschätzen. Sie reden sich ein, der Naturalist verdränge die Regel, verschmähe das Eingehen auf Geistes- und Wissensforschen, während von ihm doch Beides aus ursprünglicher Schaffungsgabe beseelt und beherzigt wird. Der Naturalist hat entweder nicht das Eingeschulte, oder will es nicht haben, und bei Mattausch war dies völlig so in der einen wie in der andern

Beziehung, was hervorgeht aus seinen Jugend- und Berufsverhältnissen.

Franz Mattausch wurde im Jahre 1764 in Prag geboren; an welchem Tage, das wußte er nicht, was sich leicht erklärt, denn er war Katholik. In seiner Familie wurde der 4. October als Namensfest, der Geburtstag gar nicht gefeiert, und er zweifelte daran, ihn jemals gekannt zu haben. Er hatte arme Eltern, mußte ein Handwerk erlernen, und als er Geselle geworden, wandte sich seine Neigung zum Theater, wo er willige Annahme fand, weil er, bei dem Kirchengesange schon als Knabe betheiligt, durch seine klangvolle Stimme sich auszeichnete. Am 11. Februar 1782 stand er in seiner Vaterstadt zum ersten Mal auf der Bühne als „See-Offizier" in dem Singspiel „Adelheid von Veltheim"; seine geistlichen Vorgesetzten fanden dies aber sträflich, und er sah sich nach vieler Quälerei zur Flucht genöthigt. Auf seinem erwählten Berufswege kam er 1784 zu Beltheim in Baireuth, 1786 zu Schröder in Hamburg, 1789 nach Berlin, wo er sich eine feste Stellung gewann, und, wie das 1792 erschienene „Taschenbuch für Theater-Freunde" mit Recht sagt, „der Liebling des Publikums wurde."

Diesen Andeutungen folge nun, was ich persönlich erlebte mit Mattausch, dem ich bis zum Jahresanfange 1810 niemals in der Gesellschaft begegnet war. Jetzt besuchte er mich wegen eines häßlichen Familien-Unheils, womit sich meine Dienstwilligkeit bis zum Abenteuerlichen verwickelte, und in seinem Gemüthswesen nannte mich Mattausch baldigst „Vetter", ob-

wohl sich keine andere Verwandtschaft nachweisen ließ als die der Menschheit insgesammt. Was ihn außerhalb des Theaters betraf, so wußte ich eben nur durch Alltagsgeschwätz, daß Mattausch, der hochgewachsene, kräftig schöne Mann, gleich nach seiner Erscheinung auf der Bühne von vielen Frauen schwärmerisch verehrt wurde, mitunter in jener Ueberspannung aus dem Gefühlseinfluß von Martin Miller's „Siegwart" und Goethe's „Werther." — Ich habe noch eine Frau gekannt, die geständlich in ihrer Jugend den Namen „Mattausch" aus den Theaterzetteln schnitt, und dann dies Streifchen Löschpapier mit dem Kaffee in Wonne einschlürfte, was zu glauben war: denn dieselbe Frau hat noch in ihrem Alter vermöge geförderter und vortheilsüchtig benutzter Einbildungen als „Magnetisirte" wirriges Aufsehen erregt. — Mattausch war aber gegen Zerfahrenheit im Umgange mit dem schönen Geschlecht behütet durch die von ihm lebenslang in Dankbarkeit empfundene Zuneigung einer geistreichen Frau: Marianne Böheim, die dem „Königlichen National-Theater" — so hatte man die damals einzige Berliner Schauspiel-Werkstätte benannt — mit ihrem Gatten angehörte. Joseph Böheim war in Prag geboren, wie Mattausch; diesem ward dadurch gleich nach seiner Ankunft in Preußens Hauptstadt ein Familienkreis geöffnet. Die Frau, derzeit in ihrem zweiunddreißigsten Jahr, als ich sie sah in der Nähe der Funfziger noch schön bei hoher, edel getragener Gestalt, kenne ich als beliebte Darstellerin im Fach der Frauen von Stande, — der „Salonsdamen"

heißt es noch jetzt in gepflegter Fremdsucht. Von ihr wurde Mattausch unterstützt im Aufstreben, und nachdem er sich mit einem Fräulein von Pelkowska verheirathete, gab es in seiner einfachen Häuslichkeit kein Fest ohne das Ehepaar Böheim, von 1810 bis zu meiner Ehe und weiterhin auch selten ohne mich, wieder aus Drang seiner Dankbarkeit, deren Grund sich aus jenem ersten Besuch und dessen nicht unmerkwürdigen Anlaß herleitete.

Im August 1809 war der mit Mattausch durch die Schwester seiner Gattin verschwägerte Hauptmann von Bredow verhaftet worden. Aus dem Militairdienst geschieden, hatte man ihn als Verwalter eines staatlichen, aus königlichen Forsten gefüllten Holzmarkts angestellt, und „er machte ein Haus", wie man herkömmlich sagt. Es wurde erklärlich, weil er nicht ohne Erbthum war, außerdem mit sechs Gespannen auch das Fuhrwesen betrieb, und dabei im Durchschnitt wöchentlich über hundert Thaler in seine Einnahme gebracht haben soll. Als die Franzosen im Herbst 1806 nach Berlin vordrangen, den Holzbeständen wie allem königlichen Eigenthum Beschlagnahme drohte, bewog Bredow, in der Meinung, Vieles für die Folge zu retten, Freunde und Bekannte, keine geringe Anzahl, ihm rasch Holz auf Borg abzunehmen, damit sich der Platz möglichst leere. Dieser Geschäftsumweg war mehrseitig bestätigt, mit dem Einrechnen noch verzögerter Zahlungen auch der Kassen-Abschluß in Ausgleichung. Man beschuldigte ihn aber — in Bezug seiner, obschon durch Zeugen beglaubigten An-

gabe, „daß der Bestand doch nicht völlig abgeräumt gewesen sey, die Franzosen Nachts auf Wagen und Kähnen viele Ladungen weggeholt hätten" — der Unterschlagung zu eigenem Vortheil, und der bis dahin viel beneidete Bredow wurde gegen Ende des Jahres 1810 zur „Cassation, Unfähigkeit zu öffentlichen Aemtern, fünfjähriger Festungshaft, zu Geldstrafen im Betrage von 20,689 Thlr. 2 Gr. 10⅔ Pf., im Unvermögensfalle noch zu funfzehn Jahren Festungshaft verurtheilt. Ich besitze die Akten, habe genau abgeschrieben, und es bedarf keiner Worte, daß diese Verurtheilung in der Familie — das Ehepaar Bredow hatte sieben Kinder — allen Lebensmuth niederschlug.

Mattausch wandte sich nun im Januar 1811 an mich, um, wie und wo es wirksam seyn könne, zu helfen mit der Feder, die er, nach seinem offenen Geständniß, nur sehr unbehülflich zu führen wisse. Das Kampfgebiet der Rechtswissenschaft ist mir ein sehr fremdes, ich wehrte mich gegen solche Einmischung, doch die schmerzlichen Bitten der Frauen in der liebenswürdigen Familie machten mich widerstandslos, und in Mithülfe einer Darlegung des Hof-Fiskal und Justiz-Commissarius Blume, Bredow's Anwalt, schrieb ich zum Druck und Vertheilen an Personen von Einfluß eine „Vertheidigung des Hauptmanns und Holzverwalters von Bredow gegen das Urtheil erster Instanz; als Manuscript zu betrachten." — Dem Censor, dem mir wohlgesinnten Ober-Bibliothekar Biester, bemerkte ich: „Der Aufsatz wird nur deßhalb gedruckt, um dem oftmaligen Abschreiben zu entgehen; er kommt

durchaus nicht in's Publikum." Die Urschrift ist noch vorhanden, und aus der darauf befindlichen Verwahrung Biester's, die zugleich etwas censurgeschichtlich ist, wird einleuchten, daß ich selber verantwortlich wurde. Er schrieb auf die Titelseite zu meinen, nur ihm bestimmten Worten:

„Unter dieser Voraussetzung habe ich das Imprimatur ertheilt. Was zur Vertheidigung eines Klienten dient, bei Personen, die es angeht, oder bei höchst zuverlässigen Menschen, darf nicht sogleich öffentlich gesagt werden. Um Exempelsweise nur Eines zu erwähnen, so würde es Beschwerden und Verdruß erregen, wenn in einer öffentlichen Druckschrift hier gesagt würde, die Franzosen hätten des Nachts mit Gewalt ganze Fuhren Holz weggeholt. Wenn über diese oder sonst irgend andere Aeußerungen nachher Klagen und Unannehmlichkeiten entstehen, wegen der versprochenermaßen nicht sorgfältig verhüteten allgemeinen Bekanntwerdung dieser Schrift, so hat der Hr. Verfasser sich es allein zuzuschreiben, und kann sich nicht auf den Censor berufen.

Biester."

Diese Erklärung empfangen zu haben, mußte ich bescheinigen, bin jedoch über meine Abhandlung, mein einziges Eingreifen in fremde Rechtshändel, nicht angefochten werden.

Hauptsächlich war nun von den Vielen, die mit der Druckschrift um Hülfe ersucht wurden, der Minister von Voß für den Zweck bemüht, und in der Familie Bredow erwachten wieder Hoffnungen. Das

Urtheil zweiter Instanz milderte auch, es lautete aber immer noch drückend genug: neun Monat Festungshaft, nebst 4500 Thaler Geldstrafe, und Bredow wurde aus dem so lange bewohnten Gefängniß der Hausvogtei in der zweiten Hälfte des Juli 1811 nach der Festung Spandau abgeführt. — Jetzt schrieb ich für die Familie, begreiflich auf deren unwiderstehlichen Antrieb, ein, von mancherlei Belegen unterstütztes Gnadengesuch an den gütigen König Friedrich Wilhelm III., dessen mit in Anregung gebrachter Geburtstag — der 3. August — eben ein angenehmes Beiwirken in Aussicht stellte. Vermöge meiner Ueberzeugung, Bredow habe in Wahrheit durch den Willen, Staatseigenthum zu retten, sein Unglück herbeigezogen, außerdem erschüttert von den Wehklagen der Frauen und Kinder, hingerissen von der Lebhaftigkeit, die mich damals Fünfundzwanzigjährigen beherrschte, hatte der Brief an den König eine mitunter etwas zu heiße Art; deshalb war ich bald nach der Absendung hinsichtlich der Antwort nicht ohne schwüle Besorgniß. — Nun denke man sich, daß etwa zehn Tage später eines Morgens das sechzehnjährige Fräulein von Bredow höchst erhitzt hastig in mein Arbeitszimmerchen eintritt, auf ihre Tragtasche zeigt und lautlos ohnmächtig niedersinkt. Ich rufe meine Mutter zur Hülfe, öffne in zitternder Bewegung die Tasche, ergreife die blaue Hülle eines Kabinetschreibens und lese in fast auch mich überwältigendem Eindruck: daß Bredow sofort der Haft entlassen, auch von der Geldstrafe befreit seyn solle. Nachdem des Fräuleins durch überschweng-

liche Freude und den Eilgang zu mir erschöpfte Kraft sich erholt hatte, erfolgte die Einladung, mit der Familie nach der Festung Spandau zu fahren, um dem Gefangenen die gesegnete Botschaft zu bringen. Nachmittags in dritter Stunde waren wir dort, festen Glaubens, den Begnadigten sogleich entführen zu können, aber — der Kommandant hatte noch keine Kunde. Nicht im Geringsten zweifelte er an der königlichen Entscheidung, „müsse aber den Feldjäger erwarten, der ihm die Ordre einhändige.“ — Es wurde Abend, kein Feldjäger erschien, und Bredow's Unruhe steigerte sich in maßloser Weise, wie dem immer so ist, wenn bei einer unerwartet glücklichen Schicksalswendung sich doch wieder Befürchtungen eindrängen. Wir blieben auf dem Glacis, unablässig nach der „Jungfernhaide“ hinschauend, von dorther mußte der Feldjäger kommen: er blieb aus. Die Zeit war vorgerückt bis zu einer wundervoll mondhellen August-Nacht, und der freundliche Kommandant zeigte die gefälligste Theilnahme durch den Antrag: bis zum nächsten Tage, der unfehlbar das Nöthige bringen werde, zu verweilen, that auch das Möglichste zur Ruhe und Bequemlichkeit. So bin auch ich eine Nacht in der Festung Spandau wohl verwahrt gewesen, aber ohne zu schlafen, denn für mich knüpfte sich ein Zwischenereigniß an. Es waren eben noch solche Offiziere Schill's in Haft, die ihn auf seinem letzten Zuge begleitet hatten — auch ein paar von Jenen, die in den Jahren 1806 und 1807 paßlich von mir nach Colberg befördert wurden; sie hörten meinen Namen, und zeigten sich

dankbar für die meinerseits dem Schill'schen Frei-Corps erwiesene Zuthulichkeit. Diesen Gefangenen fehlte nichts von Dem, was zu genußvollem Gelage dient, und die Nacht verging im Freien bei nicht kargem Mahl und oft gefüllten Gläsern. — Sehr früh stand ich dann mit der Bredow'schen Familie wieder auf dem Glacis; in der zehnten Stunde entdeckten wir endlich am Saume des Waldes einen Reiter: es war der Feldjäger. Jubelruf ertönte, und bald fuhren wir zurück, nachdem wir innigen Abschied nahmen von dem liebenswürdigen Kommandanten, dessen Andenken sich noch jetzt gern in mir erneuert.

Meine Bemühungen in den Bredow'schen Gefährlichkeiten erwarben mir bei Mattausch die vollste unwandelbare Freundschaft: er beeiferte sich, sie mir zu bezeugen, wie er nur irgend konnte. Ich wurde zum Günstling seiner Verwandten, und hatte besonders bei ihm im Verein mit dem Ehepaar Böheim sehr erheiternde Stunden der Gemüthlichkeit, die nicht ohne geistiges Einströmen war. Oft sprach ich auch zu dem Befreundeten über die Durchführung seiner Rollen, wobei er mehrmals die Aeußerung wiederholte: „Vetter, Ihr könnt mir Alles rein heraussagen, doch thut's unter vier Augen, denn ich fühle mich schon bei mir selber manchmal entmuthigt, wenn ich merke, daß hier und dort mir Allerlei mangelt." — Was Wissenschaftlichkeit betrifft, so war dies nicht zu leugnen, aber die Macht seiner Natürlichkeit und ihres Erwärmens wirkte so innig zur Gefühlseinstimmung, daß die Wahrheit des beseelten Ausdrucks alles

Makeln verscheuchte; man empfand: er habe den Geist der Natur, das unbewußte Schaffen, oft ansprechend wie höhere Offenbarung. Mußte man sich zuweilen in Betreff gelehrter Bildung einen Verstoß gefallen lassen, es wurde leicht vergessen bei einem Schauspieler, der im Zeitengange vom „Naturburschen" bis zum „Wallenstein" einen so weiten Umfang von eingeborner Begabung erwiesen hatte. Wenn ich seine Gestaltungen in dichterisch aufstrebender Richtung mir in Gedanken wieder nähere, ist darauf hinzudeuten, daß man im Anfang unsres Jahrhunderts die Schlichtheit, die Rede, wie man sie von ernst Gebildeten im Umgangsleben vernimmt, auf der Bühne für das Musterhafte hielt, demnach auch den Vers nicht vorherrschend abtheilte, ihn mehr im Flüssigen des Ungebundenen sprach, was von Fleck und der Bethmann herstammte, auch von Iffland begünstigt wurde. Man schuf die Steigerungen des Gefühls und der Leidenschaft ungespreizt aus der Innerlichkeit, aller Aufschwung hatte nichts von dem gezierten Worthochmuth gehäuft schwerer Betonung, die den Vortrag gleichsam zum Stelzengang zwingt. Während des geistigen Erhebens unserer Bühne machte sich die Ansicht geltend: weil dort doch selbst im höheren Begriff das Leben zu schildern sey, müsse es auch mit der Regsamkeit und Wahrheit des Lebens in geedelter Weise, nicht mit hochtrabenderischer Unnatur und prunkrednerischer Schminke geschehen, was den Urtheilsfähigen abschreckt, und ihn bei dem dichterisch Erhabensten in Mißstimmung niederdrückt. — Mattausch

gab sich auch im sogenannt höheren Schau- und Trauerspiel herzvoll wahr, und ein Zug von Schwärmerei unterstützte ihn dabei sehr glücklich.

Im Bereich von Lebensverhältnissen der Wirklichkeit benahm er sich in einfach bürgerlichem Sinn und anspruchsloser Art. Er gehörte nicht zu der Mehrheit von Schauspielern, die auch außerhalb des Theaters dem Schein dienen, sich um Gunst der Hochgestellten unterwürfigst bewerben, jede gnädigst flache Schmeichelei eines Durchlauchtigen werther schätzen als das gediegene, nicht unterthänige Urtheil. Sie halten zwar die geläufige Glattheit der Besternten nicht für baare Münze, suchen sie aber zu ihrem Vortheil daraus zu prägen, oder wenigstens ihre Eitelkeit damit zu mästen. Mattausch blieb fern von solchem Treiben, ließ sich hinsichtlich der „Gage“ in seiner Bescheidenheit sogar zuweilen mehr gefallen, als er hätte thun sollen: das ist aber bei Denen, die sich nicht entwürdigen wollen, eine ehrenhafte Genügsamkeit. — In seiner Stetigkeit hielt er ohne Grübelei auch seinen Glauben fest, blieb demnach getreuer Katholik, was bei dem einstigen Kirchensänger als anerzogene Natürlichkeit zu erachten ist. Wie in vielen katholischen Familien eine sogenannte „Weihnachts-Krippe“ gepflegt, alljährlich mit etwas Neuem bereichert wird, so war dies auch sein behagliches Geschäft. Für einen der Weihnachtstage war ich dann eingeladen zur nebenherigen Anschau; die Krippe wurde bestens erleuchtet, Mattausch dann von innerer Kindlichkeit wie in's Himmelsgefilde er-

hoben, indem er Alles erklärte, ausführlichst seinen neuen Zubau. — Daß er in seiner Gläubigkeit aber doch kein starrer Katholik war, bezeugte er mir bei streitigen Begebnissen, denen nicht vorzugreifen ist.

Zum sogenannt vornehmen Kreise habe ich mich nun wieder zu wenden, zum Fürsten von **Wittgenstein**, von dem schon erwähnt ist, daß ich auf seinen Wunsch für den letzten Geburtstag, den die Königin Luise erlebte, die mitgetheilten Verse schrieb. Vom Jahre 1810 an wurde ich rasch näher mit ihm bekannt, bald auch mindestens monatlich ein Mal sein Gast in Gesellschaften, wo man begreiflich meist Hofleute und niemals Frauen erblickte, weil der Fürst Ober-Kammerherr und unvermählt war. Mich beachtete er anfänglich nur deshalb, weil seine Neigung zu Neckereien mir zutraute, ich könne seine Scherze ausführen helfen, was ich that, ohne zu ahnen, daß ich zehn Jahre nachher ihm sehr ernst gegenüber stehen würde. Fürjetzt gedenke ich, gemäß der Zeitfolge, seiner lustlaunigen Streiche, vorzugsweise gegen die Oberhofmeisterin Gräfin von **Voß**, deren peinliche Strenge in hofstaatlichen Erbgebräuchen er bewitzelte. Gern sprach der Fürst von zwei Gelegenheiten, die er zu solchem Zweck benutzt hatte, ehe ich ihm Mitgehülfe war; sie sind bezeichnend für ihn und in Bezug dessen, was man sich bei dem lieben Königspaar, Friedrich Wilhelm III. und Luise, erlauben — aber doch nicht zu sehr die Grenze überschreiten durfte, wie aus der zweiten Begebenheit hervorgehen wird.

Am 22. Februar 1803 hatte sich während eines Ballfestes im Königshause die Königin entfernt, auch die damals vierundsiebzigjährige Gräfin von Voß war nach ihrer Wohnung im Erdgeschoß gegangen. Die Mitternachtstunde hatte den Ball nicht beendet, der Tanz hielt sich noch in der Wege, da tritt hastig die Frau Oberhofmeisterin ein — im Schlafrock über dem Nachtkleide — eilt, so sehr sie es vermochte, auf den König zu. Ihr war gebührend zuerst angezeigt worden, die Königin sey rasch und glücklich von einer Tochter*) entbunden; augenblicklich ließ sie alle Thüren, aus denen sich die Nachricht verbreiten könne, schließen, um mit der Meldung vor dem Könige die Erste zu seyn, und diesmal hatte sie alle Etiquette hinter sich gelassen. Das Gelächter über eine solche Erscheinung in dem glänzend erleuchteten Saal, mitten unter der mit allem Kleiderprunk ausgestatteten Gesellschaft, war ein unüberwindlich unauslöschliches: der fein gebildete Fürst von Wittgenstein wußte es bei der Erzählung noch nicht zu bewältigen, obwohl seit jenem drolligen Abenteuer Jahre, schlimme Jahre entwichen. Damals ließ er diesen Sieg der Diensteifrigen über ihre steife Etiquette malen, und die Frau Oberhofmeisterin empfing das Bild an ihrem Geburtstage, am 11. März 1803, mit einem Spottgedicht, dessen Verfasser mir der Fürst nicht nannte, als er — vom Jahre 1810 an — meine Kunst- und Versübung zu seinem Allerlei-Treiben mithülflich in Anspruch nahm.

*) Prinzessin Alexandrine, als Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin vermählt und verwittwet.

Aus dem zweiten Geschichtchen, das mir der Fürst von Wittgenstein erzählte, wird es sehr einleuchtend, daß er, neben seinem Spaß mit der Oberhofmeisterin, einen eitlen Mann zum ausgelachten machen wollte. — Bei einer Reise des Königspaares vor dem Jahre 1806 befand sich die Gräfin von Voß im Gefolge, während der Fürst in Berlin blieb, und Jener versprochen hatte, zuweilen ihr Hauswesen zu beobachten, womit er schon am ersten Tage nach ihrer Abreise begann. Da klagte ihm die Wirthschafterin: daß sie vergessen habe, die Zuckerdose der Frau Gräfin einzupacken, und „Excellenz" — auch diese Prunkanrede hatte sich die Oberhofmeisterin ermittelt — nehme aus keinem anderen Gefäß Zucker. Der Fürst versprach zu helfen, ließ die Zuckerdose mit einem Dutzend Hüllen umgeben, und in seine Wohnung bringen, in das Haus damals noch dem Geheimen Commerzienrath Faudel gehörend, den der Fürst als einen nach der Gunst der Vornehmen sehr lüsternen Thoren schilderte. Diesem reichen Faudel wurde gesagt: das Päckchen enthalte Kron-Juwelen, welche mitzunehmen vergessen, in Erfurt jedoch, wohin die Majestäten kämen, der Königin nöthig wären; es frage sich nun: ob er sie in Courier-Eile der Oberhofmeisterin überbringen wolle. Der Befragte ging eifrigst darauf ein, und der Fürst beabsichtigte nichts weiter als eine lächerlich täuschende Ueberraschung zwischen der Gräfin von Voß und Faudel. Was aber begab sich? Mit immer frischem Viergespann auf jeder Poststation fuhr der Beauftragte nach Erfurt, kam nun früher an als die könig-

lichen Personen und ihr Hofstaat, die, wegen eines Besuchs in Dresden verweilend, dort sich der Nachtruhe überlassen hatten. Prahlerischer Weise stellte sich Faudel sogleich dem Kommandanten in Erfurt vor, und verlangte zur Sicherheit der ihm anvertrauten Kron-Juwelen, die zu überbringen er die Ehre habe, einen Wachtposten vor seiner Gasthof-Wohnung. Der Kommandant hatte Bedenken, dies zu genehmigen; doch war er bereit, das Päckchen zu verwahren im Kommandanten-Hause, in einem Zimmer, dessen Thür Faudel mit Siegeln belegen, wo dann auch ein Wachtposten angeordnet werden solle. So geschah es, und bei Ankunft der hohen Herrschaften meldete der Kommandant in aller Form: „daß allhier der Geheime Commerzienrath Faudel aus Berlin eingetroffen sey mit Kron-Juwelen, und selbige bei ihm verwahrt lägen." Das Königspaar erstaunte über diese Nachricht und begab sich sammt Gefolge hin zu dem geheimnißvollen Ort, wo auch Faudel zugegen war. Die Siegel an der Thür wurden gelöst, das Päckchen wurde geöffnet — und was nun erfolgte, kann sich Jeder leicht denken. Indeß aber Alle, die Gräfin von Voß und Faudel freilich sehr verlegen, zum Gelächter erregt waren, blieb der König sehr ernst, was Faudel zu empfinden hatte. Der Wachtposten mußte sogleich entfernt werden, und Faudel hatte zur Strafe jedem Soldaten, der dort gestanden hatte, einen Ducaten zu zahlen. Nach der Rückkehr des Königs empfing dann auch der Fürst von Wittgenstein einen Vermerk,

der ihm nachhaltig im Gedächtniß blieb, denn ich habe nach Jahren darauf hinzudeuten.

Solche Schalksthaten, womit die spottbegierige Durchlaucht sich gleichsam selbst als lustigen Rath des Hofes angestellt hatte, erzählte mir der, neben angeerbten Standesvorurtheilen, die er jedoch nicht zur Schau trug, dennoch umgangsbülfliche Fürst, um mich zur Freiheit anzumuthigen für kecke Aeußerungen, die ich in seinem Namen gereimt aussprechen sollte. Das Ziel der Wortpfeile war und blieb zumeist die alte Oberhofmeisterin, deren Wesen — mir schon etwas bekannt — er mir möglichst zu schildern suchte, zusammengefaßt in folgender Weise: „Sie ist eine Dame von Erfahrung und Bildung; diese aber steht noch völlig innerhalb der Schranken des früher an den Höfen herrschenden französischen Einflusses, so daß ihr sogar eine gewöhnliche Unterhaltung in deutscher Sprache nicht klar verständlich ist. Wir können also überzeugt seyn, sie begreife das Neckische und Spöttische, was ihr deutsch gesagt wird, eigentlich gar nicht, indem ihre Eitelkeit zugleich immer Schmeicheleien voraussetzt. Der König nennt sie oft Dame d'Etiquette, und in Wahrheit hat sie das Gesetzbuch der Hofgebräuche bis zum Geringfügigsten im Gedächtniß, will es allzeit fest geltend machen. Dabei muß sie sich dann zuweilen eine solche Heiterkeit gefallen lassen, die jedem Andern empfindlich wäre; sie aber unterscheidet dies nicht, was um so komischer wirkt, weil Jeder weiß, wie unpassend ihr Steckenpferd ist unserm „hohen Herrn" gegenüber, der sich am wohlsten fühlt

in einem echt bürgerlichen Familienleben, und lästigen Anordnungen der alten Dame, wenn es irgend geschehen kann, den Eingang versperrt."

Bemerkt sey, der Fürst, wenn er von Friedrich Wilhelm III. sprach, nannte ihn fast immer den „hohen Herrn", und bei jener Schilderung der Oberhofmeisterin beabsichtigte er, daß ich bereit seyn möge, ihrem nächsten Geburtstage, dem 11. März 1810, irgend einen übermüthigen Spaß anzuhängen. — Sie hatte durch Erkältung die laute Sprache verloren, aber ihr heiseres Wispern war zur Verständigung ausreichend. Es wurde nun beschlossen, ihr als zehnte Muse eine Würde mehr zu ertheilen; ich hatte sie in Eile zu zeichnen, und ihr als sinnbildliche Beihülfe das Sprachrohr in die Hand zu geben, den Herrscherstab im Gebiet ihres neuen und gesteigerten Glanzes, was in Reimen zu erläutern war. Denen — damals in sehr bemessener Auflage für den Hofstaat gedruckt — habe ich in meinen Papieren vergeblich nachgespürt, besitze nur noch die Platte des hastig entstandenen Bildchens. Die Verse — „ein Schwank in schönen Knittelreimen" — mögen verschollen bleiben: ein Verlust ist dies gewiß nicht; was sich aber bei dem Zeichnen des Bildes ereignete, dürfte eher Rückerinnerung beanspruchen.

Durch das frühzeitige Beschäftigen mit dem Holzschnitt war meinen Augen das Weitsichtige sehr vermindert, doch habe ich nie eine Brille gebraucht, und in der Nähe ist mir die scharfe Sehkraft dauernd geblieben. Die alte Dame im Fluge für den bezweck-

ten Scherz zu zeichnen, benutzte ich eines Nachmitags in ihrer Parterre-Wohnung des königlichen Palais ein Marmortischchen, brachte es dicht an das Fenster, und verdeckte dies der ganzen Höhe nach zur Hälfte. Dicht an der lichten Hälfte saß nun, mir zur Seitenansicht, mit stattlichem Kopfputz, die Greisin, und ich zeichnete möglichst berührig. Mitteninne vernahm ich ihr heiseres Geflüster: „Ich weiß nicht, was die Leute da draußen wollen!“ Mich hinüberbeugend, gewahrte ich eine Schaar Menschen, begriff sogleich, daß die unregsam starr Hinausblickende auffällig geworden war, konnte es freilich nicht ändern, beeilte mich nun aber noch eifriger. Während dieser Sitzung kamen ein paar Prinzlichkeiten, und auf deren Frage: was hier vorgehe? antwortete die Gräfin, ohne sich zu bewegen: „Ich werde in Holz geschnitten; Durchlaucht Fürst von Wittgenstein sagt, das soll eine große Ehre seyn.“ Endlich, als der Wintertag schon zu dunkeln begann, war ich fertig mit des Bildnisses Umrissen, doch zeigen durfte ich ihr nichts, denn ich hatte das drollig Nebensächliche schon vorher entworfen. — Da kam nun, als ich eben meinen Kram einpackte, der Fürst von Wittgenstein, und gleich nach der Begrüßung wurde er gefragt: „Durchlaucht haben doch nicht vergessen, daß Sie mir zu diesem Abend eine Partie L'Hombre versprochen haben?“ — „Nein, nein, es ist Alles in Ordnung!“ antwortete der Fürst; der Ton dabei schien mir aber zögernd und schwankend. Die Gräfin entfernte sich, der „Abend Toilette“ wegen; kaum war sie fort, rief der Fürst mir zu: „Spielen Sie L'Hombre?“

und nach meinem Geständniß: „Durchlaucht, ich habe noch niemals Karten gespielt!“ entgegnete er: „Schlimm, aber ich bitte Sie — es fehlt jetzt jeder andere Ausweg — thun Sie mir den Gefallen, bleiben Sie hier, denn ich hab' es total vergessen, was ich der Alten versprochen hatte.“ — Er zog die Klingel, ein Diener kam, der mußte Karten und Erhellung besorgen; dann unterrichtete der Fürst mich, der ich bestürzt ohne klaren Willen war, eine Weile im L'Hombrespiel, wobei begreiflich höchstens die seltsamen Benennungen einzelner Karten in meinem ehedem gepriesenen Gedächtniß hafteten. Solch Belehren endete der Fürst mit der Aeußerung: „Das Spiel ist hoch; es versteht sich von selbst, daß Sie auf den Ruin meiner Börse spielen!“ — So gepreßt zum L'Hombre, das später mir als sehr schwierig beschrieben wurde, spielte ich unzweifelhaft gründlich schlecht, obwohl mich der Fürst mit allerlei Winkäußerungen und Flüstern unterstützte. Fast zwei Stunden dauerte diese Marter, wobei mir höllisch heiß wurde, und ich empfand es, daß der Fürst einzig der Verlierende seyn wollte. Aber nicht nur die Gräfin, auch ich hatte gewonnen; es ist, als ob sich ein Reiztenfelchen bei solcher ersten Verführung einmischt. Dies wollte mir auch so scheinen, als ich einst während eines Sonntags-Ausfluges, bei dem Regenwetter einbrach, in einem Wirthshause Billard spielen mußte, ebenfalls nur dies eine Mal. Da sollte ich gleich mit dem ersten Stoß so weit im Zählen vorgerückt seyn, daß mein Gegner, der mir wer weiß wie viel vorgegeben hatte, verstimmt die

Queue hinwarf; ich mußte ihn beruhigen, und nachher konnte ich nur in Fehlstößen mich auszeichnen. — Genug, ich hatte in L'Hombre achtundzwanzig Thaler gewonnen, und der Fürst drängte mir fünf Friedrichsd'or auf, indem er sagte: „Ihren Verlust hätte ich zu decken, der Gewinn aber gehört Ihnen von Rechtswegen, und ich habe zu danken; Ihre Karten in der Hand eines geübten Spielers, dann mußt' ich unzweifelhaft ein paar hundert Thaler bezahlen."

Kurz vor dieser Zeit hatte ich mit dem Holzschnitt meine ersten kleinen Versuche im Buntdruck gemacht, und der Fürst von Wittgenstein fragte mich: ob ich das Bildniß der Gräfin von Voß nach einem, damals schon vor etwa dreißig Jahren von Anton Graff gemalten Pastellbilde in gleicher Größe nachahmen könne. Die Aufgabe war lockend, im Erwerb genügend; ich wagte die Arbeit, nicht ohne Angst, und als sie so weit glückte, daß man die Abdrücke für Pastellgemälde halten konnte, freute sich der Fürst sehr, zahlte nicht nur den verheissenen Geldbetrag, er schenkte mir auch eine Achttage-Uhr, ein Meisterstück ihres Verfertigers.

Nun sollten der Gräfin von Voß an ihrem Geburtstage des Jahres 1812 Abdrücke dieses Bildnisses mit einer verwegen übertriebenen Lebensgeschichte gewidmet werden. Die Trauer über den Heimgang der Königin Luise beherrschte aber die Stimmung im Königshause, so daß der Fürst ein Jahr zuvor alle Neckerei unterließ, dann am 11. März 1812 zwar die Abdrücke des Bildnisses vertheilte, aber nur mit dem

Verheissen der Lebensgeschichte in der von mir geschriebenen und wieder nur in geringer Auflage „als Handschrift" gedruckten

„Erinnerung und Vertröstung.
Zum 83ten Geburtstage der Allverehrten.

Hoch glänzt der Tag, auf Freudenthränen schwimmet
Gehüllt in Sonnenduft Dein Genius! —
Doch klüger ist's, daß man herab sich stimmet,
Denn solch Geprasche währt nicht bis zum Schluß;
Dem Fräulein tönte Prunk vom Reimler-Troß,
Doch wer besingt die alte Frau von Voß?

Ich will's, und möcht' ein klassisch Lied Dir singen,
Dir unerhört, so jahrereich Du bist;
Doch kann ich's nicht mit Heidengöttern zwingen,
Obgleich mein Stoff ein echt antiker ist;
Nur sinnig, innig, minnig bin ich heute,
Erlenz' als Siegwart mir Dein Herz zur Beute.

Zwar hab' ich neulichst en passant vernommen,
Es sey so starr wie eis'ger Felsenschlund; —
Das trifft nur, die mit leeren Händen kommen,
Ich weihe Dir Dein Bildniß, groß und bunt;
Nun mürbt mir Amor wohl, der Gluthentzünder,
Dein Kieselherz durch Vierundzwanzigpfünder.

Bei diesem Bilde soll das Weltall lernen,
Wie man vor Olim's Zeiten Dich geseh'n!
Dein Ruf stolzirt zu Fernen und zu Sternen,
Und Jeder, Dich erkennend, muß gesteh'n,
Daß Deiner Züge faltigen Ruinen
Versteckte Grazien noch lieblich dienen.

Oft denk' ich Dich — und ist's auch kaum zu denken! —
Einst jugendschön und weiß wie Blüthenschnee,
Dann will das Schicksal mild den Trost mir schenken:
Verwünscht sey'st Du von einer tück'schen Fee; —
Parbleu! — wär's Das, ich wollte Dich erlösen,
Bereit selbst zu Duellen mit dem Bösen!

Doch kann's nicht seyn, so bleibt's ein schlimmer Handel,
Und mein Empfinden leg' ich ruhig brach; —
Auch ein Gedicht von Deinem Lebenswandel,
Was ich Dir, Theure, früher schon versprach,
Giebt's heute nicht, Verhängniß trat zum Kampfe,
Ich muß pariren, ob vor Wuth ich stampfe! —

Wie Ueberschwemmung schnell entflog ein Bote
Mit meiner Schöpfung nach der Druckerei;
Doch widerspenstig ist jetzt auch das Todte,
Verkündet ward mir bald mit Nothgeschrei:
Die kecken Pressen hätten ihre Mucken,
Und wollten so berühmtes Zeug nicht drucken!

Was war zu thun? — Mit hölzernen Juristen
Ist nie zu siegen bei dem kleinsten Streit,
Doch las ich ihnen Deiner Thaten Listen:
Man fand sie wicht'ger noch als uns're Zeit,
Nur druckten — schrie'n die Dinger um die Wette —
Sie nichts als Lügen, Unsinn und Sonette.

Wohl gäb' es Inhalt mystischen Romanzen,
Daß ich die Pressen redend eingeführt;
Zuerst will ich indeß sie so kuranzen,
Daß jede sich nach meinem Willen rührt,
Doch muß ein Jahr ich zur Geduld Dir rathen:
Du nahm'st ja auch Dir Zeit zu Deinen Thaten!

Bis dahin werd' ich gratulirend schließen! —
Man hat ein Lied mit pracht'ger Melodie,
Es heißt: „Ach, schönstes Kind, zu Deinen Füßen" —
Etcetera — das schaff' Dir, Holde! Sieh',
Dann kannst Du schmachtend Dir das Weit're lesen —
Adieu, mon ange, ich bin doch da gewesen!"

Möglichst den Zusammenhang bewahrend, ist nun das Angekündigte hier einzureihen, um dann diese Hetzjagd des Spaßes mit wenigen erläuternden Bemerkungen schließen zu können. — Am 11. März 1813 — als in Berlin bereits das Kriegerische vorwaltete — wurde der alten Dame (mit den nachträglich bezeichneten zwei Aenderungen) überreicht:

Die Voßiade.

Das Wichtigste aus dem Leben der
excellenten Frau
Sophie Wilhelmine Charlotte Marie, Gräfin von Voß,
gebornen von Pannewitz.
Epos in drei Gesängen.
Ihr zur vierundachtzigsten Geburtsfeier überreicht.

Wahrheit und Dichtung.

Erster Gesang.

Auf! — stutzet, ihr Völker! ich will es jetzt wagen,
Sie, eh' in dem Weltstrom Ihr Daseyn verrinnt,
Mit Buchdruckerschwarz in das Ew'ge zu tragen,
Daß hell sich Ihr Ruhm in's Unendliche spinnt! —
Wer Sie ist, wird breit euch der Titel schon sagen,
Jetzt meldet Annalen: was that Sie als Kind?
Sie schrie, doch ihr aller-erbärmlichster Muck
Besiegte die Töne von Lully und Gluck.

Auch habe Sie — sagt eine merkwürd'ge Note —
Mit Puppen wie später mit Männern gehaus't;
Sie lernte fast Alles, und auch die Gebote,
Doch that Sie danach? — Bevor es euch graus't
Erfahrt ihr: Cupido, der lebende Todte,
Hat hier die Annalen gar greulich zerzaus't;
D'rum mangelt in Casu genauer Bericht,
Mit Ihrem Gewissen befaßt er sich nicht!

Das Trübe vermeidend, verfolg' ich das Klare:
Sie wurde vom Vater stets Liebling genannt;
Nun meint ihr, Sie wäre verzogen? — Bewahre!
Stets blieb Sie ein Kindchen, zum Küssen scharmant!
Auch ward Sie ringsum schon im fünfzehnten Jahre
Als mächtigster Brennpunkt der Schönheit erkannt,
Und als sie im sechszehnten Hofdame ward,
Da waren die Kammerherr'n sämmtlich vernarrt.

Es schien, ließ Sie reizend die Aeugelein blinzen,
Als ständen verzehnfacht die Grazien hier,
Denn überall knieten die Kunzen und Hinzen,
Im Sehnen und Seufzen zerschmolzen sie schier;
Die Herrliche spricht auch von schmachtenden Prinzen,
Doch weiß ich's von Niemand als einzig von Ihr:
D'rum hab' ich, begreiflich aus tiefstem Respekt,
Den Grund zu der Mythe mir selbst nicht entdeckt.

Doch mußte Ihr Ruf sich im Erdball verbreiten,
Es buhlte allstündlich ein Heer um den Schatz;
Nicht Mangel an Männchen verspürten die Zeiten:
Ein Männlein galt damals nicht mehr als ein Spatz;
Duelle nur konnte der Zufluß bereiten,
Zweihundert verzierten fast täglich den Platz:
Gab eben der Zufall ein Troja noch her,
Nichts wäre die Ilias, nichts der Homer.

Doch Großes will nimmer im Wirrwarr gedeihen,
D'rum kämpfte kein Ritter bei Ihr sich zum Gott;
Versucht ward es nun, Ihr Gedichte zu weihen,
Der Pegasus diente zu Tritt und zu Trott:
Man quälte sich rasend, Gedanken zu leihen,
Man wühlte und spülte das Reimschiff sich flott,
Man thränte und wähnte und sehnte wie nie,
Gleich Werther war Jeder, die Lotte war Sie.

Ihr Fenster verfinsterte Reimler-Bagage,
Vor Versen war nirgends das Pflaster zu seh'n,
Und täglich ließ, wegen gehemmter Passage,
Der Stadtmagistrat Publikanda ergeh'n;
Mir zeigte ein Stück der poetischen Rage
Ein Alterthumsforscher und großer Mäcen,
Narcissus von Branntedampf hat's Ihr gesandt,
Ich mach' es in treulicher Abschrift bekannt:

„Sonnen-Sonne! Zarter Engel!
Schlanker noch als Lilienstengel,
Schenke mir Dein Augenmerk!
Bringe mit des Blick's Karfunkel
Meines Daseyns Rabendunkel
Schnell das schönste Feuerwerk.

Mit der Liebe Flammensiegel,
In der Gluthgefühle Tiegel
Schmelze Deine Brust von Erz!
Sieh', auf sich'rem Stempelbogen,
Für der Ehe Sturm und Wogen,
Präsentir' ich Dir mein Herz!

Zeig'st Du nicht mir Hoffnungstriften,
Muß ich wahrlich mich vergiften,
Doch erst wird's der Welt entdeckt:
Daß Du, respectiver Kiesel,
Aerger als der schlimmste Friesel,
Jählings mich in's Grab geschreckt!"

Und daß sich nun Alles recht paßlich vereinigt,
Ist oben und unten ein Bild angeklebt:
Zu Anfang Orestes, von Furien gepeinigt,
Zu Ende ein Lamm, das zur Schlachtbank man bebt. —
Narcissus Vergiftung ist nirgends bescheinigt,
Doch hat er zehn Jahre nachher noch gelebt:
Vielleicht ist der Mord dann im elften gescheh'n;
Ich laß' ihm das Leben, um weiter zu geh'n.

In Ihr war ein weiblicher Joseph zu wittern,
Denn marmorkalt blieb Sie trotz Kampf und Geschrei,
Sah Hälse zerbrechen und Verse zerknittern,
Und strickte sich seidene Strümpfe dabei;
Sie dachte Ihr Glühen nicht leicht zu verzplittern,
Und zählte der Jahre schon zwanzig und drei,
Als Amor im Blick des Gesandten von Voß
Das steinerne Herzchen zu Trümmern Ihr schoß.

Zweiter Gesang.

Gott Hymen nahm schnell Sie in schwere Verpflichtung,
Und windgeschwind war Sie dem Hofe entführt!
Dem bebenden Höflingsheer drohte Vernichtung,
Den Jammer zu schildern, so wie sich's gebührt,
Ist ganz unerreichbar für menschliche Dichtung:
Wer wenig empfand, schien vom Blitzschlag berührt!
Es ward nur nach Echo's gefragt und gejagt,
Und Klüften und Lüften das Leiden geklagt.

Das Pärchen jedoch schritt auf Stelzen der Liebe,
Und schwamm auf mit Küssen beladenem Kahn
Verstohlen zum Tempel der Venus wie Diebe,
Dort spielend den girrendsten Tauben-Roman:
Zwei Junker entsproßten dem Gluthengetriebe,
Ein Fräulein beschmückte die irdische Bahn,
Auch wurde Sie „Frau Präsidentin", doch bald
War tückisch vom Fatum der Spaß Ihr vergällt!

Urplötzlich hat Jedem das Leben versauert
Der Kriegsgott, des Jammerthals tollster Despot;
In Magdeburg fand sich das Pärchen vermauert,
Die Luft musizirte mit Kugeln und Schroot,
Auch wurde der älteste Junker erlauert
Vom knöchernen Herrscher, dem sensenden Tod,
Und kam nicht der Friede zu Hülfe gehuscht,
So wäre Fortuna der Kugel entrutscht.

Dem Siebenjahrs Kampf hab' ich rasch mich entschwungen,
Und schaue die Chronik im Friedensornat;
Die Siege noch preis't sie voran, wie gedungen,
Dann folgt mit Vernunft der Bericht: was man that.
Es wurden moderne Tedeums gesungen,
Auch brannten die sämmtlichen Lampen im Staat,
Nicht wegen des Friedens, den längst man entbehrt,
Nein, weil an den Hof Sie zurück nun gekehrt!

Es war der Gemahl zum Hofmarschall erhoben,
Der hohen Begünstigung weihte Sie Dank;
Nur fehlten Brillanten, Bouffanten und Roben,
Des Krieges gewaltsame Pharao-Bank —
Sie hatte das Baare geschwächt und zerstoben,
Die Börse war schlaff und nur Leere im Schrank:
Da schalt Sie mit Eifer den Luxus der Welt,
Dann fuhr Sie zu Freunden und borgte sich Geld.

Jetzt könnt' ich von Liebschaften Wunder erzählen,
Doch da bei Erhab'nen der Tod erst erlaubt
Die Leute mit solchen Memoiren zu quälen,
So schweigt hier die Fama, der Zunge beraubt;
D'rum lass' ich nun eiligst die Tochter vermählen,
Und zwar an ein gräflich reichstragendes Haupt; —
Zuvor ist die Kreuz und die Queer man gereis't,
Um Kenntniß dem Fräulein zu holen und Geist.

Die Chronik verschweigt, ob dies nutzvoll geschehen,
Sie meldet nur: Jedermann blieb wie versteint
Vor Ihr, der unsäglich Bezaubernden stehen,
Verblüfft, als wenn rauschend die Windsbraut erscheint;
Sie hat all' die närrischen Völker gesehen,
Die Deutschland in Grenzen zur Trennung vereint,
Und Sie zu erschau'n, kam das Größte von fern,
Denn Gleiches und Gleiches gesellet sich gern.

Bald strahlte Ihr Name auf Kraftmehl und Pappen,
In Festesglanz schwebten zehn Jahre dahin,
Und konnte ein Wörtchen von Ihr man erschnappen,
So gab man Präsente und sprach von Gewinn;
Auch nahm Sie, das liegt am Familien-Wappen:
Es sind recht begehrliche Thierchen darin! —
Sie aber gab innige Freundschaft nur aus,
Und brachte fünf Wagen voll Stammbuch nach Haus.

Doch leert man einmal mit der Freude den Humpen,
So weiß Herr von Zufall, der wüste Rebell,
Mit Händen und Füßen hinein auch zu plumpen:
Ihr einziger Sohn, ein Gerichtsrath, starb schnell,
Das mußt' Ihr ersparete Thränen entpumpen;
Er war Ihrem Stamme das Hoffnungsgestell,
Auch braver Jurist, doch für Irdisches nicht,
D'rum nahm er sich Dienste bei'm jüngsten Gericht.

Für diesen Verlust gab den tröstlichsten Henkel
Die Zeit und das Allesausgleichende Ihr,
Drei Monden nachher requirirte ein Enkel
Auf Erden mit schreiendem Jubel Quartier;
Gewiegt auf der Großmama zärtlichem Schenkel
Durchschwebte das Knäblein der Jugend Revier,
Ward älter und wird nun den glorwürd'gen Stamm
Mit Liebe verbreiten und mehren wie Schwamm.

Ein langes Stück Zeit ignorirt die Geschichte,
„Das wäre vielleicht vom Merkwürdigsten voll!"
So klage geheim ich mit trübem Gesichte,
Und denke dabei, auf das „voll" reimt sich „toll";
Dies Wort gilt dem Tode, dem lauernden Wichte,
Er zwingt mich von Neuem zum Ton aus E—moll,
Weil keck der Gemahl den Humor mir verdarb,
Und plötzlich auf Gut in Mecklenburg starb.

Den Musen sey Dank! Der ruht auch in der Erde! —
Recht nothdürftig hat Sie geweint und gebebt;
Sie scheute mit Anstand die Augenbeschwerde,
Doch trug Sie viel Schwarz, weil den Teint dies erhebt!
Als Wittwe nahm rasch Sie sich Extrapost-Pferde,
Und fuhr nach der Hauptstadt, da hat Sie's erlebt,
Daß mannlos Sie blieb, nicht aus Hang, nur aus Zwang,
Doch halt! — dies gehört für den letzten Gesang!

Dritter Gesang.

Sie kam nach Berlin, bei dem Lärm von Trompeten
Stand Alles in Galla vom Hut bis zum Schuh,
Rings jubelten Vivats von Hänsen und Grethen,
Und häuserhoch wirbelten Mützen im Nu;
Acht Theile der Erde und neunzig Planeten,
Die sahen im tiefsten Incognito zu;
Was lahm nicht war stürmte zum Glückwunsche hin,
Und nannte Sie: „Oberste Hofmeisterin."

Sie war von dem zeitigen Herrscher erkoren,
Ein Leuchtthurm zu seyn in des Anstandes Bucht,
Reliquie Dem, der mit Ahnen geboren,
Ein lebendes Landrecht für Sitte und Zucht;
Ihr Wort ist Orakel bei Weißen und Mohren,
Ihr Beispiel in Form hat gebietendste Wucht;
Sie stützt sich auf „Ehmals", Madam Etikett
Eröffnet Ihr Auge und führt Sie zu Bett.

Die Hofluft durch alle ersinnlichen Grade
Erträgt Sie mit erzener Physiognomie,
Bleibt still bei der Launen oft ätzendem Bade,
Und los wird Sie König und Vaterland nie!
Sie stieg mit Verdientem und höherer Gnade
Gar bald auch zur Gräfin, man wußte nicht wie!
Sie fühlt Ihre Würde, doch thut Sie nicht stolz,
Ihr Anblick erwärmet gleich flammendem Holz.

Stets hilft Sie Sich selbst und den theu'ren Verwandten,
Auch Andern, vorzüglich — mit wortreichem Rath;
Herablassung rühmen die — Hoflieferanten,
D'rum sind sie devotest zu Allem parat;
Sie giebt, wenn sich Arme zum Betteln ermannten,
Mit Andacht Chausseegeld auf himmlischem Pfad;
D'rum dank' Ihr, Jahrhundert, daß jetzt Sie just lebt,
Sie ist es, die Dich dem Vergessen enthebt! —

Nicht Zeit ist es, daß ich die Schwärze noch schone! —
Als donnernd uns traf des Verhängnisses Acht,
Hing klettenhaft Sie an dem heimischen Throne,
Dem Winde hat nimmer die Cour Sie gemacht;
Ihr Ton hielt sich fest, trotz dem Schall der Kanone,
Ihr Lebensschiff hatte Vertrauen als Fracht:
Nur wenn Sie allein war, da lös'te der Schmerz
Vermuthlich sich auf, wie der Schneemann im März.

Jetzt lauschet! — ich bin zur Begeist'rung geritten,
Daß Schöpfungsdrang heiß von der Stirne mir troff —
Beneidet mich, Dichter der Franzen und Britten,
Euch wurde noch nie so erschütternder Stoff! —
Sie reis'te nach Rußland, da fiel Sie vom Schlitten,
Doch war dort aus Ehrfurcht die Straße nicht schroff:
D'rum blieb Sie complett und lag da wie gemalt,
Auch ward Sie zum Trost mit dem Orden umstrahlt.

So ungewiß wie das Entstehen der Drusen
Scheint nun mir die Chronik, bei vielem Gebläh';
Doch weh' mir, was les' ich? Ihr keuschen neun Musen,
Vergebt mir und macht nicht zu arges Gekräh'! —
Ein König liegt stets Ihr am classischen Busen —
Von selber versteht es sich: nur im Portrait!
Auch wurde Sie „Sürintendante“ und sieht
Gemächlich zu, wie man Prinzessinnen zieht.

In Spiritus setzet, was Ihr widerfahren,
Der kommenden Welt bis zum letzten Geschlecht
Dies Epos! Es miethet durch Schriftsteller-Schaaren
Das künftige Urtheil als folgsamen Knecht! —
Ja, quält sich die Schöpfung in endlosen Jahren,
Ein Wesen, gleich Ihr, bringt sie nimmer zurecht;
D'rum muß Sie, ich solt're der Nachwelt es ein,
Zum wenigsten Ninon Germaniens seyn!

Wohl Mancher noch knüpfte mit seligem Hoffen
Am Altar mit Ihr den bereichernden Bund,
Doch Jeder denkt, steht das Ältsinnen-Thor offen:
Alt ist Sie genug, doch auch pöbelgesund;
Gewiß macht die Zukunft, getäuscht und betroffen,
Die Jahre annoch mit zwei Nullen Ihr rund,
Vielleicht, daß Freund Hein Sie auch gänzlich vergißt,
Dann wird Sie unsterblich, so wie Sie da ist!

Und nennt man das Grabmal oft Grenzstein der Leiden,
So sieht man mit Angst auf unsterbliche Frau'n,
Und wahret bei Ihr sich vor ehlichen Eiden;
Doch Sie, um auf Männer noch fühlend zu schau'n,
Sponsiret mit Kön'gen von Juden und Heiden,
Auch Christen, in merklichem Feuer und Grau'n,
Und handhabt allabends mit hehr'ger Manier
Die innig Geliebten — auf Kartenpapier. —

Getreu ist der Chronik nun Alles entzogen,
Doch, daß Sie den Platz in den Sternen erwischt,
Behaupt' ich, das Schlimme ist völlig erlogen,
Und Wahrheit mit Dichtung echt Goethisch vermischt;
Das heißt: ist der Dampf vom Reellen verflogen,
So hat der Chronist wohl in Träumen gefischt! —
Solch Treiben verwehrt sich ja kein Biograph,
Denn bracht' er nur Wahrheit, citirt er den Schlaf.

Zum Schluß mag die Feder schnell Wünsche noch kritzeln,
Sonst grüßt mich die Gnäd'ge im Buff und im Bad! —
Erfrische, Apoll, mich mit geistigen Blitzen,
Minerven auch sende, der Künste Mama;
Ihr reizenden Musen, laßt jetzt mich nicht sitzen,
Vergeßt es, daß stets euch ein Gleiches geschah! —
Nichts regt sich, der Qual ist selbst Pegasus statt?
So gebe der Himmel Ihr — was Sie nicht hat!

Von diesen mitunter bedenklich scharfen Reimen — zu denen für mich eine geschriebene, mir bewahrte Vergangenheits-Geschichte der Bezüglichen vorlag — hatte der Fürst von Wittgenstein zur Selbstbehütung dem „hohen Herrn" schon im Februar die Handschrift mitgetheilt, ehe die geringe Auflage gedruckt wurde. Der Fürst brachte mir das — noch vorhandene — Heftchen zurück, und wieß besorglich auf zwei Stellen hin, wo der König Roth- und Bleistiftstriche gezogen und Milderung verlangt hatte. Dies betraf im zweiten Gesange die Zeilen:

„Da schalt Sie mit Eifer den Luxus der Welt,
Dann fuhr Sie zu Freunden und borgte sich Geld."

Die letzte Zeile wurde nun gemäßigt in:

„Dann hat Sie sich willigst dem Luxus gesellt."

Im dritten Gesange sind angestrichen die Zeilen:

„Sie stieg mit Verdientem und höherer Gnade
Gar bald auch zur Gräfin, man wußte nicht wie!"

und es erfolgte die Aenderung:

„Gar bald auch zur Gräfin durch Glücks-Lotterie!"

Bin ich über dies nebensächliche Hofwesen in solchen Zuläßen umständlich gewesen: es geschah, um die Unbefangenheit im Königshause noch näher zu bezeichnen, und dazu gehört, daß auch über den Eindruck jenes Schwankes, dessen Inhalt nebenher Aufschlüsse

genug giebt zu den Berührungen der Oberhofmeisterin mit der Geschäftswelt, eine kurze Andeutung nachfolge.

Auch bei mir hatte sich wegen der schrankenlos arg zu nennenden Possenreime Zagen eingefunden, der Fürst beschwichtigte es aber mit den Worten: „An diesem Geburtstage der Alten sollen Sie sich selber überzeugen, daß die Gräfin bei deutscher Sprache ohne klares Verständniß ist, gar nicht zweifelt, daß man ihr im Ernst oder Scherz nur Angenehmes sagt."

Nicht dies allein bestätigte sich, überhaupt wurde auch bemerklich, daß manche Spitzrede Grund hatte. — Das Zimmer war mit Glückwünschenden dicht gefüllt: neben vornehmen Staatspersonen sah man die Hoflieferanten, und auf zwei Tischen reichlichste Geschenke. Die Gefeierte empfing die gedruckte „Voßiade" in glänzendem Einband; ein Herr von Bülow benutzte als Vorleser die Erhöhung am Fenster, und richtig verbeugte sich die Frau Oberhofmeisterin öfters sehr zierlich, wahrscheinlich doch in der Meinung, sie vernehme nur Schmeichelhaftes. An Gelächter mangelte es auch nicht, eben so wenig an betroffen langgedehnten Gesichtern; ich aber muß bekennen, dabei nicht in die beste Stimmung gekommen zu seyn, obwohl mir der muthwillige Fürst zuflüsterte: er habe und wisse Alles zu vertheidigen. — Jedenfalls war es sein letztes Geburtstags-Angebinde der Art für die Geneckte, denn die Kriegsereignisse drangen im Jahr 1813 rasch ein, und die Gräfin von Voß erlebte den 11. März nur noch ein Mal.

Ehe ich in Erlebnissen mit dem Fürsten von Wittgenstein weiter noch abweiche von der Zeitfolge, fordern in meinen Angelegenheiten Erinnerungen an Iffland Raum, und dabei ist mit einem Anderen zu beginnen. — Der Musikdirektor Seidel erbat sich von mir ein Gedicht, das er mit Musik begleiten könne; ich schrieb ihm die sagengeschichtliche Erzählung: „Der graue Thurm am See", er begabte sie tonkünstlerisch zum Vortrage in seinem alljährigen Concert, und hatte gewünscht, der Sprecher möge Iffland seyn. Dieser jedoch entschuldigte sich, und Seidel glaubte, wenn ich selber an Iffland schriebe, würde er zusagen. Nun war kurz zuvor in einer auswärtigen Zeitschrift ein Aufsatz, der die Berliner Bühnen-Verwaltung sehr scharf beurtheilte, verbreitet worden, und das Gerücht log mich zum Verfasser. Indem ich also Seidel's Anliegen erfüllte, schien es mir rathsam, jenes Gerücht zu verneinen, ohne den von mir entdeckten Verfasser zu nennen, wozu ich mich weder berufen noch verpflichtet fühlte. Ich erhielt eine Antwort, die neben der Aeußerung über den bezüglichen Vortrag die damalige Stimmung Iffland's bezeichnet und eine merkwürdige Ansicht seines Verhältnisses zu den Berliner Theaterbesuchern kund giebt. Er schrieb mir das Folgende:

„Wohlgeborner Herr,
Hochgeehrter Herr Professor!

Herr Musikdirektor Seidel hat vor einigen Tagen mir eine Ballade von Ihnen übergeben, welche ich mit Vergnügen und Achtung für Ihr Talent gelesen

habe. Er hat gewünscht, daß ich diese Ballade, deren Komposition von ihm angefangen sey, in seinem Conzerte vortragen möge.

Gestern Vormittag habe ich Herrn Musikdirektor Seidel erklärt, daß ich aus mehreren Gründen, welche ich ihm auseinandergesetzt, Ihn ersuche, mich freundschaftlich davon zu entbinden, und Demoiselle Beck oder Herrn Beschort zu ersuchen.

Gestern Abend erhalte ich Ihre Zuschrift über diesen Gegenstand, und nehme heute den ersten freien Augenblick, mich mit freundschaftlicher Aufrichtigkeit über diesen Gegenstand an Sie zu erklären.

Herr Seidel ist ein so fleißiger, rechtlicher, grader Mann, und ich liebe und achte ihn so wahrhaft, daß ich in sich schon keine wirksamere Aufforderung kenne, als sein eigenes Verlangen, Ihm nützlich zu seyn. Schließen Sie von da her, wie dringend es seyn und wie schwer, aber auch wie nothwendig es mir fallen muß, Ihm etwas zu versagen.

Es haben Vier Individuen das Nämliche von mir begehrt, und Sie sehen gewiß ohne mein Zuthun sehr klar, daß ich das nicht vermag, und daß ich es nicht darf.

Die Beneficen sind aufgehoben zu betrachten, mehrere Interessenten verfallen auf solche Gegenstände, und ich kann mich Allen nur dadurch entziehen, daß ich Keinem diesen, in mehr Rücksichten für mich beschwerlichen Wunsch gewähre. — Gehen Sie mit sich die Reihe Derer durch, welchen ich zu versagen haben

muß: so kann es nicht fehlen, Sie übersehen das Gewicht und die Nothwendigkeit meiner Gründe.

Außerdem ist es Ihnen nicht unbekannt, daß eine sehr namhafte Partei im Publikum — denn ungern möchte ich sagen: das Publikum selbst — dahin gebracht werden ist, sein früher gegebenes Vertrauen wenn nicht zu entziehen, doch zu vermindern. Ich weiß noch nicht, zu welcher Entschließung diese Lage mich leiten muß.

Ich thue dabei meine Pflicht sorgsamer und zarter als je, wenn's möglich ist. Aber Ihrem Zartgefühl wird es nicht entgehen, daß ich in dieser Spannung, welche ohne mein Verschulden entstanden — außer meinen Dienst-Angelegenheiten — dem Publikum mich nicht zeigen, entgegenstellen und den Vorwurf des Aufdringens auf mich laden wollen kann.

Was ich in solchem Betracht vor drei Monaten auf mich nehmen konnte — oder allenfalls konnte — kann ich nicht in dem gegenwärtigen Augenblicke. Herr Seidel und Sie, als Künstler, werden diesen Umstand fein und rücksichtlich fassen.

So hoffe ich, daß Herr Kapellmeister Weber das alte Versprechen des freilich schon früher vorgetragenen Eisenhammers aus derselben Rücksicht mir erlassen werde.

Uebrigens stehe ich, der ich bis jetzt zu Allem, was gegen mich unternommen wird, schweige, mit keiner Redaction, keiner Zeitung oder Zeitschrift, wie sie Namen haben mag, hier, noch in, noch außer Deutschland — weder in mittelbarer, unmittelbarer,

noch austräglicher Korrespondenz, Beziehung, Nachfrage, Spürung, Leitung oder Einwirkung, kann also bei meiner allergänzlichsten Unthätigkeit in solcher Hinsicht nicht fassen, welche Aeußerung über meinen inneren Glauben, oder Meinung, eine auswärtige Redaction sich gestatten kann.

Ich darf annehmen, daß Sie von meinem rechtlichen Sinne und Willen für das Gute und Nichtbeschwerende Ueberzeugung haben: somit verdiene ich Glauben, wenn ich von einer Sache, wie von dieser, erkläre, daß ich sie unter den vorliegenden Umständen jetzt nicht vermag.

Mit wahrer Achtung

Ew. Wohlgeboren

Berlin, den 3. Januar 1811.

Ergebenster Diener

Iffland."

Gewiß ist die Scheu vor dem Publikum auffallend bei einem Mann, berühmt als darstellender Künstler, dem man sogar auch noch heut und weiterhin sein anderes Verdienst als Bühnendichter nicht ableugnen kann, obschon das um sich greifende Parteitreiben der jüngsten Weisheiten ihn verurtheilte aus denselben für Grundsätze gehaltenen Einbildungen und Ansichten, die nicht nur das Theaterwesen, sondern auch die Volkszustände überhaupt verschlimmerten, verwilderten, und sie vom Deutschthümlichen in allerlei Zerfahrenheit trieben. Jene Scheu ist um so auffallender, wenn man bedenkt, daß Iffland selbst von Denen, die seine Schauspiele mißachten, noch immer für Theater-Verwaltung als Muster anerkannt wird,

keineswegs mit Unrecht, wenn wir auch diese oder jene, an solcher Stelle unvermeidlichen Irrthümer zugeben müßten.

Bald nach Empfang des mitgetheilten Schreibens war ich mit Iffland in einer Gesellschaft, und da er sich auch im Gespräch mißmüthig zeigte über seine Stellung, verhehlte ich ihm nicht, ich sey überhaupt der Meinung, es wandle selten Jemand, der mit dem Theater in Berührung komme, auf den angenehmsten Wegen. Er lachte, als ich ihm erzählte, daß ich schon vom funfzehnten Jahr an wiederholt ausgesprochen habe: auch wenn sich Befähigung dazu bei mir einfände, das Amt eines Theater- oder Polizeidirektors würde ich niemals übernehmen; eine Selbstbescheidung, die sich in mir sehr befestigte. Dennoch war ich durch Gefühlseinfluß nach vielem Zureden schon einmal bereit, einen Vertrag zu unterzeichnen, der mich zum Mitdirektor des Königsstädtischen Theaters gemacht hätte, wenn nicht vor dem verhängnißvollen Federzug ein glücklicher und begründeter Umstand mich bestimmen mußte, die Unterschrift zu verweigern.

An jenem Abend, da mir Iffland unter zahlreicher Gesellschaft begegnete, wurde ein von mir geschriebener Gelegenheits-Scherz aufgeführt; er gefiel ihm, und im Ausdruck dessen empfahl er mir: ich möge auch der öffentlichen Bühne mich zuwenden, für die ich aus Gefälligkeit schon Einzelnes in sogenannte „Schubladenstücke“ besorgt hatte. Ich erwiederte, daß ich in Mußestunden neben den künstlerischen Arbeiten und dem fortgesetzten Lernbetrieb mit Dichtung für

die Bühne mich schon beschäftigte, und dabei Uebung in den verschiedenen Versarten beabsichtigt habe. — Er ließ ermunternde Worte nicht fehlen, um zu veranlassen, daß ich ihm meine Anfangsversuche einsenden möge. Das fünfaktige Trauerspiel: „Ein Tag des Schicksals“ hatte ich vor meinem vierundzwanzigsten Jahr zu Ende gebracht, und es trägt, wie ich längst weiß, alle Spuren jugendlicher Schwärmerei, gepaart mit sehr mangelhafter, überhaupt nicht leicht zu gewinnender Erfahrenheit in der Scheinwelt zwischen den Bühnenwänden. Ich zagte und zögerte, ehe ich hinsichtlich des Einreichens zur Darstellung mich entschließen konnte, fand es endlich rathsam, mit kleinen Gaben zu beginnen, und Iffland erhielt von mir im März 1813 handschriftlich: „Die selige Frau“, dann „Lieb' und Friede“. Das eine wie das andere Stück ist einaktig, jenes Lustspiel oder eigentlich jener Schwank in Alexandrinern, dieses Schauspiel in Jamben und Trochäen, da es sich zu spanischem Boden hinwendet. Beide nahm Iffland mit freundlichem Urtheil zur Aufführung für den Herbst des benannten Jahres an, was mich ermuthigte, ihm auch das Trauerspiel zu senden. Schon damals war er sehr krank, doch glaubten die Aerzte an baldige Wiederherstellung, und da sie ihn nach dem Bade Reinerz geschickt hatten, wurde die Handschrift meines Jugendwerks dorthin befördert. In meinem Briefe dazu verhehlte ich nicht, daß die mir schon frühzeitig auferlegte Pflicht, für meinen vom Erblinden bedrohten Vater Ernährer der Familie zu werden, mich verhindern müsse, ohngeachtet

meiner Neigung und des inneren Triebes an dramatische Arbeiten zu denken, wenn ich dabei nicht Aussicht hätte zu einer Mithülfe für meine oft bedrängten Verhältnisse. Die empfangene Antwort ist ein achtungswerther Beweis, mit wie wohlwollend bemühter Theilnahme Iffland den Anfänger leitete; sie ist zugleich eine Hindeutung auf derzeitige Theaterzustände in Berlin, und ich schließe sein Schreiben hier an:

„Wohlgeborner Herr,
Hochgeehrter Herr Professor!

Eine Tragödie muß hintereinander weg, ohne alle Unterbrechung gelesen werden, wenn man nicht dem Verfasser, der auf die steigende Wirkung zu rechnen hat, ein Unrecht thun will, das nicht auszugleichen ist. Ihr Trauerspiel, welches Sie mir anzuvertrauen die Geneigtheit gehabt, ist den 18ten Junius hier angekommen, und ich war nicht früher als gestern im Stande, eine so anhaltende Lectüre zu machen. Völlig aufgerieben kam ich hier an und meine Besserung des Befindens geht langsam, doch ist sie, wie man es glaubt, gründlich.

Ich habe nicht weniger von Ihnen erwartet, als Sie mir gesendet, und habe mit vielem Genuß gelesen, wofür ich Ihnen herzlich danke. Sie sind ungemein sorgfältig in Anlegung und Haltung der Charaktere gewesen. Ein Verdienst, das mir sehr achtbar ist, wie gleichgültig man auch jetzt darüber weg geht.

Der Geschichtsinhalt ist mannigfach und reich. Ich will nicht hoffen, daß die Schwierigkeit, welche

Manche haben, aus der erhöhten Verssprache den verwickelten Inhalt zu fassen, der Sache nachtheilig werden könnte.

Auf Eins muß ich Sie aufmerksam machen, nämlich, das Stück ist für die Aufführung durchaus um Vieles zu lang. Ich habe still und nicht unterbrochen Drei und 3/4tel Stunden gelesen. Die Erfahrung bestätigt, daß eine Tragödie, welche so viel Zeit zum Still-Lesen fordert, wegen des langsamen Gehens, Kommens, der gehaltenen Reden, der Märsche, Musikstücke, der — sey es verkürzten Zwischenacte, für die Aufführung Vier und 3/4tel Stunden wegnimmt. Wenn Sie erwägen, daß außer der Rolle des Alwin fast alle Rollen entweder Reflexion, oder doch mehr ein tiefes als schnelles Gefühl äußern — so wird Ihnen die angegebene Zeit, welche also von 6 bis 3/4 auf Elf Uhr ausmacht, nicht übertrieben angesetzt scheinen. Es würde daher überall weggenommen werden müssen, wo es Ihnen thunlich ist. Nur der Autor, der den Plan, die Geschichte, Charaktere, Augenblicke, die Ihm besonders geltend sind, stets im Blicke hat, vermag dies auszuführen. Was über ein 4tel auf 10 hinausdauert, spannt die Empfänglichkeit der Zuschauer ab, und die würdigsten Werke haben dann mit der Uebersättigung und dem Humor der Einzelnen zu kämpfen. Es würde fast so viel hinweggenommen werden müssen als der fünfte Act Blätter enthält. Fast.

Ich weiß, daß man nie einem Verfasser angenehm erscheint, dem man das sagt. Allein ich muß entweder Ihnen eine falsche Höflichkeit, oder die Wahrheit

sagen, wie mir die Ueberzeugung sie eingiebt. — Fern sey es von mir, Ihnen meine Ansicht aufdringen zu wollen. Sie sind Herr des Stückes, und sollen auch Ihre Ueberzeugung nicht der meinigen opfern.

Die Scene zwischen Adalbert und Pfullendorf entwickelt Charakter — hält aber auf. Die Stelle des Pfullendorf: „Ich scheine hier nicht an dem rechten Orte" kann Lachen erregen. Sie ist kritisch.

Vom ersten, lange vorbereiteten Zusammentreffen des Alwin mit Landenberg erwartet man mehr Erfolg. Ueberhaupt, da Alle so viel von Landenberg zu tragen haben — scheint es mir — als fühle man lange, ehe Alwin die Stelle ausspricht, die Sache auf eine nicht befriedigende Weise —:

„Gebettelt bei der Bosheit hat das Recht,
Nicht um Gerechtigkeit, nein, nur um Gnade,
Die Tücke siegt — doch ruht der Donnerstrahl!"

Der Frühherbst ist die glücklichste Zeit für die Darstellung, und wie gern ich eine oder die andere Rolle spielen würde, kann ich doch jetzt nicht vorher sagen, was um jene Zeit meine Kräfte für Neuheit, vereint mit Proben, Vorstellung und Wiederholung, werden ausdauern können und dürfen. Ich bin daher genöthigt, Sie zu erinnern, auf mich als Schauspieler nicht Rücksicht zu nehmen.

Die übrige Besetzung wollen Sie mir vorher mittheilen. Ihre Gegenwart bei den Proben hat keinen Anstand.

Ich würde es Ihnen verargen, wenn Sie nicht über das Honorar sich erklärt hätten, selbst wenn Sie

nicht den edlen Grund, vereint mit dem Verdienst der Sache hätten, den Sie mir vertrauen, und den ich zu achten weiß.

Umstände und Anmahnungen haben die Direction genöthigt, alle Honorare herabzusetzen; ich kann also für jetzt auf fünfzehn Friedrichsd'or eingehen, und es wird von dem Glücke, was die Tragödie macht, abhängen, ob alsdann noch fünf Friedrichsd'or nachgezahlt werden können. Es wird Ihnen nicht unbekannt seyn, daß die Umstände die Theaterkasse dahin gedrängt haben, die Gehaltszahlungen jeden Monat nur halb unternehmen zu wollen. Bei Erfolg wird alsdann der Rest nachbezahlt. So, das heißt auf partielle Zahlungen nach den jedesmaligen Umständen, sind wir mit allen Zahlungen, also auch mit dieser, angewiesen. Sie werden gestatten, daß um die Zeit der Aufführung der Herr Rendant Jacobi Ihnen alsdann die Vorschläge deshalb mache, welche die Kräfte in Ansehung der Termine, vereinbar mit der Verantwortlichkeit gegen die besoldeten Mitglieder und das Verdienst des Dichters, nur irgend gestatten.

Wollen Sie indeß die Geneigtheit haben, wegen des Honorars für das kleine Lustspiel in 1 Akt dem Herrn Sekretair Esperstedt eine Zeile zukommen zu lassen, so wird er dieses sogleich besorgen. — Die möglichste Offenheit beider Theile über diesen Gegenstand des Handels, den ich auch, als ich noch schrieb, gegen andere Directionen niemals anders behandelt und gestellt haben wollte, scheint mir gleichsam von selbst vorauszusetzende Bedingung zu seyn.

Man nimmt an, man versagt, wie die Umstände das Eine oder das Andere fordern, und die Erklärung über die Bedingungen folgt von beiden Theilen mit Gradheit.

Bei der Vorstellung des Stücks werde ich mit Vergnügen alle die Sorgfalt verwenden, welche ich dem Talente, der Sache und mir selbst schuldig bin.

Daß Sie die Musik vom Herrn Kapellmeister Weber wünschen, hat meinen Beifall, ich werde ihm sogleich deshalb schreiben. Da in den letzten Scenen Schlachtgetöse, die Erzählung des Arno und auch der Gesang der Jgna theils zusammen, theils nahe aufeinander eintreten, so hat sein erprobtes Genie ein reiches Feld, um die Eigenthümlichkeit dieser Gegenstände in dem geltendsten Moment mit der Faßlichkeit zugleich aufrecht zu erhalten.

So heiße ich Sie denn willkommen! als tragischer Autor!

Die dramatische Kunst ist Treibhausgewächs. Ein warmer Hauch kann sie nur im Leben erhalten. Abschößlinge weggenommen, nicht herabgerissen, befördern den stolzen Wuchs im Gedeihen. Sonne und Schatten gerecht vertheilt, erhalten den Schmelz der Farben, denen der Rauhfrost ein Gift ist. Wir haben Beide nur ein Interesse, daß Ihr Baum wohlgestellt und gesehen sey. Gesehen, genossen und empfunden , dann mögen die Vorübergehenden, einzeln, es mit ihrer Lorgnette halten wie sie wollen.

Leben Sie wohl in den Stürmen der Zeit!

Mit der vollkommensten Werthschätzung

Ew. Wohlgeboren

Reinerz
den 23. Juli 1813.

Ergebenster Diener
Iffland."

Mein überfüllt versreiches Trauerspiel hat Iffland wahrscheinlich unter einer Linde gelesen. Als es wegen der mir überlassenen Kürzungen an mich zurückkam, sah ich, daß er überall, wo ihm entweder Längen aufgefallen oder Bedenklichkeiten angeregt werden waren, Lindenblüthen als Zeichen zwischen die Blätter gelegt hat; ich habe dauernde Freude daran, daß ich gleich den Entschluß faßte, diese Abschrift ganz so aufzubewahren und eine andere zu gebrauchen für das widerwärtige, aber nach aller Erfahrung der Bereitwilligkeit sämmtlicher Bühnendichter dringend zu empfehlende Geschäft des Kürzens. In den immer bewegter kreisenden Lebenswirren schwindet der Mehrheit die sinnige, die aufmerksame Ruhe, deren vorzugsweise das Sprech-Schauspiel zu begründeter Entwickelung auf den „die Welt bedeutenden Brettern" bedarf — um so nöthiger, je tüchtiger das Werk! — Die aus jener Ruhelosigkeit entstehende, durch Söldlings-Beifall gesteigerte Wechselwirkung, eingedrungen zwischen den Zuschauern, den Dichtern und Schauspielern, und nun kaum noch abzuleiten, half die Theaterzustände verflachen.

Bevor eines der genannten Schauspiele zur Darstellung kam, ereignete sich ein Zwischenfall, der hier einzuschalten ist. Der König Friedrich Wilhelm III. hatte in Töplitz ein Verkleidungsstück gesehen: „Der Beruf"; es war davon die Rede gewesen, und man sollte es auf die Berliner Bühne bringen. Bei dem Lesen fand sich aber, daß der Spaß verjährt sey, wonach ich von der Inhaberin der Hauptrolle — Luise

Schröck—und der Direction ersucht wurde, ihn möglichst zu verjüngen, was beinah zu gänzlicher Umarbeitung führte. Von den sechs Verwandlungen in dem alten Machwerk blieb nur eine, und als die Aufführung erfolgte (25. März 1813), gefiel diese eine nicht, so daß ich auf Bitten dafür ebenfalls eine andere einzuschieben hatte. Zur ersten Darstellung war der alte Titel mit dem Namen des ehemaligen Verfassers auf meinen Wunsch beibehalten werden, schon bei der zweiten (30. März 1813) ließ die Direction ihn weg, doch den meinigen verweigerte ich zu dieser flüchtigen Arbeit auf Bestellung, ließ mir auch kein Honorar zahlen. Das Gerücht nannte mich aber allmälig immer lauter als Verfasser, und mein Verdruß darüber bestimmte mich gegen Ende des nächsten Jahres zu einer Umbildung, die unter dem Titel: „Die Talentprobe" bekannt, und dem „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele für 1847" (in zweiter Auflage) angefügt ist. Ich hatte versucht, in das leichte Wesen wenigstens ein Etwas von Gedanken zu bringen, und die im „Beruf" beschäftigten drei Personen waren nicht nur geneigt zu neuem Einlernen, sie freuten sich des unzweifelhaft verbesserten Stücks. Da Iffland am 22. September 1814 gestorben war, wandte ich mich an die ihm einstweilig folgende Theater-Verwaltung mit dem Ersuchen, das anspruchslose Stück so, wie es nun geworden, einstudiren zu lassen. Dies wurde abgelehnt, „weil der „Beruf" noch immer das Haus fülle, mithin ein solches Einstudiren als erläßlich erscheine." Den von mir so anspruchslos erzeigten Gefälligkeiten

gegenüber (ich schrieb, zum Beispiel, auch fünf neue Scenen zu Kotzebue's „Schauspieler wider Willen" für die verschiedenen Darsteller) war meiner jugendlichen Heftigkeit eine solche verneinende Antwort die Verletzung eines erworbenen Anspruchs. Jetzt würde ich mit jener freilich nicht zu billigenden Entgegnung diese unbedeutende Sache lächelnd und ruhig vorüber lassen, damals entgegnete ich aber schriftlich: „Wohl denn! — es möge mir Genugthuung seyn, daß auf der Berliner Bühne das kleine Stück nie so aufgeführt werden darf, wie es nun ist." — Es versteht sich von selbst, daß man über diese Aeußerung sehr gleichgültig hinwegging, sie als nichtig betrachtete; im Weiteren meiner Aufzeichnungen wird sich darlegen, daß dies ein Irrthum war. Einstweilen wende ich mich wieder zum Jahre 1813.

Iffland wußte, daß es mir unangenehm sey, durch das Gerücht und dann auch in Zeitschriften als Verfasser des „Beruf" genannt zu seyn; das mochte ihn mit veranlassen, die drei ihm übersandten Stücke rasch nach einander auf die Bühne zu bringen. „Die selige Frau" wurde am 10. September 1813, „Lieb' und Friede" am 22. October zum Erstenmale gegeben, auch in den Wiederholungen und im öffentlichen Urtheil günstig aufgenommen. Es fehlte mitunter nicht treffender oder bösgemeinter Tadel, andrerseits nicht Lob über Gebühr, wie Dem oft bei vielen Bühnenwerken noch heut so ist, was den Verfassern recht seyn kann: denn aus Rede und Gegenrede entwickelt sich immer etwas mehr Wärme für die Sache. —

Schon am 5. Januar 1814 folgte die erste Darstellung des Trauerspiels, so daß in viertehalb Monaten drei Stücke von mir auf die Bühne kamen. — Ueber „Ein Tag des Schicksals" empfing ich von Iffland aus Breslau, auf dessen Theater er gleich nach seinem Aufenthalt im Badeort Reinerz gastspielte, noch ein Schreiben; es finde hier ebenfalls seine Stelle:

„Wohlgeborner Herr!

Die Besetzung der Rollen in Ihrem Trauerspiel, die Auswahl zwischen der Einen oder der Anderen Künstlerin will ich für diesmal Ihnen ganz anheimstellen.

Sollten Sie auf den Proben erst Ihre Meinung über diese oder jene Haltung sagen und dort berichtigen wollen, so könnten Sie Gefahr laufen, den Total-Effekt zu hemmen und sich Selbst zu schaden. Schauspieler der gewöhnlichen Weise fassen sich von da an zu rechnen nicht wohl mehr. Die Anderen werden leicht in dem Zulaufe gehindert, den sie vorher kräftig genommen. Es ist nicht mehr Zeit genug, um eine andere Richtung, welche der Autor verlangt, alsdann noch in sich so aufzunehmen, daß sie mit dem Eigenthümlichen sich gehörig verschmelzen könnte.

Sicherer gehen Sie, wenn Sie vor dem Einlernen mit den Personen, worauf es ankommt, die Rollen und Stellen besprechen.

Meine Gesundheit ist auf bestem Wege. — Ich fand es nöthig, hier, im engeren Raume, einige Vorübungen anzustellen, woraus ich entnehmen kann, was

ich in größerem Raume zu Berlin mir werde gestatten dürfen, oder versagen müssen.

Die Aerzte verlangen, daß ich den Winter hindurch mich als einen der Genesenden halte, die weit zurück waren.

Bedeutende neue Rollen werde ich sobald nicht übernehmen. Erhält sich mein Befinden, und sollte ich leiblichen Befindens durch das Gewirre verdrüßlicher Dinge, die in einem so verwickelten Geschäftsleben unvermeidlich sind, hindurchkommen, so kann ich dann nach und nach weitergehen.

Die Rolle des Landenberg wird Herr Lemm gewiß mit Erfolg leisten, da sein erhöhter Vortrag, gleich fern vom Dehnen oder Predigen, ein inneres Leben behält. Vor Gesticulationshäufung muß man ihn zu warnen suchen, da dies nicht seine vortheilhafte Seite ist.

Glückwünschend zu dem Erfolge Ihres Lustspiels, bin ich mit vollkommenster Hochachtung

Ihr

Breslau, den 26. September 1813.

Ergebenster Dr. Iffland."

Mit dem Lustspiel ist „Die selige Frau" gemeint, zum Erstenmal aufgeführt, ehe Iffland nach Berlin zurückkehrte. Er hatte für die Rolle des Liebhabers (Kammerherr) den von ihm sehr begünstigten Rebenstein gewünscht, sie gehörte aber eigentlich dem sogenannten „Bonvivant", derzeit Stich. Dieser fühlte sich verletzt, und als er mir eines Abends zu Pferde

bei der sonstigen Fasanerie im Thiergarten begegnete, stellte er mich vom Sattel herab zur Rede. Seinen Anspruch verkannte ich in meiner Antwort nicht, bemerkte jedoch, daß die kleine Rolle für ihn kein nennenswerther Verlust seyn könne, was ihn keinesweges beruhigte. Dies habe ich anzudeuten, weil es elf Jahre später unter der General-Intendanz des Grafen Brühl noch von Einfluß war in seltsamer Verwickelung, und ich diesen Umstand wieder berühren muß. Jetzt bin ich bei dem Trauerspiel, und habe von einer damit in Zusammenhang kommenden Fehde zu erzählen.

Wie schon erwähnt, war ich auf den Antrag Spener's, dem meine Mittheilungen im „Morgenblatt" gefallen hatten, für seine Zeitung Berichterstatter über das Theater geworden, besprach nun auch mit Namens-Unterzeichnung meine eigenen ersten Versuche, wobei ich jedoch erklärte, daß ich es nicht mit dem etwaigen Guten, nur mit den Mängeln zu thun habe, die mir vermöge der Bühnenbelebung deutlicher geworden. Das war unbefangen gemeint, aber doch mehr anmaßlich als gescheidt, obgleich gründliches Zurechtfinden für Bühnenwerke allerdings nur zu erlangen ist durch Darstellungen, die ich jedem Schauspieldichter jetzt und künftig wünsche. — Nun ging im Juni 1813, also bevor mein Name auf Theaterzetteln erschien, ein Lustspiel in Scene, betitelt: „Besser spät gefreit als niemals". Der Verfasser hatte sich nicht genannt und mir selbst blieb er noch lange verschwiegen. Meine veröffentlichte Ansicht über sein Werk war, da das Ganze sich im Unsittlichen, obenein ohne

Bühnenwirkung bewegte, eine abfällige, und der Verfasser forderte mich — wieder ungenannt — mit den derbsten Aeußerungen in der Spener'schen Zeitung zu einem Lustspiel-Zweikampfe heraus, bestimmte die Frist auf sechs Monate, und für beide Erzeugnisse den Titel: „Der Egoist". Obwohl einsehend, daß nichts damit gethan sey, wenn wir — was sehr wahrscheinlich ist bei Allem, was man in festgesetzter Zeit für die Bühne liefern soll — zwei schlechte Stücke mehr hatten, würde mich doch eine Weigerung bei einer Mehrheit alles Vertrauens beraubt haben, ich nahm also den wunderlichen Kampf an in folgenden Zeilen („Spenersche Zeitung" 1813. Nr. 76):

„Wer ein solches Lustspiel („Besser spät gefreit als niemals") schrieb, kann meine Freimüthigkeit allerdings unter **seiner** Würde halten, die ihm gewiß nicht beneidet wird. Wenn der Verfasser verkennt, daß ich sein Werk nur so beurtheilte, wie es Jeder thut, der Vernunft und Sitte nicht unterjochte, so ist mir das seinetwegen leid, und ich versichere ihm nur: daß ich Witz- und Schimpfgefecht nicht für gleichbedeutend halte, wie er es that. Den gebotenen Zweikampf nehme ich ohne weitere Worte an, ich will indessen die Idee des Lustspiels mir selbst andeuten und dem Herausforderer auch seinen Titel: „Der Egoist" lassen. F. W. Gubitz."

Um mit dieser Angelegenheit gleich zu enden, bemerke ich, daß später der Schriftsteller T. H. **Friedrich** als Herausforderer bekannt wurde. Er hielt in den Jahren 1813 und 1814 in Berlin „satirische

Vorlesungen", die mancherlei Zustände angriffen und einem zahlreichen, ähnlich gestimmten Kreise zusagten. Dies trieb ihn an zu der Verirrung, sein vor Nahrungssorgen ihn schützendes Amt — er war Kammergerichts-Rath — zu verlassen, um von der in Deutschland meist mit Kümmerniß verbundenen Schriftstellerei zu leben, was dann so mißglückte, daß die bedauernswerthe Haltlosigkeit seines Wesens ihn vier oder fünf Jahre nachher zum Selbstmorde verleitete. — Zu dem von Friedrich veranlaßten Lustspiel-Zweikampfe kam seinerseits „Der Glückspilz und die Glücksritter", ich brachte „Die Prinzessin", beide fünfaktig, und sie erschienen alsbald im Buchhandel. Mein Lustspiel wurde in Hamburg, Prag, Posen, auch noch auf anderen Provinzial-Theatern aufgeführt. Die Hofbühnen blieben ihm seines Stoffes wegen unzugänglich, und in Berlin meinte man gar, ich hätte mit einer „Gräfin Milana" an die Gräfin von Lichtenau erinnert, was mir niemals einleuchtete, während es mir nicht lange verborgen blieb, daß ein schwaches Machwerk entstanden war. In einer Vorrede zur zweiten Auflage äußerte ich (1815) über den Ursprung:

„Es ist geschrieben auf die Herausforderung eines andern Schriftstellers zu einem Lustspiel-Kampfe: dies sey Denen Beantwortung, welche sich zuweilen an mich wandten, um Kunde von dem sonderbaren, aber nicht eben wichtigen Scherze. Ich lasse jene Angelegenheit ruhen und wünsche überhaupt, wenn nicht Wahrheit und Ehre dagegen sind, gern Frieden um mich her; denn es schmeichelt der Eitelkeit, eine Lanze zu

brechen, es aber nicht zu thun ist der Sieg der Vernunft. Ich gestehe nebenher frei, daß ich meine literarischen Erzeugnisse, Gedankenspiele meiner Mußestunden, weder mit großer Hoffnung noch Furcht der Oeffentlichkeit sende; für den Weltstrom ist zuletzt Beides Ballast, von dem sich in allen Verhältnissen nur wenig zurückbehalten läßt, wenn wir sicher zum Ziele kommen wollen."

Jene Feindschaft Friedrich's — von dem ich in den Jahren 1817 und 1818 die freundlichsten Briefe empfing, der mich aber vorher noch in aller Weise verfolgte mit gedruckten Anfechtungen, die ich nicht erwiederte — war im loderndsten Gange, ehe mein erstes Stück auf die Bühne kam, und vermöge seiner Vorlesungen hatte er auch willigen Anhang. „Lieb' und Friede" wurde beifällig aufgenommen, wie zuvor „Die selige Frau", und daß innerhalb weniger Monate als Drittes mein fünfaktiges Stück die Darstellung erreichte, fachte die Zornesgluth der Widersacher noch mehr an. Wenn ich jetzt überschaue, wie schwer oder gar unmöglich es Diesem und Jenem wird, nur eines seiner Stücke auf die Bühne zu bringen, und welche Hindernisse auch nach der Annahme dem Aufführen entgegenstehen, dann muß ich freilich offen bekennen, daß mir selber jenes Ergebniß auffällig geworden ist, ich also Aehnliches meinen Gegnern nicht verargen, jedenfalls aber versichern darf, niemals Gunst oder Vorrecht in Anspruch genommen zu haben.

Am 5. Januar 1814 ging also „Ein Tag des Schicksals" zum Erstenmale in Scene, und obwohl

ich wähnte, Iffland's Rath, zu kürzen, sey hinlänglich befolgt, dauerte die Darstellung doch von Sechs bis ein Viertel auf Elf. Welch ein Ungeheuer von Länge das Gedicht in der Urschrift ist, mag man daraus entnehmen, daß ich bereits mehr als tausend Verszeilen der Vergessenheit geopfert hatte, und ich bin den damaligen Zuschauern für die Geduld, bei meiner Ueberschwenglichkeit so beharrlich ausgehalten zu haben, über mein Erdenleben hinaus Dank schuldig. Im „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele für 1845" — dreißig Jahre nach der Darstellung — ist mit dem Titel „Schicksals-Kämpfe, historisch-romantisches Schauspiel in fünf Akten", diese Jugendarbeit nach der für die Wiederholung abermals sehr gekürzten Handschrift gedruckt; wie geübter ich nun schon zu streichen wußte, erhellt daraus, daß die zweite Darstellung eine Stunde früher endete. Bei der ersten erwarben sich die beiden Anfangs-Akte lebhaften, die Schlußwendungen des zweiten Aktes stürmischen Beifall. Mir fürerst Theilnahme zu erobern, hatte ich einen wesentlichen Theil dessen, was eigentlich vor der Entwickelung erhellt seyn mußte, dem Einleiten des dritten Aktes überlassen. Die Steigerung wurde dadurch zu sehr unterbrochen, die Anregung abgekühlt; doch glückten ein paar Scenen in diesem und dem vierten Akt, sie erhielten mäßigen Beifall, der sich im fünften Akt, unterstützt von der trefflichen Musik Bernhard Anselm Weber's, verstärkte, und bis zu letztem Sinken des Vorhangs aushielt. — Meiner Gegnerschaft war der nicht ungünstige Erfolg dieser ersten Darstellung

sehr zuwider, und was sich nun begeben sollte, aber nicht begab, das mögen meine eigenen derzeitigen, ganz und gar die von eitlem Uebermuth nicht freie Jugendlichkeit bezeichnenden Berichte hier erläutern.

I.

„Morgenblatt.“ 1814. Nr. 52.

— „Eine Neuigkeit will ich heut erzählen, eh' sie da ist, daß mein Trauerspiel, „Ein Tag des Schicksals“, morgen bei der zweiten Vorstellung ausgepocht wird. Wie ich das heute weiß? — Seit mehreren Tagen bekam ich Anzeigen, daß an öffentlichen Orten Werbungen geschehen. Schon bei der ersten Vorstellung, sagt man mir, habe sich eine Gegenpartei gebildet, sich aber nicht stark genug gefühlt, und werde nun mit allen Reserven gegen mich anrücken. Immerhin, wenn's nicht anders seyn kann! Es soll ein Dichter alle Situationen durchempfinden; da ich nun nicht alle Tage Gelegenheit habe, ausgepocht zu werden, will ich diese benutzen, und, wenn der Gegenpartei das Unternehmen glückt, meine Empfindungen dabei nicht vorenthalten. Ich habe die mir bis jetzt klar gewordenen Fehler des Stücks durch schnelle Verkürzungen bedeckt, und kann, nachdem die erste Vorstellung — die (den Lesern des Morgenblatts unter uns gesagt) im dritten und vierten Akt selbst mir etwas langweilig war! — nicht ohne Beifall vorüberging, es dem Hasse erlauben, daß er sich ausspricht. Ich hab' ihn durch manches Keckwahre lange wider mich gereizt, obwohl ich wußte, daß ich ihm nicht nur in die Hände, sondern in die Füße fallen würde. Das war

nicht lebensklug, aber ehrlich; darauf will ich pochen, ja sogar meinen Gegnern gleich durch ein paar Epigramme behülflich seyn. Wird mein Stück ausgepocht, schlag' ich dies vor:

Er zeigt, daß wider alles Schlechte
Das Schicksal ewig siegend focht;
Hier glänzt es in dem vollsten Rechte,
Denn wißt: sein Werk ward ausgepocht!

Wird nur gezischt, wäre folgende Aenderung nicht übel:

Viel sich'rer hat, als jeder Alte,
Sein Trauerspiel uns aufgefrischt,
Wie hochgerecht das Schicksal walte,
Denn wißt: sein Werk ward ausgezischt!

Uebrigens werden mich die Darstellungen und der spätere Druck überall bei Denen rechtfertigen, die mit der äußeren Handlung auch die der inneren Welt wünschen; so ein Kurzhalten der Eitelkeit hat aber bei beginnenden Dichtern auch sein Gutes. Ein Zurücknehmen nach diesen Pochgerüchten wäre eine unverzeihliche Feigheit gewesen, und so werde mir denn der morgende Tag ein Tag des Schicksals. Amen!"

II.

„Morgenblatt". 1814. Nr. 60.

„Niemand erröthe beschämt oder zitternd, daß er von oder über sich selbst schreibt; als ein vernünftiger Mensch ist er Rechenschaft über sich schuldig!" — sagt Herder, und ob ich auch weiß, daß meine Vernunft nicht unbestritten ist, will ich doch, auf jenen Satz gestützt, über mein Empfinden bei der zweiten Vorstellung meines Trauerspiels ein wenig Tinte verlie-

ren, wie ich schon, obwohl für andere Umstände, versprach. — Die erste Vorstellung dieses Versuchs, der dahin strebt, die lösend eintretende Macht des Schicksals treffend und auch in seiner Unbegreiflichkeit beruhigend zu zeichnen, war überstanden. Gab sich der Erfolg nicht so, wie ihn Eitelkeit sich dachte, es hatte doch nicht an Beifall gefehlt. Ich konnte zufrieden seyn, besonders auch deshalb, weil ich mehrere Fehler entdeckte, die sich, wenn nicht gleich, doch später bessern ließen, und da, nach Horaz, die Weisheit mit Erkennen und Wegthun der Fehler beginnt, sah ich mich mindestens auf gutem Wege, wenn auch nicht gleich an gutem Ziel. Mit ausgezeichneter Güte waren von den darstellenden Künstlern die Aenderungen für einige Scenen aufgenommen, mehrere gewaltige Dehnungen in leidliches Maaß gebracht für das Wiederaufführen. Indessen hatte ich Widersacher, die Keinem fehlen, der eben irgendwo beginnt, und früher gegen das Uebereinkommen handelte: Schone Du mich, so schon' ich Dich wieder! Man warf mit der kleinen Kritik: erbärmlich, langweilig, und so weiter, erschöpfend um sich, fand, daß dem Dinge bei der ersten Vorstellung zu viel Heil widerfahren sey, und beschloß, wie mir schriftliche und mündliche, freundliche und feindliche Warnungen anzeigten, eine vollkommene Hinrichtung bei dem zweiten Erscheinen. Möglich ist's! dacht' ich; ich hatte nach einiger Tiefe gestrebt, manchen Theatercoup verworfen, wenn er mir gar zu sehr nur als solcher da zu stehen schien, und giebt man Vielen nicht grade was sie wollen, werden sie böse.

So prügeln die Kanadier sogar ihre Götter, wenn sie nicht schnell Alles thun, was man will. Ein beginnender Theaterdichter wird in der Rangordnung auch nicht viel mehr seyn als ein kanadischer Gott; daß Pocher unter den Theatervölkern die Wilden sind, kann Niemand streiten. Ich mußte mich also auf ein energisches Accompagnement gefaßt halten, und das that ich, denn der Rath von Freunden: das Werk fürjetzt zurück zu nehmen, war mir zuwider. Ich hatte mehr Furcht vor der Feigheit als vor Dem, was geschehen sollte, tröstete mich mit manchem besseren Dichter, dem es anfangs nicht besser ging, gedachte einiger neueren Theaterprodukte, die wieder viel zu gut durchkamen, und ohne Entscheidung über die Frage: ist es eine Ehre oder Schande, ausgepocht zu werden? — brach der Schicksalstag herein. Wenn ich sagte, er sey mir ein angenehmer gewesen, wäre der ganze kleine Aufsatz gewiß nichts werth. Im Gegentheil, ich hoffte mich still, zagte und plagte mich stumpf und dumpf, wettete mit Hrn. v. U—r schönes Geld, daß mein Stück bestimmt ausgepocht würde, hörte aber die Rapperts: nicht ausgespielt würd' es, und es wären schon „Die beiden Grenadiere" erwählt, ohne weiteren Schreck über die beiden Kerls an, denn ich selbst hatte die geehrte Direktion gebeten, auf den Fall oder Unfall alle möglichen Anstalten zu treffen. Um sechs Uhr hielt mich eine überraschende Korrespondenz noch am Arbeitstische, und ich trat erst eine halbe Stunde nach dem Beginn in das Haus, ziemlich überzeugt, ganz andere Gestalten als die mei-

nes Drama's auf der Bühne zu sehen. Ein Blick dorthin belehrte mich vom Gegentheil. Da ich recht gut wußte, wer besonders nur der Hinrichtung wegen gekommen war, gab ich eine Aussicht auf mich, um nicht über Mangel an Ruhe von meiner Seite schreien zu lassen. Ich war kaum einige Minuten da, ward applaudirt; der erste, zweite, dritte Akt entschwand bei öfterem Applaudiren ohne Mißtöne. Mir war gewaltig unklar zu Muthe; da ich aber wußte, daß bei der ersten Vorstellung der dritte und vierte Akt am wenigsten gefallen hatten, lief ich im Zwischenakt nach dem Gange, um mich zu stärken für Das, was nun kommen würde, obwohl mich meine ändernden Verkürzungen wieder stützen wollten. — Ein ältlicher Mann sprach zu mir: „Man hat mir das Stück als ein so schlechtes verrufen, ich kann es nicht finden!" — „Warten Sie nur", erwiederte ich, „es wird schon noch kommen!" — „Haben Sie auch Urtheile gehört?" — „Genug!" sagt' ich. „Meine Freunde finden's sehr gut, meine Feinde finden's sehr schlecht, wenn nicht beide Theile unrecht haben, weiß der Teufel, wer recht hat!" Der Alte stierte mich an, und das Ende der Zwischenmusik rief uns zum Betrachten. — Auch der vierte Akt ging mit Theilnahme vorbei, und weil mir außerordentlich besser zu Sinne wurde, merkt' ich erst, daß mir vorher — nicht wohl gewesen war, was ich nach dem beifälligen Schluß des Ganzen völlig vergessen hatte. Ja, ich würde durchaus mehrere Tage lang mich vom Traume geneckt gewähnt haben, hätt' ich nicht bei dem Hinausgehen selbst die Worte ver-

nommen: „Wär' es nur im Parterre voller gewesen, ich hätte gewiß gepocht!“ — Diesmal wär' ich also den Füßen entgangen, und ich darf sagen, daß mein Versuch bei der zweiten Vorstellung ausdauernder gefiel. Mit dem vollsten Recht hab' ich Dank für die Darstellenden auszusprechen, die wahrhafte Liebe zu ihren Charakteren hervorleuchten ließen durch eine ausgezeichnete Sorgfalt überall. Selten wird auf ein Stück solche Mühe verwandt, wie hier bei dem meinigen geschah; ich denke künftig durch bessere Arbeiten zu danken, und so eigene Ungeschicklichkeit und Anderer Haß zu besiegen. Ich weiß, wie ich zu diesem Haß komme, denn wer mich nicht kennt, sucht in meinen Urtheilen nur Persönlichkeit, nicht Liebe zum Besseren. Zeit und Gelegenheit werden das lehren; ich bedauere nur, daß es Menschen giebt, die keine Verstellung für die höchste halten, die auf Alles eher rathen, als darauf, daß Jemand ehrlich seyn will! Frei will ich auch ferner Meinungen und Empfindungen walten lassen über Andere und mich, doch ohne Leidenschaft, damit nicht das Blut über die Ufer der Vernunft brause, und mit Archilochus denken: „Alles ist möglich, nichts ist ohne Hoffnung, aber auch nichts der Bewunderung werth.“ Gz.“

Aus diesen Berichten, geschrieben in aufregender Ungewißheit zwischen Hoffen und Zweifel über meine geistige Befähigung, spricht das innere Gähren sich in erfahrungsarmer Freimüthigkeit aus, zugleich der Entschluß, weiter thätig zu seyn für Bühnenwerke. Da sie jedoch zum nährenden Bedarf wenig beisteuerten,

die Aufträge zu künstlerischen Arbeiten sich aber wieder gemehrt hatten, trieb ich mir den Drang zur Schauspieldichtung möglichst aus dem Sinn. Nächstdem machte mir im Jahre 1814 meine Häuslichkeit noch umfänglicher zu schaffen. Ich verheirathete mich (am 3. Januar 1815) mit der herzvoll sinnigen und sorgsamen Tochter Fleck's, die in „Liebe und Friede", dann auch in „Ein Tag des Schicksals" mitbeschäftigt war, auf meinen Wunsch aber schon vor unsrer Ehe dem Theater entsagte, wonach ich um meine drei bühnendichtlichen Versuche mich gar nicht mehr bekümmerte; ein Entschluß, der sich auch dadurch befestigte, daß der mir wohlwollende Iffland langwierig krank und schon im September 1814 gestorben war.

Wenn ich von seinem Hinscheiden an die Berliner Theaterverhältnisse in der Zeitfolge überblicke, findet sich in mir der Glaube gerechtfertigt, daß Iffland's Werth bedeutsamer wurde. Unzweifelhaft war es ihm um die Innerlichkeit, um die Seele der Schauspielwirkung zu thun; dies ist der Kern seiner Eigenthümlichkeit, bei deren Schilderung man ihm das Gemüthliche mehr beschränkte, als es sich mit der Wahrheit verträgt. — Mag er als Dichter verlästert seyn von den Verfechtern der „romantischen Schule" und „poetischen Poesie" — eine an sich überspannte Benennung! — sie trieben durch ihr Liebäugeln mit dem Fremden die deutschen Grundlagen in Zerfahrenheit, während auf dem Wege, der sich volksgemäß angebahnt hatte, die „Idealität", die geistige Erhebung für unsre Bühne

heimischer zu erreichen wäre. Sagt Goethe von Iffland's Schauspielen: „sie sind zu einem bürgerlich rechtlichen Behagen hingewendet", wird wohl Niemand behaupten, daß diese Worte irgend etwas vom geistigen Aufschwung ausschließen.

Betrachte ich in Iffland den Darsteller, dann ist er meinen Erinnerungen da, wo seine Persönlichkeit nicht einigermaßen hinderlich wurde, unübertroffen, vorzugsweise in Gestaltungen aus dem ruhsamen Gemüthsbereich, so wie in denen der Wirklichkeit angehörenden des feinen und derben Lustspiels. Sein Streben erhob den sittlichen Zug selbst in der Posse, die ehemals — ob auch nicht ohne Ausnahme — kein solch leichtfertiges Erzeugniß war, als sie es geworden ist in verderblichster Weise für achtbare Zwecke der Bühne, und mit Goethe, der zuschauend stets völlig befriedigt war durch Iffland, bezeichne ich in ihm, zufolge des Gesammteindrucks, den „großen Schauspieler." — Beifall hielt er dem Bühnenkünstler für nothwendig; denn weil sein Schaffen dem vorübergehenden Augenblick angehört, hat ihn auch, wenn er es verdient, der Augenblick dankbar zu belohnen, um die Innerlichkeit des zu belebenden Gebildes vor Ermattung zu schützen. Doch war, bei dem Erzielen von Rührung und Erschütterung, die lautlose und doch fühlbare Ergriffenheit für Iffland der an Dank reichste Beifall.

Iffland's würdiges Bezwecken erwies sich auch im Umfange seines Verwaltens; überall stand der Werke Inhalt dem Aeußeren voran, so daß seine

durchdringende Umsicht mit geringer staatlichen Unterstützung — auch bei den schwierigen Allgemeinzuständen von 1806 an — in geistiger Hinsicht mehr verwerthete als es jetzt geschieht mit höchst namhafter Staatsbeihülfe. Nächstdem war er in vielfachster Weise ein Vorbild des unermüdlichsten Fleißes bis zum kaum Begreiflichen in der Zeiteintheilung, und in Betreff der Pflichtübung strenge gegen sich selbst, war er es auch, wo er sie von Andern zu fordern hatte. — Empfindlichkeit überfiel ihn allerdings nicht selten; die immer mit einwirkende Gereiztheit der Schauspieler herrschte auch in ihm, in seinen letzten Jahren durch Kränklichkeit mißtrauischer, doch hat er jedenfalls mit dieser Gereiztheit neben seiner Friedensliebe mehr sich geschadet als Andern.

Noch umfassender als hinsichtlich seiner eigenen Dichtungen für die Bühne wurde Iffland von dem Vorwurf verfolgt: er habe bei den zur Darstellung erwählten Schauspielen die „Poesie" und „Phantasie" nicht begünstigt. Das ist ein Vorwurf, bei dem man sich vor Allem über den Standpunkt zu einigen hätte, der weder mit dem Schulmaaßstabe noch mit der Ueberschwenglichkeit allein so leicht zu begründen ist als manche Wissenschaftler oder Heißgehirne sich einbilden. Wenn man die Bemühung nicht scheut, sich ein Verzeichniß zu verschaffen von den Werken, die während der Iffland'schen Verwaltungsjahre zum Erstenmale auf das Berliner Theater kamen, dann erfährt man, erstaunend über die Anzahl, daß Goethe's und Schiller's Werke vollständig heranzogen, von

den Dichtern nach ihnen Iffland fast Jedem, der mehr oder minder Beruf einleuchten ließ, die Bahn zur Bühne eröffnete, auch wenn ihm die Richtung nicht zusagte, wie — zum Beispiel — an A. W. Schlegel's „Ion." Wäre die Rede von Denen, die hauptvorzüglich der deutschen Bühne alle Herrlichkeit gesichert glauben mit Shakspeare, dann ist zu antworten: Iffland brachte ihn zuerst in den Uebertragungen von J. H. Voß und A. W. Schlegel. — In Bezug auf Natur und Unnatur, heimisch und unheimisch, hatte allerdings Iffland schlichte Ansichten; lag ihm dadurch die Leitung des Gegenwärtigen näher als eine bevorzugte Bekanntschaft mit dem uns absonderlich fern oder seltsam Gewordenen, den Zweck der Allseitigkeit hat er sich dennoch bewahrt, und steht selbst bei solcher Prüfung der Zeit nach ihm voran, wie er überhaupt ihr als Muster voransteht im Fördern des Heilsamen der Bühnenwirkung. — Einen überwiegenden Vorwurf wollte und will man auch noch jetzt daraus erwachsen lassen, daß er die Dichtungen des Heinrich v. Kleist nicht zur Darstellung brachte; man darf dies aber nicht vom späteren Standpunkt der Ansichten beurtheilen. Gewiß wird Jeder durch das Schicksal und irdische Schreckensende des Unglücklichen sich erschüttert fühlen, um so mehr Einer, dem seine Gestalt herbeischwebt im Zurückschauen. Nicht glänzend angethan, düster vor sich hinblickend, sah ich ihn zuweilen in einer oder andern Straße Berlin's — es wird 1810 oder 1811 gewesen seyn — ein Wort von ihm selber habe ich nie

vernommen, und seine Schriften wurden mir auch erst nach seinem Tode bekannt. Erzählt hat man mir damals, Heinrich v. Kleist beschäftige sich mit einem Tagesblättchen, zu dessen Inhalt er das Nöthige meist in einem Gasthause für Weintrinker schreibe. Der gewaltsame Schluß seines Lebens, der Selbstmord, mit dem er und seine Geliebte, eine verheirathete Frau, sich im Tode vereinigten, erweckte aus lebhaftem Streit öffentlicher Stimmen für Heinrich v. Kleist eingänglichere Beachtung, und nun auch Aeußerungen gegen Iffland. Man hat aber zu bedenken, daß Kleist's Dichtungen in ihrer Ursprünglichkeit überhaupt nirgends die Bühne erreicht hatten, ausgenommen das Lustspiel: „Der zerbrochene Krug", das — nach Goethe's Zeugniß — 1807 in Weimar „eine sehr ungünstige Aufnahme fand." Nächstdem mag man lesen, wie im Gesammten über Heinrich v. Kleist das Urtheil Goethe's lautet. Er sagt:

„Mir erregte dieser Dichter, bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Theilnahme, immer Schauder und Abscheu, wie ein von der Natur schön intentionirter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre. Tieck wendet es um: er betrachtet das Treffliche, was von dem Natürlichen noch übrig blieb, die Entstellung läßt er bei Seite, entschuldigt mehr, als daß er tadelte; denn eigentlich ist jener talentvolle Mann auch nur zu bedauern, und darin kommen wir denn Beide zuletzt überein."

Bearbeitungen der Kleist'schen Dichtungen fehlten noch zur Zeit Iffland's, und daß er, in seiner

Weise bemüht, von der Bühne aus für Gesundheit des Familienwesens zu wirken, bei dem Visionsnebel und allerlei wunderlichen Einmischungen der Kleist'schen Ueberspanntheit auch etwas „Schauder" spürte, ist natürlich. Wie sehr es dem Leidensträger wäre zu gönnen gewesen, seinem unzweifelhaften Dichterberuf während seines Lebens Läuterung und Geltung, seinen Kräften Frieden mit sich selber zu erringen, nach damaligen sehr erklärbaren Auffassungen ist jedenfalls die wegen Kleist für Iffland beschwerende Schuld sehr zu erleichtern. — Ehre also seinem Andenken über jeden Mißton aus eingeschulter Enge hinweg, und Achtung auch seinen dichterischen Gaben, mit denen er in bester Meinung für das sittliche Volkswohl that, was er vermochte, auch mehr als dies nie thun wollte, weil er eben als Dichter sich der Schranke seiner Strebsamkeit bewußt war.

Minder zu gutem Andenken stellte sich mir noch vor dem Ableben Iffland's ein anderer Zeitgenosse, der gallig streitsüchtige Müllner, dessen Haderlust mich Jahre hindurch zeitraubend zwang, ihm Gegner zu seyn. — Als am 14. Februar 1814 sein Trauerspiel: „Die Schuld" zur Darstellung kam, hatte ich darüber zu berichten in Folge meiner Mitarbeit bei der „Spener'schen Zeitung", und fand mich angeregt, vom christlichen Standpunkt aus den in jener Dichtung waltenden Schicksalsglauben des griechischen Alterthums zu bekämpfen. — Es ist um so rathsamer, hier nicht in Breite die Entwickelung solcher Ansicht zu wiederholen, da jeder Denkende mit ihr vertraut

seyn wird; hier sey nur bemerkt, daß Müllner's Vorrede zur zweiten Auflage der „Schuld" meist gegen meine Aeußerungen eiferte, obwohl ihnen anderseits die Zustimmung nicht fehlte.

Etwa inmitten des Jahres 1816 war nun Müllner in Berlin, wegen Berathens mit dem Theater-Verwalter — nun Graf Brühl — hinsichtlich der Darstellung des Trauerspiels: „König Yngurd." Mir unerwartet besuchte mich der „Weißenfelser Aristarch", wie Müllner schon damals genannt wurde, und ich empfing ihn so zuthulich, wie es meine beschränkten Verhältnisse gestatteten. Da ich zur Erholung bei schriftstellerischer Beschäftigung ein Zimmer nah am Thiergarten für Nachmittags- und Abendstunden gemiethet, auch nahe Gelegenheit hatte zu einfachem Mahl, bat ich ihn, dort mein Gast zu seyn. Er sagte zu, fand sich ein, und wir saßen zu Dreien beisammen, denn nur noch meine junge Frau war zugegen. Er leitete bald absichtlich das Gespräch auf jenen Bericht, und je deutlicher ich davon mich abwenden wollte, je mehr hofmeisterte er mich mit übermüthigem Behagen. Endlich war doch bei aller Nachgiebigkeit nicht weiter auszuweichen, er schlug um sich mit immer schärfer verletzender Rede; ich sah mich gezwungen, meine Ueberzeugung zu vertheidigen, und that es möglichst besonnen, doch so entschieden kräftig, wie seine Angriffe es mir geboten. Jetzt wurde mir klar, daß Müllner mich eigentlich nur besucht hatte, um mich einzuschüchtern, und dadurch mein öffentliches Aussprechen für seine Zwecke zu bevormunden. Als er

nun begreifen mußte, dies werde ihm nicht gelingen, steigerte er seinen Zorn, während sich dessen Ausdruck erniedrigte; dann, nachdem ich ihm nicht mehr antwortete, stand er hastig, so sehr es seine Wohlbeleibtheit erlaubte, vom Polstersitz auf, und verließ mit dem barschbös tönenden Ausruf: „Gute Nacht!" plötzlich das Zimmer. — Meiner Frau, von Angst und Schreck erfüllt, waren Thränen entpreßt, und die Brust erleichternd sagte sie aufathmend: „Gott sey Dank, daß er fort ist; Der kommt im Leben nicht wieder zu Dir!"

So dachte auch ich; Müllner überraschte mich jedoch schon am nächsten Tage, und trat in mein Arbeitsstübchen der Stadtwohnung mit der Anrede: „Entschuldigen Sie, ich habe Rühmens gehört von einer Predigt, die von Ihnen in Art des Abraham a Santa Clara geschrieben ist, möchte sie gern lesen." Ich hatte einzelne Bogen des Bandes, worin dieses Spiel heiterer Laune im Jahr 1816 zum ersten Mal gedruckt erschien, und gab sie ihm, dabei äußernd: er könne sie behalten. Was er dann noch sagte und entgegnete, klang immer wie nur halb verhüllte Drohung, doch ging daraus zugleich hervor, so ganz wolle er es nicht verderben mit Einem, der eine öffentliche Stimme in der „Spener'schen Zeitung" und im „Morgenblatt" hatte: an jener Predigt war ihm gewiß wenig oder nichts gelegen. Da er sich schließlich sogar erbot, mich bei einer bezweckten Mitsorge zum Vortheil des „Vaterländischen Vereins für hülfsbedürftige Krieger" zu unterstützen, sandte ich auch ihm die

gedruckte Einladung zu Beiträgen in Bezug auf die für jenes Unternehmen entstandenen vier Bändchen „Gaben der Milde", empfing aber keinen Beitrag, und später, als keiner mehr nöthig, und Ende Novembers 1816 meine Zeitschrift: „Der Gesellschafter" angekündigt war, folgende Antwort:

„Weißenfels am 1. Dezember 1816.

An Aufsätzen schönwissenschaftlichen Inhalts, die für Ihren wohlthätigen Zweck sich eigneten, bin ich gänzlich arm. Aus Verdruß über die Berliner Bühnenverwaltung bin ich der Kunst fast abhold geworden, und habe aus Desperation eine Menge rückständiger Kritiken im Fache der Jurisprudenz und Staatswissenschaft aufgearbeitet. Diese gelehrte Wuth wird aber vorübergehn und für ihre Zeitschrift wird sich in Zukunft Manches finden, wenn ich erst mit der Tendenz derselben bekannt werde. Wollen Sie zum Anfange und zum Beweis der Aufrichtigkeit meines guten Willens einige Scenen aus Yngurd, so schreiben Sie mir deshalb.

Mit ungeheuchelter Hochachtung

Ew. Wohlgeboren ergebener

Müllner."

Einstweilen zu begrenzen ist die Rückschau nach jenen Wirrigkeiten, bei denen ich durch mannigfach erregte Umtriebe Müllner's entweder offenbar persönlich angefochten, oder aus schlausüchtiger Verdreherei in seine Händel mit Andern verwickelt wurde. Auf allerlei Wegen und Umwegen hat er mich mindestens acht Jahre mit seiner Verbissenheit geplagt, und da

die Anfechtungen hauptsächlich mit meinem zeitschriftlichen „Gesellschafter" verknüpft sind, habe ich voran über dessen Entstehen und die durch Garlieb Merkel's arglistiges Einschreiten erweckte Veranlassung zu berichten, dann auch zeitgemäß von dem erwähnten „Verein zur Verpflegung der in den Feldzügen von 1813 und 1815 hülflos gewordenen Berliner Kriegern und deren Wittwen und Waisen" zu sprechen.

Seit Merkel's Flucht aus Berlin im Jahre 1806 erfuhr ich durch Gerüchte von seinen Verhältnissen weiter nichts, als daß er in Riga eine Zeitung herausgebe, sich Reichthum und ein Landgut erheirathet habe, und „Skizzen" aus seinem „Erinnerungsbuch" drucken ließ. Nach etwas über neun Jahren sah ich seine Handschrift wieder in einem Schreiben, womit mein kurzes aber sehr widerliches Abenteuer mit ihm begann. Ich hatte zu lesen:

„Depkinshof bei Riga am [illegible] October 1815.

Mein alter, sehr geehrter Freund!

Mit der herzlichsten Theilnahme und Freude bin ich dem genialischen Gange gefolgt, den Sie genommen haben, um dem Publikum auf so vielfache Weise hochachtungswerth und wichtig zu werden. Hätte ich es mir nicht zum Gesetz machen müssen, meinen Freunden wie meinen Feinden aus meiner Ferne schweigend zuzusehn, längst und oft hätte ich Ihnen fröhlich Glückauf! zugerufen. Endlich läuft meine Quarantaine ab, und Sie sind Einer der Ersten, denen ich schreibe.

Die nähere Veranlassung dazu ist eine Aeußerung des Dr. Kosegarten (der vorgestern hier ankam), aus der ich manche, nicht unerwartete, aber mir wichtige Schlüsse über die Lage des „Freimüthigen" und seines jetzigen Herausgebers gezogen habe. Sie würden mich, mein hochgeehrter Freund, unendlich verpflichten, wenn Sie mir mit umgehender Post meldeten, wie sie eigentlich ist, und ob das Blatt im künftigen Jahr wird fortgesetzt werden können? Ich wünsche indeß, daß meine Erkundigung geheim bleibe.

Melden Sie mir zugleich, ob das Berliner Publikum noch zuweilen an mich denkt, und ob freundlich? Oder ob noch der alte Aerger darüber herrscht, daß ich nicht, wenn ich sagen wollte, „Hans Christoph, Du bist ein Pfeffersack!" statt dessen sprach: „Hochedler Herr, Sie sind stets gewürzreich!"

Mit Ungeduld seh' ich Ihrer Antwort entgegen, mehr noch, weil sie mir ein Beweis Ihrer freundschaftlichen Gesinnung seyn wird, als wegen des Gegenstandes.

Mit aufrichtiger Hochachtung und Freundschaft Ihr
Merkel."

Was ich auf seine Fragen zu antworten wußte, schrieb ich ihm. Kotzebue hatte den „Freimüthigen" als sein unbeschränktes Eigenthum betrachtet, demnach das Recht einer erneuerten Herausgabe und des Verlags verkauft an den Dr. August Kuhn, der behauptete: Jenem 30,000 Thlr. gezahlt zu haben, was muthmaßlich für Uebertreibung zu halten ist. Auf Beurtheilen des Sachlichen ließ ich mich nicht ein,

denn aus Dem, was von benannter Zeitschrift vorlag, konnte ja Merkel selbst sich eine Meinung oder ein Urtheil verschaffen. Auch war es mir keine Nothwendigkeit, „über die Lage des „Freimüthigen" und seines jetzigen Herausgebers" zu berichten. In den nächsten Monaten vernahm ich nichts von Merkel, bis ich brieflich folgende Mittheilung empfing:

„Memel, am 17. März 1816.

Mein theurer, verehrtester Freund!

Endlich, endlich sind alle Hindernisse theils besiegt, theils geradezu weggeworfen, und in fünf oder sechs Tagen bin ich so glücklich, Sie in Berlin zu umarmen. Mit großer Freude begrüßte ich an der ersten Preußischen Stadt, die ich nach zehntehalb Jahren wieder sah, die tausendmal tausend Erinnerungen meiner vorigen Tage in Deutschland und vorzüglich in Berlin. — Was verging, blüht nicht wieder, vielleicht etwas Besseres und Schöneres statt seiner.

Die erste Bitte, die ich nach Berlin sende, trifft Sie, mein hochverehrter Freund! der Sie überhaupt bei meinen Erwartungen und meinen Plänen für dort im bedeutendsten Vordergrunde stehen. — Ich hoffe, wir schlagen für manches Bedeutende Hand in Hand. Vorizt habe ich indeß nur ein ganz prosaisches Anliegen, nähmlich, daß Sie mir, wo möglich in Ihrer Nachbarschaft oder der Friedrichsstraße, eine Chambre garnie, etwa zwei hübsche Zimmerchen, besorgen, und einen monatlich bedungenen Diener. — Gern schriebe ich Ihnen noch viel; aber der Schekner Schiffer, mit

dem mein Reisegefährte accordirt, lärmt so viel Versprechungen heraus, daß das Zimmer wiederhallt. Also Alles, was in meiner Seele sich bewegt, aufgeschoben, bis ich auf Ihrem Sopha sitze.

Herzlich umarme ich Sie! Mit aufrichtiger Hochachtung und Freundschaft Ihr

Merkel.“

Was dieser Brief nöthig machte, war geschehen, was Merkel weiter von mir wollte, hatte ich zu erwarten. Am 25. Mai 1816 kam er an; wir sprachen lange über Vergangenheit und Gegenwart, nichts diente zum Klarwerden jenes Schreibens, und nach seiner Aeußerung: er wisse nicht, wo er den heutigen Abend zubringen solle, erging meinerseits die Einladung: er möge mich in dem Stübchen vor dem Thore besuchen, wo nur noch meine Frau seyn würde, die aus früheren Tagen von der Bühne her bekannte Henriette Fleck. Wir waren am Abend beisammen; ein schlichtes Mahl, dazu Cardinal-Getränk, wurde uns von der Hauswirthin besorgt. Die Unterhaltung mußte meist ich übernehmen, denn Merkel rauchte aus langer Thonpfeife — bei mir, dem Nicht-Raucher, wurde diese sammt dem Taback auch erst ermittelt — und blieb mehr schweigend als sprechend.

Am nächsten Vormittage wurde ich überstürzt durch eine Zusendung von ihm. Er schrieb mir:

„Hochverehrter Freund!

Ihre Unterhaltung und Ihr Cardinal haben mich zu einem Plane begeistert, der mich die halbe Nacht beschäftigt hat. Lesen Sie die Beilage, und billigen

Sie, wie ich sehr wünsche, den Inhalt, so senden Sie mir sie mit dem Namen ausgefüllt zurück. Dann schicke ich sie noch heute nach Petersburg und Riga, und mit nächster Post nach Wien und Prag. In Berlin selbst muß diese Anzeige erst in der Mitte des Junius erscheinen.

Gewagt wird bei dem Unternehmen nichts. Und würde es nur ein Vierteljahr lang fortgesetzt, immer wird es eine heilsame Bewegung veranlassen, und muß, außer baarem Vortheil, viel Spaß machen. Ueber den eigentlichen Zweck und Karakter sind wir wohl ohne Erörterung einverstanden; was sonst noch zu bereden ist, wird keine Schwierigkeit machen.

Mit ganzem Herzen Ihr Ml."

Die Beilage war eine Ankündigung der Zeitschrift: „Ernst und Scherz oder der alte Freimüthige", und auf der ersten Seite stand:

„Herausgegeben von und ."

Ich sollte nun meinen Namen an der einen oder anderen leeren Stelle einfügen, und der Bote sagte: er hätte auf den Bescheid zu warten, dann mit dem Rückweg zu eilen. — Ich packte die Ankündigung wieder ein, und beigelegt waren nur die Zeilen:

„Verehrter Herr und Freund!

Sie werden gütigst entschuldigen, daß ich auf Ihren Vorschlag nicht eingehe. Meine Verhältnisse sind nicht der Art, um augenblicklich mit Herausgabe einer Zeitschrift mich beschäftigen zu dürfen.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Berlin, 26. Mai 1816. F. W. Gubitz."

Kaum eine Stunde später war Merkel wieder bei mir, überströmte mich mit Zureden, setzte mir auseinander: er habe, fast zehn Jahre von Deutschland entfernt, Jemand nöthig, der mit dessen Zuständen in stetem Zusammenhang geblieben sey, und endlich machte er es geltend, daß einst, da ich in meinem Kunststreben angegriffen war, er mir beihülflich zu meinen Gegenreden im „Freimüthigen" Raum bewilligt habe, jetzt aber auf meine Beihülfe rechne, die ich ihm, des Vergangenen gedenkend, hoffentlich nicht versagen würde.

Merkel hatte, wie sich glauben läßt, die Erregung meines Gemüths beabsichtigt; und darf man wohl voraussetzen, seine Theilnahme an jenem Streit habe er für sich selbst als zweckdienlich erachtet, auch der Schein von Undankbarkeit war mir empfindlich. Ich gab der Bedrängniß nach, und schrieb auf die Handschrift der Ankündigung meinen Namen in die zweite Lücke. Vollen Vertrauens fiel mir Schriftlichkeit des Vertrags gar nicht ein, hinlänglich schien mir das gegenseitige Versprechen: gleiches Recht, gleiche Theilung bei Gewinn und Verlust.

Die Ankündigung wurde gedruckt und verbreitet, anfangs mit so günstigem Erfolg, daß man die Ergiebigkeit der Zeitschrift, deren Druck Gottfried Hayn, deren Versendung die Spener'sche Buchhandlung übernahm, nicht bezweifelte. Nach Merkel's Vorschlag hatte er die Blätter der ungraden, ich die der graden Zahlen in Macht und Sorge, Einer dem Andern die für sein Bereich geeigneten Beiträge einzu-

händigen. Eifrigst bemühte ich mich von der Stunde an, in der ich durch Einfügung meines Namens mich dem Bündniß verpflichtet hatte, mußte aber bald einsehen, daß mit der steigenden Mehrung der Bezahler auch die Anmaßung Merkel's in Steigerung war. Kaum verbreitet hatten sich die ersten Blätter, da sagte mir der alte Hayn: „Ich glaube als vieljähriger Freund Ihrer Familie Ihnen nicht verhehlen zu dürfen, daß mir Herr Merkel äußerte, er sey Eigenthümer des Titels, also auch der Zeitschrift überhaupt, könne Sie von der Redaction entfernen, sobald er wolle, und demnach wären seine Anordnungen die gebietenden, wie er sich ausdrückte!" — Das machte mich aufmerksam, und obschon ich ungern in dies Verhältniß gewilligt hatte, mein Recht und Ehrgefühl waren jetzt mitsprechend. Ich ahnte, weshalb Merkel die Titel der von ihm vor seiner Flucht herausgegebenen beiden Zeitschriften vereint habe und welche Absicht darin ihre Grundlage gewinnen könne, erkundigte mich auch hier und dort. Es bestätigte sich: mir drohte die Gefahr, wie ein unterthäniger Diener entlassen zu werden, und ich schrieb nun an Merkel:

„Verehrter Herr und Freund!

Indem ich mich in meiner Geschäftigkeit für unsere Zeitschrift sehe, überschaue ich: sie wird mir so viel Zeit kosten, daß ich dabei manche, mir nicht einmal als solche angerechnete Verluste haben muß. Fest entschlossen, mit der höchsten Thätigkeit selbst für die Zeitschrift zu wirken, nächstdem noch Ihr Eingreifen mit allen zahlreichen Bekanntschaften und Mitteln zu

fördern — wie Sie es bisher bemerkt haben — werden Sie nicht unwillig seyn, wenn ich manches geldbringende Geschäft nicht gern entbehren mag, ohne eine Sicherheit zu erkennen, wie sie bei Unternehmungen gewöhnlich ist. Gern und willig beginne ich das Werk mit Ihnen auf gleiche Gefahr, und da wir, wie es denn nicht anders seyn kann, mündlich für ganz gleiche Rechte übereinkamen, so lassen Sie, nach dem regelmäßigen Gange, uns dies gegenseitig auch schriftlich geben."

Offen, wie stets, sage ich Ihnen darüber meinen, schon oben angedeuteten Grund. — Mein Plan ist, mich als Künstler allen geringfügigen Arbeiten zu entziehen, und künftig nur an Werke zu gehen, die meines Namens Dauer mir sichern; deshalb habe ich Stunden der Erholung benutzt, mir schriftstellerische Quellen zu eröffnen, und es ist mir bisher geglückt; ich habe noch keine Unternehmung gemacht, wobei die Verleger nicht zufrieden gewesen wären. Jetzt, wo ich mit einem Male in der Nothwendigkeit bin, meine Kunst auf meine Wünsche beschränken, oder — wie ich freudig empfinde — ausdehnen zu müssen — eben weil es meine Wünsche sind! — jetzt, wo ich in der ersten Zeit bei unserm Werke ohnfehlbar manches Opfer bringen werde, will ich mindestens mit derselben Hoffnung auf die Zukunft mich vertrösten können, als Sie es vermögen. Ich bin dann nicht so getheilt, nicht halb bei einer Angelegenheit, die alle Kraft in Anspruch nimmt.

Haben Sie denn nicht gleiche Rechte, gleiche Hoffnungen? — werden Sie fragen, und ich muß darauf erwiedern: Nein! — Meine Unbefangenheit hat nicht daran gedacht, daß, wie ich gestern in einem zufälligen Gespräch mit einem Rechtsfreunde erfuhr, Sie — im Falle es Ihnen einmal wollenswerth erschiene — mich sogleich von der Redaction entfernen könnten, weil — wie ich gefragt mit Ja zu beantworten hatte — der Titel mit jenem Anhange von Ihnen vorgeschrieben wurde. Obwohl dies an sich eine Geringfügigkeit ist, doch hat sie mich bedenklich gemacht, und da es Ihnen durchaus gleichgültig seyn kann, daß unser Uebereinkommen — Wort gegen Wort! — auch schriftlich werde, so bitte ich Sie darum, und zugleich auch: daß Sie gütigst die Punkte entwerfen und mir vorlegen. Ich habe dabei unsere Bestimmung im Sinn: Gleiche Gefahr, gleiche Lasten, gleichen Vortheil — gebe ihn uns der Himmel! — Dann noch einen Punkt, der eine Entschädigung betrifft, im Falle Umstände Sie oder mich zum Abtreten bewegen sollten; — so ist die Sache in aller Kürze richtig und in der Form.

Sehen Sie dieses Begehren nicht als Mißtrauen an — Sie werden es leicht bemerklich finden, daß mir nicht viel davon zu Theil geworden ist! — sondern als einen Beweis des redlichsten Willens, mich unserm Verhaben mit der angestrengtesten Thätigkeit widmen zu können.

Um baldige Anordnung des Gewünschten Sie bittend grüßt herzlich Ihr

Berlin, den 28. Juni 1816. F. W. Gubitz."

Jetzt entstand ein rascher, seinerseits mit Drehen, Wenden und Schwenkungslist geführter Briefwechsel, ansichtlich dessen Merkel sich offenbar vor dem schriftlichen Uebereinkommen hüten wollte, bis er dann mir den Entwurf des Vertrags zuschob. Er empfing ihn nach Anleitung jenes Briefes am 3. Juli, zögerte nun mit der Antwort, erbot sich endlich für den 10. Juli zu einer persönlichen, vermeintlich ausgleichenden Besprechung, und auch dies wurde mir schon als gnädige Nachgiebigkeit angerechnet, was hervorleuchtet aus folgenden Zeilen, die er mir zwei Tage vor der Zusammenkunft sandte, wie man bemerkt ohne Ueberschrift:

„Die Erfüllung Ihres Wunsches wird Ihnen einen Beweis geben, welchen Werth ich auf Ihre Wünsche lege. Aber ich habe nun auch ein Paar. Erstlich, da es doch möglich ist, daß wir uns am Mittwochen nicht vereinigen, bitte ich Sie, im 6. Blatt keinen Artikel anfangen zu lassen, es sey denn, daß Sie mir ihn ganz überlassen. Ferner bitte ich Sie um Zusendung der eingegangenen Beiträge, da sie doch ohnehin, bis ein neuer Vertrag zwischen uns geschlossen ist, mir gehören.

Mit aufrichtiger Hochachtung und Freundschaft

Ihr

Am 8. Juli 1816. Merkel."

Diese Bitten sammt Anhang verrathen den bösen Willen der „aufrichtigen Freundschaft" deutlich genug. Was war zu thun? Da die Spener'sche Buchhandlung mit der Zeitschrift in Verbindung, der alte Spener mir wohlgesinnt war, sandte ich diesem alle Briefe,

sprach das Vorhaben aus, mich sogleich von **Merkel** trennen zu wollen, ersuchte aber um die Meinung und den Rath des umfänglich erfahrenen, wackern, auch wissenschaftlich bedeutsamen Mannes. Am Morgen des 10. Juli erhielt ich die Antwort:

„Ich danke Ihnen, verehrter Herr und Freund, für die Mittheilung der anbey zurückgehenden Erklärungen und bin überzeugt, daß Sie nie Ursach haben werden, Ihren Entschluß zu bereuen. Auch wenn Sie in dieser Sache einen Proceß gewinnen könnten, würde es möglich seyn, mit einem Manne in Frieden zu leben, dem die Umwege geläufig sind? Noch besser werden Sie sich befinden, wenn Sie nun auch keinen Groll im Herzen behalten. Daß man für sich selbst und für Andere unendlich dabei gewinnt, wenn man ähnliche Ereignisse für bloße Mißverständnisse erklärt, sich auch bestrebt, sie wirklich dafür zu halten, das hat mir nun 67 Jahre lang die Erfahrung bestätigt. Ihr ergebenster

Den 10. Juli 1816. Johann Carl Spener."

Gleich nach Empfang dieses Schreibens ging ich zu **Merkel**, und nachdem ich in meiner Aufregung ihm sehr freimüthig mein Urtheil über sein hinterhaltiges Treiben beigebracht hatte, legte ich ihm ein hastig an seinem Pult geschriebenes Abschiedsblatt vor zur Unterschrift, die er verweigerte. Als ich aber mit Entschiedenheit beharrlich blieb in meinem Verlangen, und hinzufügte: wenn er nicht von seiner Weigerung abließe, müßte ich unser Begegniß nebst allen Briefen gedruckt in die Oeffentlichkeit senden,

kam das Folgende mit seiner Bestätigung in meine Hand:

„Gründe, die nicht für das größere Publikum sind, bestimmen mich, von der Herausgabe, der Redaction und jeder Mitarbeit bei der Zeitschrift: „Ernst und Scherz oder der alte Freimüthige" abzutreten, wie ich dies am heutigen Tage Herrn Dr. Merkel anzeigte.

Berlin, den 10. Juli 1816. F. W. Gubitz.

Obige Erklärung übergebe ich Herrn Dr. Merkel, damit höchst zufrieden, daß ein Verhältniß ende, welches mir keinen Frieden erzeugt hätte; — es war also für mich, den die Gewinnlust nicht zu dem Unternehmen führte, ein schnelles Scheiden das wünschenswertheste. Herr Dr. Merkel erstattet mir alle gehabten Kosten, übernimmt die Zahlung aller Kosten, die noch vorfallen, ich habe gar keine Verbindlichkeit mehr, zu zahlen. Gz."

„Meine Zufriedenheit mit dem Vorstehenden bezeuge und erkläre ich hierdurch. Dr. G. Merkel."

Dies ist das im „Conversations-Lexicon" erwähnte Schriftstück, von dem gesagt ist: „Nach der Befreiung Deutschlands kehrte auch er (Merkel) dahin zurück, in der Meinung, sein Aristarchenamt fortzusetzen. Nachdem er sich zu diesem Zweck mit Gubitz verbunden, aber eben so schnell seiner Unverträglichkeit wegen (wie er dies in einem eignen Document, das er diesem auszustellen genöthigt wurde, bekennen mußte) wieder entzweit hatte, ließ er allein eine Zeitung artistisch-literarischen Inhalts unter dem Namen: „Der alte Freimüthige" erscheinen. Allein er

mußte bald wahrnehmen, daß seinen seichten und abgeschmackten Unterhaltungen die Leser fehlten.“

Empfindbar ist es, daß jenes Abschiedsblatt in heftig innerer Bewegung entstand; für die Veröffentlichung habe ich damals nur die ersten Zeilen benutzt.

Als Merkel unterzeichnet hatte, schritt ich der Stubenthür zu bei den Worten: „Geh' es Ihnen nach Gebühr!“ Jetzt rief er aus: „Ich bin für drei Blätter Honorar schuldig!“ Ich antwortete: „Lassen wir Das, ich begehre nichts!“ und er entgegnete: „Das darf ich nicht dulden! was zahlt Ihnen Cotta für die Beiträge zum Morgenblatt?“ — Erheitert durch den gewünschten Erfolg gab ich lachend den Bescheid: „Eine unglückliche Frage für Sie; er honorirt mir den Bogen mit Dreißig Thalern Gold.“ Ein paar Augenblicke vergingen im Schweigen, bevor er, mir die Hand bietend, die ihm leer blieb, erwiederte: „Nun, ich nehme Ihre Freundschaft an!“ — Nochmals lachend verließ ich ihn in bester Laune, denn der letzte Auftritt hatte mich belustigt, und meiner Befreiung war ich herzlich froh.

Den Rath Spener's habe ich befolgt. Merkel bewies mehrmals Tücke gegen mich, ich that, als wüßt' ich's nicht, und kann behaupten, daß ich — mit Ausnahme der Abwehr einer schnöden Lüge, wobei Merkel die Widerlegung gar nicht versuchte — erst jetzt wieder seinen Namen geschrieben habe. — Um gleich über ihn zu enden, berichte ich nur: Nach der Trennung von ihm wurde ich von Gräff und Vetter, die Besitzer der Maurer'schen Buchhandlung geworden

waren, mit dem Anliegen bedrängt, selbst und allein die Herausgabe einer Zeitschrift zu unternehmen. Ich widerstand, bis auch Gräff, dessen Verhältnisse sich für ihn sehr nachtheilig verändert hatten, auf eine vergangene Zeit hinwies; nun unterschrieb ich die Anzeige im December 1816. Mit dem 1. Januar 1817 begann der „Gesellschafter", der „alte Freimüthige" aber verlor schnell so an Theilnahme, daß Merkel sich im März 1817 von Berlin entfernte, nachdem er Julius v. Voß überredet hatte, einstweilen Redacteur zu seyn, was eine schlimme Stellung wurde, und mit dem Juni verschwand der „alte Freimüthige". — Daß sich der „Freund" nun in den galligsten Feind verwandelt hatte, ist ersichtlich aus der Schrift von Merkel: „Deutschland, wie ich es nach zehnjähriger Entfernung wiederfand". Die „Allgemeine Literaturzeitung" hat ihn aber in Bezug meiner Persönlichkeit damals gleich dermaßen abgefertigt, daß ich es gar nicht für nöthig hielt, Merkel'sche Schmähungen zu beachten; dies ist auch jetzt zu unterlassen, weil ich schon von der mir öffentlich ausgesprochenen Genugthuung in jener bis auf alle Zeit befriedigt wurde, mich nächstdem stets gern wieder hinwende zu Schilderungen, die mir angenehmer und erfrischender sind.

Berichtigend ist zu lesen:

Seite 30. Zeile 1. statt eigene — eigenen.
— — — 6 von unten, statt eine — einen.
— 39 — 6 von oben, statt mir — mich.
— 48 — 7 von oben, nach und — dem.
— 95 — 10 von unten — Grävenitz.
— 121 — 23 von unten, statt welcher — welchen.
— 149 — 11 von oben — Freimüthigkeit.
— 172 — 7 von unten — Verfasser.
— 272 — 11 von oben, statt war — wer.

* * * * *

Im Verlag der Vereins-Buchhandlung erschienene Schriften

von

F. W. Gubitz.

Wirklichkeit und Phantasie. Erzählungen. Zwei Bände. 3 Thlr.
Erzählungen, Mährchen und Schwänke. 22½ Sgr.
Lachender Ernst und Stacheln der Laune. 1 Thlr. 15 Sgr.
Des Nachbars Rosentage. Mit zwölf Holzschnitten in Doppelfarbe. 10 Sgr.
Gelobtes Land der Kalender Bilder. Mit zwölf Holzschnitten in Doppelfarbe. 10 Sgr.
Die Entziehung der Vor- und Zwischenmusik im Berliner Schauspielhause durch die gegenwärtige General-Intendantur. 3 Sgr.
Gedichte. Zwei Bände. 2 Thlr.

Für die Bühne.

Die Ehrenschuld. Drama in einem Akt.
Allen ist geholfen. Lustspiel in einem Akt.
Hans Sachs oder Dürer's Festabend. Dramatisches Gemälde in einem Akt.
Das Urtheil. Drama in einem Akt.
Schicksalskämpfe. Historisch-romantisches Drama in fünf Akten.
Die Talentprobe. Lustspiel in einem Akt.
Czaar Peter und der Glaser. Drama in einem Akt.
Die selige Frau. Schwank in einem Akt.
Herz und Weltehre. Schauspiel in fünf Akten.
Die neue Schauspieler-Truppe. Fastnachts Posse.

Der Kaiser und die Müllerin. Historisches Lustspiel in einem Akt.
Verschiedene Wege. Lustspiel in fünf Akten.
Der lustige Rath. Historisch-romantisches Lustspiel in fünf Akten.
Gewagt und verzagt. Idyll-Schauspiel in einem Akt.
Keck und verwegen. Lustspiel in einem Akt.
Winkelränke. Lustspiel in einem Akt.
Karl der Große daheim. Vorzeit-Bild in drei Akten.
Kräftige Mittel. Lustspiel in einem Akt.
Gustav Adolph an der Oder. Geschichtlich Schauspiel in fünf Akten.
Sophie Dehloff. Geschichtlich Lustspiel in drei Akten.
Bei Leipzig. Schauspiel in einem Akt.
Sappho. Melodrama in einem Akt.
Die Abgeordneten auf der Bühne. Zeitbildlich Vorspiel.
Der Brautkranz. Dramatisirte Romanze.
(Sämmtlich im „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele".)

Zusammengetragen:

Goethe in Briefen und Gesprächen. Supplement zu den Werken des Dichters. (Nicht in seinen Werken enthalten.) 1 Thlr. 10 Sgr.

Schiller in Briefen und Gesprächen. Sammlung brieflicher und mündlicher Bemerkungen. Supplement zu den Werken des Dichters. (Nicht in seinen Werken enthalten.) 1 Thlr.

Für seine **Enkel als Weihnachtsgeschenk** ist neulich gedruckt:

Festesgabe für Kindesjahre.

In Liedern
von
F. W. Gubitz.
Zufolge der Anforderung jetzt in zweiter Auflage für Jeden zu haben. 5 Sgr.

Die Zeitschriften **„Gesellschafter"** (zweiunddreißig Jahrgänge) und **„Volks-Gesellschafter"** (fünf Jahrgänge) sind vergriffen, die vierunddreißig Jahrgänge des **„Volks-Kalender"** nicht mehr vollständig, und das damit verbundene **„Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden"** nur noch in geringer Anzahl vollständig zu haben.

Mehreres, was **F. W. Gubitz** unter erwählten Namen erscheinen ließ, wird er in der Schilderung seiner **„Erlebnisse"** zu besprechen haben.

Von dem, schon im ersten Mannesalter aus dem Erdenleben geschiedenen Sohne

Anton Gubitz

hat die Vereins-Buchhandlung im Verlag:

Der Mensch und die Schönheit. Neue Grundlegung der Wissenschaft vom Schönen und der Kunst. 15 Sgr.

Republik und Königthum. Ein Blick in die deutsche Gegenwart. 2½ Sgr.

Ansichten und Bemerkungen über Kunstwerke der Gegenwart. 5 Sgr.

Am Himmel und auf der Erde. Naturwissenschaftliche Unterhaltungen. 1½ Thlr.

Für die Bühne.

Drei Schauspiele (**Kaiser Heinrich und seine Söhne. — Sophonisbe. — John der Ziegler**). 1 Thlr.

Margaretha. Schauspiel in einem Akt. | Im „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele."
Fürstengunst. Schauspiel in zwei Akten. |

In Bezug auf den Holzschnitt sind hier anzuschließen:

Wohlfeilste Volks-Bilder-Gallerie. Bildnisse und Darstellungen nach vorzüglichen Gemälden. 224 Blätter. 6 Thlr.

Sammlung von Verzierungen (2361) in Abgüssen für Buchdruckereien zu haben.
5 Thlr.

Deutscher

Volks-Kalender

1868.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Mit vielen Holzschnitten.

Vierunddreißigster Jahrgang.

Inhalt:

In den Monats-Räumen **Dreiundfunfzig Mittheilungen für Ernst und Frohsinn im Leben.** — Es folgt dem in aller Hinsicht vollständigen Kalender das

Jahrbuch

des

Nützlichen und Unterhaltenden.

Lebenslehre. Die Wahrheit und die Gelenkmännchen. Ich, Du, Ihr. Das Erforderliche. Uebergelehrt. Erkenntniß. Mancher berühmte Staatsmann. Nicht Allen angenehm. Anklänge. Von Innen. (Gß.) Stilles Glück. (F. Brunold.) Erziehung. (Gß.) Weihnachts-Mährchen. (R. Graf Rehbinder.) Johann Friedrich von Flemming. (Adolph Ziemann.) Gemüthsinnig aus der Vergangenheit. (Therese.) Der Apfelblüthenstecher. Naturbild. (Karl Ruß.) Schrind und Pech. Erzählung aus dem Weichselwerder. (Marie Roskowska.) Gleichheit bei aller Ungleichheit. (Gß.) Seit vierhundert Jahren. (Gß.) Liebesgemälde aus Ehedem. (Gß.) Drei geschichtliche Züge. (Gß.) Verschiedene Ansicht. Guter Abschluß. (H. Rino.) Publikum. (Gß.) Die Kalender-Tagesnamen. Teutsch. (Gß.) Das weissagende Gespenst. (Gß.) Fortgesetzte Versteigerung von Gegenständen aus dem Tagesbesitz. Unter den Hammer gebracht vom Hofnarren des Zeitschwindels. (Gß.) Lebenslenkungen. (A. v. Michalowska.) Randstreifen. (Gß.) Anregungen aus dem Gebet des Heilands. (Gß.) — Auffassungen: „Etiquette.“ Genie. Tugend. Einseitig und Mehrseitig. Niedriges und Hoheres. „Gefährlicher Mensch.“ Absicht. „Civilisation“ — „Humanität“ — ob Menschenthum. (Gß.) Adler. (L. Tenner.) Blumen und Bäume. (Ed. Hillmar.) Umstände bilden Gegensätze. (R. Tobjn.) Vom Bier. (F. L. Körner.) Bildliches. (Gß.) Des alten Murrkopfs Zeit-Anschau. (R. Herrmann.) Anreden zum Gruß. (Gß.) Die Schöpfung und Bahn des Weibes. (Wilhelmine.) Der Engel des Herbstes. (B. Fahrtner.) Schluß-Gabe. In Dir ist Hülfe. Zungen-Gelenk. Objectiv und subjectiv — Sach- und Sichgemäß. Liebe. Die Selbstlauter A. E. I. O. U. Beinah ein Wunsch. Empfinden. In die Seele zu schreiben. Heilschuh. (Gß.)

12½ Sgr.

C. Schlesinger's Buchdruckerei in Berlin.

Andeutung.

Nach Abschluß des Ganzen wird eine bezeichnende Zusammenstellung von Namen der Persönlichkeiten, mit denen F. W. Gubitz in Verbindung und Begebnisse kam, erforderlich seyn. Bezüglich auf diesen ersten Band heben wir in Buchstaben-Reihe hervor:

Beyme.
Biester.
Bignon.
Böttiger.
Buchholz.
Burmann.
General Clarke.
v. Cölln.
Cotta.
Firmin Didot.
Caroline Döbbelin.
Minister Estève.
Commerzienrath Faudel.
Fehler.
Fichte.
Fridhof.
Friedrich Wilhelm III.
De la Garde.
Goethe.
Heinrich Gräff.
Griesbach.
Staatskanzler v. Hardenberg.
Der alte Prinz Heinrich.
Heinsius.
Kapellmeister Himmel.
Hoffmann („Callot").
Iffland.
Heinrich v. Kleist.
Langbein.
Christine Leest.
Königin Luise.
Mahlmann.
Fr. Maurer.
Mattausch.
Chr. v. Mecheln.
Merkel.
Müllner.
Friedrich Nicolai.
Niethammer.
Paulus.
Peguilhen.
Julius Reimann.
Rochlitz.
Schiller.
Friedrich Schulz.
Kapellmeister Seidel.
Minister v. Stein.
Schauspieler Stich.
Friedrich Unger.
C. W. Unzelmann.
Friederike Unzelmann-Bethmann.
Oberhofmeisterin v. Voß.
Zacharias Werner.
Wieland.
Fürst v. Wittgenstein.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.

Aufgeschnitten, auch nur an der Seite aufgeschnitten, wird kein Band zurückgenommen.

Erlebnisse

von

F. W. Gubitz.

Nach Erinnerungen und Aufzeichnungen.

Zweiter Band.

Berlin.
In der Vereins-Buchhandlung.
1868.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Immer Willens, nach der Zeitfolge wieder einzulenken, habe ich jetzt in weiteren Begebnissen mit Müllner dort anzuknüpfen, als er für die Zeitschrift: „Der Gesellschafter“ mir Mitthätigkeit brieflich ausgesprochen hatte. Auf sein Erbieten, mir Theile aus dem Trauerspiel „König Yngurd“ zum Abdruck zu überlassen, ging ich ein, erhielt die Abschrift des Ganzen, und wählte die, meiner Ansicht nach das Eigenwesen der Dichtung trefflich vermittelnde „Expositions Scene“, um Müllner's Ausdruck zu gebrauchen. Ich glaubte, das Bekanntwerden dieses Eingangs zu dem Werke könne bei der damals bereits verheissenen Darstellung den Zuschauern das Verständniß erleichtern; Müllner war jedoch über diese Wahl empfindlich, ich weiß nicht weshalb, nebenher empfing ich aber seine Genehmigung. Der Abdruck dieses Bruchstücks erschien in den Blättern 2 bis 6 des ersten Jahrgangs jener Zeitschrift, nach einer kurzen von Müllner unterzeichneten Vorrede, die mit der Bemerkung schließt:

„Die Scene erscheint hier so, wie sie in dem, zum Druck bestimmten Manuscript sich befindet, also für Leser. Für den Zuschauer hat der Verfasser selbst den Bühnen empfohlen, sie möglichst „zusammenzustreichen". Er meint, daß der Zerstreuung und Unachtsamkeit des deutschen Theaterpublikums sich überhaupt nicht viel exponiren lasse, zumal, da die Organe der Bühne so wenig für die Redekunst geeignet sind. Singen oder bellen wird künftig wohl das einzige seyn, was das deutsche Theater dem Ohr darzubieten hat."

Müllner meinte dies zumeist nur in Hinsicht auf das Sprech-Schauspiel in Vers-Vortrag, seitdem ist es — milder aufgefaßt — mitunter offenbarer weissagend geworden; er hätte jetzt zu solcher Aeußerung mehr bewährten Grund, als in jener Zeit, aus der zu bezeugen ist: die fast durchweg von dem Dichter selbst angeordnete Rollenbesetzung zu „Yngurd" war, mit wenig Ausnahme, vorzüglich, was auch von den öffentlichen Urtheilen anerkannt wurde, als endlich — am 6. Juni 1817 — das Werk auf die heissen, sogenannt weltbedeutenden Bretter kam. Der geschätzte Dichter Wilhelm Müller, vor seiner Reise nach Italien in Berlin verweilend, war mein Berichtgeber für die Darstellung, ich äußerte mich über die Dichtung, und habe eine Stelle meines Aufsatzes einzufügen, um einen nachher aus Rechtspflicht mitzutheilenden Brief Müllner's erklärlicher werden zu laßen. Nach dem Lobe des mir Werthvollen ist („Gesellschafter" 1817, Bl. 101) zu lesen:

„Wenn ich nun hier meine ungeheuchelte Verehrung für Müllner aussprach, darf ich aber eben so offen gestehen, daß ich während dem Lesen und Darstellen dieses Trauerspiels mir selbst oft die Frage beantworten mußte: Welches Dichters Werke sind wohl am dauerndsten: der sich seiner Zeit hingiebt und sie zur Gespielin der Seele erhöht, oder der, welcher mit Allem, was Erfahrung unvergänglich bewies, ihr schwankendes Wesen in Sicherheit zu bringen strebt? — Ich glaube, die Frage beantwortet sich von selbst! Die Zeit gleicht einem Weibe, was gern nach Herrschaft ringt; wenn sich aber der Geist ihm vermählt, soll er mit seiner Ernstheit kräftig vorangehen, damit nicht das Treiben des Zeitgeistes, sondern das Wirken einer Geisteszeit herrsche. Darf ich nun aus solchem Gesichtspunkte jenes Trauerspiel betrachten, — und ich kann nicht anders, ob ich auch gern mich der Voreiligkeit enthalte, meine Meinung zu der Anderer machen zu wollen! — dann ist es auch erlaubt zu bemerken, daß ich dem Unangenehmen darüber mich nicht zu entziehen weiß: wenn die Tendenz jenes Werkes verwandt ist mit der jüngsten Romanen-Literatur, die zur Preisfrage reizt: ob sie Quell oder Folge, wirkend oder rückwirkend ist bei manchen jetzigen Ereignissen, in denen finstere Schwärmerei dem Zufälligen eine Art von Vernunft verleiht und so im Strudel von Unvernunft dem Zufälligen dienstbar bleibt. Man lehrt dem Volke: seine gewöhnlichen Traumbücher seyen nichtig und verderblich, sollten denn hochpoetische Traumbücher nicht auch ihre Ge-

fährlichkeit haben? Man wende nicht ein: die Menge versteht sie nicht! — wer kann sagen, wo die Menge aufhört, wenn zu entscheiden ist, wie weit der Wahn gehen kann? — Müllner ist in den neuromantischen Gebilden viel eindringlicher, in den Aussprüchen schärfer, überall beweisender, und aus ihm scheint auch das Unerklärlichste noch Klarheit zu wollen; sein Talent giebt sich, wenn man auch nur gelegentliche Aeußerungen prüft, als ein gebietendes, nicht als ein sich fügendes zu erkennen; in den alten Begrenzungen der Neuromantiker kann er so sich nicht heimisch fühlen. Den freien Menschen gegen Wahn und Vorurtheil kämpfend aufzustellen, die Schwächeren von der Gewalt eines drückenden Glaubens loszuringen, dünkt ein Beruf, der ihn glänzender noch zeigen würde, und wahrhaftig! die Begeisterung für Lichtvolles schließt die Schwärmerei des Gemüths noch immer in sich, will man mir etwa vorwerfen, ich dächte bei dem Edelsten eben nicht an — Theaterwirkung. Sollte ich irren, und ein deutsames Dichterwerk zu sehr mit dem Zwecke des Lebens verschwistern wollen, so darf ich mich mindestens den Besten, die jemals irrten, beigesellen, denn ich folgte meinem Bewußtseyn, und ende rasch, weil sich hier leicht gar nicht enden läßt."

Ehe der die Entgegnung und noch Nebenheriges enthaltende Brief Müllner's sich anschließt, ist unerläßlich darauf hinzuweisen, daß er schon vor dem Erscheinen des „Yngurd" auf der Bühne mit mir wieder im Zwist war, stets über Kleinliches. Be-

achtenswerth scheint es mir aber deshalb, um einen schriftstellerischen Hadersüchtigen ersten Ranges bild treu aus der Vergangenheit in die Gegenwart zu stellen, wobei doch nicht zu vergessen ist, daß es einen Mann von geistvoller Fähigkeit betrifft. — Er schickte mir zum Abdruck unzählige Ausfälle gegen ihm Mißliebige, entweder gar nicht, oder mit irreleitenden Buchstaben unterzeichnet; der Inhalt war mir selber mitunter völlig räthselhaft, so daß ich zum Rücksenden mich genöthigt sah. Unter Anderem kam eine Anstachelung gegen ein sogenanntes „Liebhabertheater" in Erfurt, wo ein Mitglied Müllner's Trauerspiel „Die Schuld" hatte zur Darstellung bringen wollen; ein Jude sollte dies hintertrieben haben, und über diesen Juden waren nun verfängliche Familienbeziehungen eingewebt. Ich sandte die unbedeutende, nur schmähende Schriftelei zurück und empfing nun nachstehende Strafverfügung:

„Weißenfels, am 13. März 1817.

Fast glaub' ich nun an die unüberwindliche Macht der Israeliten in Berlin, von welcher ganz Deutschland spricht. Ich will auch gegen deren Einwirkung auf Sie, mein sehr verehrter Freund, nicht ankämpfen, aber das muß ich bemerken: Ein Journalist, der nur seine Ansicht allein will herrschen lassen, und um der lieben Consequenz willen jeden Gegensatz aus seiner Schrift zurückweisen will, wird unfehlbar monoton. Wozu ist denn die Parenthese: eingesandt da? Diese Maxime wird Ihre Mitarbeiter sehr lau machen: denn wer kann errathen, was Sie nach der-

selben aufnehmen werden, oder nicht? Uebrigens werde ich, auch ohne Mitarbeit, immer freundlichen Theil nehmen an der Lectüre des Gesellschafters. Ihre Welt- und Staatsbürgerlichen Ansichten ziehen mich und viele meiner Bekannten an; des gräulichen Berliner Siegsposaunentons ist man im deutschen Reiche herzlich satt. —

Haben Sie denn No. 12 und 13 der Erholungen und No. 44 der Zeitung für die elegante Welt gelesen? Was sagen Sie zu der Theatergemeinheit, die sich dort über mich und mein Buch hermacht? Hochachtungsvoll

Müllner."

Das war eine förmliche Absage mit etwas Versüßen des Galleneinflußes, dessen Wirkung ich auch zu empfinden hatte durch öffentlichen Angriff in der „Zeitung für die elegante Welt", den ich in derselben Zeitschrift mit der Wahrheit abwehrte. — Im nächsten Monat erhielt ich aber doch schon wieder einen, mit Müllner's Namensunterschrift begabten Aufsatz: „Aehrenlese auf dem Felde der Kritik", begleitet von einem Zettelchen, auf dem geschrieben steht:

„Wßfls am 10. April 1817.

Mit Ihrer Judenfreundlichkeit, mein verehrter Herr und Freund, hat mich das viele Gute wieder ausgesöhnt, was ich im Blatte 38—40 gefunden habe. Hier folgt ein Beitrag, den ich mir, im Fall vorwaltender Bedenklichkeiten, baldmöglichst zurück erbitte. Hochachtungsvoll

Müllner."

Jener Beitrag ward gedruckt (1817, Bl. 65 und 66), die Angabe: „Der Schluß folgt", ließ sich aber nicht erfüllen, der Censor strich ihn wegen „injuriöser Ausfälle".

Nach der Darstellung des „Yngurd" schickte er mir eine bissige Gehässigkeit gegen den achtungswerthen Prediger — der französischen Gemeinde — und Professor Catel, Redacteur der „Voßischen Zeitung", damals auch ihr Theater-Beurtheiler. Er hatte sich über jene Trauerspiel-Dichtung, neben dem vollsten Lobe des Trefflichen, mißbilligend geäußert in Bezug auf den schwindeldunklen Absichtszweck des Werks, und ich sollte nun den Zornausbruch Müllner's ohne seine Unterzeichnung, also mit mir aufgebürdeter Selbstverantwortung, in die Lesewelt leiten. — Die Handschrift ging an ihn zurück mit meinem Erbieten zum Abdruck, wenn er seinen Namen nicht vorenthalte, und hinzugefügt war die Bemerkung: „Dem Sinne nach müßten Sie übrigens mit der Ansicht Catel's auch die meinige verurtheilen." — Diesmal hatte Müllner eingesehen, daß er sich übereilte; erwähnt aber ist dieser Zwischenfall, um von seinen Briefen den einzuschalten, der sich gegen meinen Glauben über das Gedankliche in Betreff des „Yngurd" richtet, wonach Jedem die eigene Entscheidung überlassen sey.

„Wßfls. d. 14. Juli 1817.

Sie thaten wohl, meinen Sarkasmus gegen Herrn C. zurückzuweisen, ich hatte ihn nur auf Andringen niedergeschrieben, und in der Rückerinnerung,

daß der selige Iffland gegen mich einmal sehr verächtlich von diesem Herrn C. sprach. Vielleicht verdient er es nicht. Aber sich treten Sie auf jeden Fall zu nahe, wenn Sie Ihre öffentlichen Aeußerungen über Yngurd mit seinem Zeitungsgewäsch vergleichen, und ich müßte ein Geck seyn, wenn ich sie Ihnen übel deuten wollte. Inzwischen sprechen möcht' ich einmal mit Ihnen über den Gebrauch des Wunderbaren in der Tragödie, über den Hang der Mehrzahl dazu, und — über des Aristoteles Hinweisung, den Volksglauben zu benutzen. Der Irrthum Ihrer kritischen Ansicht der sogenannten höheren („Ideal“-) Tragödie steckt meiner Meinung nach darin, daß Sie die übersinnlichen Beziehungen, welche der Mensch natürlichen Begebenheiten gern beilegt, für die Ursachen derselben ansehen. Nehmen Sie einmal aus dem Yngurd in Gedanken die Träume, Vorgefühle (Ahnungen) und Anzeichen weg, und prüfen Sie, ob dann die Fabel auseinander fällt? ob die Tragödie daran mehr verliert, als dichterische Hebel, um die Phantasie aufzuregen, und durch diese das Gemüth für den Haupteindruck zu stimmen?“ —

So weit nur bespricht dieser Brief meine nicht tiefgehenden Einwendungen, er hat aber wegen des nachher genannten Schauspielers Bezug auf noch zu Erzählendes, dann Hinweise, die zu beachten wären, weshalb auch Folgendem seine Stelle gegönnt werde:

„Ich habe heute den Besuch des Schauspielers Herrn Stein erhalten, und also Ihren freundlichen Empfehlungsbrief ebenfalls. Es war recht gut, daß

er sich damit versehen hatte, er hätte sonst leicht eine vergebliche Reise machen können, weil ich gegen reisende Künstler ziemlich barricadirt bin. Ich danke Ihnen, daß Sie diesen mir gesendet, es scheint etwas in ihm zu seyn.

Mein feindlicher Minnesänger hat über die Darstellung des Ingurd recht brav geschrieben. — Was Sie mir über die Berliner Darstellung geschrieben haben, hebt völlig die Zweifel, daß sie gelungen sey. Es dünkt mich eine beachtenswerthe Erfahrung, daß unter sechs Theatern, die sich daran versucht, gerade dasjenige am glücklichsten gefahren ist, welches den Autor in den Besetzungsrath zog, und dessen Mitglieder theils das Ganze, theils ihre einzelnen Rollen mehreremal aus seinem Munde hörten. Für mich ist nun zwar diese nähere Berührung mit dem Theater ziemlich übel abgelaufen, und ich möchte mich dazu nirgends wieder brauchen lassen; aber das ist zufällig, oder auch wohl zum Theil meine Schuld. Im Ganzen wäre zu wünschen, daß es bei den Bühnen Mode würde, die Mitwirkung der Autoren zu suchen, statt daß sie dieselben gewöhnlich fliehen wie höllisches Feuer. Der Theaterkritik käm' es vielleicht zu, darüber einmal ein motivirtes Wort zu sagen. Das, und Aehnliches könnte mehr nützen, als die meist oberflächliche Tageblattsmusterung der Novitäten. Vielleicht sagen Sie, oder einer ihrer Herren Mitarbeiter einmal ein solches motivirtes Wort, wenn Sie meinen Anhang zum Ingurd im Druck gelesen haben werden. Dort ist die Geschichte meiner un-

vollendet gebliebenen Mitwirkung kürzlich erzählt, und auf die Hindernisse, die ich bei der Verwaltung fand, hingedeutet. Was Sie im Morgenblatt von der nöthigen Vorbereitung sagen, kann diese Verzögerung nicht entschuldigen. Im Juli 1815 kam das Manuscript schon nach Berlin und im Juni 1817 ward es aufgeführt. Hund (des Aubri), Rußkachel und Consorten hatten den Vortritt. Hat eine erste Bühne nicht die Pflicht, rascher, angelegentlicher für die dramatischen Dichter zu wirken? Und liegt es nicht der Theaterkritik ob, diesfalls ein wenig Justiz zu administriren bei offenem Gerichtssaal? Dixi!

Müllner."

Gewiß ist nicht zu bestreiten, daß dieser Brief manches Wahre enthält, ein erhellendes Geleit wird jedoch erforderlich, um auch da, wo Müllner im Recht seyn mag, seine vielleicht unwillkürlich allzu selbstsüchtig, allzu argwöhnisch gewordene Leidenschaftlichkeit erwägen zu können.

Zuförderst habe ich, nach funfzig Jahren, Catel's Bericht über „Yngurd" wieder gelesen; er ist der Art, daß er den Hingeschiedenen ehrt. Ihn zu mißhandeln hat aber Müllner keineswegs unterlassen; es gab stets hadergierige Tagesblätter, deren Druckführer es weniger um die Sache, als um Klopffechterei zu thun ist, und der Weißenfelser Advokat hatte sich so furchtbar gemacht, daß er in vielen Zeitschriften herrisch seyn konnte.

Unglaublich ist es, daß Iffland von Catel verächtlich gesprochen haben soll; sie waren befreundet

und Beide nicht doppelzüngig. Uebrigens habe ich fernhin Anlaß, die liebenswürdige Ehrenhaftigkeit Catel's hervorzuheben. — Der „feindliche Minnesänger" ist Wilhelm Müller, der den jetzt noch lesenswerthen Streit über „Oper und Schauspiel" mit Müllner hatte, einen Streit, der sich in sechs Zeiträumen durch den ersten Jahrgang des „Gesellschafter" hinspann. — In „Geistige Feldzüge", von mir herausgegeben (Berlin, Vereins-Buchhandlung), ist diese Schriftsteller-Fehde im Zusammenhange und mit einem urtheilenden Nachtrag zu finden.

Bei fortdauernder Zusendung von nicht unterzeichneten Häkeleien, die ich theils aufnahm, wenn Recht und Pflicht dies erlaubten, theils zurückwies, zog sich ein im Unangenehmen sich steigernder Briefwechsel bis zum November 1818. Es war natürliche Folge der von Müllner in unzählige Zeitblätter eingetriebenen Anfechtungen Aller, die den „Dey von Weißenfels", wie man ihn nannte, nicht unbedingt verherrlichten, daß Gegenreden kamen, unerläßlich zuweilen der Abdruck solcher, die von meinen Mitarbeitern unterzeichnet wurden. Da schrieb mir unter dem 2. November 1818 — nach einer Anfrage über den Verfasser des Romans: „Wahl und Führung" — der richterliche Dey:

„Um der Zukunft willen glaub' ich Sie mit folgendem Grundsatze meiner Journalpraxis bekannt machen zu müssen. Ungezogene und verleumderische Angriffe auf die Person eines Schriftstellers, auch wenn sie vom Einsender unterzeichnet sind, fallen

dem Redacteur zur Last, und ihre Aufnahme befleckt den Ruf des Journals."

Das war meiner Friedensliebe doch zu arg von Einem, der seinen angeblichen Grundsatz durch sein Verfahren unablässig verhöhnte. Ich antwortete auf diese, mir aufgedrängte, in ihrem Anlaß nicht offenbarte Schnödigkeit:

„Ueber die Schlußzeilen Ihres Briefes müßten Sie sich deutlicher erklären, wenn ich Sie verstehen soll. Meine Journalpraxis sagt mir: daß Alles, was Jemand unterzeichnet, keinem Andern, also auch keinem Redacteur zur Last fällt. Ungezogen — verleumderisch — das sind schwere Worte, und es fragt sich nun: ob sie auf einen Angriff oder auf eine Erwiederung passen. Wollen Sie den Grundsatz, den Sie Ihrer Journalpraxis unterlegen, im Allgemeinen durchsetzen, möchten eben Sie wohl manche Redaction stark damit belasten. Ich spreche das Wort „Verleumdung" nicht leicht aus, ich kenne aber manche, die es auch nach jeder Erklärung bleibt, die nicht unterzeichnet war, und ich habe deshalb doch keinen Redacteur in Anspruch genommen. Das mag in Verschiedenheit der Ansichten liegen, aber daß verschiedene Ansichten da seyn können, muß man doch zugeben. — Es thut mir recht leid, daß mich, im Gesammten, was Sie thun, nichts angeht; ging' es mich etwas an, so spräch' ich einmal ein ernstes, obwohl herzlich gemeintes Wort zu Ihnen, denn im Ganzen glaub' ich doch mehr Achtung für Ihre Talente zu haben als Die, welche Ihnen blind gehorsam

oder hellsehend schmeicheln. Mit der Bitte, mir meine Offenheit zu entschuldigen, die ich nun einmal nicht hindern kann, noch will, grüßt hochachtungsvoll Ihr

Berlin, ergebenster
den 10. November 1818. F. W. Gubitz."

Nun wurde Müllner's Grimm giftiger, und ich erhielt nach seinem beliebigen Sinne eine Zurechtweisung in Folgendem:

„Weißenfels am 13. November 1818.

Ew. Wohlgeboren

wünschen eine Erklärung meiner dunklen Zeile? Alle literarische Opposition ist mir gleichgültig: denn ich bin seit der Haude- und Spener'schen Zeitungskritik von 1812 ff. darauf gefaßt und gerüstet. Aber Sie begreifen, daß ein gekannter Schriftsteller, schon um der Schwachen willen, die etwa an ihm Antheil nehmen möchten, nicht wünschen kann, als Mitarbeiter eines Journals genannt zu werden, in welchem er achtungslos beklatscht, verkleinert, am Charakter verunglimpft, mit einem Worte beschinkt wird. Das geht kaum bei Literaturzeitungen an, wo doch die Namen der Mitarbeiter dem großen Publikum verschwiegen werden. Ungezogenheiten und Verleumdungen bleiben Ungezogenheiten und Verleumdungen, sie mögen Angriffs- oder Entgegnungsweise zum Vorschein kommen, und ein Redacteur ist seinen Mitarbeitern, wie seinem eigenen Ehrgefühl, schuldig, sie aus seinem Blatt zu verbannen; höchstens den Fall ausgenommen, wo der Angriff in demselben

Journale, und ebenfalls auf ungezogene und verleumderische Weise geschehen wäre. Ist diese Ansicht die Ihrige nicht, und glauben Sie, bei einer entgegengesetzten sich besser zu befinden, so haben Sie die Gewogenheit, aus dem Verzeichniß Ihrer Mitarbeiter meinen Namen in der nächsten Ankündigung wegzulassen. Wünschen Sie sodann noch meine Theilnahme, so muß sie pseudonym geschehen und unter uns bleiben.

Es scheint, daß einige Schlauköpfe für ihre Absichten Sie zu gewinnen suchen, indem sie Ihnen das Vorurtheil beibringen, daß ich Furcht erregen wolle. Das reizt natürlich denjenigen Freiheitssinn, der Sie mir immer achtungswerth macht, und das mögen jene Füchse wohl wissen. Von meinem geringen Talent übrigens steht Ihnen frei, zu urtheilen, was Sie wollen, „im Ganzen", und im Einzelnen. Es wird mir nicht an Gelegenheit fehlen, öffentlich über das Ihrige zu sprechen, sobald mir es darauf ankommt, zu erfahren, wer von uns Beiden des meisten literarischen Credites in Deutschland sich zu erfreuen haben möchte. Hochachtungsvoll

Müllner.

P. S. Erlauben Sie mir, zur Erläuterung meiner obigen Ansicht noch eine Anecdote beizufügen. Das Dutzend Journale, welches ich wöchentlich bekomme, geht, eh' ich selbst lese, durch die Hände meines Bedienten zum Buchbinder, um sodann unter einigen und 30 Bekannten mittelst eines Colporteurs heftweise zu circuliren; so durchläuft er sie vor allen

Dingen selbst, um zu sehen, ob etwa wieder etwas von seinem Nicht Ich darin steht. So fand er jüngst ein Blatt voller Invectiven gegen mich. Die Sache schien ihm so bedenklich, daß er anfragte, ob er das auch mit zum Buchbinder tragen sollte, nachdem er sich zuvor über den Fall mit meiner ältesten Tochter berathen hatte. Da es bloße Histrionenumtriebe enthielt, deren Eigenthümlichkeit meine hiesigen Bekannten schon kennen, so sagte ich ja. Einige Stunden darauf kam — der Buchbinder. Auch ihm war es seltsam vorgekommen, daß diese Invectiven hier mit circuliren sollten, und er fragte an, ob dies Blatt mit einzuheften wäre. Ich sagte zwar wiederum ja, fand mich aber genöthigt, das Journal aufzukündigen, um durch Gemeinheiten ähnlicher Art, die dort unfehlbar wiederkommen werden, nicht in den Augen meines Bedienten und meines Buchbinders zu verlieren. Machen Sie davon die Anwendung auf ein Journal, wovon ich Mitarbeiter bin, und welches ich also nicht füglich aufgeben kann, so lange ich es bin. Vox populi vox Dei. Diese beiden gemeinen Menschen hatten das Unschickliche in der Sache recht wohl gefühlt. Man kann bei der jetzigen Einrichtung des Journalwesens nicht vermeiden, persönlich geschmäht zu werden, ja es hat sogar seinen Nutzen. Aber man muß um seiner nächsten Umgebung willen den Schein vermeiden, daß man es wisse und dazu schweige. Daß die Verhältnisse und Ansichten die Redacteurs bisweilen geniren können, seh' ich ein; aber sie haben ja die Wahl. Der Gastwirth, bei welchem unan-

ständiger Streit unter den Gästen entsteht, hat davon keinen Ruhm. Um wie viel weniger der Redacteur, der es in seiner Gewalt hat, den unanständigen Ausfall zu hindern, und dem Angreifer höflich zu sagen: das geht hier nicht, der Geschmähte ist auch mein Gast. Ihre Einsicht sagt Ihnen übrigens, daß hier nicht die Rede von abfälligen Urtheilen ist, welche Mitarbeiter wechselseitig über ihre Schriften aussprechen.

M."

Da bemerkt man erstens, daß Müllner meinen Berichten in der „Spener'schen Zeitung" noch immer gehäßig ist, denkbar besonders hinsichtlich auf seine „Schuld"; zweitens den alten achtungswerthen Schauspielrichter und Beurtheiler Schink (Johann Friedrich) belästert, weil Dieser — nicht im „Gesellschafter" — sich hatte wehren müssen; drittens selber an seinen Bedienten erinnert, dessen Namen Müllner vorschob in seiner Schriftstellerei, um Gegner möglichst schmachvoller zu behandeln; daß er viertens seine Krähwinkelei in kleinlichster Weise erkennen läßt; fünftens sich von der Mitarbeit am „Gesellschafter" lossagt, sich dann „pseudonym" wieder anbietet, und doch scheinbar Vertheidiger des Ehrenwerthen seyn will. — Es wurde um so nothwendiger, die Aeusserungen des „Dey von Weißenfels" zu beleuchten, da ein sonderbarer Zwischenfall mitsprach. — Dr. Pfeilschifter hatte in seinen „Zeitschwingen" durch ein „Sendschreiben an den Herausgeber des Gesellschafter" mich mit argen Vorwürfen belastet wegen eines Aufsatzes, der — einem andern

Tageblatt angehörte. Er war nicht willig, sich sein Unrecht zu lichten, erhärtete es vielmehr, und nachdem es ihm meinerseits klar bewiesen wurde, erschreckte ihn sein Versehen. Zu zeigen, daß er mir nicht feindlich gesonnen sey, schickte er mir abscheuliche Ausfälle gegen mich, die er nicht hatte abdrucken lassen; — ich erkannte an der mir gebliebenen Handschrift augenblicklich Müllner. Dies war hier voraus zu erwähnen, um Jeden über meine, sich nun anreihende Entgegnung bald heller sehen zu lassen als ihn.

„Ew. Wohlgeboren

geehrtes Schreiben vom 13. November habe ich nicht eher beantworten können, indem eine noch nicht ganz vorüber gegangene Unpäßlichkeit mich hinderte; jetzt aber will ich mich bemühen, Ihnen die nöthige und genügende Antwort zu geben. — Sie haben in Ihren Ansichten über die Verbindlichkeiten eines Redacteurs — so dünkt mich — eine zu beschränkende Linie angegeben, denn Sie würden Sich, wenn wir sie allgemein ziehen, ohnfehlbar bei Manchem, was Sie in andern Zeitschriften thaten, außer derselben befinden. Ich will jedoch jetzt nur bei Dem stehen bleiben, worüber Sie etwa in Betreff des „Gesellschafter" zu schelten gesonnen wären, wenn Sie von Angriffen auf Ihre Persönlichkeit reden. — Da kann ich nun im „Gesellschafter" selbst gar nichts finden, wobei ich nicht die strengste Neutralität beobachtet hätte; ja, wenn die Manuscripte vorlägen, würde man mir sogar ein Abschneiden zu Gunsten Ihrer vor-

werfen können. Es bleibt, nach meinem Erkennen, als Klagepunkt nur der kleine Aufsatz des Herrn Dr. Schöne im „Bemerker“ stehen. Aber erstens: gilt dieser als eine Art von Exil, als ein Anhang zum „Blatt der Ankündigungen“, mit dem er auch in der Regel zusammenhangend ausgegeben ist. Ich habe hier kein so strenges Recht zu üben, und frage Sie: ob nicht — zum Beispiel — im Intelligenz-Blatte jeder Zeitschrift dieser Satz hätte aufgenommen werden müssen? — Ich kann im „Bemerker“ zu den Aufsätzen (wie ich es auch zuweilen dabei, wie im „Gesellschafter“ thue) lindernde, ja völlig niederschlagende Noten geben, aber, hier komme ich auf zweitens: das in Rede stehende ist ein kitzlicher Punkt, denn Ihre Frage gehörte offenbar zu den sogenannten unglücklichen Fragen, und kaum war sie von Ihnen geschehen, so flogen mir die Antworten in's Haus, unter denen ich zuletzt die wählte, welche an sich noch gewiße Schranken hielt und unterzeichnet war. Die Entgegnung ist, nach hiesigem Lokalausdruck, sprachrichtig, und also — glaubten Sie wirklich, Ihr Name liesse keine Deutung zu — auch gleich eine Berichtigung, die vielleicht bei einer Unterdrückung, die ich verfügte, auf andere Art nur um so lauter geworden wäre. Um hiet Pflicht und Wünsche zu vereinen — ich gestehe nämlich gern, daß ich den Gegenstand lieber mild und scherzend genommen hätte — blieb, nach den mir schon zugekommenen Klagebriefen nur ein Mittel; ich konnte selbst anzeigen: es sind mir mehrere Aufsätze über

diesen Punkt gesandt, das Ganze ist zwar sprachgerecht, aber trotzdem nicht eben des Aufbewahrens werth. Hätten Sie mir aber das wohl geglaubt? — hätten Sie nicht mir, der ich ohnehin schon eine Menge Zornausbrüche von Ihnen habe ertragen müssen, wieder aufgepackt, was Ihnen etwa eingefallen wäre? Trotzdem hätte ich mich vielleicht vor mir selber mehr befriedigt — auch diesmal unbekümmert darüber: wie Sie etwa von Neuem auf mich losschlagen möchten — wenn ich nicht grade in der Zeit — obwohl Sie mir gewiß ein gutes Capital von Ruhe nicht absprechen werden — durch ein von Ihnen versandtes Manuscript, welches mir in die Hände gefallen ist, sehr empört worden wäre. Doch — davon still! Ich gebe mir alle mögliche Mühe, in den literarischen Streitigkeiten andern Ton anzustimmen, und laß' es in allen Dingen lieber auf's Aeusserste kommen — ! Mein Grundsatz ist: in der Widrigkeit, womit so Viele dem Publikum, größtentheils auf eigene Kosten, ein Klopffechter Schauspiel geben, mich so lange fern zu halten als möglich; wenn aber einmal gekämpft und gesprochen seyn muß, dann gescheh' es auch mit allem Nachdruck, der nur irgend aufzubringen ist, versteht sich auch dann noch mit der Achtung, die man Achtungswerthen schuldig ist.

Sie beurtheilen mich durchaus falsch, wenn Sie meinen: einige Schlauköpfe hätten mich gegen Sie gewonnen. Ich bin hier besonders deshalb von einigen Schriftstellern, und grade von den Parteien, die

so unvernünftig gegen Sie auftraten, befeindet, weil ich gar keine Gemeinschaft mit ihnen haben mochte und mag. Die Richtigkeit dieses Verfahrens wird sich Allen darthun; mir und den Einzelnen ist sie dargethan durch die Persönlichkeit der Herren. Wären Sie hier, würden Sie wie ich wissen, daß man es hier sogar mit Leuten zu thun hat, die täglich betrunken sind, und doch auch täglich sich hinsetzen, um Urtheile zu schreiben. Einen Versuch, der vor drei Wochen gemacht wurde: daß ich mich mit einem der Redactoren versöhnen sollte, habe ich demselben ohne Weiteres zurückgewiesen. Ich bin nicht mit ihm in Streit; er schimpft blos auf mich, und das lass' ich mir gefallen, weil sein Lob eine Schmach, und eine Versöhnung, für die in seinem Charakter keine Gewähr liegt, nur ein öffentlicher Scandal wäre. Wenn aber von einem Aufreizen gegen Sie durchaus nicht die Rede seyn kann, so versichere ich Ihnen auch, daß Sie gänzlich im Unrecht sind, wenn Sie glauben: ich wollte eine feindliche Stellung gegen Sie annehmen. Sie haben eine solche seit geraumer Zeit schon gegen mich angenommen, und hier wär' es ein Anderes; hier dürft' ich im Nothfalle nicht schweigen. Sie genießen der öffentlichen Achtung und verdienen sie — denn Schmähungen Einzelner treffen Sie und mich, ohne daß sie eben stark haften bleiben — und gegen Sie müßt' ich mich mit aller Kraft und mit der letzten wehren, auch mich aller, mir zu Gebote stehenden Mittel bedienen, wie Sie Sich gewiß auch nicht entgehen lassen, was Ihnen in solchen Dingen

nutzbar scheint. Meine Persönlichkeit bürgt dafür, daß ich unerlaubte Mittel verschmähen würde; denn man mag auf mich schelten und schimpfen, ohne zu lügen bringt man Schlechtes nicht gegen mich auf, und jede Lüge rächt sich mit der Zeit.

Ob Sie ferner Mitarbeiter vom „Gesellschafter" bleiben wollen? — das kann ich nicht entscheiden, aber ich weiß: daß ich Sie sehr ungern verlieren würde, obwohl Sie meine Zeitschrift, namentlich in diesem Jahre, fast vergessen haben. Ich habe Ihnen freundlich die Hand geboten, und biete sie Ihnen wieder; das aber gehört nicht in unser Uebereinkommen, daß ich mir von Ihnen soll Alles gefallen lassen! Behüte der Himmel!! Die Frage: „wer von uns Beiden des meisten literarischen Credits in Deutschland sich zu erfreuen habe?" möchte tausendfach schwerer für Sie sich entscheiden, das kann einen Mann, der sich eines redlichen Strebens bewußt ist, nicht hindern, seine Meinung frei und öffentlich auszusprechen, wenn er bemerkt: man will ihm weh thun, und die Wahrheit hat auch gegen den Ruhm ihr Gewicht, über den zu entscheiden ich den Moment selten für befugt halte.

Lassen wir nun aber Alles! Wollen Sie mir ein geschätzter Mitarbeiter bleiben — denn mit dem „pseudonym" kann es Ihnen sein, oder nur ein unbedachter Ernst gewesen seyn! — so ist es am besten, wir vergessen — aber aufrichtig! — was hinter uns liegt, und was hab' ich da Alles zu vergessen!! Zum Glück darf ich mir darin wenigstens ein größeres

Talent zutrauen, als Sie zu haben scheinen, und glauben Sie mir: es ist gar 'was Glückliches! — So thun wir denn, als machten wir neue Bekanntschaft, und es läg' uns recht am Herzen, daß wir uns gegenseitig gefielen. Weder Sie noch ich können versprechen, keine Meinung zu äußern, die nicht dem Andern sich entgegensetzte, aber wir können es immer so thun, daß es sich ausgleicht, wie denn das leicht ist da, wo das Talent nicht fehlt, und eine Zeitschrift nicht aufhört. Aber freilich, wenn Sie mir etwa gar keines zutrauen, und Sie nur immer der Schläger seyn wollen, dann steht die Sache für mich schlecht, und ich muß mir helfen, wie es ehrlich geht! — Ich komme im nächsten Jahr mit größerer Geschäftsfreiheit zu meiner Zeitschrift, da ich mir jetzt und bis zum Schluße dieses Jahres das höllische Anstürmen in Sachen der „Bücher-Verloosung für den vaterländischen Verein" beendige; dann, wie ich mir überhaupt den Kreis der Lebendigkeit noch sehr erweitere, wär' es mir angenehm, mehr als sonst auf Sie zählen zu können, und Sie werden nun entscheiden: ob es zwischen uns Krieg oder Frieden gilt. Ich heiße diesen gewiß herzlich willkommen, müßte mich aber auf jenen nothwendig und so bereit halten, daß ich mir auch im unangenehmsten Falle bei Ihnen die Achtung bewahrte, mit der ich die Ehre habe zu seyn

Ihr

Berlin, ergebenster

28. November 1818. F. W. Gubitz."

Der erwähnte, vom nicht werthlosen Dichter

Dr. Karl Schöne, den Müllner ebenfalls übel behandelt hatte, unterzeichnete kleine Aufsatz bespricht die in der „Zeitung für die elegante Welt" Seitens des „Weißenfelser Dey" unvorsichtig aufgeworfene Frage: „Heißt denn in irgend einer Sprache mein Name etwas Garstiges? Das wäre doch fatal." Ihm bewieß nun Dr. Schöne: was nach Adelung und Heynatz in der Ableitung von Müll das Wort Müllner bedeute: ein Mensch, der sich mit Müll beschäftigt, was theilweise unzweifelhaft für den schriftstellerischen Verkehr des Bezüglichen treffend war. — In dem Zweck aber, mein Schreiben solle versöhnend wirken, hatte ich sehr geirrt; Müllner haderte mit mir auch brieflich weiter, offenbar überwiegend in dem Drange, zu erfahren: welche seiner Handschriften in meinem Besitz sey. — Daß sie von Pfeilschifter mir ausgeliefert wurde, habe ich nie gebilligt; ihn der Rache Müllner's hinzugeben, wäre ebenfalls nicht zu billigen gewesen. Konnte aber der „Weißenfelser Dey" die Sachlage nicht errathen, so bezeugt dies hinlänglich: er müsse sehr viel, darunter Vieles in verschiedenen Zeitschriften nicht Abgedruckte gegen mich versandt haben, und mich ergötzten nun die pfiffwenderischen Antriebe, mich zum Geständniß zu verleiten, was seine fortgesetzte Federdrescherei hauptsächlich beabsichtigt. — Für den nächstfolgenden seiner Briefe ist noch zu bemerken: er selbst hatte den Buchstaben „W" unter den Mittheilungen meines Münchener Berichtgebers öffentlich in das Schimpfwort verwandelt, um ihn deshalb zu schänden, weil er geäußert

hatte: Müllner's Drama: „Der Wahn" (oder „Der neunundzwanzigste Februar") sey „kein empfehlenswerthes Werk" — und nun kommen wir zu der Antwort, die ich empfing:

„Weißenfels, den 30. Nov. 1818.

Wohlgeborner Herr!

Die Veranlassung meiner Eröffnung war keineswegs die schöne Etymologie, welche ihre Abfertigung bereits in der Eleganten 230, und zum Glück ohne alle Beziehung auf Sie, erhalten hat; es war vielmehr einzig die Münchener Correspondenz des Herrn Waldeisel (wenn er anders wirklich so heißt), die es mir nöthig zu machen schien, Sie von meiner Ansicht in Kenntniß zu setzen. Sie haben eine andere. Gründe fruchten selten viel, wo das Gefühl über Anständigkeit oder Unanständigkeit entscheiden muß. Das meinige sagt mir, daß ich Sie bitten muß, meinen Namen aus dem Verzeichnisse der Mitarbeiter wegzulassen. Es geschieht ohne allen Groll, ja zum Besten Ihres Unternehmens. Halbheit taugt selten, und die bleibt es immer, wenn sie zu meinen Gunsten streichen müssen. Lassen Sie die Herren sich über mich ergießen nach freiem Belieben; sobald ich außer der Nothwendigkeit bin, es zu lesen, hat das gar wenig zu sagen.

Ich kann nicht errathen, welche Handschrift von mir Ihnen in die Hände gefallen seyn mag. Aber es giebt keine, worinnen ich über Sie gesprochen, die nicht auch wirklich zum Druck gekommen wäre, und keine, die ich, wenn Sie mich gefragt hätten, ver-

leugnet haben würde. Die Gelehrten Zeitungen ausgenommen, wo ich meinen Namen nicht nennen darf, schreib' ich gewöhnlich nur in den Fällen anonym, wo die Nennung meines Namens keinen andern Zweck haben könnte, als den, Credit gegen Credit zu messen. Ich lasse meistens lieber die Sache sprechen als die Person. Und so begegnet es denn wohl, daß spitzbübische Redactionsexpedienten meine Manuscripte wegstibitzen, und um Geld oder Gunst an andere Journalisten verkaufen, welche die Federzüge meiner Abschreiber kennen.

Das Talent, leichter zu vergessen, als ich, will ich Ihnen nicht streitig machen. Vielleicht aber fehlt Ihnen ein Anderes: das Talent, Ihre Meinung auch da, wo Sie nicht verwunden wollen, so zu sagen, daß sie wirklich nicht verwundet. Das Richteramt im Gebiet der Literatur ist etwas anderes, als das Recht, seine Meinung über fremde Werke und Talente auszusprechen. Jenes fordert Beweise der Competenz, wissenschaftliche Begründung des Urtheils. Dieses hat jeder; aber wenn er es öffentlich ausübt, so thut er es auf seine Gefahr, welche hauptsächlich darinnen besteht, daß der Verurtheilte die Competenz mit Beweisen ihres Gegentheils anficht. Ich widerstehe mit Mühe der Versuchung, Ihnen zu erzählen, wie ich im Jahre 1812 die Bekanntschaft meines Spener'schen Rezensenten durch Iffland machte. Sie werden es begreiflich finden, daß ich ihn genau in's Auge faßte, und das Gelingen seiner Versuche aufmerksam beobachtete. Es wurde später meines

Amts, über Einiges davon zu sprechen. Den Ton, worin es geschah, kann der seinige bestimmt haben, den Inhalt des Urtheils nie.

Was den Krieg betrifft, den Sie zu meiner Entschließung stellen, so kommt Alles darauf an, was Sie sich darunter denken. Soll die Kunst und deren Wissenschaft das Streitobject seyn, so finden Sie mich dazu bereit, ihn zu führen, wie ich ihn mit Methusalem) Müller geführt habe: mit möglichster Rücksicht auf Nutzen und Vergnügen. Ich werde in diesem Falle nur zu beklagen haben, daß es, Ihrer oben besprochenen Maxime wegen, meinerseits nicht in Ihrer Zeitschrift geschehen kann. Wollen Sie Ihre Operationen auf ein anderes Object richten: auf — den guten Namen, so werd' ich ja sehen, was ich zu thun habe. Die Kriegsmittel, auf deren Gebrauch Sie mit einer unruhigen Vorempfindung des Gewissens hindeuten, werden hoffentlich nicht so beschaffen seyn, daß ihr Gebrauch Ihnen das Schicksal des Herrn Hebenstreit bereiten, und mich nöthigen könnte, um meiner Ehre willen sonder Schwertschlag aus den Schranken zu entweichen. Hochachtungsvoll

Ihr ergebenster
Müllner."

Unerläßlich genöthigt, seine umherschweifende, durch selbstisches Verfahren von ihm selbst widerlegte und stets abermals beleidigende Edelthuerei wegzuweisen, schrieb ich nun:

„Verehrtester Herr!

Ihr Brief vom 30. November hat des Empfindlichen viel für mich; doch ist es nicht dessen Abwehrung, was mich veranlaßt, gleich nach Lesung Ihrer Zeilen die Antwort zu schreiben. Es ist leicht, Andere zu kränken; ich wähle das Schwerere: es mit Gleichmuth zu ertragen, und wohl mir! daß ich auch diesmal unterstützt bin von dem Gefühl, daß ich verkannt werde. — Nicht aber darf ich dulden, daß Sie mich sogar in Niedrigkeit zu sehen glauben, und ich versteh' es, daß bei einer solchen Meinung, die Sie über mich hegen, mein früherer Brief, den ich mit dem besten Sinne schrieb, nur übel wirken mußte. — Sie sagen: „Und so begegnet es wohl, daß spitzbübische Redactionsexpedienten meine Manuscripte wegstibitzen, und um Geld oder Gunst an andere Journalisten verkaufen, welche die Federzüge meiner Abschreiber kennen." — Denken Sie wirklich, daß ich für Geld oder Gunst Dergleichen zu erlangen suche? — Daß ich mit den Redactions-Expedienten mich deshalb in Berührung setzte? — Nun, Sie müssen es doch wohl gedacht haben, als Sie es mir schrieben, aber ich bin so billig, zu empfinden: es müsse Sie schmerzen, daß Sie es gethan haben. — Das Manuscript, von dem die Rede ist, habe ich von dem Redacteur einer Zeitschrift bekommen, ohne irgend eine Anforderung von meiner Seite, ja unter überraschenden Umständen; denn ich konnte gar keine Ahnung davon haben, daß es in seinen Händen war. Jener Redacteur hatte den Druck nicht verfügt, und

Sie haben es, obwohl etwas gekürzt und verändert, dann in einer andern Zeitschrift abdrucken lassen. — Wohl hatte ich bei dem Lesen des Gedruckten Sie als Verfasser erkannt, aber eine entschiedene Gewißheit, die allgemein gültig wäre, ist solch ein Erkennen nicht. Es verdrießt mich auch übrigens nicht, daß Sie hart und unaufhörlich gegen mich urtheilen, ja, ich nehme sogar an, daß die dabei vorgefallenen Irrthümer nicht außer Ihrem Glauben, nicht außer Ihrer Ueberzeugung liegen mochten; aber den Wunsch durft' ich stets haben: daß Sie es offen thaten, daß Sie nie verhüllen wollten: Ich bin's! — Schrieb ich doch nie eine Zeile, die Sie betraf, ohne daß ich mich stellte; denn selbst bei Uebernahme der Spener'schen Zeitungs-Recensionen nannte ich mich, und Iffland hat meinen Namen durch mich selbst erfahren in dem Augenblicke, als ich, nach Zusage an Spener, zuerst die Feder ansetzte. Und weil ich bemerkte, daß namentlich Iffland auf Andere den Verdacht warf, die es nicht ohne Nachtheil ertragen konnten, so that ich dasselbe auch bei meinen Correspondenz-Artikeln für das „Morgenblatt". Was Ihnen Iffland über mich mitgetheilt hat, darf ich nicht scheuen; ich besitze selbst unter mehreren Briefen von ihm an mich ein Schreiben von viertehalb Bogen, wo er, neben sichtlich scharfer Beurtheilung, wie ich sie gewünscht hatte, mir so viel des Löblichen und Erfreulichen sagte, daß ich ihn für überaus zweideutig hinstellen müßte, wenn er Ihnen so gar Entsetzliches über mich geäußert hätte, und Sie können meinetwegen rüstig damit heraus. —

Der Name, den Ihr Wiener Correspondent dem Münchener Correspondenten gegeben hat, ist ein Spaß, für den ich mich des Beiworts enthalte: Jener mag ihn verantworten. — Was ich früher über Sie in verschiedenen Aufsätzen gestrichen habe, würd' ich auch heut' noch streichen; ich habe nur geäußert: Andere würden mir vorwerfen: ich hätte zu Gunsten Ihrer gekürzt; ich suche bei Andern Gerechtigkeit und Offenheit, Gunst hab' ich weder zu ertheilen, noch will ich sie jemals begehren. — Wenn ich von Krieg mit Ihnen sprach, so bezog sich das auf eine Stelle Ihres Briefes, und mein Gewissen hat dabei die Verempfindung, die Sie ihm zuschreiben, nicht gehabt, denn mein Kampf kann nur darin bestehen: Ihre Angriffe abzuwehren mit den Gründen, die mir zu Gebote stehen. Daß dies „Ihrem guten Namen“ gelten könnte, ist auch eine Muthmaßung, die Ihnen bei besserer Laune irrig vorkommen muß. Wenn Sie mich in die Nothwendigkeit setzen, mir eine bessere Achtung bei Ihnen zu erzeugen, so bitt' ich Sie, mir zu glauben, daß ich es nicht so albern anfangen werde. — Ueber einen Punkt Ihres Briefes, den nämlich, „daß mir vielleicht das Talent fehle, meine Meinung auch da, wo ich nicht verwunden will, so zu sagen, daß sie wirklich nicht verwundet“ — werd' ich mich noch recht ernstlich prüfen; ich habe mich stets um Milde bemüht, wo sie anwendbar ist, und darf mir nachsagen, daß ich es mit jedem Jahre um ein gut Stück weiter gebracht habe; — aber, Hand auf's Herz! wollen Sie Sich nicht ein bischen üben? —

Und damit ich meine Uebung fortsetze, will ich lieber an „Streit heben", als an „Hebenstreit" denken, den Sie mir am Schlusse ihres Briefes als Aussicht hinstellen, und ich bin überzeugt, daß auch Sie einmal still bei sich denken: etwas Unrecht hast du ihm doch gethan! — Es ist möglich, daß in diesem Briefe das Gefühl der Kränkung spricht, welches mich aus Ihrer Antwort überfiel; aber ich seh' auch nicht ein, warum ich es hätte verbergen sollen. — Gebe ihnen der Himmel stets die Heiterkeit, die ich schon jetzt wieder gewonnen habe, nachdem ich diese Zeilen so tragisch begann!! und nehmen Sie die Versicherung ausgezeichneter Hochachtung von Ihrem

Berlin, ergebensten

den 5. Dezember 1818. F. W. Gubitz."

Müllner's Antwort beschäftigt sich nun mit stärkerem Hebel, um zu erfahren, was ich ihm nicht enthüllte, auch schon deswegen nicht, weil es ja nur das öffentliche Schmähen vermehrt hätte. Sein Angriff wendet sich gegen eine Unschuldige, um auf solchem Wege mich zum Verrath zu reizen:

„Weißenfels, den 11. December 1818.

Ew. Wohlgeboren

Zuschrift vom 5. ist das Werk einer Besonnenheit, die ich ehre. Aber wegen des Manuscripts sehe ich noch immer nicht hell, und kann Ihnen unmöglich Offenheit zugestehen, wo Sie mich zum Beklagten machen, ohne mir den Kläger zu nennen. Redacteur, sagen Sie. Hätten Sie Redactrice gesagt, so hätte ich wenigstens eine Spur. Vor geraumer Zeit ist ein

Aufsatz gegen Sie, in welchem man sich auf Ihr früheres Verfahren gegen mich berief, um eine mir fremde Sache zu vertheidigen, durch meine Hände gegangen, und diesen hatte Frau Therese von Huber, ich glaube nach monatelanger Zögerung, zurückgewiesen, vermuthlich, weil Sie Mitarbeiter des Morgenblatt sind. Daran that sie wohl, und bewährte den feineren Tact ihres Geschlechts. Hat sie aber eine Copie dieses Aufsatzes Ihnen mitgetheilt, so that sie schlecht, und bewährte einen hämischen Zeitungsschreiberinn. Schrieb sie Ihnen vielleicht gar, der Aufsatz komme von mir, so log sie nichtswürdig: denn so, wie er in ihre Hände gekommen, konnt' ich ihn nicht geschrieben haben. Ich mußt' ihn erst von aller Persönlichkeit reinigen, und in Hinsicht der mich betreffenden Thatsachen berichtigen, ehe ich mich dazu verstehen konnte, ihn an ein anderes Journal einzusenden und zu vertreten.

Im Uebrigen kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß die Widersacher, welche Sie durch Zeitungskritiken sich zugezogen haben, mir ungleich mehr Noth machen, als die Hebenstreitigkeit von 20 Journalen nicht vermögen würde. Jene ziehen oft alle Register, um ihre, bisweilen vielleicht ziemlich unreine Hand mit meiner Klinge zu bewaffnen, die sie ein paarmal wohl ganz leidlich durch die Literaturluft haben sausen hören; sie bedenken nicht, daß sie nur saust, wo es den Vortheil der Wissenschaft und Kunst, nicht eine abgeschmackte Rechthaberei gilt. Hochachtungsvoll

Ihr ergebener Diener Müllner."

Eine Entgegnung war wieder unerläßlich; ich schrieb also:

„(Eilend.) Verehrtester Herr!

Ihre Vermuthung hinsichtlich der Frau Therese Huber ist ohne allen Grund; ich hab' es mit keiner Abschrift, sondern mit dem Manuscript zu thun, das Sie versandten. Ich habe über dergleichen Gegenstände von jener geachteten Frau nie eine Zeile bekommen, lege auch übrigens gar keine größere Wichtigkeit auf den besprochenen Aufsatz, als die: daß er mich überraschte und überraschen mußte. Wenn ich Ihnen den Einsender nicht nenne, überhaupt nichts bezeichne, so können Sie darin gerechter Weise wohl nur den Willen finden: daß ich Niemand compromittiren mag, wo es sich vermeiden läßt; ein Mangel an Offenheit liegt darin gar nicht. Was meine Ansicht, meine Gründe, meine Meinung betrifft, so kann ich darüber bestimmen, und Sie werden mir nicht nachsagen können: daß ich mich dabei im Geringsten verbergen, oder nur schonen will; Andere darf ich aber nicht aussetzen. Wie angenehm es mir wäre, wenn wir Beide in Frieden leben könnten, wie gern ich dazu das Meine beitragen möchte, insofern es nicht feststehenden Grundsätzen widerstreitet — so glaub' ich mich doch auch stark genug, eher ein literarisches Anstürmen ertragen zu können, als Mancher, dem nicht eine gleiche Unabhängigkeit gegeben ist. — Nächstdem ist ja der Punkt, in welchem es sich auch in Ihrem letzten Schreiben handelt, eine Nebensache. Sie gestehen selbst zu, daß sie sogar Aufsätze von Andern,

die gegen mich gerichtet sind, bearbeiten und versenden. — Finden Sie denn das recht? — Daß ich Feinde habe, weiß ich, kenne Einige, die mir Kratzfüße machen und lieber einen Nackenstreich versetzten; das hindert mich aber nicht, den geraden Weg zu gehen, und den Zweizünglern meine Meinung in's Angesicht zu sagen. Die Schlechten mach' ich damit mir böser, das verhehl' ich mir nicht, aber dem kann ich doch nicht ausweichen. Man gewöhnt es sich gar zu leicht an — wie ich im Welttreiben täglich bemerke — durch falsche Höflichkeit und Eigennutz ein Schelm zu werden, und darum mag ich lieber den Zorn Anderer reizen, als in mir eine Verachtung meiner selbst erzeugen, die trübe Stunden — wie sie wohl jeder Mensch hat — zur Hölle machen muß. Ich habe, was mir wahr schien, vor Ihnen nie verheimlicht, mich selbst aber dabei auch nicht; ich habe Ihnen aber auch unzweideutige Beweise von Achtung gegeben; wollen Sie als Entgeltung auf heimliche Insinuationen hören, so muß ich mir das gefallen lassen. Ich kann und mag nicht auf gleiche Weise Ihnen entgegen treten, sonst — wie Sie wohl leicht sich denken können — fehlt es an Dergleichen gegen Sie im geringsten nicht. Ich habe neulich wieder ein Manuscript lesen und zurückschicken müssen, das eine Art Biographie Ihrer enthielt; ich habe unreinen Geist darin erkannt und angenommen, daß nur Bekanntes mit Erlogenem geschickt vermischt war, und ähnliche Dinge sind viele zurückgeschickt, oder liegen noch in der Mappe. Wer öffentlich unbeliebte Mei-

nungen ausspricht, wird gehaßt, und wer dieses Hassen begünstigt, muß ungerecht werden. Wer nicht selbst den Muth hat, seine Meinung frei und offen auszusprechen, bei Dem soll man doch billig Heimtücke vermuthen, und ihn nicht unterstützen. Doch — Sie wollen mich nun einmal schwarz sehen, und nichts von Dem wissen, was etwa für mich spricht — was soll ich thun? — Sie täuschen? — und zu denen Verehrern treten, die es doch nicht ehrlich mit Ihnen meinen? — Das würde ich sehr ungeschickt anfangen. — Auf die Seite Ihrer Widersacher mich stellen? — Dazu hab' ich zu viel wahrhafte Achtung für Sie und die Ehre meiner Gesinnung. — Schlagen Sie also nur zu; wenn wir uns jetzt begegnen müssen, gescheh' es denn im offenen Kampfe, sobald es nicht mehr zu vermeiden ist. Mit Ergebenheit grüßt Ihr

F. W. Gubitz."

Berlin, den 16. Dezember 1818.

Die Hoffnung, dieser widerwärtige Briefwechsel werde nun sein Ende haben, erfüllte sich noch nicht. In dem Trachten, durch ehrverletzende Wortwendungen neben selbstischer Musterblenderei meiner Aufwallung den verschwiegenen Namen zu entlocken, versuchte Müllner einen heftiger angreifenden Schachzug:

„Weißenfels, am 30. December 1818.

Es muß von Ihnen abhangen, ob Sie mir Denjenigen nennen wollen, der Ihnen ein von mir versendetes Manuscript tückischer Weise ausgeliefert haben soll. Nur muß ich im verneinenden Falle anneh-

men, daß Sie den ganzen Vorfall erfunden haben, weil ich nicht glauben mag, daß Sie die Discretion bis zur Verhehlung eines literarischen Betrügers treiben würden. Ob ich für recht halte, einen gegen Sie gerichteten Aufsatz aus fremder Feder zu bearbeiten und zu versenden, das hängt vom Inhalte des Aufsatzes ab. In demjenigen, welchen ich Ihnen bezeichnet habe, berichtigte ich literarische Thatsachen und kürzte die darin enthaltene Kritik eines Ihrer Dichtererzeugnisse ab. Diese Correctur kam nie aus meiner Hand, es wurde, nachdem der Verfasser sie gebilligt hatte, bloß eine Abschrift davon versendet. — Daß man es wagt, Ihnen solche Aufsätze zuzusenden, wie Sie erwähnen — schließen Sie daraus, verehrter Herr, wie sehr Sie verkannt werden, und wie leicht Nichtswürdige Sie für Ihresgleichen halten. — Daß Sie Feinde haben, ist natürlich, Sie sind Journalist; aber unter Denen, welche meinen Beistand gesucht haben, hat keiner die Absicht verrathen, Ihr Privatleben anzutasten. Wer mir die Zumuthung machte, dies vor das Gericht der Publicität zu ziehen, der würde sehr übel fahren. Ich kenne nur den Künstler und Schriftsteller Gubitz, vom Menschen Gubitz ignorir' ich alles, was sich nicht durch die erstgenannten öffentlichen Personen kund giebt.

Sie scheinen sehr viel davon zu halten, daß man öffentlich seine Meinung immer unter seinem Namen sage; damit brechen Sie fast allen kritischen Instituten in Deutschland den Stab, die aus erheblichen Gründen das nicht einmal erlauben. Grade dadurch scheidet

sich die literarische Republik von der bürgerlichen Welt, ungefähr wie ein Maskenball vom Geschäftsleben. Nicht immer maskirt man sich, um wirklich unerkannt zu bleiben. Sie begreifen das! Aus diesen Ansichten nehmen Sie die Antworten auf Ihre Frage. Das Zuschlagen, wie Sie es nennen, klingt nicht fein. Nicht alles, was uns verwundet, ist ein Schlag, und das eigentliche Zuschlagen mit Spott und Schimpfnamen verwundet nicht; es thut sogar der Eitelkeit wohl.

Ich halte nun, insofern Sie bei Eingangs gedachter Verschweigung beharren, unsern Stoff der Privatcorrespondenz für erschöpft und grüße Sie freundlichst nach der Sitte Fouque'scher Ritter.

Ergebenst Müllner."

Müde eines Hin- und Herschreibens, bei dem der „Dey von Weißenfels" trotz seiner beschönigenden Querzüge immer gallensüchtiger eingriff und mir den friedlichsten Willen empörte, erhielt er schließlich nur die wenigen Zeilen:

„(Eilend.)" Ew. Wohlgeboren

leztes Schreiben sucht darzuthun, daß Sie nie gegen den Menschen Ihre Anfälle richten, und doch ist gleich der Eingang dieses Schreibens: „daß, wenn ich Ihnen den Einsender des besprochenen Manuscripts nicht nenne, Sie annehmen müßten, ich hätte den ganzen Vorfall nur erfunden", so sehr nur gegen den Menschen gerichtet, daß ich im gerechten Unwillen darüber weiter kein Wort verlieren mag. Eine unendliche Last von Geschäften hat mich bisher verhin-

dert, so manche lügenhafte Angriffe von verschiedenen Seiten unbeachtet zu lassen, auch war dies recht gut, um über Dergleichen mehr Ruhe zu gewinnen; ich hoffe aber recht bald, Ihnen und Vielen zu beweisen, daß Sie über Manches gar sehr im Irrthum sind, und ihn fördern. Nicht was man annehmen will, sondern was da ist, und in der Wahrheit ist, das entscheidet!

Ergebenst

Berlin, 5. Januar 1819. F. W. Gubitz."

Was nun bald nach Empfang des Abschlusses dieser brieflichen Plagen der Ergrimmte gethan hatte, erhellt sich aus meiner im „Bemerker" zum „Gesellschafter" (1819. Bl. 34) abgedruckten

„Erklärung zu einer Berichtigung.

In Nr. 34 der „Zeitung für die elegante Welt" findet sich folgende Berichtigung:

„Die Verlagshandlung der Berlinischen Zeitschrift: der Gesellschafter fährt fort, wie ich sehe, meinen Namen unter den Mitarbeitern derselben zu nennen. Das ist ein Irrthum, ich nehme weder schreibend noch lesend mehr Theil an diesem Tageblatte, und habe davon den Herrn Herausgeber schon im letzten Monat des vorigen Jahres unterrichtet.

Müllner."

Die Verlagshandlung versandte eine Anzeige, die vor dem Jahresschlusse gedruckt war, wie dies aus den ersten Zeilen: „Diese Zeitschrift beginnt mit 1819 ihren dritten Jahrgang" deutlich hervorgeht. Schon im Umschlage des Dezember-Heftes ist der Name Müllner weggelassen, auf des Herrn Hof-

raths Verlangen, dem ich eher zu willfahren vermochte, als daß ich dessen Ansichten unbedingt zu den meinigen machen konnte. — Wäre Hr. Hofrath Müllner als Mitarbeiter dieser Zeitschrift sehr thätig gewesen, so würde sie dadurch verloren haben, daß er schreibend nicht mehr Theil nimmt; wenn er es aber auch lesend nicht mehr thut, so verliert sie dadurch gewiß nichts. Mir aber ist es unter den obwaltenden Umständen leid, mit einem geistvollen Schriftsteller nicht in angenehmer Berührung stehen zu können.

Berlin, den 25. Februar 1819.

F. W. Gubitz."

Nun war ich des Glaubens, ich würde künftig niemals wieder Einsendungen für meine Zeitschrift von Müllner empfangen; dieser Glaube hat sich aber nicht bewährt. Gar zu große Umwege in der Zeitfolge abzuleiten, muß ich aber für Weiteres und Aergeres, wodurch er sich als Rechtsgelehrter sehr Bitteres zuzog, erst später in meinen Aufzeichnungen mit ihm wieder zusammenkommen.

Bei Schilderung der Begegnisse mit dem Weißenfelser Streitsucher will ich mein Bemühen für den Schauspieler Friedrich Wilhelm Lemm nahe rücken, weil dies zu Müllner's Bühnengaben auch etwas in Beziehung ist.

Ein im Nachruhm lebender Schauspieler, in Berlin geboren, auch lebenslang nur Mitglied der zu seiner Zeit einzigen, bei Lemm's Anfängen von Iffland verwalteten Berliner Bühne, läßt schon dadurch vermuthen, daß es ihm nicht leicht geworden, eine her-

vorragende Stellung zu gewinnen, und so ist es auch gewesen. — Lemm war der Sohn eines nicht wohlhabenden Berliner Bürgers und etwa neunzehn Jahre alt, da führte ihn (1801) seine Neigung zum Theater. Dort mußte er von der untersten Stufe an dienen, und brachte es nach elf Jahren nur bis zu Nebenrollen geringfügiger Art. — Seine Gestalt war eine günstige, der Gesichtsausdruck belebt und berührig; Gewandtheit und Schliff der Bildung in Bewegungen und Geberden mangelten ihm lange: sein Sprachton aber hatte Kraft und Klang in Fülle.

Erst im Jahre 1813 scheint Iffland etwas mehr als früher auf Lemm geachtet zu haben; daß es, wie man wiederholt drucken ließ, gar nicht geschehen, könnte schon widerlegt seyn aus dem bereits eingeordneten Briefe Iffland's vom 23. September 1813, der für mein von ihm zu günstig beurtheiltes Trauerspiel: „Ein Tag des Schicksals", den von mir in der Rollen-Besetzung zum „Landenberg" bezeichneten Hrn. Lemm als richtige Wahl anerkannte.

Mag der benannte „Landenberg" keine bedeutsame Aufgabe seyn, für den Bau meines Jugendwerks ist es eine bedeutende, auch in sich schwierige; jedenfalls war es für Lemm die erste Rolle, mit der ihm eine Hauptstütze in einem neuen Schauspiel anvertraut wurde, und seine Freude darüber war überschwenglich. Er bat mich, ihm bei dem Einstudiren zu helfen, und ich entgegnete: daß der Schauspieler seine Ansicht über eine Gestaltung gleich mit seiner Eigenthümlichkeit zu verbinden habe, eines Andern Eingreifen, sey es auch das

des bezüglichen Dichters, doch vielleicht die Einheit der Ausprägung stören könne. Sein wiederholtes und andringliches Ersuchen, bei dem ich die Aengstlichkeit herausfühlte, machte mich dann insoweit nachgiebig, daß ich sagte: „Nun wohl; lesen Sie zuvor das Ganze und geben mir schriftlich Ihre Meinung über Auffassung und Durchführung der einzelnen Rolle, um mich mit Ihrer Eigenthümlichkeit bestimmter verständigen zu können." Sichtlich betroffen und nicht ohne Zögern erwiederte er mir: in schriftlichen Aufsätzen sey er wenig geübt, und als ich darauf wie im Scherz antwortete: „Desto rathsamer, daß Sie in Uebung kommen!" gestand er offenherzig: durch seine Familien-Verhältnisse gezwungen, habe er frühzeitig seine Schulbildung unterbrechen müssen. Ich sprach ihm Muth ein mit dem Trost: es handle sich ja nicht um gefeilte Schreibart, er solle nur die Feder brauchen wie den Mund; er that, was ich von ihm verlangte, und that es geschickter, als ich nach seiner Veräußerung erwartete. Wir einigten uns, er gab bei mehrmaligem Beifall den „Landenberg" vortrefflich im Vortrag der Verse, etwas überhäuft und etwas gespreizt ungefügig in der Geberde, was sich glücklicher Weise mit dem Wesen der Aufgabe einigermaßen deckte. Lemm, nach lange erlittenem Druck der Zurücksetzung wie verjüngt und erhoben, schloß sich mit Innigkeit mir an, und da ich bald wahrnahm, daß er aus seinen bisherigen Verhältnissen Grämlichkeit, Mißtrauen und Argwohn eingesogen hatte, bemühte ich mich ermunternd um ihn, so viel ich konnte.

Als nun bald Graf Brühl General-Intendant wurde, begannen für Lemm glücklichere Jahre; er empfing nach und nach der Hauptrollen mehr, und auf seine freundlichen Wünsche eingehend, habe ich ihn mit bestem Willen unterstützt im Einstudiren des „Valeros" (Müllner's „Schuld"), „Kurt Kuruth" (in Werner's „vierundzwanzigstem Februar"), „Antonio" (Goethe's „Tasso"), Kotzebue's „Abbé de l'Epee" und „Jugurd", auch noch in minder namhaften Rollen, stets in dem angebahnten Gange, daß er mir über jede ihm neue Aufgabe vorweg seine Ansicht schriftlich darzulegen hatte. Wir waren dann auch oft in Familien-Kreisen beieinander, und wanderten nicht selten zur Erholung im Freien. Besonders erinnere ich mich mit Vergnügen mancher Sommertage in den Jahren 1815 und 1816, wo Lemm, meine Frau und ich nach einem Dorfe schritten, unterweges nächst dem Allerlei auch Kunstgespräche laut werden ließen, und sie dort bei dem idyllischen Genuß von Milch und Schwarzbrod fortsetzten. — Begreiflich wuchs mit seiner wichtigeren Beschäftigung auch die Gage Lemm's, aber doch nur sehr langsam und spärlich, bis er sich im Jahre 1818 in der Stellung sah, Forderungen entschieden geltend zu machen. Dies ereignete sich nach einem ruhmreichen Gastspiel auf dem Burgtheater Wien's, dessen damalige Zustände er mir neben dem Erfolg seines dortigen Kunstwirkens brieflich schilderte. Sein Bericht, der nicht das ihm Persönliche allein berührt, wird gewiß noch jetzt zum Vergleich nicht ungern

gelesen, ich will ihn deshalb hier unverkürzt einschalten.

„Carlsbad, den 9. Juni 1818.

Sehr geehrter Herr und Freund!

Schon längst konnten Sie mit vollem Rechte über den Erfolg meiner Gastrollen in Wien und mein anderweitiges Treiben und Thun einige Nachricht erwarten, wozu Ihre edle, mir stets bewiesene Theilnahme und gütige Zuneigung mich auffordern mußte; doch wollte ich nicht gern den ersten Eindruck und Reiz der Neuheit zu meinem Vortheil benutzen, sondern abwarten, bis meine Gastrollen geendet, wobei ich die Absicht hatte, durch Contraste zu wirken, und in dieser ganz fremden Sphäre zu erkennen, wie ich über mich selbst zu urtheilen habe. Nach den Beifallsäußerungen des Publikums, des immer gefüllten Hauses, und den besonders ehrenvollen Auszeichnungen, deren mich zu erfreuen ich hier so glücklich war, darf ich wohl ein wenig mehr Zutrauen auf mich selbst setzen, als früher der Emporkömmling — ohne sich versucht zu haben — es nicht wagen konnte, ohne anmaßend zu erscheinen. Was ich Ihnen, mein edler Freund, hier gesagt und noch sagen werde, soll Ihnen nur beweisen, daß ich der Ehre nicht ganz unwürdig bin, Ihr Wohlwollen und Ihre Freundschaft zu besitzen. — Ich habe nun Gelegenheit gefunden, zu bethätigen, was Ihre edle Theilnahme und Menschenfreundlichkeit so oft und gütig zum Vortheil in Anerkennung meines besten Willens angedeutet. —

Daß mir von den dortigen (Wiener) Mitgliedern

mein Pfad nicht mit Rosen bestreut wurde, konnte ich voraussehen und habe mich nicht getäuscht, denn sie mußten so gut als ich vermuthen, daß meine Gastrollen die Basis zu einem Engagement seyn sollten. Beinahe vierzehn Tage war ich in Wien, ehe ich auftreten konnte; obgleich die Direktion seit December 1817 von meinen Wünschen genau unterrichtet war, fiel ich hier wie aus den Wolken herab. Endlich, um nicht mehr Zeit zu verlieren, entschloß ich mich, in „die Schuld“ aufzutreten, denn an „Tasso“ war nicht zu denken. Ich spielte unter Koberwein's Regie, den Namen darf ich Ihnen nur nennen, und Jeder, der ihn kennt, erkennt, in welche Hände ich fiel! — Im Allgemeinen steht der Berliner Schauspieler nicht zum Besten in der Meinung des Wiener Publikums, das die „Ihrigen“ bis über die Wolken hinaus erhebt; — das erfuhr ich unerkannt. Nach meinem Repertoir hatte ich auf acht ihrer Lieblinge die Lanze einzulegen: Lange, Rose, Koch, Krüger, Koberwein, Reil, Klingemann, und der schlimmste Punkt — das Verhältniß zu Brockmann, unvergeßlichen Andenkens. Dabei sind vier Regisseure ein Herz und eine Seele, sobald es darauf ankommt, Einem die Lust zu benehmen, sich zu fixiren. Zu meinem größten Mißvergnügen fand ich die ärgste Klippe darin, daß sich ein Ruf von mir verbreitet, der eben so unverdient als beinahe lächerlich war. — Der „kluge Berliner“ dazu — mir war nicht wohl zu Muthe. Doch ich war einmal da, und so in Gottes Namen Alles gegen Alles! Ich fand in

der Idee Beruhigung: kommst Du durch dies heiße Bad, so ist viel gewonnen!

Noch mehr: die Stücke — keines ausgenommen — fand ich so verändert, daß ich Nachts sitzen mußte, bekleben, schreiben und doch so einrichten, daß keines von den Mitgliedern nöthig hatte, noch etwas nachzulernen. In Hinsicht der Garderobe hat Jeder das Seinige zu Hause, ich konnte nicht einmal eine schwarze simple Feldbinde bekommen, nur mit Mühe und Derbheit gelang es mir; zu „Tasso" lieh mir Frau v. Weißenthurn Federn, und Mad. Löwe wollte mir ein Schwert schicken, was nachher Korn that, denn von den mir vorgezeigten nimmt bei uns Buggenhagen keines: ein Glück, daß ich übrigens das Nothwendigste bei mir hatte. Vor Allem meine Stecknadeln waren mir gleich Brillanten; das nöthige Band zu Schuhschleifen ließ ich für mein Geld kaufen. So ging es bei jeder Rolle; erst mußte ich mir die Galle in's Blut jagen, sackgrob werden. Die unwissendsten Tölpel hatte ich zum Ankleiden, am Ende hatte ich aber Alles so in der Flucht, daß sie meinen Diener, ehe ich kam, fragten: wie ich heut gelaunt sey. Hätte ich nicht den Friseur zum Ankleiden gehabt, ich wäre heut noch nicht fertig. In „Yngurd" hatten sie es mit ihrer Dummheit so weit gebracht, daß ich im vierten Act nach Hause fahren wollte; ich habe ihn an dem Tage gewiß drei Mal gespielt: auf der Probe, bei dem Ankleiden doppelt angreifend, und auf der Bühne. Trotz aller Hindernisse, die sich mir durch Zufall oder Absicht in den

Weg gethürmt, habe ich den glänzendsten Erfolg davon getragen. Jetzt begreife ich Fischer*) wohl! Ich fühle nun den merklichen Unterschied in Anerkennung eines redlichen Bestrebens, so wohlthuend und erhebend für den Darsteller; — es zieht ihn auf, reizt ihn, gern sein Alles aufzuopfern, weil es so dankbar empfunden wird, und sicher gewinnen beide Theile. Die Wiener sind gegen Fremde nicht verschwenderisch mit ihrem Beifall, denn: kurz vor meiner Ankunft ist bekannt gemacht, daß die Mitglieder auf ein Hervorrufen nicht erscheinen sollen, deshalb geben sie einem Fremden nicht leicht den Vorzug, um den einheimischen Künstler nicht zu kränken. Das fehlte nur noch, damit in Berlin gesagt werden kann: ja, er ist nicht einmal hervorgerufen!

Nun denken Sie sich, theuerster Freund, meine Lage mit dieser Aussicht; Jeder, dessen Rolle ich spielte, hat sein Publikum, und den Leuten zu Gefallen kann ich meine Rolle doch nicht auf den Kopf stellen. Ich nahm mir den Comödianten Krüger vor in „Balleros", wollte die Duell-Scene geben, die hier ausgelassen, bat, sie in die Censur zu schicken; auf der Probe sagte mir Hr. Koberwein kurz und kalt:, die Scene wird nicht gegeben, sie müßte erst auf die Censur, und damit ist es zu spät — und sie sollte nicht seyn! Ich trat auf und wurde hier nicht als

*) Der Sänger Joseph Fischer hatte damals mit den Berlinern über Fieberhitze und Kühle des Beifalls öffentliche Fehde; auch ich wurde hineingezogen, wie sich später erhellen wird.

Emporkömmling betrachtet, sondern mit einem Mordlärmen empfangen, bei der ersten Rede mein mir von der Natur verliehener Ton applaudirt, denn sonst wüßte ich nicht, wem es gelten sollte; jeder Abgang, viele einzelne Stellen, sogar Nüancen wurden applaudirt, das leise Bravo ging immer fort, am Schlusse des Stücks wurde ich hervorgerufen. — Ich habe zehn Mal gespielt: „Valeros", „Abbé de l'Epee", „Antonio", „Hofrath Reinhold", „Amtshauptmann Walberg", „Rudolph" („Hedwig"), „Ingurd", „Valeros", auf vieles Verlangen — mit der Duell-Scene — „Baron Wiburg" („Stille Wasser") und „Narbas": bei stets ganz vollem Hause empfangen, bei dem Auftreten, oft zwischen dem Act hervorgerufen, empfangen beim Auftreten im folgenden Act — und jedesmal am Schluß hervorgerufen.

Einen, und zwar meinen kühnsten Streich muß ich Ihnen erzählen. Nach der ersten Rolle wurde ich von nicht unbedeutenden Männern aufmerksam gemacht, den „Abbé" als zweite Rolle zu vertauschen, denn ich müßte dadurch den günstigen Eindruck meines ersten Erscheinens verwischen; mehrere Andere, die es wirklich herzlich gut mit mir meinten, hörten nicht auf in mich zu dringen und sagten: den Koch erreicht Niemand, meine Maske müßte schon störend seyn; Koch steht zu hoch in dieser Rolle, das Publikum will Niemand nach ihm sehen; mit einem Wort: das ist das Stadtgespräch, ich schade mir auf die Folge, wenn ich bei meinem Entschluß beharre. Selbst Koch sagte mir: „Es ist wahr, ich bin in dieser Rolle

sehr beliebt, es soll meine beste seyn; selbst Iffland, von dem ich sie so gern gesehen, that mir den Gefallen nicht, so sehr ich ihn gebeten." Noch mehr: es war — Sonnabend, der erste schöne Tag seit acht Tagen, im Kärnthnerthor Theater eine beliebte große Oper — „Tancred" — an der Wien ein neues Kinder-Ballet, im Leopoldstädter Theater „Faust's Mantel", und — am frühen Morgen wurde Koch's Bildniß als Abbé in der Gallerie denen der ausgezeichnetsten Künstler beigesellt, wovon die Stadt voll war. Nun bekam ich Besuch auf Besuch mit der Bitte, wenn es mir möglich sey, es noch abzuwenden — aber Nein! Nicht wahr, so ist es recht? — Ich hatte Koch, mich seiner Beurtheilung zu unterwerfen, eingeladen; er war auf dem Theater, mich bei meiner Demüthigung recht nahe zu haben; ich trete auf, bei vollem Hause, werde mit großem Lärmen empfangen, nach dem Gebet mit großem Beifall belohnt, so am Schluß des Acts, wo der Beifall noch fortdauerte, als die Gardine schon längst gefallen; nach der Erzählung Beifall in drei Salven, kurz, wo er nur anzubringen war, erhielt ich ihn, und am Schluß wurde ich hervorgerufen. Hr. Koch konnte gegen mich seine Empfindlichkeit nicht unterdrücken; — mündlich darüber mehr.

Nach dieser Rolle wurde mir ein Engagement angetragen von Hrn. Hofrath Filzed: ich hätte nur zu fordern, was ich wünsche solle nach Möglichkeit erfüllt werden. Was sollte ich sagen? Daß mir Wien sehr gefällt, konnte ich nicht leugnen, und ich bedaure Den,

dem es nicht gefällt; mehr Beifall kann mir auch nicht geschenkt werden. Mein Fach ist durchaus nicht besetzt, sondern vertheilt: ich habe es unbeschränkt; — was ich fordere soll ich erhalten. Daß ich diese Vortheile nicht in Berlin habe, wissen die Herren so gut als ich; — nun, ich schob die Sache auf die lange Bank und ersuchte den Hrn. Hofrath, erst noch einige Darstellungen von mir zu sehen, und dann wollten wir weiter davon reden. Nach jeder Vorstellung drang man mehr in mich, ich vermied es, den Hrn. Hofrath zu sehen, wurde denn doch endlich eingeladen und mußte erscheinen. Jetzt sollte ich mich erklären und gleich dort bleiben (wie das zu machen wäre — —). Es wurde näher gerückt und berechnet, daß ich hier nach Preußischem Gelde 3250 Gulden Besoldung erhalte, die siebzehn Jahre meiner Laufbahn sollten mir vermittelst meines Pensions-Dekrets eingerechnet werden — die Regie kann mir nicht entgehen und giebt eine große Einnahme; Rose ist jetzt wahrscheinlich todt, und so muß ein Anderer eintreten: der Wink wurde mir gegeben. Zu der Zeit meldeten Briefe aus Stuttgart, daß Eßlair in Berlin engagirt sey; ich schrieb sogleich an den Hrn. Grafen: ob das gewiß sey, dies wäre der einzige Grund, der mich bestimmen könnte, von Berlin zu gehen — und noch habe ich keine Antwort, da ich während der Zeit schon sechs Antworten haben könnte. Nach dieser Antwort, sagte ich dem Hrn. Hofrath, würde ich mich bestimmen. Der Finanz-Minister Graf Stadion hat mich sehr lieb und jeder Darstellung von mir vom Anfang

bis zum Ende beigewohnt; — was das sagen will, können Sie nur beurtheilen, wenn Sie ihn näher kennen. Mein Abschied in „Narbas“ wird mir ewig unvergeßlich bleiben! — Ich fuhr in der nämlichen Nacht nach Prag und folgte wegen Mangel an Zeit einer Einladung nach Gratz nicht, wo ich eben Tausend Gulden haben konnte binnen acht Tagen. In Prag sollte ich spielen, auch wollte ich von dort an Sie schreiben, ein für mich höchst trauriger Vorfall verhinderte beides — denn — mein Koffer mit meinen Habseligkeiten ist fort! Es ist zu weitläufig Ihnen zu erzählen auf welche Art. Ich schrieb deshalb nach Wien, noch habe ich keine Nachricht und sitze hier in Carlsbad höchst mißvergnügt, muß mir sogar Wäsche kaufen. Was könnte ich Ihnen von Wien, Prag und Carlsbad melden, aber es fehlt mir an Geduld und Laune. Gott gebe, daß ich hergestellt werde, ich will nichts versäumen.

Bis zum 8. Juli spätestens bleibe ich hier, nach acht Tagen soll es sich zeigen, ob ich noch nach Teplitz muß. An Böttiger schrieb ich durch Gelegenheit ein paar Zeilen: er möchte bei Hofrath Küstner anfragen: ob ich in der letzten Hälfte Juli gelegen komme; ich erwarte nun die Antwort. — Schlechte Tinte, recht üble Laune, und kein unbedeutender Verlust entschuldigen mich wohl, daß ich ihre Geduld und kostbare Zeit auf so harte Probe gesetzt. Empfehlen Sie Allen, die sich meiner theilnehmend erinnern, Ihren Verehrer und Freund

Lemm.“

Nochmals muß ich darauf hindeuten, daß Lemm in den Jahren, wo er sich im Beruf zur Bühne unterdrückt fühlte, seine Betrachtungen verdüsterte, er auch nie von der Schwarzseherei ganz frei werden konnte, was unzweifelhaft auf seine körperlichen Zustände verderblichen Einfluß hatte. Dies erwägend, ist vielleicht sein Gemälde der Begegnisse bei dem Burgtheater im Jahre 1818 in den Farben zu mäßigen: mit Gewißheit kann ich es jedoch nicht behaupten.

In Bezug auf Lemm's Klage, daß er keine Antwort bekomme vom Grafen Brühl, sprach ich mit diesem geistreichen und in aller Hinsicht wohlgesinnten General-Intendanten, und ward nun für Jenen Vermittler eines lebenslänglichen Contracts, durch den Lemm auch im Geldpunkte den bevorzugtesten Mitgliedern des Königlichen Theaters gleich gestellt wurde. Die Steigerung der Summe war eine so bedeutende, daß nicht nur Lemm, sondern sogar ich wegen meiner Mithülfe vom Neide angefochten wurde. Namentlich griff mich einmal Bethmann in einer zahlreichen Gesellschaft lebhaft und erbittert an wegen — nach seinem Ausdruck — „Poussirung meines Zöglings, der das r gerade so schnarre wie ich“, was ich lachend und belacht abfertigte mit der Entgegnung: „Schade, daß im Wort Neid kein r ist, ich schnarrte es Ihnen sehr gern, aber Ihrem Papagei studiren Sie es ein, der schnarrt's!“

Indessen hatte sich Lemm im Emporsteigen auch wunderlich verwandelt, und das Mißhellige seiner Anschauungen ward nun nach einer andern Seite ver-

führerisch. Daß ihn der Mehrerwerb an Beifall und Vortheil erhob, fand ich eben so erfreuend als begreiflich; aber seine Aufgeregtheit wollte jetzt nicht die geringste Wahrnehmung gegen seine Kunstthätigkeit ertragen. Wie offenbarer noch, als andere Menschen, die meisten Schauspieler für gefällige Bemühungen leicht das Gedächtniß verlieren, lehrte mir zuerst Lemm, obwohl bei seinem, im Grunde redlichen Willen Manches in Anrechnung krankhafter Phantasie, die eilig von Gehässigkeit träumte, sehr verzeihlich war, von mir auch duldsam behandelt wurde. Daß er mich nach seiner Rückkehr von Wien niemals wieder um Rath fragte bei neuen Rollen, war mir lieb: ich hatte ihm genug an Zeit geopfert; wenn er jedoch den leisesten Widerspruch im öffentlichen Urtheil als feindlich betrachtete, dann machte sich sein überspannter Verdruß unleidlich. Ein Ereigniß der Art — ich darf zu Lemm's achtungswerthem Andenken sagen: es war das von ihm übertriebenste — wird die ihn zuweilen verblendende Grillenhitze deutlich machen.

Im Februar 1820 kam Calderon's „Don Gutierre" auf Berlin's Bühne. Bei dem Besprechen der Darstellung, in der Ludwig Devrient nicht an ihm geeignetster Stelle stand, ließ ich drucken: „Die Wirkung wäre gewiß allgemeiner gewesen, hätte Hr. Lemm oder Hr. Wolff den „Don Gutierre" gehabt, und in einer Dichtung, wo besonders auch die Contraste in den Charakteren wirken sollen, wie es hier der Fall ist, hat die Besetzung jeder Rolle entschei-

denden Einfluß, um so mehr die der Hauptperson." — Im Weiterführen des Berichts ist dann zu lesen: „Hr. Lemm („König") hat, dem schwankenden Wesen in seiner Aufgabe zu sehr folgend, mehr nüancirt als nöthig war, doch gab er gelungene Einzelnheiten, und um meiner Meinung hier die Beachtung noch zu schwächen, bemerke ich: daß er Vielen besser gefallen hat als mir." („Gesellschafter" 1820. Bl. 85.) — Da wird wohl Jeder erstens einsehen, daß sich kein Uebelwollen gegen einen Schauspieler ahnen lasse, wenn man für ihn, selbst vor P. A. Wolff, die Hauptrolle in Anspruch nimmt, und zweitens kann sogar das über Lemm Geäußerte bezeugen, wie ich bedächtig seine immer wunde Verletzbarkeit zu schonen trachtete, ohne doch zu verleugnen, was mir Wahrheit schien. Aber welch eine lästige und langwierige Plagerei erweckten diese wenigen Zeilen! Lemm lief zu allen uns gemeinschaftlichen Bekannten, mit zornströmender Wortfülle mich anklagend, und wer weiß wie oft mußte ich in verschiedener Umänderung hören: „Was haben Sie denn unserm guten Lemm gethan!" Das dauerte, ohne irgend ein Zuthun meinerseits, bis zum Schluß des genannten Jahres: da hatte sich einstweilen seine Grübelsucht bekehrt. Am 1. Januar 1821 kam er durch das Familienzimmer zu mir, schob nur den Kopf durch die Thür und fragte: „Darf ein Narr sich unterstehen, einzutreten?" Nun bekannte er sein Unrecht, und der Bitte um Verzeihung fügten sich die, für den Neujahrstag gebräuchlichen Wünsche an. — Eine beruhigende Stimmung konnt' es aber

bei Lemm nicht lange anshalten, auch nicht, als er sich verheirathet hatte. Nach meinem Glauben fand er für sich in den ersten Jahren seiner Ehe mehr Zufriedenheit des Gemüths; ich sah ihn da in Familienkreisen sehr heiter und gesellig, besonders noch überall willkommen durch seine Fähigkeit des Nachahmens in Bezug auf Manieren seiner Kunstgenossen und die Berliner Sprechart bei den unteren Volksschichten. Der bei ihm eingekehrte Hausfriede flüchtete sich aber: ihn befiel die Eifersucht — vermöge meiner Ansicht und der Schlußfolge aus Lemm's bereitwilligem Argwohn — ohne gültige Beweise. Gar oft mußte ich weitschweifige Klagen hören über Verhältnisse, bei denen das Nichteinmischen am rathsamsten ist. Jedoch meinend, es diene zu seiner Erleichterung, wenn er sich aussprechen konnte, versuchte ich mit eigener Geduld, die seinige zu fördern, was mir aber gegen Lemm's Leidenschaftlichkeit in diesem Unheil niemals gelingen sollte. Er war und blieb voll von innerster Empörung und ich gedenke stets mit Bedauern des ihn fieberisch durchzündenden Zustandes, bei dessen Steigerungen er mich einst mit Heftigkeit in ein Haus der Leipziger Straße zog, und mich dort beinah eine Stunde lang festhielt mit angeblichen Bestätigungen seines Unglücks, die mir jedoch nicht als Bewährung eines Verdachts einleuchteten. Was ich erwiederte, es nutzte nicht, denn der Einspruch hilft selten gegen das leidenschaftlich Eingebildete: es ist unüberwindlich für die Vernunft, sie wirkt nur bei Dem, der sich zu beherrschen vermag.

Die Reizbarkeit und das Leidenschaftliche gehören zum Kunsttrieb des Schauspielers, und bei dem Ernst mit seinem Beruf wird sich Beides mehr oder minder ihm anhaften, wodurch sich leider auch die nur handwerksmäßig eingeübten Comödianten für die eitlen Launen der Selbstüberschätzung gerechtfertigt glauben. Bei Lemm war die fast beharrliche Aufregung, wie ich sie, um ihn erklärlich zu schildern, hervorheben mußte, noch dadurch erhöht, daß sein Eifer — es ist nicht zu verschweigen, weil sich hierin theils die Ursache, theils die rasche Zunahme seiner Kränkhaftigkeit enträthselt — gewichtiger war als sein Geist. Was er aber erfaßt hatte — in der Regel das Treffende — hielt er folgerichtig fest, und überall setzte er die ganze Eigenthümlichkeit mit vollstem Vermögen ein. Noch bei Lebzeiten Lemm's urtheilte über ihn Hermann Marggraf bezeichnend genug in den wenigen Zeilen: „Seine Kraft scheint im Verlauf der Darstellung anzuwachsen, er erscheint von Scene zu Scene bedeutender, er hat ein Uebermaaß von physischer Kraft zu verwenden. Man beschuldigt ihn der Manier, aber es ist eine edle Manier, und ich wünschte, alle unsere Darsteller hätten eine solche. Hr. Lemm ist noch halb mit dem Geist der alten Schule verwachsen." („Gesellschafter" 1834. Bl. 154.) Bei seiner Kräfte Opfermuth auf der Bühne, und der dadurch begünstigten Aufwallungshast bei wirklichen, oder zur Selbstpein erfundenen Widerwärtigkeiten in Lebensverhältnissen, war es unvermeidlich, daß Lemm seinen mannhaften Körper in frühe Zerrüttung trieb.

Die Krankheitsanfälle erneuerten sich in immer kürzeren Fristen, und schon im Jahre 1825 war er so hinfällig, daß er beinahe zwei Jahre der Bühne entzogen blieb. Kaum in der Genesung, stachelte ihn der Drang zur Thätigkeit, nach jeder Wiederkehr wurde er mit Beifallsfülle begrüßt, bis er endlich dem Krankenlager nicht mehr entkam. Er starb am 16. Juni 1837.

Bei Umschau in der Vergangenheit mich vor- und rückwärts bewegend, gedenke ich des Bauern und sogenannt[illegible] „Propheten" Johann Adam Müller, „vom [illegible]acher Hofe bei Heidelberg", der im November [illegible]5 nach Berlin kam. Er hat im „Conversatio[illegible]con" ein Artikelchen erworben, wonach „ein[illegible]ersagungsgabe ihm nicht abzusprechen seyn mö[illegible] Das wäre anzuwenden auf Jeden, der sich be[illegible] der Gegenwart aus Langes und Breites halb dämmerig und halb dunkel über Künftiges zu schwatzen, um in der Zukunft die Prophetenschaft sich einzubilden. Das lärmende Aufsehen beurtheilen zu können, was der in neuen Verkündigungen freigebige Ankömmling in Berlin erregte, besuchte ich ihn im December 1816, und ordne hier ein, was ich sogleich in den Januar-Blättern des „Gesellschafter" für 1817 drucken ließ.

„Gespräch mit dem Bauer Adam Müller, von Schwachen „Prophet" genannt.

„Wenn Menschen Unglück erregen wollen", — so schrieb mir ein Freund — „wie leicht finden sie Werkzeuge!" Dieser von Allen schon in der Erfahrung

geprüfte Ausdruck **Pope's** ist Dir gewiß bekannt, warum willst Du nun nicht glauben, daß der Bauer **Adam Müller** mit seinem Propheten-Dünkel eine solche Handhabe des bösen Treibens seyn könnte?" —

Darauf entgegnete ich: „Was seyn könnte" ist noch nicht hinreichend, um es zu glauben, und man muß sich hüten, die Schlechtheit der Menschen entdecken zu wollen, man wird ohnehin oft genug von ihr überrascht!" — Seit jener Zeit sprach ich, in Gesellschaft von ruhigen Beobachtern, den neuen Propheten selbst ziemlich lange und über Alles, was er gesehen und verkündet haben wollte. Da man sich der unangenehmen Bemerkung nicht entziehen kann, daß er allerdings Anhänger hat und gar unter Denen, die sich als „gebildete Stände" zeigen möchten; da Viele schon zürnende Blicke genug empfangen haben über ihr Zweifeln, sogar Leute in den Provinzen sich so angesteckt zeigten, daß sie Papiere nach den Hauptstädten schickten zu schnellem Umsatze in Geld, „weil der Bauer **Adam Müller** ja einen neuen, baldigen Krieg prophezeie", halt' ich, jenes Gespräch öffentlich zu machen, fast für Pflicht, besonders auch weil die Rechtfertigung eines Todten mich früher schon mahnte, über diese Angelegenheit laut zu werden.

In der Schrift, „Geschichte, Erscheinungen und Prophezeiungen des J. A. **Müller**" (Frankfurt am Main bei Willmanns) wurde mein Freund, der verstorbene Geheime Rath **Reimann**, den ich in Dankgefühlen zu verehren habe, ein Gläubiger genannt, nachdem er zuvor gewaltiger Zweifler war. Wie es

damit stehe, möge folgende Stelle aus einem seiner Briefe (von Memel) darthun:

„Sie haben gewiß schon von dem Bauer Müller gehört, aus der Gegend von Heidelberg? Er machte hier den Propheten, nicht ohne Partei und Gegner. Die letzteren vermehr' auch ich eigentlich, doch möcht' ich auch Denen, die sich durch seine Worte beruhigen lassen, nicht zuwider seyn. Verluste wollen ihre Schonung und selbst eine Tröstung, die uns nicht als solche erscheint, es aber vielleicht Andern ist, muß man da nicht ganz verweisen; nur soll man sich selbst schützen, was nicht immer leicht ist!" — — —

Kann ich nun auch mit dem nachgebenden Grundsatze nicht einverstanden seyn, weil ich das Unheil gern fest angreife, um ihm rascher die Wege zu weisen, so ehre ich doch das zarte Empfinden des Verewigten, nur werd' ich es nicht dulden, daß Thoren ihn als ihre Autorität gebrauchen wollen.

Nach dieser Einleitung, die mein Herz erleichtert, komme ich zu dem Hauptzwecke dieser Zeilen. — Ich fand den Adam Müller auf dem Sopha sitzend, sein Pfeifchen rauchend und so anzusehen, wie Jemand, der sich in gewünschten Verhältnissen findet. „Halten Sie auf Physiognomik?" fragte mich ein Anwesender. — „Nicht so gar viel, ich habe mich darin oft getäuscht." — „Nun, ich wollte Ihnen nur den bedeutenden Zug der List bemerklich machen, der in den Augen und zwischen ihnen, in dem leichten Eindruck der Stirne des Müller liegt." — „Es ist dies wohl unleugbar, doch beweist es nichts."

Von den Umstehenden vernahm ich erst Mancherlei, so auch, daß der Müller ein wenig taub und ihm dies entstanden sey durch einen „rothen Trompeter, der bei einer seiner gehabten Erscheinungen furchtbar geblasen habe." — Bleibt ernsthaft, ihr Gläubigen! — ich mußte lächeln über den Versuch, die Apokalypse wieder aufzufrischen.

Ich erwähnte jetzt dem Adam Müller selbst manche, mir bekannt gewordenen Einzelnheiten über seinen Aufenthalt in Königsberg und Memel; er hatte nichts eiliger, als mir wiederholt zu äußern, daß ihm alle, auf der Reise erlebten Fährlichkeiten voraus gesagt worden wären. — Da versicherte ich ihm: ich könne nicht vermuthen, daß irgend ein Mensch nicht ähnliche Gefahren sich lebendig vorstellen würde, wenn er, ohne Paß, mitten durch zwei Armeen reisen wolle. Und, in Wahrheit! — es wäre doch eher an ihn zu glauben, wenn es ihm minder natürlich ergangen wäre; bemühen sich einmal übernatürliche Kräfte seinetwegen, so konnten sie auch — und waren es gerechterweise schuldig! — ihm ohne Verdrießlichkeiten und Schläge zum Ziele helfen.

Als ich deutlich meinte: der Himmel hätte dies wohl für ihn thun können, antwortete er, naiv genug: „Ja, er hat's doch nu nicht gemocht!" — Ich gab mir viel Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß er, wahrscheinlich und lobenswerth von dem damaligen Unglück des Preußischen Hauses ergriffen, oft darüber gedacht und den Wunsch gefühlt habe, hier ein Trost verkünder seyn zu können. Darüber hätte er sich

gewiß so vertieft, daß er Bilder der Möglichkeit aus den eigenen Gedanken sich belebte und dann in Gottes Namen einem Triebe folgte, den er zu bekämpfen nicht Lust noch Kraft hatte. — Er rief: „Nein, so ist's nicht!“ und nebenher warf er mir einen Blick zu, der, in Worte gebracht, sagte: Ich weiß das besser und du erregst mein Mitleid! — denn was man, oft im Mißbrauche, einen „gemüthlichen Menschen“ nennt, fand ich durchaus nicht an ihm, vielmehr mußt' ich erkennen, daß er sich vergnüglich in trockenen politischen Hirngespinnsten und spitzfindiger Religiosität verliert und in sich gern Anlagen zu einem Heiland vermuthen läßt. Er hat zu dem Allen nicht Klugheit genug, wohl aber reicht sein Verstand hin, um im rechten Augenblicke sich mit dem: „Das weiß ich nicht!“ zu schirmen. Dies wurde besonders merkbar, als ich jetzt das Gespräch auf seine neuesten Verkündigungen wandte.

Zuerst ließ ich mir erzählen, wie sich die Erscheinung begab; seine Darlegung stimmte mit dem, was im erwähnten Büchlein gesagt ist. — Es sind Traditionen aus der Bibel und den Volkssagen, die in der ihm heimischen Gegend sich länger vererben als im Norden. —

Jetzt entfaltete **Adam Müller** seine Deutungen, sprach von Religions Unruhen im südlichen Frankreich, die bald entstehen würden, ließ den Napoleon von **St. Helena** später dazu kommen, zwei große Schlachten liefern, in denen die Verbündeten Sieger blieben; er ließ ferner den Napoleon sterben, aber

nicht in, sondern nach der Schlacht, — dann Frankreich in drei Theile zerfallen und einen Frieden schließen, der tausend Jahre dauern würde. Und dies Alles — so setzte er hinzu — geschieht in dem nächsten halben Jahre!

Nachdem ich diese Prophezeiungen mit mancher Neben-Schilderung von ihm gehört hatte, trug mir ein Freund heimlich auf, den Müller zu befragen: „Ob er den Direktor ** kenne? — ihn in Heidelberg gesprochen habe? — und warum er ihm gesagt hätte: daß eine der großen Schlachten schon im December 1816 vorfallen würde?“ — Er antwortete mir auf die erste Frage: Nein! — auf die zweite: Er habe da viele Leute gesprochen! und auf die dritte ziemlich unwillig: Davon sey nie die Rede gewesen.

Mein Freund gab mir den Wink: er wolle selbst mit dem Müller sprechen; ich entfernte mich und trat dann nur gelegentlich wieder in die Nähe. Jener sprach mit ihm Allerlei, endlich wiederholte er die Fragen also: Sie sind morgen Abend bei dem Direktor **? „Ja!“ Erinnern Sie sich, ihn in Heidelberg gesprochen zu haben? „Ja!“ und auf die letzte Frage gab er die Entgegnung: „Das habe ich eigentlich nicht gesagt, sondern nur: daß die große Schlacht gleich nach den Religions-Unruhen in Frankreich seyn würde.“ — Ich mag aus diesen zweizüngigen Reden nicht breite logische Folgerungen ziehen, Niemand aber wird doch dabei des Propheten gerühmte Offenheit erkennen!?

In der ferneren Unterhaltung mit ihm und als ich wissen wollte: Ob seine Umgebung von den Er-

scheinungen je etwas sah? erwiederte er: „Gesehen hat, außer mir, noch Niemand etwas, gehört haben aber meine Frau und mein ältester Sohn!" — „Gehört!" — Nun da ist es wohl möglich, daß er in seinen politischen Träumen mit sich selbst spricht. — Indem eben wieder von den Erscheinungen die Rede war, berichtete, auf die Frage: „Wie ihm Gott erschienen sey?" der Müller: „Das erste Mal jung, das zweite Mal älter, das dritte Mal ganz alt." Auch die Dreieinigkeit hatte er gesehen, auf ein „Wie?" erfolgte die Entgegnung: „Ganz im Nebel!" und bei der Aeußerung: daß wohl der göttliche Vater und Sohn, nicht aber der „heilige Geist" bildlich gut gedacht werden könne, antwortete Müller: „Der war auch wenig zu merken!" — Das sollt' er allen seinen Prophezeiungen als Motto voran senden.

Er ließ sich nun über das „Neue Jerusalem" vernehmen, welches bei Nusloch, drei Stunden von Heidelberg, stehen wird, erzählte, daß gleich nach Krieg und Frieden (also in einem halben Jahre) alle verschiedenen Religionen in einer Religion zusammen strömen, auch allmälig die Heiden und Türken sich ihr verbinden würden, die Juden aber, setzte er hinzu, ganz zuletzt. — Denn darin, die Juden zu hassen, folgt er dem Zeitgeist, oder dieser vielleicht ihm; man ist es ja endlich gewohnt, daß er (der Zeitgeist) nur als Ueberläufer und allen Parteien dienen soll. Was haben wir, nur seit der französischen Revolution, für eine Menge Zeit Geiste gehabt, oder welche verschiedene Masleraden hat man mit ihm gespielt! — Die

Entfaltung dieses Religions-Vereins beschäftigte den Adam Müller am meisten, und er belegte, wie Viele schon, die dem Nichtbegreiflichen ihre Vernunft opfern, Alles mit alldeutigen Bibelsprüchen, die den Menschen ohne Entscheidungs-Vermögen gefährlich werden müssen. — Er sagte nun wenigstens offenherzig: daß er gar nichts Neues prophezeie, sondern daß Alles, auch seine politische Zukunft, schon geschrieben stehe; — wer könnte nun wohl noch irren in der Quelle, die sein Treiben hat? Die Bibel ist sein Rechenbuch: was er sich in den Sinn quält, erscheint ihm: eben weil er nur spekulativer Schwärmer ist, halten Unerfahrene ihn für ruhig; und Erfahrene, die bis jetzt über ihn urtheilten, waren Theologen und Magnetiseure, die zum Theil dienstpflichtig einen Hang zeigen, der Philosophie Fehde zu bieten, um Wahn auszubreiten, bis die Menschheit sich wieder in ihm verliert, was nicht große Schwierigkeiten zu machen scheint.

Nachdem der Adam Müller allen Versammelten kein Räthsel mehr war — um das zu seyn, kann er die Thörigkeit zu wenig verschleiern — sagt ich ihm: „Es ist doch sonderbar, daß von der ganzen Menschheit, die wohl hier und da noch echtfromme Seelen hat, nur Sie allein himmlischer Erscheinungen gewürdigt sind, es ist fast kränkend!" — er sah einen Augenblick stumm vor sich hin und endlich antwortete er kalt und hinwerfend:

„Ja, ich wäre sie auch gern los, da könnt' ich zu Hause bleiben bei meinen Geschäften!"

Es ist doch, fürwahr! die gottloseste Naivetät,

daß ihm, der einzig dazu auserlesen scheint, an den Besuchen der Dreieinigkeit nicht einmal etwas gelegen ist!

Er schwatzte nun noch Mancherlei, wußte sich immer mit dem „Das weiß ich nicht!" durchzubringen, wenn Andere nach Zusammenhang in seinen Verkündigungen spähten, und ziemlich geschickt auszuweichen, wenn man über den Zweck seines Kommens sprach und dessen Erfolg wissen wollte. Er hatte sich erschöpft, die Gesellschaft wußte seine Angaben und suchte nun Sinn, aber sein „Ich weiß nicht!" konnt' ihn durchaus nicht geben; nur ein paarmal ließ er sich zu Breitungen verlocken, die aber alle nur Bibel Sprüche untereinander mengten. Mit vieler Wohlgefälligkeit erzählte er auch: welch' eine Menge Briefe an ihn kämen, und holte einige aus seiner Brieftasche. Sie machten es begreiflich, daß der Arme allerdings ein bißchen muß, was er von seiner Vernunft noch hat, wenn er bemerkt, wie erhaben ihn Viele sehen! Er erschien aufgeklärt im Vergleiche mit einem Theile der Brief Sender! Da er gegen das Copiren der Schreibereien durchaus nichts einzuwenden hatte, sondern es schmeichelhaft fand; da ferner schadenbringende Thorheit eigentlich gar keine Schonung verdient, mögen hier, jedoch mit Weglassen der Namen, zwei solcher Briefe folgen.

1.

„G...., den 17. April 1816.

Mein lieber Freund und Landsmann!

Ich Endes Unterzogener bin gebürtig aus Heidel-

berg, dermalen Katholischer Pfarrer in G...., — habe heute mit Herzenswonne seine Prophezeiungen gelesen und die Beweise davon in der heiligen Schrift; aber auch ihre traurige Erfüllung von 1792 bis 1815 selbst erlebt und erfahren. Auch ich hatte viele Traum-Gesichte, die eintrafen, von Bonaparte und von Deutschland, aber so bestimmt waren sie nicht, wie die seinigen. Warum? Weil es mir an jener Frömmigkeit fehlet, die er mit Gottes Gnade besitzt und seiner Mitwirkung. Liebster Bruder — — —, ich bitte ihn demnach, begebe er sich zu mir hierher auf meine Kosten; ich habe vieles zu reden wegen meinem Seelenheile. Ich wollte gern zu ihm reisen, aber meine Pfarrei ist zu groß, ich habe 1500 Seelen, wo ich nicht so leicht verlassen darf, wegen den Kranken, die in meiner Abwesenheit ohne die bei uns gebräuchlichen Sacramenten sterben könnten. O Bester! mich treibt die Neugierde nicht, wie den Herodes bei Jesus, und den Felix, Landpfleger, bei Paulus, ich will ihn um Rath fragen in einer großen Seelen-Angelegenheit. Bitte er für mich den Heiland, daß er ihm eingeben möge, was mit mir zu seiner heiligen Ehre und zur Beförderung der Christlichen Religion zu thun sey?! — —.

B...., Pfarrer."

Ich bedaure die 1500 Seelen, für welche der Jammerhafte sorgen soll, enthalte mich aber aller, hier zu weit führenden Bemerkungen, um sogleich von der grundgelehrten Sinnlosigkeit eines zweiten Briefschreibers Kunde zu geben.

Der zweite Briefschreiber — welcher, nebenher gesagt, mit einem hohen Rathstitel prunkt, obgleich er in jeder Zeile sich der gröbsten orthographischen Fehler schuldig machte — theilte sich also mit:

2.

„Unter Anbetung desjenigen, von dem alle Weisheit kommt, durchlas ich die von Ihnen in die Feder gegebene Geschichte der aus dem göttlichen Reiche erhaltenen Offenbarungen, die aber der Aufschreiber nach dem Tone der jetzigen Gelehrsamkeit, die vor Gott eine Thorheit ist, durch den in der Vorerinnerung angehängten Zusatz: daß Sie durch die Kraft der Phantasie zu ihrer Kenntniß gelangt wären, nicht unbefleckt ließ.

Ich habe mich seit mehr als zwanzig Jahren aus dem göttlichen Worte, und aus den Zeichen der Zeit überzeugt, daß die Periode des eintausendjährigen Reiches, folglich auch die Bekehrung der Juden, heran nahe, wie es Ihnen auch offenbaret worden ist. In dieser Hinsicht habe ich bereits vor mehreren Jahren alle Stellen aus dem alten Testament ausgezogen, aus welchen der Messias den Juden untrüglich kennbar werden sollte.

Da bei den Juden aber das Vorurtheil eingewurzelt ist, daß der Messias nur für sie bestimmt sey, und für sie ein irdisches Königreich errichten werde, so war es zur Besiegung dieses Vorurtheils nöthig, aus dem göttlichen Worte zu erweisen:

erstens: daß der Messias zwar in der Jüdischen Nation, und aus ihrem Geschlechte werde offenbar

werden, aber nicht für sie allein, noch weniger zur Stiftung eines irdischen, sondern eines ewigen unvergänglichen Reiches.

zweitens: Um dies gründlich zu erweisen, war es nöthig auf den Grund zurückzugehen, warum das Menschengeschlecht eines Messias unentbehrlich bedurfte. Ueber diesen Gegenstand gaben die drei ersten Kap. des ersten B. M. den deutlichsten Aufschluß:

a. daß unsere ersten Eltern, als Folge des übertretenen göttlichen Verbotes, elementarische, d. i. thierische Leiber erhielten und dadurch unter die Gewalt des Satans verfielen, der unsere thierische Leidenschaften als seine Ketten benutzt und die Menschheit ohne unseren Erlöser ewig fesseln würde:

b. daß nach dem Sinn der Grundsprache 1, 27. Adam mit beiden Fortpflanzungs-Kräften erschaffen und V. 28. von Gott bestimmt war, aus sich geistige, nicht thierische Menschen auf die Welt zu setzen, dies beweiset auch das zweite Kap., weil Gott ihm das Paradies als einen geistigen Ort zur Wohnung anwieß. Die Heva war in dem göttlichen Schöpfungs-Plane gar nicht enthalten, sondern bekam durch die Begierde Adams nach einer äußerlichen Gehülfin ihr Daseyn 2, 18 bis 22. Hierin klärt der scheinbare Widerspruch sich auf: warum Gen. 1, 31 die ganze Schöpfung sehr gut; 2, 18. aber nicht mehr gut erklärt ist.

Diesen Grundsätzen widersprechen nun unsere Theologi heftig, ich weiß also im Voraus, daß meine

Abhandlung zu drucken nicht erlaubt wird, aus diesem Grunde ließ ich sie auch bisher liegen. Nach Ihrer, durch den Druck bekannt gewordenen Erklärung schien es mir nützlich diese Schrift bekannt werden * * * * * * Rath einzuholen:

a. Ob Sie es gut und an der Zeit finden, diese Schrift durch den Druck bekannt zu machen, oder ob sie noch länger liegen bleiben soll?

b. Ob Sie mir vielleicht einen Ort anweisen können, wo diese Schrift ohne viel Hinderniß zum Druck befördert werden könne?

Wenn Sie einen Trieb fühlen, diesen Brief zu beantworten, so bitte ich denselben zu befolgen, ich habe dabei keinen anderen Zweck, als mein geringes Scherflein zur Beförderung des göttlichen Reiches beizutragen.

W . . . . den 5. Juli 1816.

Ihr getreuer Mitpilger
L . . . . ."

Da, wo die Sternchen stehen, fehlte eine Stelle im Briefe; befragt sagte Adam Müller: „Da stand eben das Wichtigste!" — „Warum rissen Sie es denn weg, wenn es das Wichtigste war?" — „Ich hab' es nicht weggerissen, der Herr, der den Brief schrieb, that es!" — „Wie können Sie aber wissen, daß da gerade das Wichtigste stand?" — Adam Müller blieb die Antwort schuldig. — Nachher bemerkte er noch: daß seine Freunde in Berlin jenes Manuscript wollten kommen und drucken lassen!!

Zu allem hier Erzählten kann ich mehrere acht

bare Personen als unverwerfliche Zeugen aufrufen; ich will den Bericht enden mit der Erklärung: Selbsttäuschung, erregt durch die Begierde nach Zukünftigem, ist das Gelindeste, was dem Adam Müller zur Last fallen kann. Macht sie ihn glücklich, sey sie ihm gegönnt, aber strafbar ist es, wenn er einen Schwindel, dem sein ohnmächtiger Verstand nicht entgegenarbeiten kann, über die Schwelle seines Hauses verbreiten will. In dessen Räumen leb' er vertraut und froh mit seinem Wahn, und wen danach gelüstet, der mag ihn besuchen; will er aber darauf reisen und Schwache in vollkommene Narren umwandeln, müßte das nächste Irrenhaus ihm offen seyn. Mit Denen aber, welche den armen Befangenen zu benutzen denken, wär' ein ernstes Wort zu sprechen! — Wie? diese direkten Eingebungen des Himmels, durch welche die Päpste, Jahrhunderte lang, mit bösartiger Machthaberei dem Himmel Hohn sprachen und an welche zu glauben die Menschheit nur durch Ströme von Blut gehindert wurde, — sie sollte plötzlich wieder das Reich der Erfahrung verfinstern? Wessen Vortheil will denn so Schändliches? — denn nur frevelhaftes Interesse oder Verrücktheit könnte sich zu solcher Dummheit bekennen."

Dies ist der im Januar 1817 gedruckte Aufsatz, der wohl beweisen könnte, daß nur sinnlose Selbsttäuschung oder zweckdienlicher Betrug die Weissagungsmacht des Adam Müller anerkannte. Dennoch hat man es noch über das Jahr 1848 hinaus versucht, ihn als unverwerflichen Zeugen eines persönlichen

Vorzugs im Aufschluß des Undurchdringlichen hinzustellen. Das verarge man jedoch nur Denkfähigen; denn eine nicht dazu gehörige Volksmasse wird keineswegs verantwortlich in der Geneigtheit zum Ueber- und Aberglauben: es ist ihr Antheil am Dichterischen, den Alle bedürfen im Leben und Weltwesen, das Beides in unsrer eigenen beschränkten und der weiten und umgebenden Natur gar viel dessen hat, was räthselhaft ist und wahrscheinlich räthselhaft bleibt. Man soll sich aber nur nicht verleiten lassen, das augenblicklich Unbegriffene eines Ereignisses für unbegreiflich zu halten: bei scharfer Prüfung wird man immer entdecken, daß es Zusammenhang hat mit den Einbildungen und — Schwächen des irdischen Geistes. —

Meinem Zurückblick naht sich jetzt der „Vaterländische Frauen-Verein zur Verpflegung der in den Feldzügen von 1813 bis 1815 hülflos gewordenen Berliner Krieger, deren Wittwen und Waisen“. An der Spitze stand Prinzessin Marianne (von Hessen-Homburg), vermählt dem Prinzen Wilhelm, Bruder des Königs Friedrich Wilhelm III., deren Stellvertreter, wenn sie nicht bei den Versammlungen erscheinen konnte, der Geheimrath, nachmalige Minister v. Kampy war. Meine Freundin Amalia Beer, schon bei Stiftung des Vereins voranwirkend, hatte sich für den wohlthätigen Zweck eifrigst betheiligt, sie fand auch mich bereit zum Bethätigen für Einnahmen. Meinerseits begann die Mithülfe im Jahre 1814 durch eine „Ausstellung“, wozu ich alle bedeutsamen

und mannigfachsten Kunstwerke, die im Familien-Besitz waren, mir erbat. Glücklicherweise ließen sich unentgeltlich die nöthigen großen Räume ermitteln in dem derzeit völlig unbewohnten Gebäude, das in der Folge dem Prinzen von Preußen gehörte, und von ihm auch als König Wilhelm I. noch bewohnt wird. — Des Zugesendeten war so viel, daß die Säle ein paar Mal Anderes aufnehmen mußten, was den Ertrag steigerte. — Am 3. und 17. April 1816 gab ich Mittags-Vorstellungen im Opernhause, später Abend-Unterhaltungen im Saale des Schauspielhauses, und drei Mal, 1817, 1837 und 1840, veranstaltete ich „Bücher-Verloosungen". Jeder Theilnehmer erhielt, abgesehen von den größeren damit verbundenen Gewinnen, die vier Bändchen „Gaben der Milde" — eine Sammlung erbetener und geschenkter Beiträge namhafter Schriftsteller — das „Handbuch aller Wissenschaften", und ein bis dahin ungedrucktes Musikstück von Carl Maria v. Weber, überhaupt so viel, daß nach Maßgabe buchhändlerischer Preise der Einsatz von Drei Thalern hinlänglich ausgeglichen war. Mir zur Freude erwarb ich mit diesen und noch nebenherigen Unternehmungen dem „Vaterländischen Verein" gleich anfangs 18,000 Thlr. und der Ertrag steigerte sich bis zu 32,000 Thlr., wonach ich auch, auf mir zugekommene Wünsche, Lazarethen außerhalb Berlin Antheile schicken konnte. Wie geringfügig der sich weit ausbreitenden Noth gegenüber, es war doch eine Beihülfe in einer Zeit, wo die von den Zuständen allseitig mit dringenden Anforderungen belasteten

Staatseinnahmen nicht ausreichten zu genügender Unterstützung Derer, die im Kampfe für das Vaterland schwer gebrechlich und arbeitsunfähig wurden.

Hier über jene Unternehmungen in viel Ausführliches einzugehen, würde weitschweifig seyn, Einiges ist aber anzudeuten, Anderes bedingt Entwickelung. Nebenher bemerke ich, daß ich so glücklich war, mir das Vertrauen der geistreichen und anspruchslosen Prinzessin Marianne zu gewinnen. Jeder Ihrer mir werthen Briefe schließt mit den Worten „ihre Freundin", und ein Schatz meines Gedächtnisses sind die Gespräche mit der tieffühlenden Fürstin. — Erwähnen will ich dann nur, daß ich bei den Vorstellungen im Opernhause für Berlin zuerst sogenannte „lebende Bilder" zur Anschau brachte. Drei meiner Erzählungs-Gedichte wurden gesprochen von den Bühnenmitgliedern Beschort, Lemm und Auguste Düring — etwas später verheirathet mit dem Schauspieler Stich, nach dessen Tode Auguste Crelinger —. Zu jedem Gedicht enthüllten sich, ohne daß der Redner inne hielt, mit sehr günstigem Eindruck drei eingerahmte Inhaltszüge, malerisch geordnet von Schadow, Schumann und Weitsch, meinen Amtsgenossen bei der Academie. Außerdem hatte ich, um den Reiz möglichst zu verstärken, in dem Einzelnspiel „Sappho" (bei Musikbegleitung von B. A. Weber dargestellt von Luise Schröck, aus erster Ehe sehr jung verwittweten Fleck) und dem Schauspiel „Lieb' und Versöhnen" (mit Ouvertüre und Lied von Carl Maria v. Weber) meine Richtung nach den „heißen

Brettern" hin wieder einmal auf die Probe gestellt, sogar für die Zwischenlücken der Darstellungen gesorgt durch Lieder, die, von Zelter, Rungenhagen und Wollank vierstimmig componirt und während der Veränderungen auf der Bühne vor dieser gesungen wurden. Alle zu nennen, die mich in meiner Regsamkeit in jenen Tagen unterstützten, ist mir eine Genugthuung, und wäre sie schon vollständig, würde ich diesen Gegenstand verlassen. Aber auch daran knüpft sich Abenteuerliches in Hinsicht auf Ludwig Devrient, so daß ich mir diesen für meine Betrachtung zu erwecken habe.

Viel, sehr viel, und in mancher Weise Ueberschwengliches ist über die Kunstfülle des Meisters Ludwig Devrient zu lesen; ich beschränke mich auf das mit ihm Erlebte und die sich in mir erzeugte Ansicht. — Seine Berufung nach Berlin ward im Jahre 1814 von Iffland, kurz vor dessen Tode, in Breslau abgeschlossen, und als „Franz Moor" begann Devrient seine Thätigkeit auf dem Königlichen Theater der Residenz am 1. April 1815. Genaues wußte ich von ihm nicht; der Ruf hatte ihn als „Genialen" ausgezeichnet, und die Schauspielfreunde Berlin's waren in gespannter Erwartung.

Zu jener Zeit herrschte nicht die strenge Anordnung, daß in den schmalen Seitengängen der Sperrsitz-Plätze Niemand stehen dürfe: eine Maaßregel, die keineswegs zu tadeln ist. Ich stand an der Directions-Loge, in der bei bedeutenden Bühnenereignissen, zufolge des ihr von Iffland ertheilten Rechts, auch

Friederike Bethmann saß, und während der Zwischenakte sprachen wir zuweilen miteinander. — In regster Aufmerksamkeit betrachtete ich das Gebilde Devrient's; nach dem ersten Akt sagte ich mir: dieser Schauspieler hat die Einsicht, daß man nicht schon durch das Aeußere am „Franz Moor" die Natur beschuldigen solle, sie habe alles Widerwärtige zusammengerafft, um ein unübertreffliches Musterbild menschlicher oder eigentlich unmenschlicher Häßlichkeit zu schaffen. Man merkte es an der kleidsamen, einem vergangenen Jahrhundert zugehörigen Adelstracht in Schwarz, daß sie für die Gestalt verbessern sollte, was zu verbessern war, und der Mantel in Purpurfarbe, mit Goldgeschmück umsäumt, ließ den anspruchsvollen Sohn eines „regierenden Grafen" erkennen. Das Gesicht aber wollte die mephistophelischen Züge nur mit Widerstreben verleugnen, wobei Devrient's lange, auffallend verschiefte Nase unter schönen, aber unheimlich ruhelosen Augen, nächstdem die Zuckungen in rasch veränderlichen Mienen sehr behülflich waren. Diese, der Persönlichkeit Devrient's angeprägten Eigenschaften wirkten durch sich schon, besonders zum Gebilde des „Franz Moor". Die Sprache hatte bei ihren geschmeidigen Tonabstufungen im Heuchlerischen und verdeckt Hämischen stets mehr oder minder doch — wie unwillkürlich — eine beigemischte Schärfe; im Gesammten erschien mir Devrient innerhalb des ersten Akts als bedächtig und geschickt, stellte sich mir aber nicht höher als mancher andere Schauspieler tüchtiger Art, der noch etwas beklommen vor einer

ihm fremden Menge der Theaterbesucher steht. Das hervorragend Schöpferische sprach jedenfalls mehr durch seinen beweglichen Gesichtsausdruck, als durch den Geist in seinem anerkennenswerthen, jedoch nicht immer flüssigen Redevortrag. — Die Zuschauer waren sichtlich theilnehmend geworden, hatten indeß nur laue Beifallszeichen hören lassen, und nachsinnend vergaß ich, die Bethmann über ihre Meinung zu befragen.

Im zweiten Akt nahm das Selbstgespräch des „Franz Moor", bei dem er das „Arsenal des Todes" überschaut, meine Einbildungskraft mit hinreißender Gewalt gefangen; meine jugendliche Lebendigkeit gerieth bei der mir unbegreiflichen Steigerung eines spottfrohen und mordlustigen Zerstörungstriebs in Aufruhr, und plötzlich, ganz vergessend, wo ich war, rief ich unwillkürlich aus: „Der Mensch ist betrunken!" Das machte, obwohl es nicht überlaut geschah, in meiner Nähe Aufsehen, und ein Schlag auf den Kopf vom Fächer der Bethmann brachte mich zwar zur Besinnung, doch nur so weit, daß ich ihr meinen Ausruf betheuerte, wonach sie flüsternd mir entgegnete: „Nun ja, er mag betrunken seyn, aber halten Sie nur's Maul!" Ich wiederhole genau ihre Worte, um es einigermaßen deutlich zu machen, in welcher aufwallenden Erregtheit ich gewesen seyn muß.

Vom erwähnten Selbstgespräch an hatte die Darstellung Devrient's Unübertreffliches im wachsend Grausenhaften, in den starrsinnigsten Kämpfen des „Franz Moor" gegen Alles, was Hinderniß wird bei seiner hab- und herrschgierigen Selbstsucht, die ihn

zu den unmenschlichsten Freveln, dann zum Selbstpeiniger aus der gestachelten Uebermacht des Gewissens, endlich zur Verzweiflung treibt. Die im Eindrucksdrange mit dem Darsteller wetteifernden Zuschauer äußerten nun immer lebhafter die erhöhte Antheilnahme, nach damaligem Maaßhalten sehr gesteigerten Grades. Innig ergriffen folgten sie dem Enthüllen des ungeheuerlichen Selbstsüchtlers in andächtiger Stille der Erschütterung; lauter Beifall machte dem schauerlichen Empfinden nur Luft nach den Aktschlüssen, und der Hervorruf wurde zurückgehalten bis zum Ende des gefühlzermalmenden Trauerspiels. — In jener Zeit waren die Beifallszeichen im Theater noch von Urtheils-Fähigkeit beherrscht, nicht vom handwerklichen Belieben Derer, die Söldner sind, und verstärkt werden durch hirnlose Nachäffer des tönend mitspielenden Lärms.

Ueber Devrient's Mächtigkeit als Schauspieler mehre ich nicht das doch eigentlich in seinem Tiefsten Unbeschreibliche, füge mich meist und hauptsächlich meinem Zwecke, eben nur das mit dem Künstler Selbsterlebte zu berichten, wobei sich meinerseits die ihm bewahrte Werthschätzung bezeugen wird, wenn auch nicht mit prunksuchenden Worten. — In Bezug seiner ersten Rolle auf der Berliner Bühne sey nur noch gesagt, daß am nächsten Abend die Bethmann mir erzählte: Devrient habe schon vor Beginn der Darstellung, dann während des ersten Zwischenakts zur Anstachelung berauschendes Getränk in sich hineingestürzt. Mit meiner durch Verlautbaren „etwas toll

gewordenen Ausschweifung bei dem Einwirken eines Schauspiels" neckte sie mich noch zuweilen; ich hätte mir das gern öfter gefallen lassen, leider wurde sie aber dem Erdenleben entrückt wenige Monate nach Devrient's Erwerbung für Berlin.

Damals war ich noch Berichterstatter für Cotta's „Morgenblatt" und die „Spener'sche Zeitung". In solcher Stellung wird man von Schauspielern und Schauspielerinnen besucht, nach alter, wie ich meine, für beide Theile nicht angenehmer Gewohnheit. Devrient besuchte mich nicht; das war meiner Gesinnung nebenher ein Zeugniß vom Gefühl künstlerischer Selbstständigkeit, und ohne Kenntniß über ihn hatte ich keinen Grund, einen andern Grund auch nur zu ahnen. So verging beinahe ein Jahr, ehe ich persönlich mit ihm zusammentraf, während er sich in dieser Zeit mit „Callot-Hoffmann" — nun Kammergerichtsrath — verbrüderte, sich dessen Abend- und oft Nacht-Gesellschaften in der Weingasterei bei Lutter und Wegener anschloß, was den körperlichen Zuständen Devrient's verderblich war. Ein bei mir seltenes Erscheinen im Wirthshause vermittelte mein erstes Zusammentreffen mit ihm, etwa im Februar 1816.

Ein mir befreundeter Berliner Banquier hatte Hamburger Geschäftsverbündete in das damals besuchteste Gasthaus Dallach's zu führen, und ich mußte Beisitzer zum Mittagsmahle werden. Uns in der Nähe sahen wir Devrient mit einem Kaufmann aus Breslau, der auf unserer Seite Bekannte fand, und

ersucht wurde, mit Jenem zu uns herüber zu kommen. Das mußte sich der, nach meiner späteren Erfahrung etwas menschenscheue Devrient gefallen lassen. Wortkarg saß er neben mir, und im Gespräch bestanden seine Antworten fast nur aus versuchten Abkürzungen, was ich nie unbemerkt ließ, weil es mich ergötzte. Zwischeninne ergriff er jedoch die Gelegenheit für das Gesammtgesellige, und erzählte Geschichtchen mit eindringlicher Laune und höchst ausdrucksvollem Mienenspiel.

Das Mittagsmahl zog sich in die Länge; bei dem Kaffee wurde den Handelsherren das Nebenzimmer anlockend zu einem Spielchen — offen gesagt zum Hazardiren — und jetzt blieb ich allein mit Devrient, der Gast des Breslauer Kaufmanns war und das Verweilen zugesagt hatte. Er benahm sich nun redseliger, und in den gegenseitig berührsam gewordenen Aeußerungen über Bühnenverhältnisse machte mich ein Anflug von ehemaliger Liebe zur Kanzel so freimüthig, ihn vor dem Mißhandeln seiner Kräfte zu warnen. Meine Kenntniß von Krankheiten ist — Gott sey Dank! — seltsam gering; ich weiß nur: man muß in Regelmäßigkeit mit seiner Natur vertraut umgänglich werden; das erwiedert sie in Wohlthat an Körper und Seele. Was ich jedoch hinsichtlich der Folgen eines täglichen Ueberreizes durch aufregende Getränke zu schildern wußte, das sprach ich dem still zuhörenden Devrient zu Gunsten der Schonung seines Kunstvermögens in unverletzlicher Weise mit Offenherzigkeit aus. Dies veranlaßte

für mich eine sehr peinliche Wendung; er verurtheilte sich selbst in Grund und Boden, klagte seine jämmerlich nachgiebige Schwäche an, that dies endlich bei fließenden Thränen, so daß ich ihn mit angelegentlichster Mühe nicht beruhigen konnte, und mir zuletzt damit half, ihn zu einem Gange in's winterlich Freie zu bereden. Wir gingen vom Gensd'armenmarkt bei Laternenschein unter den bereiften Linden bis zum Brandenburger Thor, dann, vom Versprechen gefesselt, wieder zur Gesellschaft.

Am Spätabende erheiterte Devrient, nur mäßig trinkend, Alle durch nicht laute, aber bühnenartig in Witzlaune geschärfte Lustigkeit, die nach jeder Seite hin den angebornen Beruf zum Schauspieler hervorleuchten ließ. Seine geübte Naturgabe, sowohl äußerlich als geistig Eigenthümliches aufzufassen und anschaulich zu machen, ward meisterlich bei dem Erzählen kleiner Lebenszüge, und wie unwillkürlich versinnlichten Mienen und Geberde die in seinem Vortrage betheiligten Persönlichkeiten.

Bald nach diesem Tage bezweckte ich die Darstellungen auf der Bühne im Opernhause für den „Vaterländischen Verein", und wünschte die Mitwirkung Devrient's. Er gab ohne Zögern die bestimmteste Zusage, wonach er in meinem Schauspiel „Liebe und Versöhnen" die Rolle des „Caspar Lauser" erhielt. Da mir der General-Intendant Graf Brühl erklärt hatte: zu den Proben der mannigfachen Einzelnheiten des Darzustellenden könne mir erst am Tage vor der öffentlichen Aufführung das

Opernhaus überlassen werden, sah ich mich genöthigt, mir in meiner Wohnung zu helfen. Für einen Abend hatte ich nun auch Devrient, der Schicklichkeit gemäß zugleich seine Gattin, die nicht mitbeschäftigt war, zu mir gebeten. Versammelt waren bereits die Schauspielerinnen Luise Schröck und Auguste Düring (dann Stich, später Crelinger), die Schauspieler Lemm, Maurer und Rebenstein; die Gattin Devrient's war ebenfalls gekommen, wer aber fehlte, das war Er. Immer besorgter warteten wir auf ihn; wahrscheinlich dadurch geängstigt, wurde die Frau von Krämpfen befallen, und es mußten schleunig Hülfsmittel herbeigeschafft werden.

Schon hatten wir von Sechs bis Acht vergebens auf die Ankunft Devrient's gehofft, da entschloß ich mich, ihn aufzusuchen. Aber wo nun? — Diese Frage beantwortete sich wie von selbst im Kreise der Anwesenden bei lachendster Einstimmigkeit, und rasch war ich auf dem Wege zu Lutter und Wegener. Dort war aber Devrient nicht; vermöge der dringlichen Umstände machte sich der Verdruß über mein verfehltes Unternehmen erkennbar, indem ich durch Fragen zu entdecken suchte, wo der Säumige seyn könne. Da winkte mir aus dem Hintergrunde mit sehr vorsichtiger Geberde der Oberkellner — derselbe, von dem einst Devrient, als er um Zahlung gemahnt wurde, mit den Worten des „Franz Moor" feierlich äußerte: „Dieser Karl fängt an mir fürchterlich zu werden!" — und ich folgte dem Wink nach dem Hausflur. Hier vertraute mir der dienstwillige Karl:

„Wenn sich Herr Devrient einmal verstecken will, dann hat er seinen Schlupfwinkel an der Schützen- und Markgrafenstraßen-Ecke bei einem Materialisten, der auch mit Wein handelt; heut ist er ganz gewiß dort, läßt sich aber immer verleugnen. Da haben Sie nur in den Laden zu treten, um nach irgend 'was zu fragen, sich dann rasch einer Thür zu nähern, die verhängte Glasscheiben hat, und sie dreist zu öffnen: da werden Sie ihn erwischen!"

Dieser Fährte folgte ich, that in dem Laden, wo glücklicherweise ein paar Käuferinnen abzufertigen waren, ohne Behelf wie mir gerathen, und richtig: da saß Devrient ganz allein vor der Flasche und dem Glase. Seine höchst komische Betröffenheit reizt mich noch in der Erinnerung zum Lachen. Er war plötzlich in sich geduckt, als wolle er sich verbergen, und meine Anrede: „Guten Abend, Herr Devrient!" erwiederte er nur mit stöhnendem Laut und scheuem Aufblick seiner unruhigen Augen. Bittend trieb ich ihn an, mir eilend zu folgen, wozu er in den ersten Augenblicken nicht die geringste Anstalt machte. Endlich stotterte er verlegen: „Ich habe unterwegs die Rolle verloren, und schämte mich zu Ihnen zu gehen, weil ich sie noch nicht im Kopf habe". Ich konnte und wollte diese, mir in Bezug des Verlierens sehr zweifelhafte Angabe nicht bestreiten, antwortete also nur: „Das ist kein Hinderniß; Sie lesen Ihren Theil aus dem Souffleur-Buch, und noch heut wird die kleine Rolle neu ausgeschrieben."

Er mußte mir folgen, wurde mit jauchzendem

Zuruf empfangen, las bei der Probe aus dem Souffleur-Buch, und als wir nachher zum einfachen Mahl gingen, zog er die Rolle aus der Tasche und sagte mit den schallhaftesten Mienen und dem gutmüthigsten Ton: „Nochmals bemühen will ich Sie doch nicht!“ Tages darauf, in der Vorstellung, war er freilich des Einbläsers im Kasten sehr bedürftig und zuweilen wurden ganz andere Worte einstegreift; Meister Ludwig Devrient schuf aber seinen „Caspar Laufer“ dennoch zum treffendst ausgeprägten Bilde.

Aus dem Vergangenen hebt sich mir jetzt die Sonderbarkeit hervor, daß mein drittes gesellschaftliches Zusammenkommen mit Devrient sich wieder mit der Weinwirthschaft verbinden mußte, was begreiflich nur für mich, der ich lebenslang öffentliche Gastorte möglichst vermied, ein wenig merkwürdig ist.

Im März 1819 gab Nagel, derzeit Regisseur des Breslauer Theaters und ein durch Natur und Uebung geförderter Schauspieler, Gastrollen auf der Berliner Bühne. Der Hofrath Karl Stein, früher Schauspieler und auch als Schriftsteller bekannt, mochte trotz seiner spärlichen Geldmittel von jenem ihm Befreundeten sich nicht ohne einen mäßigen Abendschmaus trennen; dazu waren der Theater-Secretair Esperstedt, den man damals auch als Souffleur beschäftigte, und ich eingeladen. Beide schickten wir Absagen, Esperstedt, weil er souffliren mußte, ich, weil ich arbeiten wollte; mich aber beredete Stein bei einem Besuch, ihn nicht mit Nagel allein zu lassen, und wir Drei waren Abends vereint „bei dem

Italiener". wie man sagte, obschon der Wirth den deutschen Namen Dietrich hatte. Gegen Elf meinte Stein: es müsse noch eine Abwechselung stattfinden; es kamen Lutter und Wegener in Vorschlag, ich aber weigerte mich sehr entschieden, ließ mich dann endlich zu einem Glas Eis bei dem damals gerühmten Conditor Teichmann beschwatzen. Dort, unter den Linden, war das Geschäft zu meiner Freude schon geschlossen, und nun wollte man mich nach meiner Wohnung begleiten. Der Weg führte an dem genannten Weinhause vorüber; der fast sechs Fuß hohe, derbkräftige Nagel und der auch handfeste Stein hatten aber, wie sich nachträglich entdeckte, einen Gewaltstreich verabredet: der Eine ergriff mich bei den Schultern, der Andere bei den Füßen, und so, wie sehr ich widerstrebte, schleppten sie mich hinein, grad hin in das Eckzimmer, wo Devrient und Callot-Hoffmann sammt ihrem Anhange saßen.

Tobende Lust begrüßte in solchem Kreise, wo mancherlei Ueberspannung herrschte, den an mir vollbrachten Zwang; ich mußte mir ein Zutrinken gefallen lassen und es selbst üben. Den Aerger bekämpfend mit der Gewalt des Uebermuths, unterwarf ich mich dem Schicksal, und da ich in jener Zeit eben viele der Schriften des Paters Abraham a Santa Clara gelesen hatte, so machte ich mir den Spaß, meinerseits mit seiner Art die Unterhaltung zu mengen, was selbst bei Uebergängen zur Strafpredigt der allgemeinen, unzweifelhaft etwas tollen Stimmung behagte. Nach meiner Wohnung kam ich jedoch erst

Morgens vier Uhr, und aus jenem Eckzimmer habe ich mir den unvergänglichen Widerwillen gegen Champagner geholt, was gewiß kein Unglück ist. — In jenen Nachtstunden blieb Devrient fast schweigsam mitten im schwirrenden Lärm, schaute meist wie tiefsinnig vor sich hin; — er dachte vielleicht drei Jahr zurück an meinen, sich als fruchtlos erweisenden Abmahnungsversuch.

Von da an bin ich überhaupt nicht wieder anders mit Devrient zusammengetroffen als im Begegnen auf der Straße, wo auch niemals ein erwähnenswerthes Gespräch entstand. Seine Rede war stets wie in Verlegenheit abbrüchig, sein ganzes, aus Gutmüthigkeit, Mißtrauen und Argwohn gemischtes Wesen schien immer auf dem Rückzug, denn er wußte, daß ich die, durch beinah ausschließliche Verbindung mit jenem vielleicht geistig antreibenden, aber körperlich aufreibenden Kreise beeilte Selbstzerstörung seiner Kräfte nicht unbeachtet ließ. Bei seinen bald schneller sich mehrenden Krankheitsanfällen wurde sogar einmal im „Gesellschafter" (1822. Bl. 20) öffentlich ausgesprochen: „Devrient ist wieder auf der Berliner Bühne aufgetreten und die Theilnahme äußerte sich lebhaft. Möge Hygeia mit ihrem Gerstenbrod (Maza) ihn erkräftigen und mit ihrem zweiten Sinnbilde, der Schlange, ihn daran erinnern, daß solch ein Schlangenwesen nicht nur die ersten Eltern zu verbotenem Genuß verleitete, und daß man mithin jeden Versucher sich fern halten müsse."

Er hielt sich aber den, ihn schon in Dessau und

Breslau begleitenden Versucher, der sich für Berlin in der Gestalt des Callot-Hoffmann seiner bemächtigte, nicht fern, und als dieser nach langer Qual in seinem sechsundvierzigsten Lebensjahre (1822) starb, war Devrient so im Vorschreiten seiner Hinfälligkeit, daß ihm ein Uebermaaß starker Getränke als Ernährung unentbehrlich war, um sich tagweise aufrecht zu erhalten. Auch auf der Bühne wurden die Folgezeichen sichtlich in den krankhaft verzogenen Händen und in der mitunter sehr auffälligen Schwächung des Gedächtnisses und Gehörs. Der Souffleur hatte mit ihm viel Mühe, die zuweilen doch nicht ausreichte.

Bei dem unverhüllbaren körperlichen Verfall bezeugten indeß die Darstellungen Devrient's ausdauernd die Großartigkeit seiner durchweg ursprünglichen Begabung; aber wohin er zum Gastspiel reiste, ohne Krankheit ging es nicht ab. Den Hamburgern — zum Beispiel — wurde dies kund im Herbst 1822, und der zum Abdruck gekommene Bericht an mich meldete: „Körperlich leidend, hat Devrient an seiner Geistesthätigkeit nichts eingebüßt; sein hörbar schwächer gewordenes Organ war aber nicht im Stande, unser, im Verhältniß zu andern Bühnen kleines Theater auszufüllen; verständlich sollte doch jedes vom Künstler ausgesprochene Wort seyn, gar manches war es aber durchaus nicht. Die Furcht, ihn wirklich einer physischen Schwäche erliegen zu sehen, störte immer den Genuß, obgleich ohne dem Ruhme des Künstlers Abbruch zu thun, es erregte

uns nur liebevolle Theilnahme." Da war Devrient erst achtunddreißig Jahre alt! Am 15. April 1826 konnte er in Leipzig den „Lear" nicht durchführen; mitteninne, schon im zweiten Akt, mußte der Vorhang fallen und ein anderes Schauspiel eingeschoben werden.

Gesteigerter verrieth sich in Berlin die Zerrüttung der Kräfte. Da gewann sich der Regisseur Weiß, selbst vorzüglicher Schauspieler, eine Art von vormundschaftlicher Macht über Devrient. Durch Ueberredung brachte es Weiß, wie er mir mehrmals erzählte, so weit, daß der leicht Verführbare sich in Aussicht auf Abende, wenn er auf der Bühne wirken sollte, Nachmittags in sein Zimmer einschliessen ließ; er mußte im Verschluß bleiben, bis die Zeit, nach dem Theater zu gehen, herangerückt war, und Devrient nun abgeholt wurde. — In den letzten Jahren war er auch fortwährend von Gedanken an seinen baldigen Tod erfüllt, und in seiner Ueberspannung bot er einst nach der Versicherung: er werde noch vor Ablauf von zwölf Monaten sterben, dem Kammermusikus Schröck eine Wette an auf — Champagner, dessen Auslieferung je nach dem verschiedenen Ausgange anzuordnen sey. Schröck wies die Wette von sich ab; der Vorschlag dazu bezeichnet jedoch schon einen eigenthümlich phantastischen Zustand, bei dem Devrient's außergewöhnliche Lebensweise als sehr betheiligt anzunehmen ist.

Für mich hatte Devrient's Kunstschaffen mit wenigen Ausnahmen — zu diesen rechne ich Gestal-

tungen wie „Lorenz Kindlein" und „Schewa" — bei dem Naturgeistigen meist auch den Miteinfluß des Weingeistigen. Dieser Ueberreiz, angeborenem Beruf zu Bühnengebilden unzweifelhaft ein Schaffen im Wagnißvollen erhöhend, ward von der, nach Iffland's Zeit sich einwohnenden Uebersättigung im Schauspieltreiben begünstigt, und es war den Zuschauern willkommen, daß Devrient's Lebensweise ihn stets in sich rasch mittheilende Erregtheit brachte. Jedenfalls wurde sie nach meinem Erfahren und Glauben bei der Bühnenthätigkeit gesteigert vom vereinten Andrang des Spirituellen und Spirituösen, das einen Bestandtheil in den Adern beiherrschend macht, und den Darstellungen Devrient's ein Sprühen von Gedanken und Gefühlsfunken gab, was man unerreichar nennt, vielleicht auch nur erreichbar wäre im Zusammentreffen gleicher Berufsfähigkeit mit gleicher Art oder Unart sich aufopfernden sinnlichen Lebens. Wenn jedoch Bühnengebilde der tiefsten Zerrissenheit, des übersprudelnden, mitunter grauenvoll kühnen, des bittersten oder blitzenden Humors nicht anders erreicht werden könnten als auf dem Wege Devrient's, dann wird man es dem Schauspielerberuf schwerlich zumuthen dürfen, in ihm das hauptsächlichste oder einzige Vorbild zu finden und ihm ganz ähnlich zu werden. Dies sey gesagt, unbeschadet seines, auf die Spitzen des Scharfschliffs getriebenen „Franz Moor", „Richard III.", „Lear", „Fallstaff" und so weiter bis hinab zum Possenspiel der „Drillinge".

Devrient starb am 30. December 1832, und es ist erwähnenswerth, daß sein Tod zu einer argen Abscheulichkeit benutzt wurde. Der mit Recht geschätzte Schauspieler Lemm empfing am Neujahrstage 1833 eine schwarz versiegelte Visitenkarte, auf der zu lesen war: „Devrient an Lemm als den Ersten, der ihm folgen wird." Der auch krankhafte war reizbaren und grämlichen Gemüths, starb auch bekanntlich fünftehalb Jahre nach Devrient im sonst meist noch kräftigen Mannesalter; doch wird der tückische Streich ihn nicht lange beunruhigt haben, wenigstens ging er in Aeußerungen darüber bald leicht hinweg. Mit dem unbekannt gebliebenen Absender jener Visitenkarte möchte aber gewiß Niemand beisammen gewohnt haben, und wir wünschen, es sey keines Menschen Heil oder Wehe ihm anvertraut gewesen. Devrient und Lemm ruhen in Frieden; daß aber jenem Unwürdigen der Friede nicht zu gönnen ist, das wird wohl allseitig empfunden, und sein Gewissen hat unzweifelhaft das Richteramt übernommen.

Von dem „Vaterländischen Verein" kann ich noch nicht scheiden, weil zu erzählen ist, daß ich im Jahre 1818, bei der unvermeidlichen Leitung einer Mittags-Unterhaltung im Opernhause, wegen des berühmten Sängers Joseph Fischer, einen Zuschauer-Kampf zu überstehen hatte, wie ich einen ähnlichen vorher und später nie wieder erlebt habe. Dieser Wirrkampf ist mit vielen, damals herrschenden Bewegungen des Leidenschaftlichen im Zusammenfluß, erregte weitum

Lärm in den meisten öffentlichen Blättern, wird sich aber hier zum Erstenmale lichten.

Der Bassist Joseph Fischer war, als er Mitglied des Berliner Königlichen Theaters wurde, unzweifelhaft der bedeutendste Künstler seines Stimmfaches in Gesang und Darstellung, war es geworden durch allseitig gründliches Bemühen für seinen Beruf. Auch außerhalb der Bühne konnte er sich angenehm machen, wie dies unter Anderem dadurch bezeugt ist, daß er sich ein Fürstenkind aus einer Links-Ehe, eine sehr schöne und geistreiche Frau, zur Gattin gewann, ihre Theilnahme auch fest zu halten wußte: denn fast mehr noch als er eiferte sie für seine künstlerische Stellung. Fischer und seine Frau wurden bald in die gesellschaftlichen Kreise Berlin's gezogen, er war aber nicht so gefällig, die Ehre der Einladung mit Gesang vergelten zu wollen; das nannten die Einen recht, die Andern stolz, und Diese waren nun sehr bereit, von seiner unbegrenzten Anmaßung zu schwatzen. Ein Selbstüberheben, vielleicht maaßloser, als es nicht selten bei dem von Handbeifall schwindlig gewordenen Bühnengünstlingen zur Gewohnheit wird, läßt sich nicht wegleugnen; daß aber Fischer dort, wo man es erkennbar als Dank für eine Gasterei verlangte, nicht sang, war gewiß zu billigen, und ebenfalls ist anzufügen, daß er oft bei Anwesenheit weniger Personen — auch in meiner Familie — unaufgefordert sich an das Pianoforte setzte, und mit Freundlichkeit Alles vortrug, was ihm eben einfiel. — Die gegnerischen Nachreden wurden aber feurig unterstützt von

„Hoffmann Callot“ und seinen Weinhausgenossen, nachdem Fischer verweigert hatte, in der von Jenem componirten Oper „Undine“ den „Kühleborn“ zu übernehmen, aus dem Grunde, „weil unsangbar sey, was der Herr Kammergerichtsrath dem Sänger in Noten vorlege“. Ob dies wahr ist, ob Fischer — selbst ein guter Lieder-Componist — unter allen Umständen das ihn Anwidernde hätte singen sollen, das mag Jeder für sich entscheiden; seine Aeußerung ist aber hinleitend zu dem gültig gebliebenen Urtheil, wonach der Musik zur „Undine“ überhaupt grillenhafte Seltsamkeit innewohnt. — Diese vorläufigen Andeutungen gehören nur deshalb hieher, um die Förderungsmittel zu bezeichnen, die angestrengt wurden zum Verbreiten einer Mißstimmung, die Fischer auch auf der Bühne empfand, und darüber untröstlich war. Man muß Zeuge gewesen seyn, wie er bei dem in Gesang und Darstellung vortrefflichen Durchführen seiner Aufgaben kalt behandelt wurde, oder mit dem lauten Beifall entgegengesetzte Zeichen vernehmen mußte, wodurch Fischer in fieberhafte Wallungen gerieth.

Nun wollte schon im Jahre 1817 das Ehepaar mich anreizen, im „Gesellschafter“ dies üble Treiben zu befehden, ich war jedoch der Meinung, der alberne Kampf könne durch öffentliche Einmischung erhitzter werden, wie dies gewöhnlich ist bei dem Parteiunwesen. Meine Weigerung erweckte aber neben der Empfindlichkeit die weibliche List, und es kam so weit, daß Madame Fischer mich in einer zahlreichen Gesell-

schaft beschuldigte: ich würde nicht einmal den Muth haben, eine Ansprache, die Fischer selbst unterzeichnete, in meiner Zeitschrift erscheinen zu lassen. Das war nur zu belachen; bei fortgesetztem Angriff erklärte ich jedoch endlich: wolle man so unklug seyn, Oel in's Feuer zu gießen, das von Fischer Unterzeichzeichnete werde meinerseits zum Abdruck angenommen.

Am Morgen des 20. Februar 1818 empfing ich den Aufsatz, und am Abend dieses Tages lag er schon zur Satzberichtigung gedruckt vor mir. Derselbe Abend hatte indeß, wie ich am nächsten Vormittage erfuhr, die Angelegenheit mehr noch in Bedenklichkeit gebracht. „Figaro's Hochzeit" war angekündigt, Fischer schickte der Intendanz das Ersuchen, ihn wegen seines Unwohlseyns diesmal mit dem „Figaro" zu verschonen, erhielt aber den Bescheid: es sey nicht zu billigen. Er mußte auf die Bühne, sang mit Anstrengung; als man jedoch nach zur Gewohnheit gewordenem Belieben die Arie: „Doch vergiß leises Fleh'n, süßes Wimmern rc. rc." Dacapo verlangte, gehorsamte er nicht, und wurde nun bei seinem nächsten Erscheinen sogleich ausgepocht. Obwohl er dann später, als Merkzeichen seiner Unpäßlichkeit, ein seidenes Tuch um den Hals gelegt hatte, es half nichts, er sollte und mußte ein unerhörtes Verbrechen begangen haben gegen das Publikum; — eine Gesammt-Benennung, womit gar oft nur eine sich Vorrechte zutheilende Parteisippschaft prunkt.

So genaue Kenntniß des Geschehenen mangelte

mir am Morgen des 21. Februar, doch ward es mir einsichtlich, Fischer's Aufsatz werde jetzt für ihn noch weniger günstig wirken. Deshalb schrieb ich ihm in Sorglichkeit, und erhielt rasch die von Madame geschriebene Antwort: eben jetzt sey der Abdruck nothwendiger als je; ich möchte an meinem Versprechen nicht deuteln, und nur bemerken, daß Fischer's Erklärung mir vor diesem Ereigniß im Theater zugesandt sey. Im „Gesellschafter" (Jahrgang 1818, Bl. 32.) ist demnach zu lesen:

(„Auf Verlangen des Einsenders versichere ich, der Wahrheit gemäß, daß ich nachfolgenden Aufsatz schon am 20. Februar Morgens empfing.

Der Herausgeber.")

„Berlin. In Nr. 244 der „Zeitung für die elegante Welt" las ich eine Anzeige, welche meldet, daß ich bei meinem Wiedererscheinen auf der hiesigen Bühne, nach einer Reise, am Ende der Oper hervorgerufen, mit den Aeußerungen gedankt habe: „daß der im Auslande erlangte Beifall mich bei weitem nicht so erfreue, als der in der Heimath mir gezollte." — Etwas Wahres ist an der Sache; doch scheint dem Einsender jenes Artikels sein Gedächtniß untreu gewesen zu seyn, denn wörtlich, wie er schreibt, sprach ich nicht, und was ich damit meinte, merkte ich wohl, verstand er gar nicht. Hätte er auf die Betonung der Worte Acht gegeben, wäre er wohl dem Sinne derselben näher gerückt. Uebrigens war die Phrase für hier gedacht, hier ausgesprochen und sollte auch nur hier verstanden werden. Um aber im Auslande, wo ich

mit so ausgezeichneter Güte aufgenommen werden, nicht lächerlich undankbar zu erscheinen, kann ich nicht vermeiden, zur Erklärung jener Worte vielleicht in das andere Extrem zu verfallen, welches Den, der mich nicht versteht — sey es aus Unbekanntschaft mit dem Künstler-Gefühl oder aus bösem Willen — leicht tadelnswerth, stolz oder anmaßend erscheinen dürfte. — Ist es allgemein angenommen, den Künstler über seine Leistungen öffentlich zu loben oder zu tadeln, warum sollte es ihm nicht erlaubt seyn, auch ein Wort über das Publikum zu sagen, und über die Art: Kunstleistungen aufzunehmen? Ich erkenne mich nämlich einer kleinen Erbitterung schuldig, die mich an jenem Abend ergriff, da ich auf's Neue bemerkte, daß eine Abwesenheit von wenigen Monden mir hier schmeichelhaftere Aeußerungen des Wohlwollens errang, als es meiner beständigen Anstrengung: das ganze Jahr hindurch zu geben, was in meinen Kräften steht (wobei gewiß, bleibt auch zuweilen das Geleistete hinter der Erwartung zurück, doch die eifrigste Bemühung nicht zu verkennen ist), gelingt; und doch sind es jene Aeußerungen des Wohlwollens allein, die dem Künstler Bürge sind für das Gelingen seiner Anstrengungen. Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze, er ist nur auf den Augenblick angewiesen, in dem er wirkt; wie tief kränkend, ja erniedrigend möchte ich das Gefühl nennen, das ihn ergreifen muß bei der Kälte, die sich hier so erstarrend und allen Aufschwung lähmend, bei den Kunstleistungen äußert! — um so kränkender, wenn er weiß, sein Möglichstes mit

dem besten Willen geleistet zu haben, und wenn er sich in angenehmer Erinnerung bewußt ist, mit demselben Musik-Stück, welches hier ohne Wahrnehmung zu Boden fällt, an andern Orten die lebendigste Anerkennung wohl über den Werth gefunden zu haben. Woher soll unter solchen Umständen die Begeisterung für die nächste Scene kommen? Solcher Kälte kann keine Wärme widerstehen, sie greift an das innerste Leben und entzweit den Künstler mit dem Zuschauer, denn ein altes Sprüchwort sagt: *Far la corte e non gradire e casa per morire.* Der laute Beifall ist dem Künstler nothwendig, er erhebt ihn, feuert ihn an, begeistert ihn; ja er darf ihn fordern als Anerkennung der Achtung, die er dem Publikum durch seine Darstellung schenkt, zum Beispiel am Ende einer Haupt-Scene, Arie u. s. w. gleichsam als Empfangsschein des Gehörten; denn vom gänzlichen Ignoriren bis zum Auspochen ist an andern Orten nur e i n Schritt; hier hingegen geschieht es dem vorzüglichsten Künstler fast täglich, und wie sehr schadet ein Publikum sich selbst durch dieses *nihil admirari!* Der sich fühlende Künstler erwartet diesen Beifall, wird er ihm nicht — aus welchen Gründen es auch sey — so ergreift er den Wanderstab, wenn er kann; zwingen Verhältnisse ihn, zu bleiben, so vernachläßigt er sich, ohne es zu wollen, wird matt, ja verdrüßlich und gleichgültig; das jüngere Talent hingegen, jede Aufmunterung entbehrend, wird zaghaft, des Weges ungewiß, den es zu gehen hat, auch wohl gar durch vielerlei Versuche, den so wohlthuenden Beifall zu erhaschen,

auf Abwege geleitet, die sich mit der Kunst nicht vertragen, allein freilich, leider! nur zu oft ihren Zweck erreichen. Welche Achtung genießt hingegen der Künstler in Frankreich, England und Italien, ja auch in Wien, München u. s. w. Gleich bei seinem ersten Auftreten empfängt ihn das Publikum mit Beifall, noch in der Erinnerung seiner letzten Darstellung und ihm gleichsam damit andeutend: daß man auch heute nicht Minderes erwarte. Wie werden einzelne Stellen gefühlt, herausgehoben; hier, wenn ein Fremder bei solcher Gelegenheit, von seinem Gefühl hingerissen, sich einen Beifallslaut — außer der Zeit — erlaubt, so wird meistens ein durchdringendes Zischen hörbar, welches den Darsteller eiskalt berührt und ihn schnell aus Rom, Athen, oder wohin ihn seine Begeisterung versetzt hatte, in die hiesige Wirklichkeit zurückzieht. Ja es scheint hierin eine Art Etikette eingeführt, zum Beispiel: nie ein Recitativ oder einzelne Solostelle, selten ein mehrstimmiges Stück zu applaudiren, daher die Wechselwirkung der Vernachlässigung solcher Stücke. Die hergebrachte Sitte geht noch weiter: was in der ersten Vorstellung applaudirt oder Dacapo gerufen wird, wird es künftig immer, gleichsam mechanisch, da es doch leicht geschehen kann, daß die nächste Darstellung, auch bei dem besten Willen, nicht so gut gelingt. Der Wirkung, die der Sänger, der auch Schauspieler ist, sich von einem Recitativ versprechen dürfte, steht schon der ängstliche Gebrauch der Opernbücher entgegen, die den Blick vom Darsteller so abziehen, daß Mimik und Spiel beinah überflüssig werden, des

störenden Geräusches nicht einmal zu erwähnen, welches bei dem Umwenden der Blätter im Unisono gleich der Brandung des Meeres ertönt und bisweilen, unglücklich genug, grade bei einer Stelle im Gesange eintritt, wo die größte Stille am wohlthätigsten wirken müßte. — Man könnte beinah behaupten: daß hier selten oder nie der laute Beifall rein durch die Macht der Künstler über die Gemüther hervorgebracht werde; Privat Verhältnisse aus dem bürgerlichen Leben haben da vielen Einfluß. Wie oft hörte ich selbst im Parterre Verhandlungen und Abstimmungen darüber mit an: „Wollen wir Den applaudiren?" — „I Gott bewahre, Den mag ich nicht leiden!" oder: „Höre, Der muß heute heraus, es ist ein gar guter Kerl!" — „Ei was, der ist schon übermüthig genug!" und Dergleichen mehr. — Manches ließe sich noch anführen, um einer versammelten Menge in's Gemüth zu rufen: daß der Künstler, welcher sein ganzes Leben dazu verwendet, ihr Vergnügen und Genuß zu bereiten, der — nach dem Ausspruche unseres früh verschiedenen Meisters — in jeder angreifenden Rolle einen Theil seines Daseyns darbringt, daß dieser Künstler gleiche Achtung und Aufmerksamkeit zu fordern sich berechtigt fühlt; daß die wenige Schonung, welche hier oft Denen bewiesen wird, die in ihrer Jugend und Kraft gefeierte Lieblinge waren, Jeden auf die Zukunft trübe Blicke werfen läßt. Doch ich schließe diesen Aufsatz, der, meinem innersten Gemüth entströmend, doch vielleicht Manchem zu lang dünkt, mit dem Ausspruche jenes

Meisters: „Das Publikum ist die Geliebte des Künstlers!" — muß aber nicht die heißeste Liebe endlich erkalten einer spröden oder gar kokettes Schönen gegenüber, die tiefe Gefühle mit Theilnahmlosigkeit belohnend, oder gar höhnend neckt?

Joseph Fischer,
Königl. Kammersänger."

Mag man in diesem Aufwallen eines leidenschaftlichen Selbstgefühls Ueberhebung und Verwerfliches finden, Wahrheit fließt auch mit ein, und nächstdem ist es eine offen ausgesprochene, dem bedrückten Gemüth entströmte Meinung, die bei dem Andringlichen eines empörten Künstlergefühls doch nicht in Unanständigkeit sinkt. Einstweilen sey darüber hinweggesehen, um dem Thatsächlichen möglichst feste Anreihung zu bewahren nach damaligen Berichten.

Schon am 9. Februar hatte Fischer den König gebeten, an einem Tage in Mittagsstunden zur Unterstützung des „Vaterländischen Vereins" im Opernhause eine „Musikalisch-dramatische Academie" einrichten zu dürfen. Damals war der erwähnte Hader noch gar nicht zu ahnen, und erst mehrere Tage nach jenem Theaterlärm erfuhr der Verein durch den General-Intendanten Graf Brühl, daß die Bewilligung zu dem Unternehmen erfolgt sey. Fischer empfing diese Nachricht am 6. März, erkannte das Mißliche seiner veränderten Stellung, erklärte aber: sein Versprechen und die königliche Zusage wären ihm unter allen Umständen heilig, und er halte es bei weitem weniger seiner Ehre nachtheilig, ausgepocht und ausgepfiffen

zu werden, als etwa in Furcht vor Kabalen sein zu Gunsten eines wohlthätigen Zweckes gegebenes Wort unerfüllt zu lassen; er werde demnach singen in dem Intermezzo „Il Geloso", mit Beihülfe der Madame Schulz, wünsche aber im Uebrigen das Ganze geordnet, da die seinerseits beantragte Entlassung ihm das nothwendige Vermitteln der Beihülfe und die Leitung unmöglich mache. Weil ich ein Jahr vorher zwei Vorstellungen im Opernhause veranstaltet hatte, sandte mir, dem sogenannten Ehrenmitglied des Vereins, die Prinzessin Marianne ihren Stellvertreter, den Geheimen Rath v. Kampß, mich zu fragen: ob ich für das Ergänzen der Vorstellung sorgen, sie ordnen und leiten wolle. Vertraut mit den schwer zu bewältigenden Forderungen, die an den Verein gemacht wurden, gestattete ich mir kein Bedenken, mußte es jedoch haben in Hinsicht auf Fischer, und entgegnete: ihn selbst muß ich hören, muß erfahren, ob er auf einen argen Sturm gefaßt ist. Kampß ging mit mir zu Fischer; Der sprach, wie er zum Verein schon gesprochen hatte, und fügte hinzu:

„Angenommen, die Dacapo's wären vom Sänger zu verlangen, was ich bezweifle, angenommen also, ich hätte gegen die im Schauspielhause Versammelten gesündigt, so traf mich gleich die härteste Strafe ihrer Gewalt: sie haben mich ausgepocht. Mein Verschulden wäre demnach gebüßt, ohne daß die Gegner von Gelindigkeit reden dürften. Meinen früher geschriebenen Aufsatz ließ ich zur Beherzigung oder Widerlegung drucken; auf demselben Wege, und jedenfalls

nicht im Theater durch Lärmtreiberei, die nur Beweis von Rohheit ist, muß diese Angelegenheit erörtert werden. Denn, wie ich Keinen hindern darf, seine Meinung öffentlich auszubreiten, so ist auch mir eine solche Freiheit nicht zu beschränken, und ich habe sie benutzt in grader Weise. Will eine Partei davon abweichen, immerhin! — es würde für sie kein günstiges Zeichen. Außerdem hat man mich bereits wegen meines Aufsatzes mehrmals in Tageblättern sehr unanständig behandelt, wie jeder gebildete Leser empfinden wird; es könnten also auch Die befriedigt seyn, denen es nur um Kränkungen für mich zu thun ist. Will jedoch eine solche Partei, nachdem ich, vermöge meiner unbedingt geforderten Entlassung, bereits als Fremder zu betrachten bin, hier nur noch einem wohlthätigen Zweck diene, alles Rechtsgefühl auspfeifen, die Schicklichkeit durch Pochen mit Füßen treten, dann wird mein Recht mächtiger, und ich habe für mich genug erreicht."

Nach dem Berathen über diese Herzenserleichterung kam die erste, vom „Vaterländischen Verein" besorgte Ankündigung in die Oeffentlichkeit; ich bemühte mich, Mannigfaches für die Vorstellung zu ordnen, und hatte nun die Anzeigen allein zu unterzeichnen. — Jetzt erhielt Fischer unterschriftlose Briefe, die ihn erschrecken sollten; Zeichen, daß jene Partei, an deren Spitze der Kammergerichts-Rath Hoffmann Callot stand, durch Feder und Rede sich verstärkte, und kein Mittel scheute, um den Sänger zu vertreiben, wurden in Menge kenntlich. Dabei schien es mir

doch zuweilen, Fischer betrachte das Unternehmen als den Pfad zur Versöhnung; ich schrieb deshalb ein paar neue, bezügliche Verse zu dem für ihn schicksalswenderischen Gesange des „Figaro", erbot mich, vor dem Intermezzo vom Orchester die Begleitung zu jenem Gesange mehrmals ertönen zu lassen, womit vielleicht durch Ueberraschung und Neugier ein ruhiger Augenblick erzielt werde: denn kam Fischer zum Singen, kam er wahrscheinlich auch zum Siege. Entschieden verweigerte er diese Nachgiebigkeit, die für mich, wenn sie mißglückte, freilich ebenfalls widerwärtig werden mußte.

Am 18. März, nachdem Hoffmann noch Tages vorher in den Zeitungen bezüglich darauf hinwies, daß einst der französische Schauspieler Michel Baron auf der Bühne niederknieend Abbitte leisten mußte, sollte die Mittags-Vorstellung um Elf beginnen. Da mir das Opernhaus wieder nur für eine Probe bewilligt worden war, hatte ich mir selbst jeden Nebendienst eingeübt, und schon zwei Stunden vorher stand ich auf der Bühne, um möglichst jede Unsicherheit zu verhüten. In zehnter Stunde wurden mir fünf Polizei-Beamtete beigeordnet, was ich der Vorsicht gemäß fand, und bald empfing ich den Bericht: daß Hoffmann mit dem Schwarm seines Anhangs im Weinhause bei Lutter und Wegener sey, Alle sich feierlichst verbündet hätten, Fischer nicht singen zu lassen. Als ich gegen Elf wissen wollte, ob meine Familie an ihren Plätzen sey, begegnete mir auf dem Gange hinter den Parquet-Logen der feindliche Troß;

Hoffmann rief mir höhnisch zu: „Sie glauben doch nicht, daß wir dies Intermezzo dulden?" und ich antwortete: „Bin bestens unterrichtet, weiß genau, auf welchem Boden ich stehe!" und ging rasch vorüber. Aus dem bis zum Erdrücken gefüllten Zuschauer-Raum nach der Bühne zurückgekehrt, fand ich Fischer im Gespräch mit dem berühmten Schauspieler Pius Alexander Wolff, der mit Jenem in demselben Hause wohnte, und uns Beiden befreundet war. Wir erinnerten den Freund an eine vorläufige Verabredung, wonach er uns in zweifelhaften Folgen helfen sollte mit der einen oder andern von mir für verschiedene Wandlungen verschieden geschriebenen Ansprache der muthmaßlich uneinigen Menge. Die Handschriften waren auch dem Souffleur gegeben, und Fischer sprach zu Wolff: „Den ersten Sturm werd' ich ruhig erdulden, mich hartnäckig beeifern, meinem Versprechen zu genügen; wenn mir aber die Unmöglichkeit erwiesen wäre, dann seyn Sie ja in der Nähe, um aus den Umständen mich zu entschuldigen, allenfalls auch nochmals meine Bereitwilligkeit anzubieten." Wolff bestätigte uns seine Zusage, und nun meinte ich, es sey auch für das Unangenehmste der geziemende Anstand bewahrt.

Pünktlich um Elf ertönten die ersten Klänge der Ouvertüre zur Oper „Tigranes" von Rhighini; dann gab, nach gehobenem Vorhang, die beliebte Seidler-Wranitzky eine Scene aus Rossini's „Tancred". In den Darstellungen Jahres zuvor waren von mir die „lebenden Bilder" auf die Bühne

gebracht, jetzt hatte man durch die Zeitungen eine Wiederholung begehrt; zum Aufbau der Bühnen-Vorrichtung war eine Viertelstunde nöthig, die durch ein neues Tonwerk: „Thema und Variationen für das ganze Orchester" erträglicher gemacht wurde, dann folgte mit den Bild-Erscheinungen mein Gedicht: „Das stumme Kind", gesprochen von dem sehr geachteten Schauspieler Beschort. Dies Alles wurde mit lebhaftest lauter Theilnahme begleitet, und füllte die Hälfte der für das Ganze bestimmten Zeit. Die verhängnißvolle Stunde war nun genaht, und nach kurzer Musik-Einleitung wich der Vorhang in die Höhe. Fischer saß als „Schuster Sandrino" innerhalb eines Leinwandgehäges bei der Arbeit; so wie man aber seiner ansichtig wurde, wütheten Stampfen, Pochen, Pfeifen und Zischen im Kampf mit dem angestrengtesten Händegeklatsch und Geschrei: es war ein fürchterliches Durcheinander aller Gewaltmittel zum Wirbel des ungestümsten Getoses. Fischer hielt es, jetzt sitzend, dann gehend und stehend, in erzwungener Fassung aus, versuchte oftmals zu singen, aber jeder Anlauf machte das Aufrührerische wilder: kein Laut von Gesang und Musik konnte vernehmlich werden. Bei so streitig Ungeheuerlichem mochten etwa zehn Minuten vergangen seyn; ich stand hinter der Umhägung, durch eine Oeffnung konnte ich beobachten, daß an Fischer jedes Glied bebte, und als er eben wieder saß, fragte ich: „Soll der Vorhang fallen?" Eine Weile war er unvermögend zu antworten, dann rief er mir leidenschaftlich zu: „Aushalten, aushalten

in Lammsgeduld! Wirft man aber etwa mit faulen Aepfeln und Desgleichen, so fliegt von hier alles Geräth hinunter." Das fehlte noch! — ich entgegnete rasch: „Auf den Fall ist vorgesehen; es sind fünf Polizeimänner hier, und bewegen sie sich irgendwie angreifend, dann muß ich Sie vor Aller Augen verhaften lassen." — Da drang Angstruf aus den Coulissen: die bei dem Intermezzo betheiligt seynsollende Sängerin Schulz, außer sich über das ihr entsetzliche Ereigniß, war in Ohnmacht und Krämpfe gefallen; ich ordnete Beihülfe an, und eilte dann wieder nach meinem Standort auf der Bühne. Da schienen draußen die mißwollenden Ausbrüche ermüdet, die günstigen vorherrschend. Fischer trat mehrmals mit unterthäniger Geberde vor, und wirklich begann der Gesang. Kaum bemerkte man dies durch die Bewegung des Taktstocks im Orchester — denn zu hören war jenseits noch nichts — da wurden sogleich mit dem Zuschrei: „Niederknieen! Abbitten!" die Getümmelskräfte abermals in widersetzlichste Thätigkeit gebracht. Nun erst trat Fischer mit den drei herkömmlichen Verbeugungen zurück, und auf meinen Wink fiel der Vorhang.

Wie vorausgeahnt, so begab es sich nun bei den Zuschauern: sie steigerten unter sich gegenseitig die Zwietracht. Man rief: „Fischer! Er soll singen! Hinaus die Ruhestörer!" und dazwischen andauernd das gegnerische Lärmgewühl mit Schmähworten und nichtverständlichem Geschrei. Die Frauen, in der Mehrheit dem Sänger geneigt, weinten, wurden auch

laut, standen auf den Sitzen und wehten mit ihren Tüchern: es war ein Zusammenfluß verwirrten Wildthens. — Auf der Bühne wurde Wolff erwartet, damit geschehe, was er zu thun übernommen hatte; er kam nicht, und ich eilte, ihn zu suchen, nach seinem, mir bekannten Platz im ersten Logenrange: fort war er, geflüchtet vor dem widerstreitigsten Tummelgetose. Indem ich nach Wolff fragte, befremdete mich eine plötzliche Stille, ich sah mich um, und aus mir, dem Leitenden in Noth, mußte ein bestürzter Zuschauer werden. Der Vorhang war aufgezogen, auf der Bühne erschien der damals junge Schauspieler Maurer, begann zu reden mit den Worten: „Der Zweck des Herrn Fischer ist erfüllt" — aber sogleich hatte er zu schweigen und sich zu retten: denn jener Vordersatz erregte den Wellenschlag des Aufruhrs im Nu wieder zum brausenden Getobe. Ein Theater-Inspektor hatte ihm zugeredet, hinauszutreten, und es ist verzeihlich, daß ihm bei solchem Schreckensgewälze die Besinnung etwas entkam. Um einen Beweis mehr zu geben, wie höchst gereizt die Parteistimmung verfuhr, sey hier eingeschaltet, daß Maurer am Abend desselben Tages im Schauspielhause zur Abbitte gezwungen wurde, ehe er sich seiner Rolle hingeben durfte. — Seine Einmischung hatte übrigens in Bezug auf die gewitterhafte Mittagsschwüle im Opernhause nichts verändert, und als draußen Einer fragte: „Soll Herr Fischer singen oder nicht?" verwickelten sich „Ja!" und „Nein!" unlösbar. Er selbst sagte mir: „Glauben Sie, es sey noch irgend möglich

— ich behaupte das Gegentheil — die Vorstellung in Gang zu bringen, so will ich dieselbe Scene nochmals aushalten, lassen Sie den Vorhang aufziehen!" Weil jedoch ein rachsüchtiger Schwarm nur hindern wollte mit unüberwindlicher Tücke, durfte ich diese nicht weiter in Versuchung führen, was um so gefährlicher ausarten konnte, weil jenseit des Vorhangs schon erhitzter Wortwechsel Einzelner auffällig war. Rathlos blieb es mir aber, wie der uneinigen Menge beizubringen, daß nichts mehr zu erwarten, das Haus demnach zu räumen sey. Da erblickte ich Ludwig Devrient in einer Coulisse, holte ihn näher, und bat, Er, so geachteter Künstler, möge der Versammlung sagen, was ich geschrieben, der Souffleur zum Vortrage unterstützen sollte, wonach ich ihm die Ansprache ein paar Mal vorlas. Der zaghafte Devrient weigerte sich zwar, er wurde aber umringt und bei nicht aufgezogenem Vorhang recht eigentlich wider Willen hinausgeschoben, in der Hoffnung: ist er draußen, wird er sprechen. Er half sich auch glücklich, verkündigte in höflicher Art den Schluß der Vorstellung mit vollstem Dank für Mitwirkung zu dem wohlthätigen Zweck, und endlich leerte sich bei rauschendem Redegeschwirr das Haus nach einem halbstündlichen Parteienkampf.

Später war Mittags-Gesellschaft im Beer'schen Hause, da schien Fischer voll der übermüthigsten Heiterkeit; sie war aber sehr vergänglich: er brach plötzlich in sich zusammen und weinte wie ein Kind, was die Anwesenden tief erschütterte.

Bald verließ er Berlin, wurde im Jahre 1823 zu Gastrollen aufgefordert und kam. Zuerst sang er bei jauchzendem Empfang und schmetterndem Beifall den — „Figaro", willigst sang er auch die Kampf-Arie „Dacapo", und es folgte eine Reihe vortrefflichst belebter Ausführungen bei immer gefülltem Hause, bei stets vollster, mit dem Zuruf: „Hierbleiben!" verstärkter Anerkennung. Von so ausgleichendem Erfolge befriedigt, ging er auf vortheilhaftes Anerbieten erneuter Mitgliedschaft nicht ein, denn er war reich, und wollte nun seinen Kunstkräften und seinem Belieben Freiheit lassen. —

Mein Abenteuer durch ihn habe ich mit deshalb umständlich behandelt, weil ich dazu förderlich seyn möchte, daß man in den lebensgeschichtlichen Werken die Nachreden über Fischer eher mäßige als leidenschaftlichen Tagesberichten zu sehr vertraue. Der Heimgegangene war ein Mann vielseitiger Bildung, der für augenblickliche Aufwallung — bei berechneter seiner Gegner — in niedriger Weise hart bestraft wurde, dann Genugthuung erhielt, und der des Friedens über seiner Gruft gewiß nicht unwürdig ist.

Habe ich mich nun vom „Vaterländischen Verein", überhaupt von Allem, wodurch er entstand und sich erhielt, abzuwenden, muß ich doch ein Geständniß anreihen hinsichtlich meiner tagesgemäßen Verwickelung in staatliche Begebenheiten. Schon angedeutet ist dies Geständniß im ersten Bande dieses Buches (Seite 109); ich will aber offenherzig noch etwas mehr gestehen.

Bei der verschiedenen, nach meinen untergeordneten Kräften zu messenden Mildthätigkeit zur Unterstützung der Bedürftigen befriedigte ich mir das Gemüthliche, behielt aber daneben doch meine eigenen Gedanken in Zusammenbetracht. — Wenn ich die Zeit von der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm III. für mich beleuchte, so hatte der von mir verehrte König zwar recht, bei den zerrütteten Zuständen Preußens möglichst die Nichteinmischung in aufrührerische Welthändel und überhaupt den Frieden zu wollen. Im Jahr 1805 aber, wo alle Anzeichen den nachherigen Rheinbund voraussetzen ließen, mußte Deutschland das vorwaltend zu Erwägende, die abgünstige Stimmung gegen Oesterreich überwunden werden. — Nachdem Dies nicht geschehen, wurde der, rasch im Jahr 1806 von Preußen allein begonnene Kampf, dem kriegskundigen Heere der Franzosen mit einem Feldherrn wie Napoleon gegenüber, begriffslose Verwegenheit. Dies war und blieb es, ob auch unzweifelhaft der willkürliche, am 3. October 1805 vollführte Querzug eines französisch-deutschen Heerhaufens durch einen Landestheil des im derzeitigen Kampfe abseits gebliebenen Preußen als Beleidigung übereinkömmlicher Rechts-, Volks- und Fürstenehre anzuerkennen ist. — Wohl aber hätte sich nach mir dauernd gebliebener Ansicht Preußen im dem Kriege 1809 Oesterreich anschließen, und ein Beispiel geben können, wie man für Deutschland zu handeln habe, ehe Oesterreich ein solches Beispiel gab im Jahre 1813. Dem Kaiser Franz II. ist es — nach meinem Empfinden —

wahrhaft als Großthat anzurechnen, daß Er, dessen Schwiegersohn Napoleon war, dem unersättlichen Eroberer zum vielmächtigen Feinde wurde, und ich glaube, Oesterreich hat dafür solchen Dank verdient, der die Eifersüchtelei zwischen den beiden Staaten besser hätte ausgleichen sollen, als die Erfahrung lehrt. Diese Ansicht kann irrig seyn, sie gehört aber zu meiner Selbstschilderung, und ich unterdrücke sie nicht. — Offen will ich aber gestehen, meine Erkenntniß sey selten im Einklange mit der betriebsam für Gewinn hadernden Staatsklugheit, und im nothwendigen Vorangefühl des Menschenthümlichen will mir überhaupt nirgendwo und nirgendwie ein echter Fortschritt klar werden, so lange man noch Kriege überhaupt begünstigt, meist noch aus Gier nach größerem Länderbesitz, wie wohltönend man bei solcher Absicht die Menge mit Prunkreden täuscht.

Meine kurzen Aeußerungen über Staatliches sollen mich nur dorthin führen, als ich selbst mich kriegerisch rüsten, im Jahre 1813 erwählter Offizier des Landsturms, und dabei zugleich Amtsschreiber in dieser Angelegenheit werden mußte. Da habe ich, ein Terzerol im Gürtel, den Waffendienst mit der Pike erst selber zu lernen, dann zu lehren gehabt, ohne die Ueberzeugung, daß der Berliner Landsturm der einst sich etwa mit dem Tyroler würde vergleichen lassen. — Empfindlich war und ist es mir aber unvergessen, wie zerstörend die sechs Jahre zuvor von den Franzosen vermittelte „Berliner Bürgergarde" auf das Familienwesen eingewirkt hatte. Folglich

verzeihe ich es mir noch jetzt, bei der Schreib-Verwaltung einem Ober-Medicinalrath, der tobende Vaterlandsliebe in Wort und Geberde offenbarte, der auch körperliche Gebrechen, sogar eine verlorene rechte Hand zum Lossprechen vom Pikendienst nicht wollte gelten lassen, oft den Verdruß zuwandte, während seines Aneiferns die Freischeine bereits ausgefertigt zu haben. Ueberdies bin ich der Meinung, daß die Weltgeschichte von meinen Heldenthaten nichts würde erzählen können, selbst dann, wenn der „Berliner Landsturm" jemals irgend einen bewaffneten Heerestheil hätte abwehren sollen. Für mich Einzelnen muß ich außerdem offenbaren, daß ich niemals von Kanzel und Bibel so fern war, um das fünfte Gebot in Anwendung auf Schlachten gänzlich zu mißachten, wobei ich allerdings die sogenannten „Freiheitskriege" in Ausnahme stelle, trotz des nachträglichen Ergebnisses, daß der Gesammtheit wie mir die geistige Freiheit vom Jahre 1819 bis 1845 freventlich beschränkt wurde. — Bis dorthin ist aber noch Manches zu beachten, und ich lenke mich nun wieder zu meinem Erinnerungswege.

Daß ich bei den im Opernhause von mir veranstalteten und geleiteten Mittags-Unterhaltungen auch seit dem Jahre 1815 mit dem General-Intendanten Grafen Brühl in Näherung kam, ist einleuchtend, und den Mittheilungen darüber bemerke ich voran, daß ich in ihm eine der liebenswürdigsten Persönlichkeiten kennen lernte, auch bei solchen Begriffen, wo nach meiner Anschau der Wahrheit gemäß abfällige

Aeußerungen in Betracht seiner Verwaltung der Oeffentlichkeit hinzugeben waren.

Für den wohlthätigen Zweck jener Bühnenbenutzung hatte ich solche Abende gewünscht, wo nur im Schauspielhause Vorstellung, das Opernhaus also mir zu überlassen war. Diesen Wunsch gewährte Brühl nicht, aus für derzeitige Zustände haltbarem Grunde. Er schrieb mir: „Der Berufungen wegen muß ich auf dem Vormittag beharren, da ich dem Königlichen Theater den Abend um so weniger vergeben kann, als die Rede davon seyn dürfte, alle künftigen theatralischen Privat-Unterhaltungen während der Stunden, wo das Theater Vorstellungen giebt, nicht zu gestatten." — In der Folge hat mir Brühl offen und mit Belegen versichert, er habe besonders im Anfange seiner Verwaltung wegen damals zu geringer Staatsbeihülfe manchem Kunstnachtheil, dem er gern widerstrebt hätte, nachgiebig werden müssen, und es wird dies aus meinem Bericht auch etwas deutlicher erhellen.

Jenes aus dem Streit mit T. H. Friedrich hervorgegangene, der Intendanz zugesandte schwache Werk: „Die Prinzessin", schickte mir Brühl, wie ich schon erwähnte, am 5. April 1815 zurück und schrieb dabei: „Das Lustspiel: „Die Prinzessin" hat gewiß viel und mancherlei interessante Momente und zeigt von wahrhafter Kunstfertigkeit, allein die vielen und mancherlei Beziehungen, welche darin auf ehemalige hiesige Hofverhältnisse sich finden, und welche durchaus nicht daraus zu verbannen sind, machen die

Aufführung desselben für unsere Bühne vollkommen unmöglich. So leid mir diese Erklärung thut, so habe ich es doch für Pflicht erachtet, sie Ew. Wohlgeboren zu machen, um Sie zu überzeugen, daß keine andere Nebenansicht die Aufführung ihrer dramatischen Kunstwerke verhindert." — Die „Beziehungen" der „Gräfin Milana" in benanntem Lustspiel sind auch von Brühl auf die Gräfin v. Lichtenau übertragen; daß ich an diese nicht gedacht hatte, glaube ich wiederholen zu dürfen, ohne Brühl's Auffassung damit überwältigen zu können: sie mag nur ein Beispiel mehr seyn von hinderlichen Rücksichten, die dem Schriftsteller den Weg zur Bühne erschweren.

Der Vorwurf, solche Rücksichten begünstigt zu haben, trifft aber den Grafen Brühl nicht; was er vermochte, beengenden Verhältnissen gegenüber, das that er, bezeugte jedenfalls in aller Umsicht stets Bereitwilligkeit zum Rechten und Guten, offenherzige Liebe zum Wahren: ein wohlverdienter Nachruhm, der auch hier durch ein paar Züge bekräftigt sey.

Durch dichterische Versuche für die Bühne habe ich ihm, die erwähnte „Prinzessin" ausgenommen, während der ganzen Zeit seiner Verwaltung die Geschäfte nicht vermehrt, kam in solchem Verhältniß nur ein Mal mit ihm in seltsame Verwickelung, die später zu schildern ist. — Mit dem Jahre 1817 hatte der „Gesellschafter" begonnen; und begreiflich waren die Berichte über die Königlichen Theater nicht immer lobend. Unter Anderem befindet sich im 195sten Blatt

des Jahrgangs für 1819 eine für damals richtige Bemerkung über zu zahlreich gewordene Gastspiele, die mehr oder minder stets das Einheitliche der Darstellung stören. Brühl schickte mir nun zum Abdruck ein Schreiben, worin er seinen zeitgemäßen Standpunkt in folgender, die Beachtung des öffentlichen Urtheils bewährender Weise rechtfertigt:

„Es wird Ihnen, werther Herr Professor, wie so Vielen aus dem Publikum, gewiß nicht entgangen seyn, daß bei unserer Bühne so manches Fach, sowohl in der Oper als im recitirenden Schauspiel, noch unbesetzt und daher so manches Engagement wünschenswerth wäre. — Mich bei Abschließung derselben auf die Empfehlung Einzelner zu verlassen, ist mißlich, ja gefährlich, und die Erfahrung hat gelehrt, daß fremde Schauspieler, welche die Zierde ihrer Bühne waren, hier durchaus nicht gefielen. — Das beste Mittel schien mir daher, das Publikum selbst entscheiden zu lassen, und daß zu dem Ende die Gäste auf der hiesigen Bühne sich zeigen mußten, war die unerläßliche Folge davon. Daß bis jetzt unter Diesen auch nicht Einer sich des allgemeinen Beifalls rühmen konnte, ist so wenig meine als irgend eines Menschen Schuld, und würde es mir selbst am angenehmsten seyn, recht bald Gelegenheit zu finden, meinen Zweck zu erreichen, um so das Gastspiel immer mehr beschränken zu können."

Im Jahre 1822 drängte sich mir im Erforderniß der Selbsttreue ein Antrieb auf, in meiner eignen Sache gegen Brühl widerständig zu werden, wobei der

Bericht vorwortlich zu erinnern hat an die im Jahr 1813 hinsichtlich der „Talentprobe“ entstandene Zwistigkeit, die ich damals abschloß mit der schriftlichen Erklärung: „Wohl denn, es möge meine Genugthuung seyn, daß auf der Berliner Bühne das kleine Stück nie so aufgeführt werden darf, wie es nun ist.“

Zu meiner nicht angenehmen Ueberraschung las ich nun im Juni 1822 in den Zeitungen amtlich für einen der nächsten Abende angekündigt: „Die Talentprobe. Dem. Lindner, von Frankfurt am Main: „Minna“. — Auf ihren Wunsch hatte Demoiselle Lindner — für Bürgerliche war damals die Benennung „Fräulein“ den Theaterzetteln noch nicht erlaubt — die neue Bearbeitung handschriftlich von mir empfangen und an mehreren Orten mit Beifall in dem Schubfach-Stück gespielt; zufolge meines Einspruchs vor neun Jahren durfte man es aber für Berlin nicht in Scene setzen. — Ich eilte zu Brühl, fand ihn nicht zu Hause, traf ihn erst Abends auf der Bühne, wo ich in Aufgeregtheit gegen die Darstellung der „Talentprobe“ mich aussprach. Brühl wollte bis zur Nachgiebigkeit meinen Verdruß beschwichtigen, es gelang ihm nicht, und der Schauspieler Beschort, der uns nicht fern stand, und vermöge meiner nicht unkräftigen Sprachmittel Alles mit angehört hatte, sagte mir nachher in Heiterkeit: „Ei, daß Dichter sich um Aufführung ihrer Stücke bemühen, ist mir wohl schon öfter vorgekommen, daß

aber einer sich gegen die Aufführung so eifrig wehrt, ist mir ganz neu."

Am andern Morgen kam Brühl mit der Lindner zu mir. Diese stellte mir vor, daß Frau Neumann (kurze Zeit nachher Haizinger) eben in Berlin gastirt habe fast in all den gangbaren Rollen, die auch ihrem Repertoir angehörten, sie also durch meine Weigerung in Verlegenheit sey. Meiner Antwort: ich könne ein Verkleidungs-Stück, das ich seit den neun Jahren seines Entstehens nicht wieder in die Hand genommen, und das wahrscheinlich jetzt unverständliche Zeit-Anspielungen enthalte, nicht auf die Bühne lassen, setzte sie das Erbieten entgegen: sie werde jede von mir als nothwendig erachtete Aenderung umlernen, und ich sah ein, es wäre zu schroff, der freundlichen Künstlerin nicht gefällig werden zu wollen. Ich that es unter der von ihr selbst vorgeschlagenen Bedingung, auf deren Grund ich die Lindner sehr plagte, ihr aber auch eine neue Scene schrieb, und so gelangte die „Talentprobe" am letzten Juni-Tage 1822 doch zur Darstellung und zu Wiederholungen. Graf Brühl äußerte nun: er hab' es empfunden, welche Ueberwindung es mir gekostet, grade mit diesem Stück von Neuem auf die Bühne zu kommen, und halte sich für verpflichtet, dies auszugleichen, indem er sich erbiete, fürerst „Die selige Frau" wieder einstudiren zu lassen. Dies geschah nicht, und ich mahnte auch nicht daran. — Im Jahre 1823 erhielt ich aber von der Lindner einen Brief, worin sie wünschte: ich möge ihr ein nochmaliges

Gastspiel vermitteln; da **Brühl** sich eben auf seinem Landgute Seifersdorf befand, richtete ich dorthin ein Schreiben an ihn, und mir wurde folgende, seine Stellung und Gesinnung nächst der Zusage für die **Lindner** etwas deutlicher erläuternde Antwort:

„Auf Ew. Wohlgeboren gefälliges Schreiben vom 14. d. in Bezug auf Dlle. Lindner's Gastspiele unterlasse ich nicht, ganz ergebenst zu erwiedern, daß ich mit recht vielem Vergnügen den Wunsch derselben erfüllen werde. Ob ich dieselbe indeß schon zu diesem Herbste oder erst zum nächsten Frühjahr zu Gastrollen einladen kann, darüber kann ich mich wenigstens jetzt nicht bestimmen, und ersuche Sie ganz ergebenst, ihr dies vorläufig wissen zu lassen. Gleich nach meiner binnen hier und vierzehn Tagen erfolgenden gewissen Rückkehr werde ich Ihnen das Nähere bestimmter sogleich selbst sagen können.

Die gesunde und treffende Kritik über unser Theater, welche die Nr. 129 des Gesellschafters enthält, habe ich mit Aufmerksamkeit gelesen. Lob und Tadel muß seyn, sagt Goethe. Letzteren möglichst zu vermeiden, ist gewiß mein aufrichtiger Wunsch. Wenn aber der geehrte Recensent es der Regie zum Vorwurf macht, daß das Repertoire des Trauerspiels der Werke eines Schiller und Goethe, auch noch mehrere, und deren Wiederholung öfters entbehrt, so trifft dieser Tadel nicht die Regie, denn sie hat davon nur die geringere Schuld, da ihr zwar die Einrichtung der zur Aufführung bestimmten Stücke verbleibt, sie aber bei der Wahl derselben durchaus nur eine

berathende, aber keine entscheidende Stimme hat. — Also den Intendant? würde der Ausruf des Kritikers seyn, wenn er diese kurze Erklärung gehört hätte; — und das muß ich nun qua Intendant auch wiederum von mir abwenden. Oeffentlich geht das nicht, also muß ich die Geißel der Kritik ruhig über mich schwingen lassen.

Wer mich kennt, weiß es, daß mir das Beste der dramatischen Kunst am Herzen liegt, und daß ich gewiß gern der erste wäre, der die bis jetzt vermißten Dichterwerke mit eben dem Antheile auf die Bühne brächte, als dies bei den musikalischen Werken gewiß der Fall ist, welche auf unserm Repertoire sind — wenn nicht waltende Verhältnisse dies geradezu hinderten. Diese waltenden Verhältnisse können Sie leichter errathen, als ich sie Ihnen überschreiben darf. Es wäre nach diesen waltenden Verhältnissen kaum möglich, wöchentlich ein Trauerspiel auf das Repertoire zu bringen, und dies geschieht redlich. Urtheilen Sie nun selbst, werther Herr Professor, ob bei den nothwendigen Wiederholungen mancher Trauerspiele in zweiundfunfzig Wochen jährlich so viel Abwechselung im Trauerspiele vorkommen kann.

Ich hoffe Ew. Wohlgeboren nach meiner Ankunft persönlich zu sehen, und wird es mir selbst angenehm seyn, Ihnen noch so manche genügende Erklärung geben zu können. Sehr wünsche ich, daß Sie in diesem Vertrauen die Achtung und Ergebenheit erkennen, welche ich Ihnen gern zolle. Brühl."

Seifersdorf bei Dresden, den 19. August 1823.

Damit dieser Brief deutlicher werde, ist Einzelnes aus dem für Brühl empfindlich gewesenen Aufsatz anzuschließen, auch deswegen, weil es noch jetzt zu bedenken wäre. Der „Gesellschafter“ (1823. Bl. 129.) bespricht den Geburtstag des Königs Friedrich Wilhelm III., und nach Worten der Verehrung für den geliebten Herrscher bringt er die Nachrede:

„Bei dieser Gelegenheit hat sich unser Repertoir mit einer alten guten Oper bereichert, nämlich mit „Richard Löwenherz“. Sie ist in allen Theilen lobenswerth einstudirt und gefiel — ja gefiel! obwohl der Geschmack an solcher Musik, wie sie Gretry gab, beinahe erdrückt seyn könnte von den neueren Tonmassen. Wir haben so eben — in der „Musikalischen Zeitung“ — den herrlichen Gretry zu den kritisch Verdammten zählen sehen, und zwar von Hrn. Kapellmeister Spohr, der dem einfachen Gesange mit starkem Naserümpfen begegnet; wir aber freuen uns recht sehr, die Theilnahme dafür auf der Wiederkehr glauben zu dürfen.“ — „Wir bitten, unermüdlich fortzufahren mit dem Wiedererneuern alter Meisterwerke, es wird das beste Mittel seyn, die verschiedenen Kämpfe über die zeitigen Componisten zum Schweigen zu bringen, wenn man darthut, daß die älteren des Schönen zu viel haben, um nicht mehr zu gelten als Die, welche jetzt allein gelten wollen.“ — „Der schon einmal ausgesprochene Wunsch, die Regie des Trauer- und Lustspiels möchte auch etwas rascher das Neue geben und das gute Alte der Vergessenheit entreißen, muß nun so oft wiederholt werden, bis es

geschieht, und die Schauspielkunst aus der Lethargie erwacht, bei der die Bequemlichkeit zur Wiege geworden ist und der Schlendrian die Wiegenlieder singt. Es kann den Schauspielern nicht gleichgültig seyn, daß in Deutschland fast überall die Oper obsiegt und schon bei einigen Hoftheatern das Trauer- und Lustspiel so angesehen wird, als harre man nur des Augenblicks, wo man es ganz abschaffen könne. Gegen eine solche Musiksucht — immer Beweis eines erschlafften Zeitalters — kann nur die Kraft tüchtiger Männer helfen, und die Regisseurs sind Diejenigen, welche zunächst die Verantwortung haben, oder sie sind der Oeffentlichkeit die Gründe schuldig, weshalb sie ihre Pflicht nicht thun können."

Hier folgt die Forderung, die Werke Schiller's, Goethe's und der neueren Dichter mehr zu beachten, und der Aufsatz endet mit dem Ausspruch:

„Der Zustand des Sinkens, in welchem das recitirende Schauspiel sich befindet, macht es nothwendig, daß die Kritik sich vor Allem die Direktionen scharf ansehe; denn von Denen soll der Geist, nicht aber eine Unterthänigkeit für die Abwege des Geschmacks ausgehen. Sollten sich Melpomene und Thalia in gleicher Armseligkeit fortschleppen, wie in den letzten Jahren, so wird darüber zu reden wahrhaft widrig seyn."

Was die „waltenden Umstände" betrifft, in Brühl's Briefe nur räthselhaft erwähnt, da ist Verheimlichung nicht mehr nöthig. Dem König Friedrich Wilhelm III. hatte sich besonders seit dem Tode

der Königin Luise die Abneigung vom Trauerspiel verstärkt; er wollte erheitert seyn, flüchtige, der Posse verwandte Lustspiele und das Ballet waren die seinerseits von der Bühne begehrte Unterhaltung. Daneben sah sich Brühl noch gehindert durch die anmaaßlichen Eingriffe Spontini's, der eigentlich immer nur an seine Opern dachte, für diese alle Zeit und Kräfte beanspruchte, zur Pracht der Ausstattung verschwenderische Forderungen bewilligt erhielt, nächst dem keinen Behelf, auch nicht durch Hofbekanntschaften vermittelte Gewaltthaten gegen die öffentliche Stimme scheute, um sich, und sich möglichst allein geltend zu machen. Da es mir ebenfalls aufgedrungen wurde, mich gegen Spontini's krankhafte Reizbarkeit und verwegene Selbstsucht zu wehren, wird es in weiterer Entwicklung meiner Erlebnisse gewiß begreiflich, daß durch ihn Brühl sehr viel zu erdulden hatte.

Im Juli 1824 gab Frl. Lindner zum zweiten Mal Gastrollen in Berlin, erneuerte auch die „Talentprobe", und jetzt wurde mir vorher angezeigt, die Rollen zu dem Lustspiel: „Die selige Frau" wären vertheilt. Dem war auch so; Brühl hatte jedoch — mit bestem Willen — die Rolle „Kammerherr" an P. A. Wolff geschickt, der bereits an seinem tödtlich gewordenen Uebel litt, und zur Heilung südliche Bäder brauchen sollte. Wolff schrieb mir nun: er fühle sich sehr angegriffen, und der Graf bestehe darauf, daß mein Stück schnell auf die Bühne solle; dies sey indeß, weil er doch höchstens zwei Mal darin auftreten könne vor seiner Reise, für die Sache nach-

theilig, er bitte mich also, ihm mithülflich zu seyn, „daß bis nach seiner Rückkehr die Darstellung verschoben bleibe, nachher solle sie ihm zur ersten Beschäftigung werden.“ Ich entgegnete: „Erholen Sie sich, werther Freund! Reisen Sie in Gottes Namen ohne Sorge überhaupt, und vor Allem ohne Sorge über mein unwichtiges Lustspiel.“ Er reiste, und die Nachrichten über seinen Zustand waren so mißlich, daß Brühl plötzlich die bezeichnete Rolle für Carl Unzelmann bestimmte. Dies erfuhr ich am Krankenlager des Schauspielers Stich, der darüber außer sich war. „Der „Kammerherr“ gehört mir!“ rief er in fieberischer Heftigkeit; „bei der ersten Aufführung ist mir schon unrecht geschehen, und jetzt konnt' ich Wolff weichen, keineswegs aber dem neu erwählten Inhaber!“ Er hielt das Geschehene für unerträglich beleidigend, und da er an die Begegnung im Thiergarten vor elf Jahren erinnerte, wo er in gleicher Ansicht schon gegen Iffland geeifert hatte, ich besonders den schwer Erkrankten von seiner Aufregung befreien wollte, trug ich darauf an, ihm die Rolle zu senden, wonach mir Brühl schrieb:

„Wie gern ich auch gewünscht hätte, daß jetzt, wo wir bis Michaeli noch kleine Stücke für Charlottenburg, so wie vermuthlich auch für Potsdam und das Neue Palais gebrauchen, das Lustspiel: „Die selige Frau“ wieder einstudirt worden wäre, so will ich doch, geehrter Herr Professor, es bis zu Herrn Stich's Wiedergenesung liegen zu lassen, meinerseits gern nachgeben, obgleich es mir lieb gewesen wäre, dadurch

im Augenblicke für Madame Stich eine angenehme Beschäftigung gefunden zu haben.

Für die Dauer meiner Abwesenheit mich hochachtungsvoll zu freundlichem Andenken empfehlend.

Berlin, den 19. August 1824. Brühl."

Stich erhielt die Rolle und zeigte sie mir von seinem Krankenlager mit sichtlicher Freude; — er starb aber schon am 3. October 1824. Das „Allgemeine Theater-Lexikon" hat nur fünf Zeilen über ihn, die mit der Angabe schließen: „1824 vom Grafen Blücher verwundet, starb er bald nachher in Berlin." Dies traurige Ereigniß ist bis jetzt noch sehr in der Dunkelheit, ich weiß sie etwas zu lichten, beende aber hier nur das Besprechen der Verhältnisse zu Brühl. — Das kleine Lustspiel kam nicht wieder zur Darstellung, es fiel mir auch gar nicht ein, daran zu erinnern, obwohl ich während Brühl's noch vierjähriger Theaterleitung mehrmals bei ihm als Gast, und er ein anregend liebenswürdiger Wirth war in dem stets sehr gewählten Kreise von Männern, deren Zahl nie über Neun stieg. Den Zeitverlust bei Gastereien habe ich vermieden, wenn es geschehen konnte, aber zu Brühl ging ich gern: denn da mangelte zu dem Leiblichen das Geistige nicht. Ueberhaupt lebt mir sein Thun und Wesen anmuthig im Gedächtniß, unverletzt davon, daß während der dreizehn Jahre seiner Herrschaft von meinen Versuchen in der Schauspiel-Dichtung nichts auf die Bühne kam als die mir abgepreßte „Talentprobe", für die ich weder Honorar empfing noch forderte. Ueberhaupt

aber verscheuchte ich damals sorglich Triebe und Antriebe, Schauspiele zu schreiben, weil ich pflichtgemäß zu arbeiten hatte für Erwerb, der auch in dieser späteren Zeit dem Theater Schriftsteller ein sehr kärglicher blieb. Wollte ich hier eine Uebersicht dessen anfügen, was mir zwölf auf verschiedenen Bühnen aufgeführte Stücke bis zum Jahre 1834 einbrachten, das Ergebniß wäre eine abschreckende Kläglichkeit: meist wurden nicht einmal die Abschreibe Gebühren erstattet. So geschah es, wenn ich doch zuweilen wieder in solcher Richtung geschäftig war, fast immer durch nicht abzuweisenden Anlaß.

Während der Zeit, als Graf Brühl, dann Graf von Redern — von Dem ich später in Anerkennung zu sprechen habe — die Oberleitung der Haupt-Bühne in Sorge nahm, wurde ich auch mit Sophie Schröder bekannt, zuerst im Jahre 1816. Wie ich in Bezug auf diese Künstlerin dachte und sprach, bezeugen von dorther die abgetrennten, hier erneuerten Zeilen:

„Mad. Schröder, Kais. Königl. Hofschauspielerin, hat uns mit Gastspielen einmal wieder deutlich gemacht, was eigentlich die Rede und Schauspiel-Kunst ist, welche Mode mit gemißbrauchtem Sang und nachtrabendem Tanz zu Grabe bringen möchte. Die lebhafte Theilnahme, welche bei dem Publikum immer rascher im Steigen war von der ersten bis zur dritten Darstellung — leider war die Künstlerin so forteilend, daß wir mehrere nicht erbitten konnten! — bezeugte es laut, daß es an der

Zeit sey, die erhabenste Stufe der Theater-Kunst, welche neuerdings selten bestiegen und also auch ruhig im gebrechlichen Zustande gelassen wurde, wieder zu befestigen, die Manier, welche immer nur nach dem Ein- und Auslernen ringt, in ihren Rang zurück zu schieben und mit der Gesang- und Tonkunst eine Grenz-Berichtigung vorzunehmen. Es wäre vielleicht dabei rathsam — wie es neulich bei den politischen Kämpfen geschah — einen sonstigen Zustand als Richtschnur aufzustellen, und gäbe dies auch eine kleine Bewegung im Reiche der Musen: die bisher Bedrückten unter den Neunen sind die Mehrzahl und werden mit dem Paar Repräsentantinnen der Anmaaßung wohl fertig. — Mad. Schröder erschien bei uns als Merope, Medea und Phädra und lehrte uns: daß sie der Erinnerung an die unvergeßliche Bethmann in dieser Rollen-Art sich gegenüber stellen kann. Wenn bei der ehrenvollsten Vergleichung — welche vielleicht kein Lob zu überbieten vermag! — sich Einzelheiten hier- oder dorthin vortheilhafter zeigen, möchte sich dennoch Alles ziemlich ausgleichen, legt zuletzt Mad. Schröder den ungeheuren Umfang, den sie im Sprach-Gebiet hat und gewann, in die Wage der Prüfung. Mir ist niemals eine solche Gewalt ohne Mißklang, und zugleich eine solche Sanftheit ohne Thränen- und Zier-Mischung, — wie der Ton innigster Rührung mit Verschmähen des häuslichen Jammers — so im herrlichsten Verein erschienen, als bei dieser Künstlerin. Wer einen Begriff von ihrem Ton-Raum, der durch die weiseste Geschick-

lichkeit dem geistigen Blick sich fast unendlich darlegt, haben will, der prüfe Zartheit und Gluth in der Scene: wo Phädra dem Hippolyt ihr Empfinden gesteht, im Doppel Kampfe mit dem Sturmtriebe der Leidenschaft und dem Zügeln der Sitte; ferner höre man die rettende Kraft, welche aus dem heiligen Gefühl der Mutter in Meropen spricht, und wieder die zerstörende, die im Herzen der Medea mit dem Hasse alles Menschliche niederzwingt: überall waltet die schärfste Charakteristik, die sich bei aller Weite doch stets zusammenfaßt, nimmer aus dem Kreise des Schönen sich entfernt, nur sehen wir ihn oft besitzreicher, als wir ihn glaubten. Selbst in den wenigen Momenten, wo man eben entscheiden möchte: dies war ein Theater Mittel, was weniger wahr als wirkend zeichnet, findet man sich schnell vom Einklange der Abstufung überrascht und muß bemerken, daß die Künstlerin mit talentvoller Verwegenheit erkannte und benutzte, was Natur ihr verlieh, und nur Eins war und blieb mir etwas zu gesunken: der Ausdruck rachlustiger Eifersucht bei der Phädra. Noch eine Rüge hatte ich nach der Darstellung von Merope im Sinne, die nämlich, daß Mad. Schröder durch Shwal-Künste, welche jetzt oft berufen sind, rasch von der Bühne an die Toilette zu führen, uns unterbrach bei dem rühmlichsten Erfolge: Spiel für Wahrheit zu nehmen. Da aber in den andern Darstellungen dem Kalten Studium nur so viel nachgegeben wurde, als zur Unterstützung des Aeußerlichen nothwendig war, mag und muß jene Rüge wohl aus Zufälligem ent-

standen seyn. Sie anzudeuten ist aber deshalb nöthig, damit ein Lob, für welches ich den Worten mein inniges Entzücken gebe, doch bezeugt, daß ich mir Mühe gab auszusprechen, was ihm etwa entgegensteht. — Mad. Schröder bestätigte ihren Ruhm auch in einem Deklamatorium; es war bewunderswerth, wie die Rede allein die mannigfachsten Gedanken u. Betrachtungen schnell zu Gefühlen schuf, zu Gefühlen, die, durch klaren Geist angeregt, auch Klarheit zurückließen, nicht in einen Sinnen-Taumel warfen, in welchem sich nur gefällt, wer nichts als Sinnlichkeit aus sich heraus bewegen kann. „Die Brautleute“, von Collin, „Saul und David“, von Mahlmann, und „Die Glocke“, von Schiller, wurden gesprochen und über all Seele und Herz der Dichter so tönend, wie sie es etwa bei dem Schaffen der Gedichte waren.“ („Gesellschafter“ 1817. Bl. 181.)

Welch eine Macht Sophie Schröder im geistigen Ausdruck hatte, das erwies sich im Jahre 1830, eine Anzeige von Damals mag dies bezeichnen:

„Mad. Schröder ist die erste tragische Virtuosin; über ihre Gastrollen im Einzelnen zu sprechen, wäre unnütz: sie sind überall gekannt und haben von ihrer Sicherheit nichts verloren. Die berühmte Künstlerin gab uns aber etwas Neues: Darstellung von Gemüthsbewegungen, Liebe, Eifersucht, Haß, Verachtung, Freude, Schreck, Furcht, Angst, Zorn, Wuth, Verzweiflung und Raserei: Gefühls-Zustände, die alle in gutem Bilde vor uns standen.“ („Gesellschafter“ 1830. Bl. 103.)

O welche Lichtzeit des Gedankens an ein geistiges Aufwärts auch von der Bühne her einleuchtend! — das Verdunkelnde bleibt mir aber jetzt noch fern, in der Schilderung ist es jedoch bereits vollständig schriftlich bewahrt.

Nicht minder werthvoll als Brühl ist mir im Andenken Achim v. Arnim, mit dem ich von 1816 an bis zu seinem Tode in schriftstellerischer Verbindung, nächstdem aber in freundschaftlicher Vertraulichkeit war und blieb, in solcher Weise, die ohne Absicht etwas Geheimliches hatte. Ich kann mich nicht entsinnen, daß in der ganzen Zeit unserer Bekanntschaft Einer dem Andern Briefe geschrieben hätte, obwohl ich von ihm eine reiche Anzahl geistiger Arbeiten empfing, und während er sehr oft mich besuchte, kam ich nur ein einzig Mal zu ihm. Dies geschah in einer Gartenwohnung des der gräflichen Familie v. Voß gehörenden Hauses am Wilhelmsplatz Berlin's, wohin er mich zu Abend eingeladen und voraus gesagt hatte: ich würde dort nur ihn und seine Gattin finden. Mit Dieser, der „Bettina", war dies mein einziges Beisammenseyn, was ich meiner Zeitsparung zurechnen muß, jedoch nebenher bekenne, daß an jenem Abend Bettina's Geistigkeit, an deren Fülle nicht zu zweifeln ist, stets ein vorzeigbares Betreiben und Darlegen offenbarte. Mein Einbildungs-Gemälde von ihr mußte sich auch etwas überrascht fühlen durch ihren ersten Anblick, nicht zu ihrem Nachtheil. Putzlos angethan, eine Brille vor den Augen, stand sie im Vorflur und plättete Wäsche,

nach meinem Gruße mir zurufend: „Arnim ist noch aus, treten Sie näher, er muß bald kommen!“ Das traf ein; mit ihm entspann sich im Garten, unterdeß Bettina ihr Wirthschaftliches beendete, eine lebendige Unterhaltung, und Manches davon ist mir noch jetzt wie gegenwärtig. Zumeist sprachen wir über Sagen und Mährchen der Vorzeit, deren Bewahren und Sammeln ich zwar gebührend rathsam fand, dabei aber doch wünschte, es möge eine Hinneigung der Art nicht allzu vorherrschend seyn bei dem Volke. Namentlich erklärte ich mich dagegen, die Köpfe der Jugend überschwenglich mit Sagen und Mährchen zu füllen, womit damals mehrere Verleger sehr im Zuge waren. Obwohl wir nun, bei gegenseitiger Anerkenntniß des Werths der alten Sagen, andrerseits, hinsichtlich der Wirkung eines Hineinlebens in das Phantastische, verschiedene Meinungen hegten, lasse ich doch gern die herzig kindliche Gemüthlichkeit, mit der sich Achim v. Arnim äußerte, in mir wiederhallen. Er sagte etwa Folgendes: „Mich stimmt es zuweilen wehmüthig, wenn ich sehe, wie reich jetzt die Jugendwelt ausgestattet ist mit der Poesie unsrer Vorfahren, während mir als Kind nur kärgliche Bruchstücke zu Theil wurden. Alles Gute in aller Dichtung gehört nicht der Willkür an, wird vielmehr als Nothwendigkeit zu betrachten seyn in den Grundlagen des höhern Volkslebens, dessen Geschichte für immer angehören, auch immer brauchbar bleiben. Die uns überkommenen Sagen werden allerdings im neueren Geiste anders aufgefaßt und gewendet, nächst-

dem wird sich manche frische Erfindung anschließen. So ist Denen das Alte davon lieber, Jenen das Neuere, und die Letzteren werden allmälig zur Mehrheit, insofern die Umgestalter ebenfalls fortgeschritten sind mit den Umgestaltungen der Zeit. Wir können auch nicht leugnen, daß aus unsern Sagen unsre Geschichte ergänzt worden und noch zu ergänzen ist, und gewiß wär' es sündlich, die Gedankenwelt der ererbten Sagen und Märchen nicht in Fortzeugung zu erhalten. Auch unsere Geschichte sogar, um sie nicht hier oder dort wegzuwerfen, kann oft der Beihülfe des Glaubens nicht entbehren, wie denn der Glaube als eine blüthen- und fruchttreibende Kraft keinem Verhältnisse des Lebens fehlen darf, soll nicht Alles in und um uns verdorren, alles menschliche Thun und Treiben endlich jeden Hebel zur Erhebung, jeden Reiz verlieren. Wird die Kritik überall zu zersetzend, geht unser Daseyn wieder zum Chaos und zum Nichts zurück." — Dem war ich nun im Wesentlichsten mit Zwischenreden zustimmend, wollte aber dennoch in den Richtungen mehr vorwaltend einfache Klarheit als eine Verhüllung des Einfachen, wenn zumal nicht nur die Dichtung, sondern der Einfluß auf die jetzige Jugendwelt in Betracht käme, und nach meinem Empfinden die einfache Klarheit das Reich der Phantasie nur läutere, nicht verschließe. Wir waren dann auch ziemlich einig in dem nachher bei Tisch ausgebrachten Trinkspruch: „Deutsches Streben im Fortschritt, deutsche Freiheit und Dichtung auf deutschen Grundlagen!" — was noch heut so laut als jemals

in das deutsche Volk hineinzurufen ist, da es von diesem Wege sehr abgeleitet und durch eine Mischung von Umtriebler-Ansichten und Nachahmung französischer Fieberhitze immer mehr in Hinfälligkeit gejagt wurde.

Dies erwähnte Beisammenseyn bezieht sich schon auf die späteren Tage einer innigeren Bekanntschaft mit Achim v. Arnim, ihr Anfang reicht, wie schon gesagt, zurück bis in das Jahr 1816. Als ich nun (1817) den „Gesellschafter" erscheinen ließ, dessen mir fast abgedrungenes Entstehen ihm Vergnügen machte, war er mit Beiträgen emsig beschäftigt. Das Erste, was er mir brachte, und beinah alles Nachfolgende, betraf vorwaltend Deutsches aus vielseitiger Umsicht, und jenes Erste, obwohl bereits der Vorzeit entnommen, ist in seinem Gemüthswitz noch immer jung und volksthümlich genug, um es der Wiedererweckung werth zu achten.

„Wahrhaft neue Zeitung von unterschiedlichen Orten und Landen. Mitgetheilt von L. Achim v. Arnim. (Gedruckt in der Parnassischen Druckerei. 1620.)

Aus der Welt. Wir ersehen, daß, je länger der Mensch auf der Welt ist, je mehr gewöhnt er sich derselben; — daß je eine Welt wie die andere ist; — daß der Tausendste nicht weiß, wie sich der Hundertste ernährt; — daß, wer der Welt die Wahrheit sagt, von Jedem Lügner gestraft wird; — daß die Welt der Narren Käfig ist und ich und du auch darin stecken; — daß Niemand mehr Worte als die

jenigen Thiere, die reden können; — und daß Jeder denkt, sein Kupfer sey Gold.

Vom Hofe aus. Da erfahren wir, daß Herren Gunst die höchste Tugend ist; — daß nichts Besseres ist, als aus großer Herren Säcke zu bauen; — daß gemeiniglich Diejenigen den Herren die Schuh abtreten, die ihnen am nächsten nachgehen; — daß es kein Wunder mehr sey, wenn Atlas den Himmel trug, da die Herren die Länder auf den Achseln und Mänteln, und die Mäntel doch nach dem Winde tragen; — daß Gott eine recht natürliche Welt erschaffen habe, aber die Menschen machten aus ihr eine ganz andre, von lauter Kunst, Opinionen und Einbildungen; — daß ein Hofmann sey gleich einem Rechenpfennig, der gilt bald viel, bald wenig, bald gar nichts; — daß, wenn der Fürst am Leibe krank wird, so ist der Arzt sein Herr, wird er an der Seele krank, der Theologus. — Wir bemerken ferner: daß die erste, zweite und dritte Tugend eines Fürsten *wahre* Gottesfurcht sey, der Papst aber nicht allein zu Rom, sondern aller Orten sey, wo man einem Geistlichen den Zaum so weit läßt, daß er meint: Gott und die Religion hange allein an ihm; — daß, sobald Zween wollen, wird der Dritte ihr Narr; so geht es dem Hohen, der nur auf Die hört, die ihn umgeben; — daß Höfel Wesen so gemein worden, daß man es schier nicht mehr achtet und wieder recht zu reden anfangen will.

Vom Lande. Da wird uns Kunde, daß daselbst viel Neues ist, denn es mehrt sich im Gange, gleich

wie ein gewälzter Schneeball; — daß die Stadt nicht danach frage, wie das Land denke, so lange sie es nicht braucht und nöthig hat; — daß ein Landkind in Zeit der Noth besser ist als sonst zehn Männer; — daß das größte Geheimniß zur Erhaltung der Hoheit ist, dieselbe vor den Unterthanen so geheim zu halten, daß Jeder sich frei fühlt; — daß Mancher diese Zeitung gelten läßt, der sie nicht gelten ließe, wenn er wüßte, wem sie gälte; — daß nichts Stolzeres ist, als ein Bauer auf seinem Eigenthum; wenn Der weiß, seinen Pflug zu regieren, glaubt er: mehr wisse er denn Salomon; — daß, wenn ein Bauer Schultheiß wird, vermeint er: des Reiches Last liege auf ihm; — daß eines Bauern Höflichkeit nicht eher eintritt, als wenn er einen Gewinn erwartet.

Aus der Kirche. Da ist zu merken: daß Gott von seinen Schuldigern nie Rechnung und eben keine Zahlung begehre; — daß die fünf Sinne des Menschen die ärgsten Siebenschläfer sind; — daß, wenn Träume und Wünsche wahr wären, gäb' es wenig Nonnen mehr auf der Welt; — daß der Mensch durch nichts mehr aufgemuntert wird als durch Verfolgung; — daß, wer meiner Seele übel will, der gönne auch meinem Leibe nichts Gutes; — daß das wahre Reformiren sey, wenn Jeder bei sich selber anfängt; — daß man menschlicher Vernunft Tribut geben, sie aber nicht opfern soll; — daß aller Welt Lust sey wie eines Fieberkranken „guter Tag zwischen zwei bösen Tagen; — daß der Teufel auch wohl eine kleine Wahrheit sage, um einer größeren Lüge,

die nachfolgt, Credit zu machen; daß es keinen besseren Glauben für junge Kinder und alte Weiber gebe, als den päpstlichen, und daß die Seele sey des Leibes Licht, die Vernunft Licht der Seele, die Religion Licht der Vernunft, der Glaube Licht der Religion und der Glaube auch Licht des Glaubens.

Von der Universität. Da erkennen wir, daß der höchste Grad der Geschicklichkeit eines Studenten sey, wenn er anfängt zu wissen, daß er nichts weiß, daß aber kein Professor könne berühmt werden, er stelle sich denn als fange mit ihm eine neue Lehre an; — daß müßiger Leute größte Arbeit sey, das Böse aus dem Guten zu klauben; daß Witz ohne Erfahrung lauter Maulwitz sey und Theorie sich gegen Praxis verhält wie eine See-Karte zu einer See-Fahrt, und daß die größte Kunst sey, Kunst zu verbergen.

Von Daheim her. Da merkt es sich: daß ich nichts danach frage, wo dies zerbrechliche Schifflein meines Fleisches hinkomme, wenn ich nur die, welche darin überfährt, sicher durchbringe; — daß die beste Musik sey, wenn Herz und Mund übereinstimmen; — daß mich ihrer gern Etliche nach ihrem Kopfe haben möchten, da aber der Eine kalt, der Andere hitzig ist, wird es mir unmöglich, Jedem zu folgen, sondern ich bleibe bei meinem Kopfe; wer Jedermann gefallen will, muß Jedermanns Knecht seyn. — Man erfährt auch: daß ein Freund besser sey als zehn Verwandte, und mich ein Freund am meisten betrüben könne, weil ich's ihm am wenigsten zutraue.

Aus Deutschland. Da berichtet man: daß die liebe natürliche Einfalt der alten Deutschen also groß gewesen, daß sie ihren Nachkömmlingen nun keinen Namen hinterlassen, womit sie das Wort „Affectation" zu Deutsch sagen könnten; — daß unter so vielen Religionen gleichwohl Keiner zu finden, der unserm Herrgott und seinen unfehlbaren Worten so viel glaube, daß ein Reich, so unter sich selbst uneins, den Fremden anheimfalle; — daß ein Versorger besser ist als zehn Schaden-Weiser, und daß Rath Witz Jedermanns Witz ist; — daß man schwerlich erkennt, was Deutschland Gutes hat, ehe es verloren; — daß die Ausländischen von Anfang bis jetzt die Deutschen durch Deutsche zu vertilgen pflegen. — Wir erfahren ferner, daß Diejenigen sehr thörig sind, die vermeinen, nur einerlei Religion im Lande haben zu wollen, da sie doch in ihrem eigenen Ländlein nicht zu Wege bringen, daß sie nur einerlei Maaß, Elle und Münze haben; — daß den zuviel Civilisirten jederweil ein kleiner Barbarismus und den zuviel Schamhaften bisweilen eine kleine Impudenz nützer wäre; — daß wenn die Obrigkeit die Unterthanen und deren Freiheiten unterdrückt, so unterdrückt Gott gewiß bald die Obrigkeit; — daß geistliche und weltliche Tyrannei gewöhnlich beieinander sind; — daß wo Einer übel regiert, da wird auch übel gehorsamt; — daß der Teufel allzeit aus Religion gern Rebellion macht; — daß man doch endlich den Pelz naß machen muß, soll anders gewaschen werden; — daß, wenn Einer etwas thun will, er Vielen einbilden muß, sie hät-

ten's gedacht, sonst widersprechen ihm Alle; — und endlich, daß der Teufel und Jesuiten mit einer Schlange zu vergleichen sind: wo die den Kopf durchbringt, da zieht sie den ganzen Körper nach." —

Wir lebten nun in fortdauernder Anregung, und dabei auch in fortwährendem Zwiespalt und Einverständniß zugleich; in Zwiespalt, wenn er seinen mit dem Naturerforschen sonderbar verwebten Glauben an Ahnungen und Geistererscheinungen darlegte, wo ihn nach meiner, vielleicht irrigen Meinung, die Romantik mehr an sich zog als die wissenschaftliche Begründung; im Einverständniß, wenn er seine staatsbürgerlichen, nicht vom eitlen Standesunterschied überfärbten Ansichten entwickelte, wo ihn Klarheit in Verfolg weltgeschichtlicher Erscheinungen nie verließ. Er besuchte mich beinah ohne Ausnahme nur Abends in der Dämmerstunde, weil es, wie er mehrmals äußerte, als ein gutes Werk zu betrachten sey, wenn ich dann gezwungen würde, meine stete Arbeitsamkeit etwas zu unterbrechen. Ein lebhafter Widerspruch erhob sich hin und her zwischen uns, als Arnim nach dem Tode Jung-Stilling's (1817) über dessen „Theorie der Geisterkunde" mir einen Aufsatz vorgelegt hatte, der, scheinbar zum Theil auch gegen mich gerichtet, meinem Empfinden in Bezug auf Verbindung des Diesseits und Jenseits sehr abfällig war. Das konnte und durfte mich nicht hindern, ihn abdrucken zu lassen, freilich ohne dem mir werthen Verfasser zu verhehlen, daß er mich abermals nicht überzeugt habe durch aus Wahrheit und Schwärmerei gemischte Behauptungen

wie folgende: „Die neuere deutsche Physik kann Geistererscheinungen gar nicht bestreiten, so wie sie fast nothwendig auf den thierischen Magnetismus und höhere Weltorganisation führt, weil sie, den niedern Organismus rein auffassend, schon die Fußtritte höherer Wesen auf den Köpfen der niedern ansteigenden wahrnimmt und anerkennt.“ — „Wir meinen, daß überhaupt wohl keine der neueren in Deutschland gelehrten Philosophieen gegen Ahnungen und Vorhersagungen etwas einzuwenden habe, sie sind ihnen nothwendig zur Ergänzung.“ — „Ueber Erzählungen von Ahnungen, Geistern, kann eigentlich wenig gestritten werden; mag man sie durch ein Gericht von Geschworenen beurkunden lassen, wer zweifeln will, wird noch immer im Harnisch eine Ritze finden, wo er einsticht; aber diese gehörte meist nothwendig zu seiner Zusammensetzung.“ — Wenn jedoch Arnim mit seiner liebenswürdig kindlichen Milde und Wärme sanften Ausdrucks solche Ent- und Verwickelungen vortrug, mußte man sich mindestens immer durch die Art, wie er die Glaubhaftigkeit seines Glaubens bekräftigte, angeregt fühlen, wobei es dann ihn ebenfalls nicht verstimmte, daß man Gegner blieb, einen solchen Glauben in sich weder aufzunehmen, noch darin eine Glückseligkeit zu finden vermochte, diese ihm aber billig zu gönnen hatte.

In Betracht der staatlichen Zustände verleugnete er nicht seine Unzufriedenheit bei Hemmnissen des verheissenen Fortschritts in Ausgleichung mit den Volksrechten, doch gab er die Schuld dieser Hemm-

nisse nicht ungetheilt der Regierung, sondern beklagte daneben die Thätigkeit der Partei, die durch Gelüst zu vormaliger Pariser Modefreiheit und deren fieberisch fabelhaften Ansprüchen, im Wesen und in der Vorzeit des deutschen Volks nirgends wurzelnd, dem Erhofften verderblich wurde. — Die staatsbürgerlichen Begriffe Achim v. Arnim's werden einigermaßen verdeutlicht durch ihn leitende Auffassungen, die sich hier anreihen:

„Ein großes Resultat wird uns durch die Anfänge der französischen Revolution in allen Verwickelungen aufgezwungen: wie nur Wahrhaftigkeit das unglückliche Königspaar retten konnte; diese aber war durch die verschiedenen Parteien am Hofe stets unterdrückt. Wahrhaftigkeit, Offenheit und Entschluß konnten allein helfen; statt dessen war selbst den Ministern immer nur ein Theil des Willens enthüllt: die öffentlichen Aeußerungen gingen ganz gegen die innere Ueberzeugung, und die Entschlüsse kamen zu spät.“ — „Die größte Last der Beschuldigungen gehört bei der französischen Revolution nicht dem Augenblicke der greuelvollen Umwälzung, sie vertheilen sich auf Jahrhunderte. Dann aber fing mit der Unterdrückung der Feudal-Freiheit und Feudal-Verbindung der chaotische Volkszustand an, in welchem auch der Beste, der nicht die Macht in Händen hat, vereinzelt, hülflos und ohne Theilnahme untergeht. Ein Oberhaus hätte die unbesonnensten Schritte der französischen Versammlungen unschädlich machen können, und der Mangel eines solchen Hauses war ein Hauptgrund

zur Entstehung der Despotie. Diese brach ein durch den unabläſſigen Kampf gegen Feudal-Formen, ohne welche die weſentliche Wirkung: den Geiſt des Augenblicks mit Vergangenheit und Zukunft zu verknüpfen, nicht erreicht werden kann." — „Das Weſen der Staaten-Entſtehung ſtammt aus der Natur des Familienlebens, welche das Geiſtige auf Erden iſt, und aus der Natur des Grundbeſitzes, welches das Körperliche iſt, das dem Geiſte unterworfen. Jede Art der Gewalt muß zu ihrem Beſtehen nach dem Urſprunge des Staates trachten, der ſich im Grundeigenthum findet. Alle Uebergänge der Gewalt, wie ſie durch Gegengewalt, durch Verträge und ſich einſchlingende Gewohnheit zu dem billigen Ziele gebändigt wird, müſſen dabei ihr Recht behalten, ohne daß man ſich durch heftige Blitzſchläge der Aufregungen für die Gegenwart und ihre nothwendigen Stützen blenden läßt." — „Wenn das Erregen und das dadurch Bewegte im Gegenwarts-Leben der Völker unſer Herz ergreift, ſoll man beſonders begreifen lernen, woran die urſprünglich vielleicht edlen Bemühungen ſcheiterten. Befremden darf uns ein Entzücken, welches jetzt und immer wieder ausbricht, wenn nur eine Verſammlung vorhanden, die — oft nur angeblich — etwas Gutes bewirken will; ſehr bedenklich muß uns ein Bewundern erſcheinen bloß über das Ausſprechen des ſo oft gemißbrauchten Wortes Freiheit, während ſich die grauenvollſte Unterdrückung damit bekleidet, und erſtaunen muß man über die Leichtgläubigkeit, mit der man es für möglich

hielt, daß eine Nation sich in höherem Sinne verknüpfen könne, die in ihrem ersten Andrange alle ihre natürlichen Bande löste. Der Fels war zertrümmert; wie viel Blut gehörte dazu, den flüchtigen, verbindungslosen Staub nur scheinbar wieder zu verbinden, und wie lange wird es noch dauern, ehe er sich zu einem haltbaren Bau bildet! Wo die verschiedenen Gewalten immer über die Grenzen festen Bodens hinausstürmen, keine innerhalb dieser Grenzen zu beschränken ist, da reißen alle Bänder, die alten wie die neuen. Wo nun aber Beides geschehen, öfter geschehen in Noth, Irrthum und Bosheit, wo nun die Welt in Gegensätzen auseinander gerissen: wo will man da den Kraft Sammler finden, der den unaufhaltsam hinunterrollenden Wagen wieder den Berg hinaufbringt, damit nur von Neuem eine klare Uebersicht gewonnen werden kann?! Da mag Einer, da mögen Viele die an Allem sehr unschuldige Staatswissenschaft zu Hülfe rufen, es wird immer heißen: Nicht die Rathschläge der Menschen, der Drang nach Besonnenheit und Frieden und die erworbene Fähigkeit dazu werden die Zustände heilen."

Diese Aeußerungen lassen erkennen, daß sie noch zuständliche Gültigkeit haben, obwohl über vier Jahrzehnde verflossen, seit sie aus Achim v. Arnim's Feder kamen. Den Verhältnissen Deutschlands steht er noch näher in Dem, was sich nun anfügt:

„Das schreckliche Gefühl der Unsicherheit wirkte wohl mehr als alles Andere, den Wunsch nach einer Constitution zu verbreiten, die noch ausdauern kann,

wo alle bisherigen Provinzial-Verfassungen, Gesetze, und so weiter, nicht ausreichen. Darum möchten die theilnehmenden Gemüther nicht bloß mit Preußen, sondern mit Deutschland, ja durch Garantie mit ganz Europa verknüpfen. — Von den bisherigen Verfassungen fällt insbesondere wohl jeder zur Last, daß unbemerkt die bedeutendsten Eingriffe in dieselbe geschehen, weil sie in ihrer Heimlichkeit, außer einigen Geschäftsführern, nur Wenigen im Lande bekannt war. Gegen diese Art Zerstörbarkeit, welche mit einer Art Holzschwamm verglichen werden kann, der nur da recht furchtbar wird, wo die Leute selten hinkommen und die Fenster öffnen, soll nun die öffentliche allgemeine Theilnahme schützen. Ohne Oeffentlichkeit ist jede Art Repräsentation unnütz, dies hat die provisorische Repräsentation in Preußen deutlich bewiesen. — Was man gegen Provinzial-Stände bei einer allgemeinen Stände-Versammlung sagt, scheint übereilt; die Gegenstände für die Verhandlungen beider sind sehr verschieden und beide können mit Vortheil ineinander greifen; jene sind der Grundstein, auf welchem allein eine allgemeine Repräsentation feststehen kann. In den Provinzial-Ständen ist die Controle der Ausführung, in ihnen ist die Schule für den Staat, hier auch die sichere Prüfung, daß die allgemeine Repräsentation nicht ihre Grenzen überschreitet, nicht zurückbleibt, nicht in theoretische Spielereien versinkt. Ueber die Nothwendigkeit und über die Schwierigkeit bei der Bildung eines Oberhauses in unserem Lande sollte man nicht so absprechend

seyn; eben so wenig ist die Wichtigkeit des Grund-Eigenthums in einer Zeit gewürdigt, wo die ungeheuerlichste Beweglichkeit des Eigenthums die Menschen zu Flüchtlingen über die ganze Erde werden läßt. Obgleich überall verkäuflich und wandelbar gemacht, ist es doch Ein sichtbares Zeichen für die Einbürgerung eines Menschen. Wer aber kein Eigenthum hat, kann immer noch in Zünften und Innungen repräsentirt werden, die für den Einzelnen Bürgschaft stellen."

Im Ganzen mit Arnim einverstanden über die unerläßliche Nothwendigkeit der Volks-Betheiligung bei dem Ordnen und Verwalten eines Staats, blieb meine Ansicht doch darin abweichend, daß ich zu begreifen glaubte, dem Uebergange zu einer echt „constitutionellen", zu einer echt verfassungsfesten Regierung müsse man zuvörderst in der Volks-Erziehung, auf den Säulen unsrer Volksthümlichkeit die tüchtige Brücke bauen, sonst würden die Meinungsbrüche in Versammlungen von dreihundert und noch mehr Männern, die ihre Weisheit verschieden, platonisch, englisch, französisch oder nordamerikanisch gefärbt hätten, stets dahin wirken, daß immer nur theils das Zuhochgeschraubte, oft genug fälschlich „Idealität" genannt, theils haltungslose Nachahmerei entstände. Deshalb konnte ich mich nie des Gedankens erwehren, eine zeitgemäßere Verfassung werde naturgemäß nur aus dem Wachsthum des selbsteigenen geistigen Vermögens eines Volkes hevorgehen, und dieses Wachsthum sey für solchen Zweck auch erst sicher zu be-

gründen. Jedenfalls war ich von dem Glauben, es ließe sich schon durch Mehrheit der Stimmen eine gesunde Verfassung erwerben, noch etwas entfernter als Achim v. Arnim, dem doch niemals die neuerdings so verwüstende Thorheit, „man müsse mit der Vergangenheit brechen“, auch nur als Möglichkeit bei Deutschen in den Sinn kam, der aber mir entgegen der allgemeinen Volksvernunft mehr Umfang zutraute als ich. Wenn der wackere Freund lebte, wären wir nun wahrscheinlich noch näher einig; denn es ist nicht zu entdecken, daß die Volksvernunft ihre Haupthebel: Ehrfurcht vor Gott, sittliche Strenge im gesetzlichen und kindlichen Gehorsam, in Achtung der Familien- und Gemüthsbindungen überhaupt sorgsam geschützt, sondern sich immer mehr der verderblichen Genuß- und Wirrenslust hingegeben hat. Ohne die höchst schwierige Widerherstellung dieser segensvollen Haupthebel giebt es keinen Fortschritt als den in der Zerstörung.

Doch ich wende mich für jetzt ab von diesen trüben Erscheinungen und weihe dankbare Freudigkeit den vielen Abendstunden, in deren Dunkel die Unterhaltung mit Achim v. Arnim inneres Erleuchten stärkte. Er starb plötzlich am 21. Januar 1831 auf seinem Gute Wiepersdorf im Ländchen Beerwalde, noch nicht voll fünfzig Jahre alt. Die Deutschen verloren an ihm einen, ob auch etwas schwebelnd geistreichen, doch gesinnungstreuen Schriftsteller, dem stets das Wohl und Weh seines Volkes die herzige Seele füllte, der nicht das abgetrennte Trachten eines

bevorzugten Standes, immer den Gesammtnutzen, das Heil für Alle in Berathung zog.

Daß ein Mann mit solcher Wärme für die Gleichheit staatsbürgerlicher Ansprüche auch im engeren Kreise die ehren und liebenswürdigsten Tugenden entwickelte, bedarf nicht der Versicherung; seine gereifte Tüchtigkeit gab sich kund in mildem, in bescheidenem Wesen, dem es auch vielleicht zuzuschreiben ist, daß seine Fähigkeiten und Verdienste bei den Machthabern nicht nach ihrem Werthe geschätzt wurden. „Zudringlich Dreisten gelingt's dort am meisten!" Wer Achim v. Arnim gekannt hat, ehrt gebührend die ruhige Offenheit, in der er selbst im Bedenklichsten seine urtheilende Ueberzeugung aussprach, mit rühmlichstem Erwägen, dem jedoch weder die Kraft fehlte, noch der Muth, diese Kraft in edler Haltung walten zu lassen. Ich aber, der ich stets seines angenehmen Besuchs gewiß war, kam er auch nur auf kurze Zeit nach Berlin, der ich ihn noch wenige Wochen vor seinem raschen Dahinscheiden bei mir sah, stelle ihn zu Denen, die das Arbeitszimmer mir beleben, wenn sie auch nicht mehr diesseits sind. Ein Freund meiner Kunst und meines Strebens begleitete er, was ich that, mit der eingänglichsten Theilnahme und Anregung, wie denn überhaupt seine unbefangene Freude am Rechten und Guten, sein förderndes Auffassen alles zu beachtenden Wirkens, wem es angehören und wohin es sich wenden mochte, schon eine Stärkung waren, die wohl Vielen wie mir dauernd von Einfluß blieb. — Gesegnet sey das Andenken Achim v. Arnim's

auch durch Bewahrheitung seiner eigenen Worte, die im „Berliner Musen-Almanach für 1831“ — sein Todesjahr — den Schluß eines Gedichts bilden:

„Künftig fraget wohl die Welt,
Wo wir sind geblieben,
Vieles dann von uns gefällt,
Manches lernt sie lieben.“ —

Gleich von jenem Jahr an, seitdem Achim v. Arnim „Des Knaben Wunderhorn“ gemeinschaftlich mit Clemens Brentano herausgab, hat man sich gewöhnt, bei dem Einen des Andern zu gedenken; jedenfalls geschieht dies mir, und ich lasse die Zwillings-Erinnerung ungetrennt.

Zu Denen, die sich Ruf erworben haben als Schriftsteller, gehört Clemens Brentano gewiß, und ohne mancherlei Ueberspannungen an seinen Werken zu leugnen, wird man zugeben müssen, daß er auch bei dem Anschluß an die „romantische Schule“, die in den Jugendbewegungen des neunzehnten Jahrhunderts mitwirkte, eine sehr ausgeprägte Eigenthümlichkeit offenbarte. Wäre sie nicht mit grillenvollen Schrägheiten behaftet gewesen, konnte eben Er als Volks-Schriftsteller das Höchste erreichen, was er vorzugsweise bewies in seinen Erzählungen „Die mehreren Wehmüller“ und „Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl“, zumeist in diesem gemüthswunderlichen Herzensgebilde, das als meisterhaft und unübertroffen gerühmt ist, sogar von Denen, die der geheimwaltenden Richtung völligst abwendig sind. Aber auch jede seiner andern Gaben zeugt von

fruchtbaren Geisteskräften, wie sehr sie zuweilen sich vereinten mit den irrweglichsten Seltsamkeiten, die aber wieder ihren Grund haben in der Verwandtschaft mit seinem Wesen, das wohl Vielen, wie mir noch bis jetzt, ein räthselhaft uneiniges blieb.

Bei kleiner, aber anmuthig gebildeter Gestalt hatte er einen ausdrucksreichen Kopf, beweglich in den Mienen und begabt mit lebhaft glänzenden Augen; in keinem Zuge und Blicke verleugnete sich aber, selbst wenn der vielseitige Schalk in ihm rege wurde, eine dämmernde Schwärmerei, im ganzen Antlitz nicht ein Aufstreifen von Düsterheit, die aus innerem Zwiespalt entstanden schien. — Man sagt, er habe gern seiner altitalienischen Abkunft gedacht, und daß sein Familien-Name auf die Besitzungen seiner Vorfahren an der Brenta hindeute; mir ist keine Aeußerung der Art von ihm bekannt, und zu tadeln wär' es nicht, von achtbaren Voreltern zu sprechen und sich ihrer zu freuen. Seiner Gesinnung nach war er damals — unsre persönlichen Beziehungen umfassen die Jahre 1816 bis 1819 — durch und durch Deutscher. Dies mochte indeß unterstützt seyn von den gegen Napoleon's Knechtungs-Herrschaft mit Siegesglück beendeten Rettungskämpfen, denen Clemens Brentano sein dramatisches Gelegenheits-Gedicht: „Am Rhein, am Rhein!" weihte, das ich von ihm in eigener Handschrift erhielt und es später, seinem Wunsch gemäß, drucken ließ als Theil des Inhalts von „Blätter und Blüthen" (Berlin, Vereins-Buchhandlung), eines Taschenbuchs, dessen Ertrag — um Brentano's

Worte zu gebrauchen — „zur Linderung der Kriegsfolgen" bestimmt wurde.

Clemens Brentano zeichnete sich auch als tüchtiger Redner aus mit dem fließendsten Wort und treffendem, zuweilen sehr derb werdendem Witz, wobei es ihm manchmal geschah, daß er Andere überzeugte mit Behauptungen, von denen er selbst nicht überzeugt war, aber gleichsam wie durch innere Offenbarung zum Glauben an das von ihm Ausgesprochene hingerissen wurde. Dieser Glaube ging oft so weit, daß er meinte, der Geist der Weissagung wohne in ihm, was ihn dann sichtlich minder mit Erhebung als mit Entsetzen erfüllte, wobei er indeß zugleich in eifrigen Zorn gerieth, wenn man Zweifel hegte, daß diese oder jene seiner Verkündigungen zur Wahrheit werden könne. Diese Erfahrung machte ich besonders eines Nachmittags, als mich Clemens Brentano besuchte in Begleitung des Dr. Vetter (damaligen Mitbesitzers der Maurer'schen Buchhandlung). Ich saß ruhig an meinem Arbeitstische, als die Beiden in das nicht sehr geräumige Zimmer eintraten, wo nun Brentano auf mich zustürzte und mit der berührigsten Geberde mich wohlmeinend zur Rede stellte. Worüber? Ich hatte im „Gesellschafter" das Gebet des Socrates mitgetheilt und hinzugefügt: „Kann man wohl christlicher beten, als Socrates gebetet hat?" — Nach Clemens Brentano's Ansicht war es eine schwere Sünde, nur, annehmen zu wollen, der Heide Socrates könne christlich gebetet haben. Dr. Vetter erzählte mir später: Brentano

sey zu Mittag sein Gast gewesen, als die neuesten Blätter des derzeit in der Maurer'schen Buchhandlung erscheinenden „Gesellschafter“ ankamen; er habe sie ergriffen, plötzlich die höchste Aufregung bemerken lassen, nachdem er das Gebet des Socrates mit meinem Nachsatz gelesen, und nicht eher Frieden gehalten, bis Vetter ihm versprach, mit ihm nach Tische zu mir zu fahren. Es galt nichts weniger als die Rettung meiner Seele! — und Brentano hielt mir die nach seiner Meinung unüberwindlichen eigenen Satzungen entgegen, wonach ich den Socrates zu verurtheilen und zu glauben habe an die Wahrheit und Macht der Wunder und Zeichen, deren eben damals wieder in vielfachen Berichten als Thatsachen gemeldet wurden. Alles, was ich erwiederte von dem Grundsatz aus: daß mir eine christliche Gesinnung, durch die That bewährt, auch den sogenannten Ketzer zum Christen mache, meine Vernunft, wo sie nicht ausreiche, sich willig dem Glauben füge, jene aber mit diesem zwar in Frieden leben, sich jedoch von ihm nicht unterjochen lassen wolle, bewirkte nichts weiter als einen verstärkten strafenden Redestrom, der endlich eine Unterbrechung fand nach der feierlichen Versicherung: daß, so ich nicht zum rechten unterwürfigen Glauben den Weg fände, ich sammt dem „Gesellschafter“ zu den ewig Verdammten gehören würde. Schwerlich verargt es mir ein Besonnener, daß ich in dieser gesteigerten Ereiferung Brentano's endlich mehr Scherz als Ernst vermuthete, da zumal Dr. Vetter nur mühsam sich des Lachens erwehrte. So kam ich denn

aus der anfänglichen Ueberraschung in heitere Abwehr, Brentano aber ging darauf nicht ein und begehrte immer andringlicher, daß ich mich als sündig fühlen und mich bekehren solle. Da erwiederte ich: „Wir sollen die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird uns frei machen, sagt die Schrift, die uns Hauptsatzung seyn soll. Nun äußerte ich schon, was mir Wahrheit ist, wobei ich im Geringsten nicht an Werberei für meine Erkenntniß denke, aber auch für das eben Vernommene nicht den leisesten Anklang in mir finde. Es führen verschiedene Wege zur Beruhigung in Gott, gehe Jeder den, welchen er für den gradesten und sichersten hält." Nochmals folgte eine lange Rede Brentano's, und ich hörte ihm auch bei der Wunderlichkeit mit Vergnügen zu, ohne einen Streit verlängern zu wollen, der hier keinen Erfolg haben konnte. Endlich verdroß ihn mein Schweigen; er schalt nun etwas anzüglich auf meinen „erfrorenen Glauben", und da ich bei diesem Ausdruck lachen mußte, Dr. Vetter ebenfalls laut einstimmte, erhob der Redner seine sehr wohltönende Stimme zur höchsten Kraft und sprach: „Nun denn, so möge Euch werden, was Euch gebührt, und das Strafgericht ist Euch nicht fern, denn im Jahr 1829 erfolgt die Wiederkunft des Heilands und im Jahr 1830 das Weltgericht!" Und damit verließ er mich in voller Entrüstung, so daß Dr. Vetter, der in Erstaunen ein paar Augenblicke mir gegenüber stand und dem ich nur noch sagte: „Er mag wohl krank seyn!" ihn kaum einholen konnte. Brentano hat die bezeichneten

Jahre erlebt und jene Verkündigung, wenn er sich ihrer erinnerte, vielleicht doch mit seiner ihn beherrschenden Phantasie so zu deuten gewußt, daß sie seiner Gläubigkeit nicht bedenklich wurde.

Aber noch heut bin ich der Meinung: er war damals krank, und was sich wenige Monate nachher ereignete, könnte wohl dafür zeugen. Zu meinem Arbeitsgemach kam man durch das Eßzimmer der Familie, und im Hause war man gewohnt, Bekannte einzulassen, ohne sie mir anzumelden. Eines Morgens hörte ich, daß draußen Jemand auf- und abging; ich dachte aber, man wäre mit Aufräumen oder Reinigen beschäftigt, und ließ mich in der Arbeit nicht stören. Plötzlich wurde die Thür aufgerissen, herein stürzte Clemens Brentano, warf sich auf einen Stuhl und rief, laut weinend: „Ich habe mein Gelübde gebrochen! — mein Gelübde gebrochen!“ Was und wie ich fragen mochte, ich hörte lange nichts Anderes als die öftere Wiederholung jenes Ausrufs, so daß ich mich genöthigt sah, Augenblicke der Beruhigung abzuwarten. Dann endlich erfuhr ich, was sich begeben, und obwohl hier zur Betrübniß bis zum äußersten Gegensatze sich Anlaß bot, der Ausdruck völliger Zerknirschung konnte bei der Erzählung Brentano's doch nur ausschließlich das Mitgefühl wecken. Er war, wie aus seinen immer wieder durch eine Selbstanklage unterbrochenen Worten hervorging, mit sich und der Welt völlig zerfallen und hatte — so sagte er — sich das Gelübde auferlegt, in Sühne und Buße den Hungertod zu sterben, weshalb er be-

reits zwei Tage sich eingeschlossen habe. Da wäre er nun von seinen Gedanken bestürmt worden, noch einmal seine Freunde zu besuchen, und so sey er zu mir gekommen, zu seinem Unglück, wie er meinte. Denn was war geschehen? Draußen lagen in einem Körbchen ein paar kleine Brode, er konnte bei diesem Anblick der Versuchung nicht widerstehen, verzehrte sie, und die Folge war nun die Verzweiflung darüber, daß er sein Gelübde gebrochen habe. Sobald es möglich war, begann ich mit Trostesworten, suchte ihm zu beweisen, daß sein Gelübde ein Verbrechen sey, indem männlicher Kampf mit sich und den Wirren des Lebens, in unüberwindlichen Ereignissen auch Dulden und selbst Leiden zu den Pflichten des Christenthums gehörten, allen Lehren desselben jedoch widerspräche, was er im Sinne trage. Ich kann mich nicht rühmen, seine herkömmliche Ansicht vom Märtyrerthum überwältigt und ihn mit der meinigen überzeugt zu haben; nur die eine Bemerkung, daß er die Sehnsucht, nochmals seine Freunde zu besuchen, eigentlich wohl als eine himmlische Warnung betrachten müsse, als den Weg, der ihn von seinem schlimmen Vorhaben ablenken solle, schien er zu beachten, und versicherte endlich, sich einer andern Sühne weihen zu wollen. Bald darauf reiste er von Berlin ab, und wir wissen, daß er sich nach dem Kloster Dülmen im Münsterlande begab, dann umher pilgerte, später in der Nähe von Rom sich dem Einsiedlerleben ergab, bis er wieder nach Deutschland zurückkehrte, und nun für seinen Glauben gewirkt haben soll. Dies Alles

weiß ich jedoch nur durch Zeitungen und Gerüchte, ich selbst sah ihn nach jenem wunderlichen Ereigniß nicht wieder, empfing von da an auch weder eine schriftliche Zeile von ihm, noch erfuhr ich über seine Zwecke und seinen Seelenzustand Genaueres. — In den Jahren unserer persönlichen Bekanntschaft war er stets sehr schweigsam in Betreff seiner Vergangenheit, und bei dieser Wahrnehmung enthielt ich mich aller darauf bezüglichen Fragen, wie ich mir auch jetzt noch billigerweise alles Entscheiden hinsichtlich seiner damaligen unzweifelhaft erkrankten inneren Zustände versage. Möge Jeder selbst über die beiden hier erzählten seltsamen Erlebnisse mit Clemens Brentano urtheilen und seine Schlußfolge daraus entnehmen. Mir war er bei aller Sonderbarkeit in seinem — von ihm nur lässig benutzten — Geistreichthum immer eine anziehende Erscheinung, und daß er mir räthselhaft blieb, vermindert das Anziehende gewiß nicht, giebt mir vielmehr noch jetzt zu denken und zu erwägen.

Durch die Rückblicke dem Seltsamen genähert, bringt sich eine ihm angehörende Fügung aus derselben Zeit in meine Gedanken. — Am 28. April 1817 gab Friederike Schirmer, eine vom öffentlichen Urtheil empfohlene Schauspielerin der Dresdener Hofbühne, in Berlin ihre erste Gastrolle. Sie trat auf als „Wallburg“ in Oehlenschläger's am genannten Tage zum Erstenmale aufgeführten Trauerspiel „Axel und Wallburg.“ Wahrscheinlich mangelte es ihr an Kenntniß des für die Bühne Berlin's erforder-

lichen Aufwands von Tonkraft: sie sprach so leise, daß wenig oder nichts zu verstehen und die Mißstimmung der Zuhörer im Steigen war. Da es mir leid that, eine geschätzte Darstellerin mit verstärkten Zeichen des üblen Eindrucks bedroht zu wissen, ging ich während des durch die Umstände sich sehr dehnenden Zwischenakts vom Sperrsitz nach dem Parterre, um, wenn ich Bekannte träfe, sie zu ersuchen, für Beschwichtigung sorgen zu helfen, da gewiß eben nur die Unbekanntschaft mit dem fremden Theater die Sprachmittel der Schirmer als nicht zureichend erscheinen ließ, wie dies auch durch die folgenden Gastspiele der Genannten sich bestätigte. Meine Ansicht rasch dem Einen und Andern zutragend, kam ich bis an die vorderste Bankreihe, wo ich Zeuge eines an sich unbedeutenden Vorfalls wurde. Der schon von mir geschilderte Berichterstatter für die „Spenersche Zeitung", genannt „Theater-Schulz", stritt heftig mit einem jungen Manne, dessen Gegenreden ihn durch Spracheigenheit als Fremden kundgaben, und nachdem Schulz eine etwas überderbe Aeußerung hingeschleudert hatte, stürzte er in Hast sprudelnd von dannen, wie oft geschah, wenn man nicht seiner Meinung war. Lächelnd schaute ich ihm nach, dann auf den Fremden, der betroffen und verlegen dastand. Sein Erschrecken möglichst zu Gunsten der Berliner Höflichkeit auszugleichen, äußerte ich ihm: er habe die Unart des Davongeschossenen nicht schwer zu empfinden, wir wären Dergleichen von ihm gewohnt, und nun bezeichnete ich mit wenigen Worten das Wesen des

Störrigen. „Mein Herr", sagte darauf der Fremde, „Sie sind vermuthlich sehr bekannt mit Berlin, und da möchte ich eine Frage und Bitte an Sie richten." — „Frisch heraus damit!" lautete meine Antwort. — „Ich komme jetzt von Prag und erhielt unterwegs von dem Regisseur Wohlbrück einen Empfehlungsbrief an einen Mann, der mir, wie Wohlbrück sagte, behülflich seyn könnte; ich habe aber den Brief entweder im Gasthofe liegen lassen, oder ihn auf der Weiterreise verloren, denke aber den Mann doch aufzusuchen. Sie können mir vielleicht Auskunft geben über ihn." — „An wen war der Brief?" fragte ich. — „An den Professor Gubitz!" — „Der bin ich!" rief ich lachend, und wahrnehmend, daß der Fremde stutzte, fügte ich hinzu: „Kaum könnt' ich's Ihnen verargen, wenn Sie glaubten, ich hätt' auch einen kleinen Sparren, aber trotzdem ist es, wie ich sagte." — In diesem Augenblick hörten wir das Zeichen, der Vorhang sollte sich wieder erheben, so daß ich nur noch sagen konnte: „Ich komme wieder!" und dann nach meinem Sitz eilte.

Als ich abermals im Parterre neben dem Fremden stand, erfuhr ich: er heiße Stein, sey Schauspieler, wünsche in Preußen's Hauptstadt zu gastiren, wisse aber diesen Wunsch nicht in Erfüllung zu bringen, da er in Berlin weder Bekanntschaften habe noch Empfehlungsbriefe mitbringe; er glaube jedoch, dies sonderbare Zusammentreffen mit mir, trotz seines Leichtsinns hinsichtlich des verlorenen Briefes, für ein gutes Zeichen halten zu dürfen. — Mir thürmten sich

vor den Gedanken sogleich die Schwierigkeiten, einem völlig unbekannten Schauspieler auf dem damals einzigen Theater Berlin's Gastrollen zu vermitteln; doch fehlte hier die Zeit zu Erklärungen, deshalb beantwortete ich einstweilen nur noch die Frage Stein's, ob er mich morgen besuchen dürfe, mit willfährigem Ja.

Am nächsten Vormittag kam er, und da ich mich überzeugte, der Fremde sey ein gebildeter junger Mann, verschwieg ich zwar meine Bedenklichkeiten nicht, zeigte mich aber bereit, mich für ihn bei dem Grafen Brühl zu verwenden. Daß ich es, wie Herr Stein sagte, vielleicht eher mit einigem Grunde thun dürfe, erbot er sich, Schiller's Gedicht: „Die Ideale" zu sprechen. Er trug dieses Gedicht mit kräftig schönem Sprachklang vor, aber freilich in gewaltiger Ueberschwenglichkeit rauschvoller Begeisterung. Das wurde mir zwar auffällig, aber erstens erlauben Schiller'sche Verse schon ein Etwas vom hochsteigenden Schwunge, und zweitens meinte ich: Der ist das Theater gewohnt und weiß im kleinen Zimmer nicht Maaß zu halten. In gutem Glauben begann ich also Unterhandlungen mit Brühl, und weil eben der Schauspieler Maurer (später Mitglied der Stuttgarter Hofbühne) im Urlaub von Berlin abgereist war, wurde Hrn. Stein eine Gastrolle aushülflich zugetheilt. Nachdem Friederike Schirmer in andern Darstellungen verdienten Beifall erworben, auch die „Wallburg" mit besserem Erfolg wiederholt hatte, erschien in Kotzebue's Schauspiel „Johanna von Montfaucon" Hr. Stein als „Philipp von Mon-

tenach“ vor den Berlinern, die sich in ansehnlicher Zahl beisammen fanden. Es war der Abend des 20. Mai 1817, ein mir unvergeßlicher Abend! Schon bei des „Philipp“ ersten kurzen Reden überstürzte mich Bangigkeit, denn der Gast sprach gleich das „Gott grüß' Euch, gute Leute!“ so, als enthielten diese Worte die wichtigste Nachricht; in der nachherigen Abschieds-Scene mehrte sich die Ueberspanntheit und am ärgsten brach sie hervor im Gespräch mit der „Hildegard“, wobei diese ein gefährlicher Gegensatz war. Sie wurde von einer Demoiselle Tilly als „theatralischer Versuch“ gespielt, so zaghaft und ängstlich, daß die Bedauernswerthe kaum Athem genug hatte, die Worte eintönig hervorzubringen, während ihr „Philipp“ immer flammensprühend dazwischen posaunte — und noch dazu die wildesten Bewegungen beifügte, vorzugsweise den rechten Arm stets kerzengrade in die Höhe streckte, überhaupt aber in seiner nicht großen Gestalt eine ungelenke Straffheit herrschen ließ. Kein Wunder, daß nun die Kotzebue'sche Erhabenheit in Komik umschlug, ich in Verzweiflung gerieth über meinen Schützling! — und was war zu thun?! Schon hatten sich hier und dort, auch in meiner Nähe, Lachtöne — nebst den ersten noch scheuen Zeichen vom heranziehenden Fußdonner Seitens der Zuschauer — bemerklich gemacht; rings um mich her äusserten sich flüsternd Mißstimmung und Spott — im wirbelnden Sinnen suchte ich Rath. Für den Gast, wenn er in solchem Zerarbeiten verharrte, war das bitterste Verunglücken auf der Bahn des Schau-

spielers gewiß: ich kannte genau die Vorzeichen eines Theatersturms. Deshalb entschloß ich mich, im ersten Zwischenakt Hrn. Stein mit der Voraussicht seines Schicksals abzuspannen, und dann die möglichste Hülfe zu versuchen. Ich eilte nach dem Theater, heimlichte ihm in der Garderobe zu: „Nehmen Sie Ihre Rolle und folgen Sie mir!“ ging mit ihm in den tiefsten Hintergrund der Bühne zu einer einsamen Lampe, und verhehlte ihm nicht, daß ein Auspochen unvermeidlich sey, wenn er in gleichem Ungestüm der Unnatur auf den „heissen Brettern“ weiter wirthschafte. Im höchsten Grade betroffen, gestand er doch, er habe bereits widrige Laute gehört. „Jetzt Muth und Besonnenheit!“ rief ich ihm zu, „wir wollen die Rolle durchgehen; unterwerfen und fügen Sie sich meinen Anordnungen, dann läßt sich glauben, wir entkommen dem Drohenden; ich vertraue Ihren schönen Sprachmitteln. Jetzt nehmen Sie an, Sie hätten noch gar nicht auf der Berliner Bühne gestanden, wollten eben erst zu ihr hin; zeigen Sie vor Allem, daß Sie fähig sind, ruhig zu sprechen.“ — Glücklicherweise hat „Philipp“ in der ersten Hälfte des zweiten Akts nichts zu thun; ich benutzte die Zeit bis zu seinem Einschreiten, die Scenen ein paar Mal vorzulesen, meine Ansicht darüber dem Gast einzuprägen, und günstig war es, daß „Philipp“ zunächst sinnend und schwermüthig erscheinen soll, wodurch sich die plötzliche, mit dem vorigen Ueberbieten des Leidenschaftlichen nicht zusammenstimmende Mäßigung doch einigermaßen einleitete. Nicht vergessen hatte ich die Mab

nung, die Bewegungen zu mildern; freilich aber jagten sich die Zurechtweisungen im Drange des Augenblicks: ich hoffte indeß schon vom bruchstücklichen Benutzen ein Abwenden des äussersten Mißfallens. Als das Stichwort den „Philipp" in die Scene trieb, sagte ich nur noch: „Muth und Ruhe! im nächsten Zwischenakt bin ich wieder hier!" und schritt dann, selber nicht ohne Beklommenheit, nach meinem Sitz zurück.

Den kurzen Monolog sprach Stein mit seinem wohlklingenden Ton wirklich innerhalb der Wahrheit, gehorsamte wirklich dem Rath, in der Zusammenkunft mit „Adelbert" bedrückt zu spielen, dann nur im Gefecht, seinem verrätherischen Vater gegenüber, die Auflodrung hervorbrechen zu lassen, so daß am Schluß des zweiten Akts ein schwaches Beifallszeichen ohne Mißlaut erfolgte. Bald standen wir Beide abermals vor der einsamen Lampe, und da „Philipp" erst in der achten Scene des dritten Akts wieder thätig wird, hatten wir Frist genug, die ich nach Kräften benutzte, um dem Gast die erforderliche Besänftigung noch festzuhalten. Nur von da an, wo „Philipp" die Gefängniß-Schlüssel entwendet, und dann bis zum Schluß — bei dem Fallen des Vorhangs — verlangte ich stärkere Steigerungen im wachsenden Grade. Während dieses Akts, den Stein wieder mit möglichster Zähmung beginnen mußte, kam es bei den Zuschauern zu tiefer Stille in gefesselter Aufmerksamkeit, in der Scene mit „Adelbert" ließ sich kräftiger und endlich stürmischer Beifall hören.

Nun, nachdem ich auch den vierten und fünften Akt noch mit dem Gast durchgenommen hatte, ging auch das Weitere gut und erwünscht. Die Vorstellung schloß mit allen Zeichen des Beifalls, und Graf Brühl kam freundlichst auf die Bühne, Hrn. Stein zu verkündigen: „Jetzt werden Sie uns den „Faust" spielen!" — den Klingemann'schen —; sich aber, etwas angegriffen, sprach: „Philipp von Montenach, essen Sie zu Abend schmale Künstler-Kost bei mir, ich muß ein Wort mit Ihnen reden, und werde warten, bis Sie sich in Herrn Stein verwandelt haben!"

Zu Hause sagte ich ihm in's Angesicht: „Herr, Sie haben jedenfalls noch auf keiner bedeutenden Bühne bedeutende Rollen in Stetigkeit gespielt, fordertem heut Ihr Schicksal heraus und sind über Verdienst gütig von ihm behandelt werden!" Sehr erschüttert und dazwischen doch mit jugendlich leichtfertigem Jauchzen, weil er den Abgrund übersprungen hatte, begann er bei einem Glase Wein seine Beichte. Er hieß Eduard Franz v. Treuenfels, studirte, und sollte sich in Ollmütz juristischer Thätigkeit befleissigen. Seine schwärmerische Theaterliebe trieb ihn heimlich aus dem elterlichen Hause nach Wien, wo er bei dem Josephstädter Theater eine Anstellung fand, von dort durch Einfluß seines Vaters entfernt wurde, dann mit wandernden Schauspielern reiste, abermals nach Wien ging, abermals zu keiner festen Stellung kam, und nun, zweiundzwanzig Jahr alt, Oesterreich verlassen hatte, kühnen Muths sein Glück in Berlin zu suchen.

„Kennen Sie Klingemann's Faust?" fragte ich

ihn, er antwortete: „Nein! ich lerne aber sehr schnell, habe die Rolle bei mir, lese sie heut noch und lege sie mir unter's Kopfkissen." — Auf sein Ersuchen, und da er doch nun einmal mein Empfohlener war, bemühte ich mich mit dem neuen „Faust" bis zum nahe genug angesetzten Tage der Aufführung, wobei ich allerdings gewahren mußte, daß die ausschweifendste Begeisterung und der Mangel an Gelegenheit, sich nach echten Mustern in der Schauspielkunst zu bilden, die seltsamsten Querbegriffe eines Talents zuwege brachte. Wechselnden Stimmungen war er indeß leicht zugänglich, was den Schauspielern nothwendig und deshalb ihrer Reizbarkeit Manches zu entschuldigen, wenn auch nicht zu rechtfertigen, Manches daneben unbedingt abzuweisen ist: denn selten mangelt ihnen die Ueberschätzung ihres Werths. Von seiner Gefühls-Empfänglichkeit gab Stein — er möge den Wahlnamen behalten — viele Beweise. Unter Anderem wurde er während der Proben des „Faust" in meinem Zimmer von der Rührung mehrmals, und immer wieder bei denselben Stellen, so überwältigt, daß die Thränen strömten, die Rede im Schluchzen völlig unterging. Dann erzählte ich ein lustiges Geschichtchen, hinzufügend: er solle sich dessen bei dieser und jener Scene am Abend der Darstellung erinnern, damit er seiner Stimmungen Herr bliebe. Hinsichtlich der Bewegungen kämpfte ich zumeist mit seinem rechten Arm; wenn er sich wieder steil in die Höhe streckte, traf meine Hand, diese beilartig gebraucht, die rechte Schulter, wonach der Arm sich plötzlich

senkte. Durch diesen vielmals herausgeforderten Nothschlag wurde die getroffene Stelle empfindlicher, Stein stöhnte zuweilen, und vernahm dann die Tröstung: „Die Zeit zum Einstudiren ist so zum Verzweifeln kurz, daß, wenn am Abend der Darstellung Ihr sündlicher Arm sich bäumt, keine Hülfe ist, als die schmerzliche Mahnung an mein Gewaltmittel!" — Stein gab den „Faust" mit dem glänzendsten Erfolg, wurde vom lebhaftesten Beifall begleitet und stürmisch gerufen. Sehr lachen mußte ich, als er mir nach dem ersten Akt äusserte: er glaube fast, es sey Ironie gewesen, daß man ihm den Monolog des „Faust" so rauschend applaudirte; — er hatte ihn in richtig ruhiger Betrachtung und mit treffenden Tonwandlungen gesprochen, und der Beifall war ihm ein zweifelhafter, weil ihn hier kein leidenschaftlicher Aufschwung veranlaßte. — Nach diesem „Faust" erhielt Stein zur Gastrolle noch den „Mortimer", den ich ebenfalls mit ihm einstudirte, dabei aber die Ansicht aussprach: „Den „Mortimer" können Sie jetzt nicht darstellen, werden vielleicht mit ihrem Wesen niemals die hier bedingten mannigfachen Mischfarben in künstlerischer Vollendung zu vereinen wissen; streben wir aber, uns des Ihnen Erreichbaren zu bemächtigen." Stein kam mit dieser Aufgabe ebenfalls glücklich durch, wurde dann durch meine Beihülfe Mitglied des Ende August 1817 eröffneten Leipziger Stadttheaters unter Küstner, und erwarb sich den Ruf eines bedeutsamen Schauspielers. Auch in Berlin war mein Empfohlener später nochmals Bühnengast

mit entschiedenem Glück; besonders that er sich hervor als Goethe's „Tasso“, der rechte Arm zeigte sich aber immer noch etwas widerspenstig. — Leider starb Stein frühzeitig [1828] in Leipzig, wo man sich seiner in ihn ehrender Weise erinnert. — Fragen mag ich aber nicht: was wäre etwa geschehen, wenn Eduard Franz v. Treuenfels am 20. Mai 1817 als Schauspieler auf der Berliner Bühne zu Falle kam? — man könnte antworten: vielleicht hätte er sich dann wieder heim begeben, in die ihm von seinem Vater bestimmte Bahn sich eingewöhnt, auch wohl länger gelebt auf Erden. Mit solchen Fragen und Vielleichts ist jedoch nichts anzufangen und nichts abzuthun; man muß sich begnügen mit dem Bescheid: wer innen die Ueberzeugung schützte, willig seine Schuldigkeit beachtet zu haben, sammelt sich für verfängliche Zweifel Gründe der Beruhigung.

Nach diesem Bedenken umforschend mit der Frage: was bisher das Gedächtniß in meinem dreiundachtzigsten Jahre aus der Vergangenheit mir erweckte oder unerweckt ließ, steht in solchem Betracht zuerst der Turnmeister Jahn vor mir, und überhaupt treiben und reihen die Jahre 1817 bis 1820 mir noch mächtige Erinnerungen zusammen. Es war die Zeit, als diesseits des Rheins Ernst Moritz Arndt allüberall konnte erklingen hören sein Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ — eine inhaltvolle, noch immer nur spärlich und mehrseitig einseitig beantwortete Frage, und es wäre nicht selten dem „Was?“ das Wo? voran zu senden, ohne daß die Beantwortung

sich erleichtert. — Der Absichten- und Thatenzweck in jenen Jahren dreht und wendet sich um die sogenannte *Demagogie*, ein Wort, dem die Absonderlichkeit beigemischt ist, daß man es mit Volksleitung und Volksverleitung in Deutsches zu übersetzen hat. Jedenfalls soll man sich aber weder von jenem, noch von irgend einem Worte verleiten lassen, seinen Ge- und Inhalt für „Eins und Alles" zu erachten, das vom irdischen Begriff nicht zu erschöpfende Wort „*Gott*" ausgenommen. Hier habe ich es in jeder Richtung vorherrschend mit Erlebtem zu thun, jetzt mit Friedrich Ludwig *Jahn*. Eine kurze geschichtliche Hinweisung erlaube ich mir jedoch voraus in Bezug auf die damalige Demagogie, deren Führer und Anführer — in Zweideutigkeit dieses Ausdrucks — entweder nicht wußten, oder theilweise nicht wissen wollten, daß es einzig redlich und vernünftig klug ist, wenn man allzeit nur das Erreichbare als Ziel aufstellt, nicht durch Uebertreibung mehr dem Rück- als Fortschritt dient. Schon damals konnte als umfängliches Beispiel mitwirken das Ergebniß der französischen Revolution, die, angeregt durch Schöpfungs-Gedanken der *Rousseau*, *d'Alembert*, *Raynal* und *Diderot*, ursprünglich zur Grundlage hatte die Rechte des Menschenthümlichen, uneingebannt durch Schranken, womit es umlagert wurde vermöge eitler Volksthümlichkeit. Jene französische Revolution begann angeblich ihre Kämpfe zum Heil des Menschenthümlichen, und hatte im Herrschen des Waffenruhms die Unterdrückung der Menschenrechte zum Erfolg. Man darf erfahrungs-

gemäß sagen: für den rechtsechten und sittlichwahren
Sinn unsers Lebensberufs ist die Bildung noch weit
vom Ziel, noch sehr unreif; die Blüthen fallen oft
ab, ehe sie fruchten: in allen sich verschränkenden oder
sich verstümmelnden Begebnissen herrschen dann bald
und immer wieder Mittel und Gewalten, Macht und
Glanz Einzelner zu steigern.

Nun aber sey Friedrich Ludwig Jahn erwähnt
in der Art, wonach ich Volksthümliches und Vater-
landsliebe sehr hoch schätze, bei weitem höher aber
noch Menschenthümliches und Menschenliebe, die mög-
lichst alles Uebel ausgleichen, nicht etwa neben Schein-
prunkerei sich doch nicht zu hüten vermögen vor der
Anwendbarkeit des Sprüchworts: „Wenig mit Liebe,
viel mit Kolben." — Schon früher, im ersten Bande
dieses Gedenkbuchs, habe ich angedeutet, daß ich im
Jahre 1806 bei den abendlichen Unterhaltungen in
der Kralowsky'schen Leihbibliothek bekannt wurde
mit Jahn, und ich muß gestehen: weder durch sein
Aeußerliches — das Varnhagen mit wenigen Wor-
ten treffend geschildert hat in seinen „Denkwürdig-
keiten" — noch durch sein Betragen nahm er meine
Zuneigung in Anspruch. Wir Beide blieben nur in
Entfernung nebeneinander, besonders als ich bemerken
mußte, wie sehr die Blücher'sche Derbheit noch ein
neuer Mithebel des Jahn'schen Bildungswesens
wurde; jene Derbheit, die auch nicht das Anmuthigste
war an dem gefürsteten Blücher, den ich ein ein-
ziges Mal beobachten konnte im Gesellschafts-Verkehr

eines reichen Handelsherrn am Hazardspieltisch — ohne Betheiligung meinerseits.

Der Turnmeister Jahn geht mich aber überhaupt nur insoweit an, als er in meinen Erlebnissen mit zu nennen ist, was sich begrenzt innerhalb der ersten Monate des Jahres 1817, nachdem im „Gesellschafter" Wilhelm Scheerer, „Privatgelehrter" genannt, den unleugbar damals üblen Einfluß der übertriebenen Turnerei auf die Erziehung beleuchtete. Die Rohheit der Turn-Knaben offenbarte sich auffällig durch widersetzlichen Starrsinn, zum Schrecken der Eltern, und jene Beleuchtung nahm demnach zwar das Turnen an sich in Schutz, der Verfasser glaubte sich aber bei derzeitigen Ausschreitungen berechtigt zu dem Schluß:

„Es kommt freilich sehr viel auf den jedesmaligen Turnmeister an, besitzt Dieser eine vollkommene Körper- und Geistesbildung, so wird jene Rohheit allerdings weniger um sich greifen, doch im Ganzen immer bemerkbar bleiben."

Nicht öffentlich sprach Jahn gegen dies Befehden eines maßlosen Turnens, bei dem es an Verkrüppelungen nicht fehlte, er schmähte aber ehrverletzend in seinen Vorlesungen; Scheerer forderte öffentlich Beweise, Jahn schwieg und Jener wurde öffentlich andringender. Nun antwortete der Turnmeister mit acht Fragen, sie wurden ihm widerlegt, und obwohl ich anfügte: „Hrn. Professor Jahn seine Gegenerklärung vorbehaltend", war damit der Streit, befindlich in den Blättern 45, 63, 67 und 81 ersten Jahrgangs

des „Gesellschafter“, zu Ende. Diese Darlegung, die ich begrenzte und mich gern von ihr ablenke, ist mit bezeichnend für andere Ausschreitungen, zu denen ich mich bald hinwenden muß, und hier von Jahn scheide mit der urtheilenden Ansicht: er war in den schlimmen Theilen des verjährten Deutschvolksthümlichen so eingeschnürt, daß wahrhaft Menschenthümliches ihm unerreichbar blieb.

Zwischeninne habe ich noch über eine sonderbare künstlerische und schriftstellerische Geschäfts-Verbindung zu berichten, wobei der Hinblick etwas vom Weltgeschichtlichen einzuschalten hat. Im Februar 1817 erhielt ich durch den General-Consul Delius in Bremen den Auftrag, zu einer neuen verbesserten Ausgabe des Gesetzbuches für Hayti sinnbildliche Zierden im Holzschnitt anzufertigen. Zu diesem Zweck wurde mir der „Code Henry“ in erster Auflage geschickt, nächstdem empfing ich das Hayti'sche Wappen in Abdrücken vom Staatssiegel und zu den Sinnbildern schriftliche Andeutungen. Mir war dies Gesetzbuch eine Seltsamkeit, ich sah es mir näher an als es nöthig war zu Dem, was ich dafür im Holzschnitt zu thun hatte. Mein Eigenthum ist es nicht mehr, zur Vergeltung von mancherlei Hülfe in Censur-Angelegenheiten schenkte ich es dem Minister v. Kampz, weil ich seiner lebhaften Freude daran den Wunsch abmerkte, ein Buch zu besitzen, das dem Juristen werther seyn konnte als mir. Ich habe jedoch darüber Aufzeichnungen vor mir und will durch deren Mittheilung meinen Bericht einleiten. Da

Hayti früher französische Erwerbung war, benannt Sanct Domingo, ist die französische Sprache auch für das Gesetzbuch herrschend geworden, und hinsichtlich der Druckerei ist alles Lob erschöpft, wenn man sagt: mit etwas Mühe läßt es sich lesen. Am Schluß sind als Mitglieder des „Conseil privé“ unterzeichnet: „Corneille Brelle, Duc de l'Anse. Comte de Terre-Neuve. Comte de Limonade. Comte de Saint-Louis. Duc de la Marmelade. Duc du Dondon. Comte de la Taste. Comte de Terrier-Rouge. Baron de Faraud. Baron de Dupuy. Baron de Vastey. Bertrand Lemoine.“ Corneille Brelle, der Einflußreichste, war vordem Kapuziner; als solcher salbte er den ehemaligen Negersclaven Christoph bei dessen Krönung am 4ten April 1811 mit Cacao-Oel, und der nun zum „König Heinrich der Erste“ gewordene Christoph herrschte nach dem — von ihm selbst gegebenen — Staatsgesetz als sogenannter „constitutioneller Monarch“, befahl auch sogleich die Beschaffung eines Gesetzbuchs. Es bezeugt französischen Ursprung, füllt mit sieben Abschnitten in erster Ausgabe achtundvierzig Bogen und hat jedenfalls das Verdienst der Sinndeutlichkeit. Ueber Cultus ist nichts darin enthalten, was als Beweis umfassender Religionsordnung anzunehmen wäre. Dem Gesetzbuch voran zu beachten ist eine merkwürdige Rede, mit der es dem Könige überreicht wurde. Man denke sich den Neger Christoph, früher Sclave des Kaufmanns Badesche, der bei allem natürlichen Verstande doch nur von beschränkter Bildung seyn konnte, der durch

Raub und Mord empor gekommen war und noch während seines Königthums arge Grausamkeiten verübte, man denke sich ihn und lese nun diese treu übersetzte Anrede, dienend auch zur übersichtlichen Kenntniß des Gesetzbuchs:

„Sire! Ew. Majestät, als dem Stifter unserer moralischen, politischen und militairischen Verfassung, kommt es zu, uns weise Gesetze anzuordnen, welche den Glanz Ihrer Regierung unsterblich machen werden. Nach Jahrhunderten der Unwissenheit, der Vorurtheile und Barbarei, die uns in dichteste Finsterniß einhüllten, war es Ew. Majestät vorbehalten, sie zu zerstreuen, den dunklen Schleier zu zerreißen, der uns die Fackel der Wahrheit verbarg. — Sire! Die Fortschritte der Aufklärung im Sittlichen sind bei den meisten Völkern nur langsam geschehen; Jahrhunderte sind erforderlich gewesen, ehe sie sich ausbildeten, sich Gesetze und eine bürgerliche Verfassung geben konnten. Die großen Dinge, welche Ew. Majestät für das Haytische Volk geschaffen haben, finden auf keinem Blatt der Geschichte ihre Muster und Beispiele. Kaum hatte dies Volk, von Liebe und Erkenntlichkeit hingerissen, den ersten Thron der neuen Welt errichtet, kaum hatte dieses Volkes Vortheil Sie auf die erhabene Stelle berufen, welche Sie mit so vielem Glanz füllen, die Ihre seltene Tapferkeit und Ihre großen Talente Ihnen längst schon angewiesen hatten, als Ew. Majestät, Alles vergessend, was Sie bereits zum Heil des Volks gethan, sich nur dessen erinnerten, was Ihnen zu thun

übrig bleibt, um das Gebäude seines sittlichen und politischen Glücks zu vollenden. Bis dahin ward das Hayti'sche Volk regiert durch veraltete Gesetze, deren Dunkelheit der Unredlichkeit die sichersten Waffen gegen den rechtlichen Mann in die Hände gab; andere Gesetze waren gleichsam nur eine Vereinigung von Aussprüchen, welche allmälig die Kraft der Gesetze annahmen: sie waren unzureichend und ließen den Richter ohne Kraft, um seine Entscheidungen zu ermächtigen. Die Staatsbürger blieben der Gesetzeshülfe beraubt, die unsichere Rechtspflege schwankte ohne Führer, und der Mensch, immer zu Leidenschaften und Irrthum geneigt, konnte fehlen, da er seinen eigenen Einsichten überlassen blieb. — Das Hayti'sche Volk bedurfte eines einfachen, weisen Gesetzbuchs, welches seine Rechte, seine Pflichten auf feierliche Weise einweihte, das dem Klima, seinen Sitten und Bedürfnissen, besonders aber einem ackerbautreibenden und kriegerischen Volke angemessen war. Das richtig schätzende Genie Ew. Majestät, das die verschiedenen Zweige der Bedürfnisse des Volks umfaßt, entwarf den Plan eines solchen Gesetzbuchs, indem es dessen Regeln feststellte: Sie wollten, seine Kräfte sollten sich stützen durch die heiligen Grundsätze, welche die Gottheit in die Herzen aller Menschen eingesenkt hat, durch Gerechtigkeit und Billigkeit. Um den Wunsch Ew. Majestät zu erfüllen, hat der geheime Rath mit dem Lichte der Erfahrungen der unterrichtetsten Männer in allen Zweigen der Gesetzgebung sich zu einigen gesucht, ebenso mit allen Gesetzen der Alten, welche Neuere berichtigt

haben; der geheime Rath ist bis in die geringsten Einzelnheiten gedrungen, und hat aus der Natur des Sachlichen die Urbedingungen ermittelt, welche nothwendig waren, um Gesetze zu entwerfen, die den Zeiten, Gebräuchen und Sitten der Haytier angemessen schienen. Der geheime Rath hat die Ehre, die Früchte der Arbeiten unablässigen Bemühens zu überreichen, indem er eine Darstellung der Gesetze, welche der Code Henri in sich faßt, vorausschickt: es ist dies, Sire, weniger sein eigenes Werk als das Ihrige. — Das bürgerliche Gesetz, auf welchem das Glück und die Sicherheit der Familien beruht, das Palladium unserer Sitten, hat vorzüglich Sorgfalt beansprucht: es ist durch Einfachheit und Klarheit dem Einsichtsvermögen aller Staatsbürger angeeignet. — Nachdem die Grundlage des Volksglücks befestigt worden für Erhaltung und Genuß der bürgerlichen Rechte, hat der geheime Rath sich mit den Handelsgesetzen beschäftigt. Redlichkeit und Aufrichtigkeit liehen dem Nachdenken des geheimen Raths ihre Fackeln, um in die Dunkelheiten der Arglist zu dringen, den Betrug zu erspähen, die Pläne sträflicher Betriebsamkeit zu erhellen, die Wahrheit zu erfassen, und so durch ein festes, gelegentlich auch künstlich verbundenes Räderwerk den Mechanismus dieses Systems ineinander zu fügen. — Nächstdem erregte die bürgerliche Rechtspflege die eindringlichste Achtsamkeit; es war unerläßlich, auf bestimmte Weise die Mittel anzuzeigen, welche dazu dienen, sich des Schutzes der Gesetze zu versichern. Die prozessuali

schen Formen in verschiedenen Fällen bei den bürgerlichen Verhandlungen bestimmen und feststellen, dies heißt in Wahrheit das Volksglück befestigen. Indem man die Prozeßführenden in die Unmöglichkeit versetzt, Rechtshändel zu verewigen, erstickt man den Haß in Familien, so wie den Haß unter Einzelnen, was der guten Ordnung im geselligen Leben so sehr vortheilig ist. — Die Polizei- und Criminal-Gesetze erforderten gleichfalls die Aufmerksamkeit; kräftige Mittel mußten angewandt werden, um den Wirkungen des Betrugs Einhalt zu thun, die Redlichkeit zu schützen, den Rechtlichen Ruhe zu sichern und die Bösen in Furcht zu jagen. — Bei den Gesetzen, welche den Ackerbau betreffen, hat der geheime Rath die freisinnigen und wohlthätigen Absichten Ew. Majestät für Sein liebes Landvolk zu erreichen gesucht. Bis dahin ward dieser betrachterregendste und zahlreichste Theil der Bevölkerung des Staats durch einfache Anordnungen regiert, welche nur zum Behuf des ehemals Herkömmlichen entworfen waren. Der geheime Rath ist dem Landbewohner sein ganzes Leben hindurch gefolgt, hat seine Bedürfnisse erwogen, seine Thätigkeiten berechnet, mit wenigen Worten: er hat die Quellen ergründet und die Kanäle eröffnet, welche den Ackerbau, diesen Ernährer des Menschengeschlechts, blühend machen. Der geheime Rath kann es sich nicht verhehlen, welche große Schwierigkeiten ihn im Wege würden gehindert haben, wenn Ew. Majestät schaffender Geist, seine tiefe Unterscheidungskraft, denselben nicht geebnet hätte. Ein neues Gebäude mußte

errichtet, ein neuer Stoff, der unter den Nationen ohne Beispiel ist, behandelt, neue Grundsätze mußten aufgestellt, Blätter aus unserer Gesetzgebung vertilgt werden bis auf die letzten Merkmale, die an ein von uns auf immer verwiesenes System erinnerten. — Ew. Majestät Absichten zufolge hat der geheime Rath sich dann mit den militairischen Gesetzen beschäftigt, mit diesen unüberwindlichen Dämmen der Disciplin, Grundlagen unserer Armee, die dem Vaterlande Bürgschaft sind für tapfere und brave Krieger, für eine Armee, die sich, der Ehre getreu, vom Soldaten bis zum Großmarschall von Hayti ebenso geübt zeigt in der Kriegskunst wie in den militairischen Tugenden.

Sire! Der geheime Rath hat seine Arbeiten vollendet; er hat die Ehre, den Erfolg seiner Anstrengung und beharrlich andauernden Bemühungen Ew. Majestät Genehmigung zu unterwerfen. Er ist weit entfernt von dem Eigendünkel, zu glauben, daß der Codex unserer Gesetze in allen seinen Theilen vollkommen sey. Vollkommenheit gehört nicht zum Bereich der Erde, und der menschlichen Klugheit ist es nicht verliehen, Alles vorher zu sehen. Der geheime Rath ist innig überzeugt, daß Zeit und Erfahrungen immer noch Manches seinen Arbeiten hinzufügen werden, doch schätzt er sich glücklich und es gereicht ihm zur Ehre, unter dem Schutze Heinrich des Großen gearbeitet zu haben, um den Grund zur Wohlfahrt und Glückseligkeit des Haytischen Volks zu legen."

Als geschichtliche Ueberlieferung gehöre diese An-

rede für den Neger-König zu den unzähligen Beweisen der Thatsache, daß dort, wo sich die Hofschranzerei einnistet, die schamloseste Schmeichelei sogleich mit angesiedelt ist für Jeden, der durch seine Macht Vortheile gewähren kann. Dann gilt Gewalt mehr und mehr als geheiligtes Recht, das kriechendste Beheucheln, mit wechselnder Färbung übertüncht, für Liebe und Treue. Die innere Fäulniß, werde sie mit dem reichlichsten Prunkwesen verkittet und verkettet, dringt aber doch um sich, und ihr Dunst erzeugt weithin dem Menschenthum Krankheitsstoffe.

Das mir zum Beschaffen der sinnbildlichen Zierden für das Gesetzbuch gesendete Wappen zeigt auf einem flatternd gedachten, die Inschrift „Dieu ma cause et mon épée" tragenden Bande zwei Löwen, die ein Schild halten, auf dem man einen, mit Sternen umgebenen Phönix aus den Flammen aufschwebend, unterhalb, wieder in einem Bande, die Inschrift sieht: „Je renais de mes cendres." Auf dem mit reichgeschmückter Ordenskette umgebenen Schilde erhebt sich die Krone. Dies Wappen ist in den andern Darstellungen von den Merk- oder Geschäfts- und Gewerbezeichen des Krieges und Friedens, des Ackerbaues, des Handels und der Schifffahrt umgeben. Zwei der Sinnbilder lassen Gerichtshallen schauen, in welchen die Themis, Schwert und Wage haltend, die rechte Hand dabei auf das Gesetzbuch gelegt, zum Sitz einen Löwen hat, der einen Fuchs zerreißt. Ich wünschte, von dreien dieser Holzschnitte durch den „Gesellschafter" Abdrücke vorlegen zu dürfen, erhielt diese

Erlaubniß für alle, und dann, weil ich damals die „Vereins-Buchhandlung" noch nicht gegründet hatte, wurden die zwölf Bildchen Leipziger Verlag von A. H. Köchli. Die geringe Auflage war bald vergriffen, ich selbst besitze auch nur noch wenige Abdrücke. — Da man nun aber in Sanssouci — so hatte König Heinrich sein Hoflager benannt — durch jenen Anlaß erfuhr, ich sey Herausgeber einer Zeitschrift, empfing ich Anträge von dem Hayti'schen Kanzler, Baron v. Vastey, allerlei mir Mitgetheiltes verbreiten zu helfen, was ich in kurzen Zusammenfassungen that. Aus seinen Briefen von Ende Mai 1818 bis Juni 1820 schließe ich Einzelnheiten in Uebersetzung hier an:

(28. Mai 1818.) „Es gingen bestimmte Nachrichten ein, daß Boyer, nach des Mulatten Petion Tode Dictator des republikanischen Theils der Insel, mit den Franzosen unterhandeln wolle, um deren Oberherrschaft wieder herzustellen. Das wird von den Bewohnern Hayti's am meisten gefürchtet, weil sie der ehemaligen Willkür-Regierung mit deren Ausfange-System noch lebhaft eingedenk sind. Man hat nun den König aufgefordert, Boyer entgegen zu treten, und unsere Armee von 40,000 Mann, die sich leicht auf 100,000 Mann vermehren läßt, zieht an die Grenze. Selbst Nothwehr zwingt uns dazu, denn schon wurden von dort aus unsere Grenzen überschritten, indem Banden verschiedener Parteien eindrangen, um hieher ihre Republik, dieses Treibhaus ehrgeiziger und habsüchtiger Absichten, auszudehnen.

Jene Parteien, die Raub und Mord auf unser Gebiet wälzen, verstärken sich überall mit dem Auswurf des Menschengeschlechts, und wir sind gezwungen, einzuschreiten. Wenn wir uns nun davon durchdrungen fühlen, daß die Monarchie die haltbarste Regierungsform ist, sie auch durch die Weltgeschichte als bewährteste sich offenbart, so muß uns daran liegen, daß diese Regierungsform die einzige werde in Hayti, und wir hoffen, daß dies der beste Antrieb seyn müsse, dem König Heinrich I. die Anerkennung Seitens der europäischen Fürsten zu verschaffen."

(23. August 1818.) „Wir beschäftigen uns jetzt mit Vermehrung der Lancaster-Schulen, führen auch das Decimal-Maaß und den Decimal-Kalender ein. Zu unserm Kalender wünschen wir Vignetten von Ihnen, und daß Sie überhaupt die Gefälligkeit haben mögen, uns im Typographischen mit Rath und That beizustehen."

(19. März 1819.) „Die gewünschte preußische Städteordnung und die Stiftungsacte der Berliner Universität sind mit den Blättern Ihrer Zeitschrift und den Vignetten angekommen; die Zahlung ist angewiesen. Für Ihre Gefälligkeiten verlangen Sie keinen Ersatz, wir könnten Ihnen aber leicht unsere Dankbarkeit beweisen mit Waaren, wenn Sie ein Kaufmannshaus hätten, was sie übernähme, besonders Kaffee oder Mahagoniholz. Giebt es eine Schrift über die preußischen Orden, wäre ich gern in deren Besitz. Auch die neuesten Verordnungen über die Verhältnisse der Bauern möchte ich kennen lernen."

(14. Juni 1819.) „Die Aufhebung der Sclaverei,

die zum Zwecke der Befreiung vom Joche der Fremden hier verkündet werden mußte, und die auch im Menschenrechte liegt, hat ihr Gutes vollbracht, jetzt sind deren Uebel zu überwinden. Ein in allem Druck, auch dem der Unwissenheit, gewesenes Volk macht keinen Unterschied zwischen Freiheit und Zügellosigkeit; es erfordert Zeit, dies zu ändern, und die Hindernisse sind schwer hinweg zu räumen, eben weil sie hauptsächlich im Mangel des Geistigen ihren Grund haben. Viel läßt sich reden von Menschenrechten, doch es müssen erst Menschen da seyn, die sich selber alle Pflichten auflegen, um dann auf alle Rechte Anspruch zu haben. Bei jedem Schritte, den wir vorwärts thun wollen, kommen Pflichten mit, die Denen, welche die Freiheit mißverstehen, stets wie Sclaverei erscheinen. Haben wir bei einer neuen Einrichtung den Widerstand beruhigt, stets werfen die von den Nachbarn zuströmenden republikanischen Aufreizungen, die eine Sprache führen, welche Schmuck wirft auf alle möglichen Albernheiten, Feuerbrände in die Stimmung."

(23. Mai 1820.) „Die Europäer haben schwer gesündigt an sämmtlichen Ländern, welche sie als für ihre damalige Unkenntniß allerdings neu entdeckten Welttheile sich aneigneten wie herrenloses Gut, was diese Länder keineswegs waren. Auch für eine spätere Zeit ist es keine Ehre, daß man von dort aus, wo man sich der Bildung rühmte, noch unablässig die Menschen der heißen Zone als Handels-Artikel betrachtete im Mißbrauch von Stärke und Klugheit, daß

man schnöden Gewinnes wegen Frevelthaten beging, denen die Gerechtigkeit hätte Fesseln anlegen sollen. Wenn Menschen nicht wie Vieh oder todtes Eigenthum zu betrachten sind, dennoch aber Diejenigen, welche sich in den Landstrichen heisser Zonen anbauten, von Eingedrungenen nur als versendbarer und geldbringender Stoff betrachtet und behandelt wurden, wer will es den so schmachvoll Unterdrückten zum Verbrechen anrechnen, wenn sie ihr Joch abwerfen und gegen ihre Peiniger mit der Grausamkeit verfahren, worin diese ihre Lehrmeister wurden? Die so Mißhandelten glauben nicht an Gesetze, welche Rache und Selbsthülfe verbieten können; ihnen ist Alles Sclaverei, von der Lehre und dem Unterricht bis zur Unterordnung da, wo die allgemeine Ordnung sie befiehlt. Unsere Macht, die stets sich auf Angriffe von aussen bereit und die ihr zu Gebot stehenden Kräfte beisammen halten muß, darf im Innern nur von Zeit zu Zeit einmal durchgreifen, wenn man wenigstens für eine Weile sich vor Angriffen geschützt wähnt, die dann aber doch plötzlich wieder in Aussicht sind. Deshalb wäre eine Anerkennung des Königs Heinrich I. für uns ein Ereigniß von Wichtigkeit, und wenn sie von Frankreich fürerst nicht zu hoffen ist, sie wäre uns der Anfang einer Hülfe, woher sie kommen möchte."

Das Schreiben, dem diese letzte Mittheilung entnommen ist, war das vorletzte eines Briefwechsels, der meinerseits in Erklärungen über die bestellten mancherlei künstlerischen Arbeiten bestand, oder in Antworten auf Fragen über Verhältnisse, deren Kennt-

niß in Hayti, wie man meinte, nützlich seyn konnte. Der Wunsch, den König Heinrich I. von europäischen Fürsten anerkannt zu sehen, giebt sich in allen Briefen auf die eine oder andere Weise kund. Bekanntlich stürzte der neu errichtete Thron schon im October 1820 durch einen Militair-Aufruhr, an dessen Spitze General Richard, Herzog von Marmelade, und der Kriegsminister Paul Romain standen. Der kranke König Heinrich I., sogar von seiner Leibwache verlassen, erschoß sich am 8. October 1820, der Sohn wurde von wüthenden Soldaten am 18. October ermordet, die Mutter flüchtete mit ihren beiden Töchtern.

Aus den Berichten des Barons von Vastey sprechen nach meiner Ueberzeugung guter Wille bei nützlichem Zweck, und in Bezug auf meine Verbindungen mit Hayti bin ich es der Wahrheit schuldig, zu sagen, daß man sehr redlich alle Verpflichtungen erfüllte. Eine Kaffee-Sendung hatte ich laut wiederholter Aeusserung auch zu erwarten, daß sie nach der fürchterlichen Umwandlung ausblieb, versteht sich von selbst; eine solche Erwähnung hielt ich eigentlich dem Spaß näher als dem Ernst, entbehrte also nicht einmal eine Hoffnung, nachdem das Verheissene sich im Nichts verlor.

Von den Schwarzen mich trennend, habe ich nun deutscher Anschwärzerei zu gedenken.

In den Jahren 1818 und 1819 erregten Luden, Oken und Ludwig Wieland mittelst ihrer Zeitschriften: „Nemesis", „Isis" und „Volksfreund" wirbelreichen Lärm gegen Kotzebue durch ein auf

gefangenes, von ihm nach Petersburg bestimmtes „Bülletin". Die mannigfachsten Aufreizungen kamen in sich steigerndes Getümmel und Verwirren; dabei beachte ich nur das Wenige, wozu Kotzebue selbst mich in Anspruch nahm, über jenen aufgefangenen Bericht nur bemerkend: man dürfte die unerlaubte Veröffentlichung für Pflicht, wegen der miteingreifenden Nebenumstände aber für ehrwidrig halten.

Bekannt ist, daß Oken in seiner Zeitschrift bei Erwähnung der ihm Mißliebigen auch bildlich mit Eselsköpfen schmähte. Diese rohe Unwürdigkeit war Anlaß, daß Kotzebue — früher mir in Berlin persönlich genaht — aus Weimar für den ersten Jahrgang des „Gesellschafter" einen nicht geistlosen, nur mit drei Sternchen unterzeichneten Aufsatz schickte, überschrieben: „Empfehlung der Eselsköpfe." Erneuern mag ich den derbwitzigen Aufsatz nicht, zu finden ist er in jener Zeitschrift (1817. Bl. 111); da jedoch Kotzebue die Zusendung des Abdrucks gewünscht hatte, legte ich ein paar Zeilen hinzu, schließlich ihn zur Mitbegründung des „Gesellschafter" einladend gegen „Honorar", wonach er mir schrieb:

„Weimar, d. 17. July 1817.

Ew. Wohlgeboren

freundliches Anerbieten war mir sehr schmeichelhaft, allein ich kann unter Jahr und Tag nicht daran denken, Gebrauch davon zu machen. Mein jetziger Beruf raubt mir außerordentlich viel Zeit, da ich unter andern mich mit Dingen bekannt machen muß, die mir bisher ganz fremd waren, z. B. Theologie

und Kriegskunst. Darum habe ich schon mehrere gütige Anträge, zum Theil von alten Freunden, ablehnen müssen, sonst bliebe mir am Ende gar keine Stunde mehr für meine alte Liebhaberey, das Theater. Hingeworfene Kleinigkeiten muß ich, kraft eines alten Vertrages, der eleganten Zeitung mittheilen.

Lassen Sie, hochgeehrter Herr, diese wahrhafte Entschuldigung freundlich gelten, wenigstens so lange, bis ich in meine neuen Fächer mich ein wenig mehr einstudiert habe. Dann wird es mir eine Freude und Ehre seyn, Ihrer Aufforderung zu genügen, so viel in meinen Kräften steht.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebenster

Kotzebue."

Dann empfing ich von ihm zur öffentlichen Verbreitung nur noch die Abschrift des hier angefügten Briefes an den Hofrath Luden:

„Mein Herr!

Wir sind in eine seltsame Fehde miteinander gerathen. Ich habe etwas über Ihre Nemesis geschrieben, was Sie beleidigt hat, und Sie haben etwas drucken lassen, was mich beleidigt hat. Ich habe über Entwendung meines Bülletins geklagt, und der Leipziger Schöppenstuhl hat Sie zu einem abkäuflichen Arrest verurtheilt. Sie haben über Injurien geklagt, die ich Ihnen angethan haben soll, und die Professoren zu Würzburg haben mich zu einem Widerspruch verurtheilt. Sie haben sich in den Spruch der Leipziger Schöppen nicht fügen wollen,

und ich werde nimmermehr thun, was die Würzburger Professoren mir vorschreiben. Sie haben die Leipziger Schöppen für partheiisch gehalten, und ich halte die Würzburger Professoren dafür. Sie haben appellirt und ich appellire auch. Was soll am Ende dabei herauskommen? Es ziemt weder mir noch Ihnen, dem Publikum länger ein solches Schauspiel zu geben. Ich thue Ihnen daher einen Vorschlag, um die Sache auf eine anständige und befriedigende Weise zu endigen. Wir verzichten Beide auf fremde Urtheile und Appellation. Jeder von uns wählt zwei rechtschaffene Männer, zu welchen er Vertrauen hat; diese Vier wählen einen Fünften zu ihrem Obmann, und dann entscheiden sie durch Mehrheit der Stimmen, was geschehen soll. Ich erkläre hiermit öffentlich, daß ich diesem Urtheil mich unterwerfen und es erfüllen will, wenn es auch ganz zu meinem Nachtheil ausfiele. Erklären Sie dasselbe, so wird man uns Beide für Männer halten, die — wenn sie auch menschlich geirrt haben sollten — doch ein reines Gewissen haben. Um Zeit zu ersparen, wie auch um Ihrer Bequemlichkeit willen, werde ich meine Schiedsrichter in Weimar wählen, wählen Sie die Ihrigen in Jena, so wird die Zusammenkunft leicht. Das Resultat machen wir dem Publikum bekannt. — — Ich ersuche Sie, Ihre Antwort auf diesen Vorschlag auf irgend eine Weise öffentlich zu verlautbaren. Ihr

Mannheim, gehorsamster Diener
den 3. November 1818. Kotzebue."

Unzweifelhaft bezeugt dieser Brief, daß Kotzebue eine zum Frieden leitende Ausgleichung beabsichtigte; wären seine Gegner nachgiebiger gewesen, dann bewirkte vielleicht die weit umlodernde Entflammtheit der Freiheits-Gluth nicht Zustände, in denen vorher schon das Gewaltsame wieder mächtiger geworden war durch die Schauspielerei des Uebermuths bei dem Wartburgs-Fest. —

Jetzt bin ich wieder hingewandert zum Fürsten von Wittgenstein, dem ich bis zum Jahre 1819 noch mehrmals bei seinen belustigenden Neckereien im Kreise des Hoflebens behülflich war, nun aber mit ihm ernstlich uneinig werden mußte. — Seit dem „Wartburgs-Fest" (am 18. October 1817) begann die arge mit vielen Verhaftungen vorschreitende Geschichte der sogenannten „demagogischen Umtriebe." In Verbindung mit dem, von den Ereignissen bei dem „Wartburgs-Fest" persönlich gereizten Geheimen Ober-Regierungsrath v. Kamptz, wurde der Fürst von Wittgenstein gleichsam Hof-Polizei-Minister, und belästigte mich mit Anträgen, ihn maaßlos gegen das allerdings burschenschaftlich Maaßlose durch die Oeffentlichkeit zu unterstützen. Jedesmal, wenn ich sein Gast war, wollte er mich gewinnen für seine Richtungen, mit denen ich nicht einverstanden seyn konnte. Ohne die derzeit jugendlich brausenden Unbesonnenheiten in Schutz zu nehmen, oder gar die späteren verbrecherischen Uebertreibungen vertheidigen zu wollen, fand ich mich doch veranlaßt, dem Fürsten meine Ansicht deutlich auszusprechen in Bezug auf die,

oft nur durch haltlose Anklagerei entstandene Haft und Strenge, mit der man die Untersuchung des Geschehenen verwebte. Ich sagte mehrmals und schrieb es ihm auch: „Man hat die Begeisterung der Jugend zu dem Freiheitskriege angefeuert, und die ausgebreitete Entflammtheit ermächtigte sich zu erhabenen, rettenden Thaten. Unmöglich ist es, dieser Begeisterung sogleich Stillstand anzufesseln: das Feuer läßt sich nicht unterdrücken mit Verfügungen, die man hineinwirft, wird vielmehr eben dadurch sich verstärken und die Stützen des Staats unterwühlen, wenn man es zwingt, im Verborgenen um sich zu greifen. Nur der allmälige Fortschritt zur Ausbildung reinerer Staatszustände, im Zusammenhange mit einer auf geregelte Freiheit des Menschlichen begründeten, mit der Ehrfurcht vor dem Gesetz innig verschwisterten Erziehung kann hier helfen und beruhigen." — Der Fürst von Wittgenstein hatte für solche Aeusserungen kein Gehör, er zeigte sich hartnäckig thätiger in herrisch angebahnter Richtung, und meine beharrliche Unfügsamkeit erbitterte ihn mir so empfindlich, daß ein plötzlicher Bruch erfolgen mußte. Eines Tages im Jahre 1819 war ich einzig Eingeladener des Fürsten, in seinem Saale gingen wir nach dem Mittagsmahl auf und ab; er bestürmte mich mit Verheissungen, Ein- und Zureden, zuletzt fast gebieterisch, so daß mir die Ruhe entkam und ich endlich ausrief: „Durchlaucht, es kann für Sie nicht angenehm seyn, wenn ich Ihnen stets widersprechen muß, und mir ist es peinlich, wenn ich meiner Vernunft entsagen soll;

erlauben Sie also, daß ich heut zum letzten Mal hier war!" Einer solchen Sprache ungewohnt, stand der Fürst wie erschrocken vor mir, ich aber eilte aus dem Saale und Hause, blieb auch meiner Ansicht treu.

Wie aber verwickelten sich dann die „Umtriebe"? — Durch Herrn v. Cölln war mir im Jahr 1817 der unbesoldete Referendar Tzschoppe zu schriftstellerischem Nebengeschäft empfohlen worden; ich wußte ihn nur zu brauchen für Uebersetzung oder Kürzung der in mancherlei Tageblättern von mir bezeichneten Aufsätze, und er empfing dafür monatlich sechs Thaler. Bald nach jenem Ereigniß bei dem Fürsten von Wittgenstein kündigte mir Herr Referendar Tzschoppe, nun mit den Tageblättern und ihrer Meinungsfärberei sehr bekannt, plötzlich an: er habe Aufträge erhalten, die ihn in eine andere Bahn lenkten, und sey genöthigt, sich von mir zu trennen; — er betrat den Weg, der ihn durch Gunst rasch auf die höchsten Amtsstufen des Staates stellte, jenen Weg, der meiner Gesinnung nicht zu öffnen war.

Der Geschichte damaliger Umtriebs-Händel entwichen, habe ich nur meine weiteren Erlebnisse mit Herrn Tzschoppe zu erzählen. Er hatte eine Reise vollbracht, ihren Zweck konnte ich errathen, ihn aber nicht mit Gewißheit mir erklären. Bald nach seiner Rückkehr kam er zu mir; obwohl er die Offenheit vermied, erfuhr ich doch genug, um zu wissen, mir auch zu ergänzen, woran ich mit ihm war, unterließ es auch keineswegs, meiner Gesinnung Ausdruck zu geben, so daß er zwar höfisch gelent, doch merklich

grollend von dannen ging. Ich sah ihn erst wieder, als ihn das Glück schon sehr gehoben hatte, überrascht durch seinen Besuch, den nur ein Gelegenheitsgrund herbeiführte. Er war in der Lausitz geboren, brachte mir ein Heft von einer Zeitschrift, welche dort von einem Gelehrten-Verein herausgegeben wurde, und wünschte einen Bericht darüber im „Gesellschafter." Unsere Wiederbegegnung hielt sich sehr kühl und kurz, weil ich im Gespräch keinen andern Gegenstand als den, der ihn zu mir leitete, berührte, ihm aber zusagte, daß sein Wunsch erfüllt werden solle. Von da an kam er jedoch regelmäßig wieder, wenn ein neues Heft jener Zeitschrift erschienen war; er händigte es mir ein, immer sein Ersuchen wiederholend, auch immer denselben Bescheid empfangend. Eines Tages nun, da ich eben beschäftigt war, an einer Holzschnittplatte von einem meiner Schüler zu bessern, stand der nunmehrige „wirkliche Geheime Ober-Regierungsrath und Director, Herr von Tzschoppe, Ritter mehrerer Orden", neben meinem Arbeitstisch und sah mir zu, indem ich mich in meinem Thun nicht stören ließ. Da gedachte er der Vergangenheit und äusserte bei dem Gange dieses Gesprächs: „Im Andenken unseres früheren Verhältnisses und in Betracht meiner jetzigen einflußreichen Stellung, könnt' ich Ihnen denn nicht irgend einen Dienst erzeigen?" Ich sah etwas verwundert auf, entgegnete trocken: „Nein!" und wandte mich wieder zu meiner Arbeit. — „Warum denn nicht?" fragte er mit einem wie es mir schien etwas gereizten Ton, und ich entgegnete, wahrschein-

lich etwas spöttisch: „Ich genieße die Gesetze, sagt Marquis Posa!" — Herr von Tzschoppe lachte, und da er nochmals auf seine erste Frage kam, erwiederte ich: „Sie sollten mich hinlänglich kennen, um zu wissen, daß ich mit Vielem in der Welt bereits völlig abgeschlossen habe und Vieles nicht der Mühe, noch weniger der Bitte werth erachte. Ich bin Keiner von Denen, die sich vordrängen, und vergeß' es leicht, wenn man meiner nicht gedachte da, wo ich einen Anspruch darauf hätte, daß man meiner gedenkt. Sie sehen, ich bin zufrieden, bin es mit mir, und mehr bedarf's ja nicht!" — „Nun, im vorkommenden Falle vergessen Sie mich wenigstens nicht!" — damit schloß das Gespräch, und ich empfing nur noch einen Besuch von ihm, so weit ich mich erinnere Ende Mai 1840. Er war sehr aufgeregt, schritt in meinem kleinen Zimmer wie krankhaft ruhelos umher und beklagte sich bitter über — Undankbarkeit, und daß man ihn wahrscheinlich wieder übergehen werde, wie man es schon einmal gethan, da er doch unleugbar der Nächste zum — Minister sey. Dazwischen mußte ich die wiederholte Aeusserung vernehmen, er wisse sehr wohl, daß auch ich über Undank zu klagen habe. — „Hörten Sie mich jemals darüber klagen?" war meine einzige Entgegnung. „Nein, nein!" antwortete er heftig und eiferte weiter, so daß ich kaum noch zur Rede kam während seiner maaßlosen, wie sinnverwirrten Erhitzung. Er, bis dahin gleichsam verfolgt vom Glück, klagte über Undank! — ich aber

hatte ihn so noch nicht gesehen, denn nach meiner Erfahrung wußte er sich sehr zu beherrschen.

Die letzten Worte wechselten wir bei dem ersten Ballfeste, welches der König Friedrich Wilhelm IV. im Schlosse gab, und wo auch ich zu den vielen Eingeladenen gehörte. Herr von Tzschoppe trat zu mir heran und sagte: „Jetzt werd' ich Ihnen zeigen, wie man's machen muß, um dem König die Liebe des Volks zu erwerben!" Ich muß gestehen, daß ich begierig war, zu erfahren, wie er seine Zusicherung bei diesem Feste beweisen wollte, und er ließ die thatsächliche Erkenntniß nicht fehlen. Es waren viele Abgeordnete, auch bäuerliche aus Westphalen, anwesend; Einer hatte mehrmals geäussert: er würde es für das größte Glück seines Lebens halten, wenn der König auch nur wenige Worte an ihn richtete. Dies hörte Herr von Tzschoppe, und indem er muthmaßlich auf die eigenthümliche und dadurch auffallende Tracht des Abgeordneten rechnete, hatte er dem Manne gesagt: er hoffe es dahin zu bringen. Als nun das königliche Paar mit den Prinzen, Prinzessinnen und dem Hofstaat durch die Säle schritt, drängte sein Gönner den Westphalen so weit vor, daß er in der ersten Reihe stand an dem Raum, der für den Zug geöffnet worden war. Der Glückszufall wollte, daß der König wirklich mit dem westphälischen Abgeordneten, der sich nächst seiner Tracht auch noch durch eine hohe, kräftige Gestalt auszeichnete, ein paar Minuten sprach. Nachdem dies vorüber war, kam der Veranstalter wieder zu mir, und schlau vergnügt

rief er mehrmals aus: „Sehen Sie, so muß man's machen!" Eben hatte ich nur entgegnet: „Mir ist, als ob es umfassendere und durchdringendere Mittel gäbe, die dem Könige gewiß bekannt sind!" Da eilte jener westphälische Abgeordnete dankend herbei und wünschte, daß ihm „sein Wohlthäter" seinen Namen aufschreiben möge. Da Herr von Tzschoppe zwar einen Bleistift, aber kein loses Papierblättchen hatte, gab ich ihm den Umschlag eines, mir vom Briefträger, als ich vor meinem Hause in den Wagen steigen wollte, eingehändigten Briefes, den ich in die Seitentasche steckte und jetzt erst öffnete, weil ich durch die bekannte Handschrift auch den Geschäfts-Inhalt kannte. Auf diesen Umschlag, ihn auf seinen Klapphut legend, schrieb er dann seinen Namen, mit allen Titeln und Würden, und nebenbei sollte ich nun erfahren haben, wie man einem Könige Volksliebe erwirbt zufolge der Meinung des Herrn von Tzschoppe.

Ihm aber war Friedrich Wilhelm IV. nicht gewogen, was sehr bald deutlich wurde, und nach plötzlichem Ende seines Glücks sah ich den Gestürzten nur noch ein Mal, jedoch mit unvergeßlichem Eindruck. An einem regnigen Tage kam er mir im Thiergarten entgegen, als ich nach dem Brandenburger Thore ging. Die kleine Gestalt war in einen Mantel gehüllt, in welchem er die Hände verbarg; mit dem linken Arme preßte er einen Regenschirm an sich, und die ganze Haltung war eine sehr gedrückte. Meine Augen sind durch Arbeiten im Holzschnitt und durch emsiges Lesen und Schreiben bei Licht, ohne daß ich für die Nähe

in meinem dreiundachtzigsten Altersjahre eines Glases bedürfte, zur Fernsicht wenig geeignet: ich erkannte aber Herrn von Tzschoppe, und er mich, denn wir waren höchstens zehn Schritt auseinander. Eine Sekunde stand er still, niedergeschlagenen Blicks, dann bog er sich rasch über den Rasen nach einem Seitengange hin. — Kurze Zeit nachher hörte ich, er sey geisteskrank, und ist es wahr, daß er gequält wurde von dem Wahn: durch jede Thür, aus jedem Riß der Mauer drängen Bewaffnete ein, ihn zu verhaften, so ist's nach meinem Empfinden eine Mitbestätigung: man dürfe glauben an ein Gottesgericht auch schon im Diesseits.

Schließlich nun meiner letzten Erlebnisse mit dem Fürsten von Wittgenstein gedenkend, weiß ich, daß wir beinah drei Jahre uns fern blieben, und ich sah ihn nur wieder, als er mich besuchte: es war in den ersten Tagen des Aprils 1822. Zu feiern hatte man am 15. dieses Monats die halbhundertjährige Thätigkeit des berühmten Arztes Heim, der auch Arzt Wittgenstein's war. Heim trug keinen Stock, ihm wollte der Fürst eine Krücke mit goldenem Griff schenken, und er wünschte, daß ich dabei behulich seyn möge. Ich weigerte mich nicht, und das Geschenk war begleitet von meinen hier folgenden Reimen:

„Funfzig Jahr in Doctor-Würde
Ist gewiß ein hohes Ziel;
Doch die Jahre sind auch Bürde,
Wehrest Du Dich noch so viel!
Dies bedenkend send' ich heut,
Und von Deinem Fest erfreut,
Alter Freund! Dir eine — Krücke.

Sieh', der Krückstock war bei Aerzten
So als Attribut bekannt,
Daß sie selber sich verschwärzten,
Prunkt' er nicht in ihrer Hand.
Du vergaßest diesen Brauch;
Doch — im Wissen keine Lücke —
Brauchtest Du denn freilich auch
In der Heilkunst keine — Krücke.

Aber jetzt mußt Du ihn tragen,
Den verdienten Lebensstab,
Dann erscheinst Du unsern Tagen
Als der wahre Aesculap;
Daß die Täuschung nicht und Gunst
Echte Wissenschaft erdrücke,
Schlage jede Afterkunst
In die Flucht mit Deiner Krücke!

Wenn ich das so recht bedenke,
Bin ich wahrlich stolz gemacht,
Seh' ich, was ich jetzt Dir schenke,
Bald zu solchem Glanz gebracht
Ja, in Clio's Zeitungsblatt
Liest mein Geist! — wie die Perücke
Garrick's, in der Themse-Stadt,
Wird zum Schatz einst Deine Krücke!

Bei so sich'rem Ruhm bewahre
Nun auch uns den schönsten Preis:
Ungezählt verlebe Jahre
In der Deinen weitem Kreis.
Stellt der Sensen-Mann sich ein,
Dann, mit frohem Muthe schicke
Du, Freund Heim, geschwind Freund Hein
Tüchtig heim mit Deiner Krücke."

Einen Vers, der an die Krücke des „alten Fritz", des Königs Friedrich II. erinnerte, hatte ich streichen müssen, und obwohl willigst dazu geneigt, weigerte ich anfangs mich brieflich, um dem Fürsten seine Gründe abzunöthigen, und er antwortete mir:

„Wenn ich auch vollkommen fühle, daß meine Besorgniß wegen des Schluß des vierten Verses übertrieben und vielleicht ganz unpassend ist und unser gefeierter Held ein solches Gleichniß wohl verdient, so ist es mir zur Umgehung einer möglichen Bemerkung doch angenehm, wenn dieser Vers ausfallen könnte, ohne daß dadurch dem ganzen schönen Gedicht zu nahe getreten würde. — Sie werden über meine schwächliche Aengstlichkeit mit Recht lachen. Mit den Hofleuten muß man unterweilen mehr Geduld und Nachsicht als mit andern menschlichen Geschöpfen haben, und da ich zum wenigsten den Namen nach an ihrer Spitze stehe, so muß ich auch dieses mal die Ausrede für mich in Anspruch nehmen.

Empfangen Ew. Wohlgeboren meinen herzlichen Dank und zugleich die Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung.

Berlin, den 12. April 1822.

W. F. z. Wittgenstein."

Am Morgen des 15. April schrieb er mir:

„Ich habe das Gedicht und die Krücke gestern Abend überreicht und unser Jubelgreis hat Beides mit vieler Freundlichkeit aufgenommen. Hoffentlich habe ich das Vergnügen, Ihnen diesen Mittag meinen Dank zu wiederholen."

Er hatte mich also doch wieder eingeladen, wahrscheinlich mit dem auch mir befreundeten Heim, und ich muß nachgiebig gewesen seyn; klar finde ich darüber nichts in meinem Gedächtniß, und jedenfalls hat die ehemalige Vertraulichkeit sich nicht wieder eingefunden. Meine Erinnerung an den Fürsten von Wittgenstein endet mit noch einem Besuch von ihm, wobei er, in seinem Hut versteckt, mir eine sehr schöne Tasse, mit Malereien in Bezug auf Heim, als Geschenk brachte, und wenn ich ihn von seinem angebornen Standpunkt des Hofmanns beurtheile, ist er unzweifelhaft sehr zu entschuldigen im Vergleich mit Jenen, die seine beschränkten Gesinnungen mißbrauchten.

Da mir meine Zeitschrift „Der Gesellschafter" schon mehrmals leitend gewesen ist, habe ich, nach der Zeitfolge zurück und vorwärts blickend, Mehrerer zu gedenken, lasse zuerst erscheinen Carl Maria v. Weber, mir freund- und leidvollen Andenkens: ich lebte mit ihm zwölf Jahre hindurch in gegenseitig inniger Theilnahme.

Unsere Bekanntschaft begann etwa im Jahr 1813 und machte sich, weil Weber sich ehemals mit Zeichnen, Malen und dem Steindruck beschäftigt, auch von meinem Streben für den Holzschnitt Kenntniß hatte, allmälig immer vertrauter während seiner öfteren Anwesenheit in Berlin, wo er vielbesuchte Concerte gab. Nach einem derselben saß er unter Freunden und Freundinnen, die von seinen Tondichtungen, von seiner Reichsinnigkeit im Phantasiren auf

dem Pianoforte angeregt waren, in einem Gasthause bei einfachem Mahl: denn der Ueberfluß war in jenen Tagen noch keine Nothwendigkeit. Es ward uns ein unvergeßlicher Abend! Ehe wir auf des Meisters Wohl die Gläser klingen ließen, wurde in aller Lustigkeit der Wunsch laut: ich möge eiligst rasch einen Liedspruch schaffen, Weber ihn componiren, die anwesenden Sänger und Sängerinnen würden ihn dann vortragen. Rasch entstandenen Reim und Notensatz benutzte man zum „Lebehoch“ für Weber, und die Gabe des Augenblicks erhöhte innere und äußere Erregung.

Während Weber in Prag Musik-Director war, componirte er zu meinem kleinen Erinnerungs- und Versöhnungs-Schauspiel: „Bei Leipzig“ (gedruckt im „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele für 1861“) Ouvertüre und Gesänge, leitete auch die dortige Darstellung am 19. October 1815. In Berlin ließ ich dies Gelegenheits-Werkchen zwischen Mannigfachem für den Zweck des „Vaterländischen Verein zur Unterstützung hülfsbedürftiger Krieger“ im April 1816 zwei Mal aufführen, wobei der damalige Abdruck dieser friedlichen Kriegs-Dichtung so vollständig verschwunden ist, daß ich ihn sogar bei meinem Eigenthum vermisse.

Wie freundschaftlich und freimüthig Carl Maria v. Weber sich mir offenbarte, das wird klar aus dem hier eingefügten, gewiß der Bewahrung werthen Briefe:

„Mein sehr lieber Freund!

Meine Sündenlast Ihnen gegenüber ist so groß, daß ich gar nichts mehr zu sagen weiß, mich zu entschuldigen, und doch würden Sie selbst es thun, lebten Sie eine Zeitlang um und neben mir. Jedes ankommende Paket „Gesellschafter“ ist doch wieder ein Dolchstoß in die schuldige Brust, und wenn es mich dann oft juckt, mich auch als theilnehmenden Freund Ihnen zu beweisen, so hängen sich wieder die Verhältnisse bleischwer an den guten Willen und laßen ihn das nicht thun, was er doch nur halb thun könnte. Vergeblich habe ich den Sommer über gehofft, Sie hier zu sehen, und mich einmal recht ausplaudern zu können, aber es wurde nichts daraus, denn Sie sitzen auch fest bei Ihrer Kunstgeschäftigkeit, und Bewegung haben Sie genug in den Kämpfen mit Müllner, Pfeilschifter und anderer Gegnerschaft, die für Aufrichtigkeit verstockt und versteckt ist. — Meine Dienstgeschäfte und die damit verknüpften Dienstarbeiten haben mir seit zwei Jahren gänzlich die Freiheit genommen, für mich selbst zu arbeiten: fragen Sie nur meinen jammernden Verleger. Möge mir dies mit zum Beweise dienen, daß es wahrlich nicht an meinem guten Willen liegt, wenn ich nicht schon öfter meine Gedanken in Ihrem Blatte gelesen habe, sollte mir dann mein Namensvetter in Berlin auch noch hinderlicher werden. — Leid thut es mir von Herzen, daß Sie mit meinem guten Kind in Händel gerathen: wenn Sie ihn so kennten wie ich, Sie hätten gewiß seine Aeußerungen in der „Abend

zeitung", wenn sie auch ein Bischen schwer klingen, nicht so hoch aufgenommen und unerwiedert gelassen. Nichts für ungut!

Ihr hiesiger Correspondent ist ein lauer Herr. Dürfte ich doch ihn ablösen, aber ich kann es nun einmal nicht über mich gewinnen, Fäustchen im Sack zu machen, und müßte gar zu oft als Richter und Partei zugleich auftreten; wer weiß, ob ich dann Recht hätte. Wenn mir's die Gegner gar zu toll machen, so trete ich einmal recht offen dazwischen, und da bleibt denn manchmal Einer auf dem Platze. So habe ich den saubern ehemaligen Berichterstatter musikalischer Seits in der „Abendzeitung", den Buchstaben Cx., abgefunden, und eben jetzt habe ich in der „Musikalischen Zeitung" Einem die Lanze vorgehalten auf seinen übeln Wegen. Daß man damit seine Zeit tödten muß! Aber es ist doch ein gräßlich Wesen mit dem Geschwätz um uns her, und mit jedem Jahre wird es ärger. Es bedarf nur, daß man den Vorlauten nicht den Hof macht, sie sich drei Schritte vom Leibe hält, um mit allen Chikanen hinterrücks angefallen zu werden, ohne daß diese Fehm-Kritiker um die Mittel verlegen sind. Was sie nicht finden, erfinden solche Buben und ihr Hirn scheint eben grade am vollsten bei Dingen, die sie nicht verstehen. Man möchte mit Füßen d'rein springen, wenn es sich nicht unter allen Umständen ziemte, daß der Kopf oben bleibt. Die Schreibfreiheit liegt bei uns noch hier und da in Nöthen, nur wenn es darauf angelegt wird, Männern, die redlich in ihrer Kunst vor

wärts wollen, Leides zu thun, ihnen den Muth zu nehmen, da finden die Miethsfedern kein Hinderniß, sollten sie auch alle Schranken umstürzen. Schriftsteller und Künstler, wenn sie Namen haben, denn die Ruhmlosen mit Koth zu werfen, lohnt weder an Honorar noch an Aufsehen, sind die Opfer, die den Krakelern an Stoff hingeworfen werden. Den Berlinern könnten Sie gewiß Mehrere solchen Gesindels nennen! — Lange genug war ich der Thor, alle Urtheile über mich lesen zu wollen, habe mich lange martern lassen von der Vornehmthuigkeit der Dummköpfe, von dem ehr- und sinnlosen Gefall-Witz für den Pöbel, und von Redaktionen, die uns lieber unverdiente Schande anhängen, als mit Gerechtigkeit verkehren; jetzt aber laß ich mir meist all das Zeug nicht nahe kommen und befinde mich besser. Die Kritik muß seyn, und die strengste Selbstkritik reicht nicht immer aus, aber vom Gesindel ist nichts Gescheidt's zu holen; das sucht nur einen wunden Fleck, um d'rauf zu schlagen, und wer mit ihm umgeht, wird nichtsnutzig für Kunst und Leben. Des Goldes ist nun einmal nicht viel von den deutschen Bühnen zu holen; wenn sie Einem aber im Vaterlande noch das Bischen Ehre abschneiden, da möcht' am Ende der Teufel ein Deutscher seyn!" — man möchte sich zum Fremden wünschen, um geltend zu werden in dem uns stiefväterlichen Vaterlande. — Der Deutsche im redlichen Streben hat stets in seiner Heimath Kämpfe zu überstehen! — desto mehr Frieden ist in meinem Hause, ich bin ein glücklicher Mann und, so

Gott will, bald ein glücklicher Vater. Wenn's draußen stürmt und die Kerls mich oft abgehetzt haben, dann schüttle ich mich derb vor meiner Hausthür und trete in den Kreis, der mich Alles vergessen heißt, mir Alles ertragen hilft. Wie sehr freut es mich, auch Sie so glücklich preisen zu können. Grüßen Sie mir doch ja ihr trautes Hausfrauchen!

Wenn Ihnen mein Geschreibsel etwas rhapsodisch vorkommt, so wundern Sie sich nicht, denn ich habe Ihnen eigentlich so viel zu sagen, daß ich darüber zu nichts Ordentlichem komme: das deutsche Unwesen, Treiben und Vertreiben kann Einen in's Wirrige jagen. — Lassen Sie hübsch den nächsten Sommer den Freundes Bringer seyn. Es ist doch ein ander Ding um ein ordentliches Gespräch, als die Gänsekiel-Dolmetschung, auch wenn man sie nicht mit der wieder sehr gebräuchlichen diplomatischen Watte erstickt. — Alles gegrüßt von alten Bekannten und Freunden, besonders den braven Lemm, und zürnen Sie nicht zu sehr Ihrem herzlich ergebenen alten Freund C. M. v. Weber."

Dresden, am 14. Dez. 1818.

Hingewiesen sey auf ein paar Aeußerungen dieses Briefes, des Verständnisses wegen. — Mit dem Namensvetter ist der Kapellmeister Bernhard Anselm Weber gemeint, doch weiß ich das An- und Bezügliche nicht genau zu erklären. Leitend aber kann seyn, daß ich in meinem Bericht über die erste Darstellung des „Freischütz" (Gesellschafter 1821. Blätter 105 und 106) zu erwähnen hatte: „Wir freuen

uns, daß der Graf Brühl schon vor mehreren Jahren einen — damals leider nicht gelingenden — Versuch machte, diesen, für unser Kunstleben so ganz geeigneten Componisten, den Berlinern zu gewinnen. Mag dieser Versuch Hindernisse gefunden haben, der Wille schon bezeugt die richtige Umsicht und verdient herzlichen Dank." — Die Einwebung des Namens „Pfeilschifter" wird sich erläutern durch die nun bald folgende Darlegung der Schlußkämpfe mit Müllner; jetzt mag ich nur an Carl Maria v. Weber denken. — Was in dem mitgetheilten Briefe über Friedrich Kind gesagt ist, betrifft dessen Idyll: „Der Abend am Waldbrunnen", nachdem es am 25. September 1818 auf die Berliner Bühne kam bei lärmendster Abwehr für immer. Gern berühre ich dabei das Thatsächliche nur nebenher, fühle mich aber nach dem „Gesellschafter", Jahrgang für 1818, Blätter 157 und 185, noch jetzt hinsichtlich meines Berichts und der dann herausgeforderten Entgegnung in Recht und Maaß, ohne daß dies meine Achtung für den Dichter Friedrich Kind schwächt.

Schon im Jahre 1815 reizte mich Weber an, einen Operntext zu schreiben, wozu ich in mir keine Neigung hatte. Am 28. März benannten Jahres äußerte er in einem Briefe aus Prag: „Ich fühle eine erschreckliche Wuth in mir, über eine Oper herzufallen, und ich bitte dringendst, mir bald etwas zu schicken." Ich zagte und zögerte, weil ich mir nicht ausreichende Unterwürfigkeit für die Anforderungen selbst eines befreundeten Opern-Componisten

zutraute. Bei nachfolgenden Gesprächen begriffen wir auch, daß unsere Ansichten über solch ein Bühnenwerk nicht die gleichen waren, obwohl nicht zu leugnen ist, daß ein Operntext der Art seyn muß, um den Componisten zum eigentlichsten Dichter werden zu lassen. Weber beredete mich aber ausdauernd, bis ich eine „Mährchen-Oper“ schrieb, betitelt „König Alfred“, diesen Stoff wählend, weil dabei Geschichte und Sage ineinander fließen. Die Vollendung dieses Versuchs hatte sich hingezogen bis Anfangs 1825, und ich besitze davon nur zwei Akte; der dritte Akt ging verloren, indem ich dem Freunde zur Prüfung meine eigene Handschrift schickte, und nicht weiß, wo sie nach seinem, am 6. Juni 1826 in London erfolgten Tode geblieben ist. — Verhehlen will ich jedoch nicht, daß Weber auf viele Schwierigkeiten für den Tondichter hinzeigte, und vorherrschend eiferte sein hartnäckiger Widerspruch gegen eine Ouvertüre mit den, für den Zweck meines Grundgedankens zur Einleitung nöthigen Chören der Engländer und Normannen. Endlich trat er einmal erhitzt und hastig in mein Arbeitsstübchen mit dem Zuruf: „Nichts geändert! wie sie ist hab' ich nun die Ouvertüre im meinem Kopf: sie muß zuerst heraus und gleich!“ — Weiteres konnte ich darüber nie erkunden, und wende mich wieder zur frühern Zeit.

Im Jahre 1820 und in erster Hälfte 1821 bemühten sich Weber und seine Freunde angelegentlichst um eine feste Stellung für ihn am Königlichen Theater Berlins; der General-Intendant Graf Brühl

war damit einverstanden, starrer Gegner aber blieb der General-Musikdirector Spontini, der sich für seine Amtsstellung Unbeschränktheit verschafft hatte. Nachdem jedoch Weber sich bereit erklärte, als zweiter Kapellmeister unter Spontini zu stehen, war über die Berufung schon kein Zweifel mehr, wenn der angekündigte „Freischütz" gefiel. Der entscheidende, sehnlichst erwartete Abend blieb nicht aus, und — geringer Anlaß ward zum Behelf eines widerwärtigen Schicksals.

Am 18. Juni 1821, am Jahrestage des Sieges von Belle-Alliance, kam im Königlichen Schauspielhause Berlin's zum Erstenmal die Oper: „Der Freischütz" auf die Bühne, unter Weber's Leitung. Die Dichtung von Friedrich Kind ist, mag man auch Mängel nicht ableugnen, eine vortreffliche aus der Wahnwelt, die als Gebilde des Volksglaubens das beste Gebiet ist für Sang und Klang; denn im Wesen des Wirklichen kann uns die Oper nur Abweichung vom Wahren seyn. Die Aufnahme des „Freischütz" war ein vom vollsten Entzücken erfülltes Anerkennen, alle Zuhörer fühlten sich davon durchdrungen, daß sie für ein höchst gelungenes, echt deutschgemüthliches Werk zu danken hatten; es wäre der glückseligste Abend für Weber gewesen, wenn nicht ein vorwitzig unbesonnener Freund zum Störenfried wurde. Am Schluß der Darstellung, während des Jubels, der nicht enden wollte, der immer wieder nach dem Meister rief, flogen von hier und dort in Menge Blätter hernieder mit Versen, die neben dem Lobpreisen We-

ber's sehr derbe Ausfälle gegen Spontini enthielten. Nun verwandelte sich plötzlich die Wonne des Gefeierten in Weh und Trauer, da er, wie Jeder, dem die Verhältnisse und die Macht Spontini's bekannt waren, sich sagen mußte: nun ist die seit lange gewünschte Einheimung in Berlin nicht mehr zu hoffen. — Nach der Vorstellung des „Freischütz" wollten Weber's Freunde ihm ein Fest bereiten; wir versammelten uns in dem vorzüglichsten Gasthofe Berlin's, Weber und seine Gattin hatten wir als Ehrengäste geladen. Es herrschte aber nach der dem Paare entgegen schallenden, von dem unangenehmen Ereigniß auch schon gedämpften Begrüßung eine schauerlich düstere Stimmung, und der nun in seinem Lieblingsplan für die Folgezeit verarmte Meister, sichtbar selber tiefinnerst bedrückt, gab sich alle Mühe, unaufhaltsame Thränen seiner Frau, die mit überströmendster Freudigkeit an ein Zukunftsleben in Preußens Hauptstadt schon fest geglaubt hatte, zu stillen. So saßen wir denn Alle beklommen bei Tische, jeder Anschlag, die Unterhaltung zu beleben, mißlang, und die Sänger, willens, nur Lieder Weber'scher Compositionen vorzutragen, wurden scheu. Da kamen Rungenhagen (nachmals Direktor der „Singakademie") und Professor Lichtenstein zu mir, mich heimlich fragend: ob es mir nicht möglich sey, durch ein Paar Gelegenheitsverse den finstern Geist um uns her verscheuchen zu helfen. „Er liegt auf mir wie auf Euch, ich will's aber versuchen!" antwortete ich, und ging in ein Nebenzimmer, wo

ich, mit Hindeutungen auf den „Freischütz", das hier Folgende schrieb:

„An Carl Maria von Weber.

Ei, Du immer wack'rer Schütze,
Hast den neuen Schuß gethan!
Und der Preis ist sich're Stütze
Auf der schwanken Künstlerbahn.
Denn kein Freischuß ist's geworden,
Nicht ein Knall in's Blau hinein,
Um die ed'le Kunst zu morden:
Künstler's Schuß muß sicher seyn.

„Sechse treffen, Sieben äffen!"
Doch Du lachst der bösen Zahl,
Fehlen mögen Hinz und Steffen,
Du triffst richtig jedes Mal;
Und Du treibest nicht pedantisch
Mit den eitlen Namen Scherz,
Sey's „heroisch", sey's „romantisch",
Hier gilt's Eines nur: das Herz!

Ringend mit dem eig'nen Zweifel,
Wirfst Du nieder feil'schen Spott,
Nirgend fasset Dich der Teufel,
Denn ihm wehrt Dein inn'rer Gott.
Hätt' auch Groll, das Nebelaster,
Schon die Federn eingetunkt:
Lust ist's, bringen Kritikaster
Manchen falschen Contra-Punkt.

Des Apollo Beistand sicher,
Feierst Du auch ein neueres —
So wie einst der alte Blücher —
Heut den Tag von Bell-Alliance.
Und nun laß Dich nimmer äffen,
Nie sey Dir der Muth geraubt:
Kannst Du öfter noch so treffen,
Sinkt der Lorbeer auf Dein Haupt."

Rungenhagen hatte mich im Versmaaß geleitet zu einer Melodie, die sich dem Vorhaben, nur Compositionen des Gefeierten zu singen, aneignen ließ. Mein Stegreif-Lied wurde von einem ausgezeichnet Stimmbegabten nach Weber'schen Noten gesungen, und dies Zwischenspiel wirkte über Verdienst so günstig, daß es war, als sey ein Alp von der Gesellschaft abgefallen, und die eingekehrte Heiterkeit erhielt sich bis lange nach Mitternacht. — Zu den Gästen gehörte auch Hellwig, Regisseur des Dresdner Hoftheaters; er schrieb jene Verse hastig in die Brieftasche, und bald erschienen sie in der „Abendzeitung". Sie waren jedoch nur flüchtig etwas nützend, denn von der Hoffnung Weber's und seiner Freunde, ihn in Berlin zu haben, mußte man sich völligst trennen. Die Erfüllung war so nahe, nun aber verjagt durch eine gut gemeinte und übel ausgeführte Verherrlichung für Weber, dem ein Erniedrigen Spontini's unter allen Umständen zuwider seyn mußte, auch wenn es nicht, wie es jetzt geschehen, seinem innigsten Wunsch zum unüberwindlichen Hinderniß wurde. —

Es wird im April 1826 gewesen seyn, als ich Weber zum letzten Mal sah. Auf der Reise nach London, um dort seine Oper „Oberon" in Scene zu setzen, kam er für einen Tag nach Berlin; wir trafen uns bei einem Mittagsmahl, das die Eltern Meyerbeer's veranstaltet und die nächsten Freunde um ihn versammelt hatten. Sein Anblick, die offenbarsten Zeichen seines höchst gesteigerten Krankheits-

zustandes — er litt an Hals und Brust — erschütterten mich schon. Als er dann von seinem Leiden sprach, ich ihn darüber beruhigen wollte, entgegnete er mir: „Lieber Freund, ich erwerbe in London ein gut Stück Geld, das bin ich meiner Familie schuldig; aber ich weiß, ich gehe nach London, um dort zu crepiren!" Ich kann es nicht umgehen, seine eigenen Worte zu gebrauchen; aber mit welchem schmerzlichen Entsetzen sie mich durchzogen, kann Jeder sich denken. Was ich erwiderte, ist meinem Gedächtniß entschwunden, die Festigkeit des Ausdrucks in seiner Rede hatte mich erschreckend überstürzt. Bebend schritt ich im Saale neben ihm hin und her, tröstete mich erst in späteren Stunden, nachdem sich Weber geistig und scherzend belebt hatte, ich nun meinte: jener Ausspruch sey Schwarzseherei vorübergehender Mißstimmung gewesen. Daß er aber mit der grabesdüstern Ahnung im Richtigen war, erwies sich bald: in London schickte ihm Gott plötzlich einen milden Tod.

Das frühe Hinscheiden Weber's hat in weitem Umfange tief schmerzlich berührt, und daß ich nicht glauben konnte, wir würden ihn zu betrauern haben, ehe er vierzig Jahr alt war, bezeugt sein letzter Brief an mich, der, funfzehn Monate vor seinem Tode, nicht die geringste Andeutung von Krankheit, eher volle Lebensfrische bescheinigt, was der hier sich anschließende Abdruck des Briefes bestätigen wird.

„Ja wohl eine Ewigkeit ist es, mein sehr lieber Freund, daß wir uns nicht geschrieben haben. Wie

das so armen geplagten Geschäftswesen eben geht! Trotz Lust und Willen kommt man nicht dazu, ohne bestimmtes Muß mit seinen Freunden zu plaudern. Da Dresden immer der erste Ausflug der Berliner ist, so hoffte ich stets, die freundlichen Elbufer sollten auch Sie mit dem holden Weibchen hierher locken; aber da sitzt Er und dichtet, und ordnet, und schreibt und schnitzt, und schweigt.

Lassen Sie sich doch einmal verführen! Wollen's Ihnen so heiter als möglich hier machen. Diesen Sommer finden Sie mich gewiß, da meine englische Expedition erst gegen den Winter vor sich gehen kann. Ich wäre gern auch einmal wieder zu Euch gerutscht, so lange aber der ?) Ritter da hauft, kann ich nicht; ich möchte nicht gern den Componisten der „Vestalin" ignoriren, mit Herrn Spontini kann ich aber nichts zu schaffen haben, und da ist's besser, man bleibt weg.

Hier zum Eintragen die verlangten Akte des Alfred.*) Bald, mein theurer Freund, wird man keine Oper mehr für Deutschland schreiben können, und zwar wahrlich nicht des so sehr empfänglichen und lohnenden Publikums willen; aber die Directionen und der privilegirte Diebstahl —! Es wäre gewiß unterhaltend zu lesen, wenn ich meine gemachten Erfahrungen in diesem Punkt einmal der Welt erzählen wollte: man würde glauben, ich hätte mich in's Fach der Mährchen-Erzähler geworfen. — —

Herzliche Grüße von Frau an Frau und meine

*) Ich wollte Aenderungen in die Handschrift einordnen.

an Frau und Mann. Gott erhalte Euch und die Euren gesund, und behaltet ein bischen lieb den alten treu ergebenen Freund Weber."

Dresden, d. 27. Februar 1825.

Keinesweges zu verargen ist es unserm deutschen Tondichter, daß er hinsichts der Umgangs-Verhältnisse nur Abneigung hegte für den „Ypsilons-Ritter" Spontini; denn Jener hatte es mit einem steten Gegner zu thun. Er wollte auch die Oper „Euryanthe" abweisen, nur durch Kämpfe konnte Graf Brühl die Annahme bewirken, aber erst, als diese Oper, mit Hülfe der Dichterin, Helmine v. Chezy, einen Zufluchtort in Wien gefunden hatte. Der Widerstand Spontini's blieb sogar nach dem Tode Weber's noch so beharrlich, daß dessen Familie die Rechte zur Benutzung der Oper „Oberon" dem „Königsstädtischen Theater" für 800 Thaler mit der Verpflichtung einer „Tantieme" an die Erben überließ, Brühl nun diese Rechte vom benannten Theater mit dessen Entschädigung ablösen mußte.

Carl Maria v. Weber, ein Märtyrer deutscher Zustände, ruhe in Frieden! Mir war er ein echter Freund, das sind zwei gewichtige, nicht oft anwendbare Worte. Bei reichem Gemüth und traulicher Herzlichkeit hatte er eine Fülle von Stoff in sich zu geistiger Unterhaltung, hatte Gesinnung, durchweg redlich; frisch und frei ließ sich mit ihm umgehen. — Jetzt wird man ihn in seinem Geburtslande, wo es ihm nicht gegönnt war, seine Seelenkräfte völlig zu erweisen, jetzt wird man ihn weiter verbreitet lieb

und werth halten, überall, wo kunstsinnige Empfindung heimisch ist.

Erst da ich dies schrieb, hat die erforderliche Umsicht mir gezeigt, daß Weber mehr, als ich wußte, von meinen Gefühlsgaben componirte; ich zählte außer den Liedern zu dem Schauspiel „Bei Leipzig" noch zehen, habe also dem Freunde nachträglich dafür zu danken, was hier aus vollstem Gemüthsdrange geschieht mit der Hoffnung: „Auf Wiedersehen!"

Meine Erinnerungen an Carl Maria v. Weber verbinden sich mit denen an Helmine v. Chezy, die Jener in meinem Familienkreise kennen lernte, und sie aufforderte, ihre Erzählung „Euryanthe" (1823 im Verlag der Vereins-Buchhandlung erschienen) zu einem Operngedicht umzuschaffen, wie es dann geschah, nachdem sie schon seit dem Jahre 1811 mit einer solchen Verwandlung dieses Stoffes sich beschäftigt hatte. In seltsamer Weise kam ich in nähere Verbindung mit ihr, die, vom frühsten Bewußtseyn an verkehrt freiheitswahnlich geleitet, bei schätzenswerthem Verstande und herzlicher Zutbulichkeit mit bestem Willen meist auf irrigem Wege, demnach auch stets fern war von innerem Frieden. Sie selbst sagt in mir überlassenen Mittheilungen aus ihren Jugendtagen: „Es giebt zwei Arten der Zuversicht, davon die eine Eitelkeit erzeugt, die andere sich auf das Bewußtseyn inneren Reichthums und aller aus den Stürmen und Schiffbrüchen des Lebens geretteten und in ihnen bewährten echten Güter

begründet. Wehe Dem, der wie ich haltlos bleibt, nachdem die erste, chimärische Stütze, geknickt von der Erfahrung, im Staube liegt, und nicht Muth und Kraft hat, sich eine wirkliche aufzubauen. Ich darf es zu meiner Entschuldigung sagen, daß diese Eigenliebe und Eitelkeit erst von außen in mich hineingekommen, und daß der Keim davon in meiner Kindheit durch unvorsichtige Aeußerungen in mir geweckt wurde; indeß kann ich nicht beurtheilen, ob ich nicht in so manchem schönen Beispiel und aus mir selbst die Kraft hätte schöpfen sollen, sie zu besiegen.“

Von solcher Kraft, Zustände oder auch nur Stimmungen zu überwinden, ließ sich bei Helmine von Chezy wenig spüren, eher begreifen, wie es sich eingefunden habe, daß eine Vermählte in ihrem siebenundzwanzigsten Daseyns Jahre vom ersten Manne geschieden war, und vom zweiten weitab getrennt lebte. Dennoch hatte man sie zu bedauern wegen ihres Mangels an Selbstbeherrschung, wie ich dies, nach einer durch sie bewirkten, bereits seltsam genannten Näherung, mehrmals empfinden mußte. Schon im ersten Bande dieser Aufzeichnungen ist erwähnt, daß ich auch noch als Gatte, für die schriftstellerischen Abend-Arbeiten, einstweilen mein Räumchen in einem Hause dicht am Thiergarten beibehielt, und Frau von Chezy bewohnte mit ihren beiden Kinderchen als Nebenmiethérin ein Zimmer im Hause gegenüber. An einem Januar Abend des Jahres 1817 sandte sie mir dringendst die Bitte, daß ich zu ihr kommen möge. Bis dahin hatte ich sie nur ein

paar Mal gesehen bei Besuchen, die ich von ihr empfing nach ihrer Ankunft in Berlin; die Schicklichkeit gebot aber jedenfalls, einer Frauenbitte gehorsam zu seyn, und was fand ich? — eine Verzweifelnde! Es war ihr Geburtstag, und ihn hatte sie benutzt, sich mit Vorwürfen über ihre Vergangenheit so zu martern, daß sie, in Thränen aufgelöst, mir entgegen rief: „Retten Sie mich aus meiner Hoffnungswüste!" Und nun überstürzten sich die Selbstanklagen dermaßen, daß ich anfangs gar nicht zur Rede kam, auch nicht sogleich wußte, wie hier anzufangen sey. Ihre schrankenlose Aufregung ermattete allmälig, und ich sagte nun: „Die überreizte Dichterin, Frau Helmine von Chezy, scheint mich als ihren Beichtvater zu betrachten; ich kann Ihnen aber weder eine Büßung zutheilen, noch Sie freisprechen: dies vermag nur die Zukunft, und im Verständniß mit ihr geschieht es gewiß, wenn sich Ihre jetzige überspannte Einsicht mit besonnener Vorsicht waffnet." Das Gespräch wandte sich nun zu mancherlei Einzelheiten, und es ergab sich Gelegenheit, ihr zu entwickeln, daß sie im Ausschweifen des Sinnens und der Gefühle sich abmatte, und dies auch in ihren Geständnissen nicht verleugnet habe. Es währte jedoch lange, ehe ich den Scherzton zu Hülfe nehmen durfte; dann aber brachte ich Frau v. Chezy aus dem Weinen zum Lachen, wonach ich endlich versicherte: ich stände zur Verwandlung ihrer etwas arg unbegrenzten Mißhelligkeit zu klarem Betrachten weiter zu Dienst, wenn sie für solchen Zweck sich vertrauend mir zuwende. Das

that sie auch, und da sie nicht im Reichthum, auch nicht sonderlich sparsam, mithin zuweilen in Nöthen war, fand ich ihr einen Weg zu schriftstellerischem Erwerbe. — Jener leidenschaftliche Sturm und seine Beschwichtigung hatte sich aber bis nahe zur Mitternacht hingezogen, nach Glückwünschen zu angenehmeren Geburtstagen hastete ich dann hungrig und durstig mich heim zu meiner liebenswerthen jungen Frau, die in Folge meiner verspäteten Einkehr voller Beängstigung war.

Wie gemüthlich aber seitdem Frau von Chezy für mich gesinnt wurde, dies offenbarte sie deutlich wenige Wochen nachher an meinem Geburtstage, nur im Familienkreise sparsam gefeiert: denn zu Festmahlen fehlten Mittel und Neigung. Als es schon dunkelte, war jedoch eine Kunde vom einstigen Beginn meines irdischen Lebens zu Helminen gedrungen, und wir waren bei unserer Hausmannskost schon bis zum Nachtisch vorgerückt, da klingelte noch eifrigst ein Bote, und brachte ein sichtlich eilfertigst beschriebenes, mit geschwinden Verbesserungen durchwebtes, mir aufbewahrtes Blatt angefügten Inhalts:

„Abendlied zum Geburtstage meines Freundes
F. W. Gubitz.
27. Februar 1817.

Was konnte Schön'res mir begegnen
Hier, in der Waldes Einsamkeit? —
Ich hört' es stürmen, wüthen, regnen,
Sah nicht des Lichtes Heiterkeit!

War in mir Alles grau, wie Oben,
Der Unmuth hielt mich fest umkrallt —
Wie sind die Nebel nun zerstoben
Von freundlich lächelnder Gewalt?

Was kommt so frisch und froh und labend
Mit Blumenduft und Morgenschein
Im Sturme noch so *spät am Abend*?
Das muß wohl *schöne Botschaft* seyn!
Die ist es auch, das darf ich sagen,
Geburtstag ist ja doch kein Scherz:
Der Erste ist's von allen Tagen,
Der bricht die Bahn zu Lust und Schmerz.

Nun, frisches Knäblein, Gottwillkommen!
Was heißt es, daß mein Lied es flieht?
Hast eh schon süßen Klang vernommen,
Und jede Wiege braucht ein Lied;
Was vor der Wiege Dir gesungen,
Das klang wohl lieblich, fromm und schlicht,
Doch manchen Preis, den Du errungen,
Den kannte jene Zeit noch nicht.

Nun hast Du eine hold're Wiege,
Zwei Lilienarme, zart und rund!
Da süß, Du Neugeborner, liege,
Bis rosig kommt die Morgenstund'
Und holde Träume Dich umkosen —
Doch achtest Du der Träume kaum:
Wer pflückt die schönsten Lebensrosen,
Sehnt sich nach keinem Rosentraum.

Nimm denn statt *Träumen* nur die *Wahrheit*,
Nimm *Dichtung* statt *Erdichtung* hin,
Statt Luftgebilde süße Klarheit,
Und stets das Rechte zum Gewinn

Die Freiheit, Deines Lebens Krone,
Bewußtseyn, Deines Lebens Zier,
Und reiner Herzen Liebe wohne
Als Himmelssegen stets bei Dir!"

Beabsichtigte irgend Jemand, das Einordnen dieser Verse mir als Ausfluß von Eitelkeit anzurechnen, ist darauf hinzuzeigen, daß die Verfasserin selbst ihr Erzeugniß Dichtung genannt hat. Jetzt soll es nur erinnern helfen an jene, ihren Bildungsgang beherrschende Vorzeit, die sich noch mit Martin Miller's „Siegwart" und Goethe's „Werther" in Zerfahrenheit schwärmte, weil man das Herz im Ueberschwang von der Mitwirkung des Kopfes befreien wollte, was nur Ruhelosigkeit beförderte. Dazu war Frau von Chezy seit ihrer Kindheit verführt durch die zwei Mal geschiedene Großmutter Anna Luise Karsch (nach sonstiger Gebräuchlichkeit in Karschin verwandelt), dann von der Mutter, Karoline Luise, geborne Karsch, nach erster Ehe vermählte Freiin von Klencke, die, auch zwei Mal geschieden, mit dem nun spukenden Adelsgelüst ihre Tochter Helmine in Unheil jagte, in das erste, rasch geschiedene, und in das zweite, bald nur in Trennung bestehende Ehebündniß.

Seltsam kann es seyn, daß die Großmutter auf ihre Tochter und ihre Enkelin die Gabe der Dichterei vererbte, aber — ohne hier deren Leicht- oder Tiefhaltiges zu wägen — eben deshalb wird es minder seltsam, daß alle drei Frauen Mangel hatten an Eigenschaften, die das Eheband vor dem Zerreißen

schützen. In der Karschin war weder weibliches noch hauswirthschaftliches Wesen; was sie nicht hatte, konnte sie nicht geben, und ihre Nachkommenschaft wußte es nicht zu erwerben. — Die Mutter der Helmine von Chezy ist mir persönlich unsichtbar geblieben, nur das Berliner Gerede über sie habe ich noch gehört; ich gedenke eben nur der Tochter etwas umständlicher, und bezeichne sie kurzweg als „burschitos“; sie ähnelte diesem Ausdruck auch insofern, als er halb deutsch, halb fremdsprachig ist: denn ihr Gesammtes hatte nächst deutschderber Vorlautigkeit den leichtfertigen französischen Anstrich. Ein wenig ihr Behaben zu schildern, wende ich die Zurückschau wieder auf die Sendung für meinen Geburtstag. Wir junges Ehepaar meinten, jene Verse enthielten ein Etwas von Andeutung, daß Helmine Gastfreundschaft wünsche. Sie wurde zu einem Abend in unsere Häuslichkeit eingeladen, kam, hatte beide Kinder bei sich, verweilte bis über Zwölf, und bat dann, sie zu beherbergen, da sie jetzt unmöglich allein mit „ihren Bübchen“ nach der Wohnung im Thiergarten gehen, auch nicht zulassen könne, daß ich sie — wie ich wollte — in der Winternacht dorthin begleite. In Hinsicht auf die Schlafstätte äußerte sie bescheidene Ansprüche, und es war keine andere Aushülfe: in unsrer sogenannten Putzstube mußte auf der Diele ein Schlaflager bereitet, das dazu Erforderliche in unsrer nicht mit Ueberfluß begabten Einrichtung zusammengeholt werden. Am Morgen und Mittag hatten wir die Beherbergten als Gäste, die

sich dann gegen Abend verabschiedeten. Nur noch ein Mal tummelte sich in unserer Wohnung gleiche Verstörung, denn noch in erster Hälfte des Jahres 1817 zog die, eigentlich nirgends heimisch gewordene Frau nach Dresden um dort bequemer über die „Euryanthe" mit Carl Maria v. Weber einig zu werden. — Jedenfalls ist es bedauernswerth, daß Helmine v. Chezy von der Kindheit an in Unweibliches und Wirriges getrieben war, denn all ihr Abenteuerliches ließ sich vergessen bei ihrer Gutmüthigkeit und Beeiferung für Menschenwohl. Unzweifelhaft sind aber die Großmutter, deren Tochter und Enkelin geeignet, um dem schönen Geschlecht warnend zu beweisen, daß eine zu weite Verirrung in Schriftstellerei, oder in mancherlei Manneswerk, der Liebenswürdigkeit sehr gefährlich ist.

In der Zeit mitunter weiter gerückt, ist wieder von Müllner zu sprechen, und dabei zuerst ein wenig Rückschau auf die Jahre 1819 bis 1822 erläuternd. — Was schon immer von ihm gegen mich in der Oeffentlichkeit geschehen war, das hatte er in seinem Groll noch eifriger betrieben, wo er dazu irgend tagesblätterischen Raum finden konnte; selten und nur dann ging ich darauf ein, wenn er thatsächlich unwahr wurde. Für Ausbreitung seines Ruhms sorgte er fortdauernd unablässig! Wo eine seiner Dichtungen für die Bühne zu dieser den Weg gefunden hatte, überall stand er, entweder in eigener, oder durch eine vermittelnde Person, gleichsam als Leibwache, um jeder nicht unbedingt ihm huldigenden

Ansicht den Abdruck zu hindern, oder, war dies nicht erreichbar, durch überall der Lesewelt in mancherlei Larven ausgestreute Verdächtigung der Verfasser den Eindruck des Urtheils zu vernichten. Es war, als hätte er in den betheiligten Städten geheime Polizei, die ihm Zweckdienliches besorgte, so daß er in Weißenfels Berichte schrieb von Berlin, Wien, Weimar, Leipzig, Braunschweig bis zu sogenannten Liebhabertheatern, immer in Bezug auf seine Bühnenspiele. Mir war dies zuweilen — bei der, ob auch in Grundzügen mit ihm nicht geeinigten Anerkennung seiner Geistfähigkeit — bedauernswerth fieberischer Umtrieb einer Eitelkeit, die um so hartnäckiger sich einprägte, weil sie erst kurz vor Müllner's vierzigstem Lebensjahre ausbrach.

Unsern Briefwechsel und jede Benutzung des „Gesellschafter" zu Müllner'schen Händeln hielt ich zufolge seiner schon mitgetheilten barschen Veröffentlichung für abgethan; eine Weile war es auch so. Anderweitig entspann er nun (von 1820 an) in Tagesblättern und Schriftheftchen ein Kampfgewirr, das zumeist den mir befreundeten F. A. Brockhaus verwickelte, und gegenseitig sehr leidenschaftlich gesteigert wurde. All den Lärm hatte ursprünglich die Zeitschrift „Hermes" veranlaßt durch eine Beurtheilung des „Yngurd". Müllner betrachtete etliche Bemerkungen als Verbrechen an seiner dichterischen Oberherrlichkeit, erhob sich verlarvt dagegen, ließ seine druckschwärzliche Galle überall ausströmen, wo man ihm dazu irgend dienstwillig war, und miß-

handelte einen Mann, den er als Verfasser jener Beurtheilung entdeckt zu haben meinte, sich hierin aber entschieden getäuscht hatte. Unmöglich war es, als Herausgeber des „Gesellschafter" außerhalb eines solchen schrankenlosen Getümmels zu bleiben; denn in Berichten aus verschiedenen Orten webten sich Bezüglichkeiten ein über einen Federkrieg, der neben den bestehenden Zeitschriften auch vorübergehende, nur diesem Streitgemenge förderlich, hervorrief. Seit sich Müllner gegen mich feindlicher gestellt hatte, hütete ich die Mäßigung noch sorglicher, so weit ich konnte und durfte, ließ nach meiner Anschauung über ihn nur billig Gerechtes abdrucken, was von Mitarbeitern kam, oder von Namhaften unterzeichnet war, half mir nächstdem, wo ich es als nothwendig beachtete, mit ausgleichenden Anfügungen. Vielleicht berechnete mir Müllner dies etwas günstig, denn trotz jener brieflichen und öffentlichen Absagen, wonach er weder schreibend noch lesend mit dem „Gesellschafter" sich befassen wolle, empfing ich nach fast vierjährigem Verschonen folgende Zuschrift:

„Weißenfels, am 22. November 1822.

Der Redacteur einer Zeitschrift hat nach meiner Ansicht ein Interesse daran, daß gefährvolle Unwahrheiten, welche durch sein Journal wider seinen Willen verbreitet worden seyn können, auch in demselben zuerst berichtiget werden. Ich glaube daher, bei der Bekanntmachung des hier beifolgenden Aufsatzes Ihrem Bemerker den Vortritt lassen zu müssen. Da aber leider Ihre geschätzte Zeitschrift

hier nicht zu haben ist, so möchten Ew. Wohlgeboren mich gefälligst in Kenntniß setzen auf privatbrieflichem Wege, ob Sie von diesem Vortritte Gebrauch machen wollen oder nicht. Hochachtungsvoll Ew. Wohlgeboren ergebenster Müllner."

Was er hier Unwahrheiten nennt, war wissenschaftliche Entgegnung des Procurator Merkel in Cassel (als Schriftsteller „Kroneisler") hinsichtlich fehlerhaften Lateins, wobei Müllner sein Unrecht nicht einsehen wollte, und es doch mit aller rechtsverdreherischen Schlängelei nicht von sich abschütteln konnte. Es versteht sich von selbst, daß ich seine Entgegnungen — es wurden mehrere — aufnahm. Die kleinliche, nur behülfliche Bosheit gegen den „Gesellschafter" machte mich lachen, denn es war mir bekannt, daß ihm in Weißenfels der Leserkreis nicht fehlte, und Müllner selbst mußte ihn doch vor sich haben, als er seine erste Entgegnung schrieb. — Jener Zuschrift war eine gedruckte Anzeige der von ihm für das Jahr 1823 als „Kotzebue's Schatten" herauszugebenden „Hekate" beigelegt, und Müllner hat darauf geschrieben: „Zu gefälliger Notiznahme." — Wahrscheinlich sollte ich möglichst rasch erfahren, daß er nun bald eine eigene Zeitschrift gegen mich bewaffnen könne.

Im Jahre 1822 waren die Leipziger Kämpfe auch mit drei Prozessen verbunden, die Müllner gegen Brockhaus „angestrengt" hatte, wie man zu sagen pflegt. Ich wurde mit hineingezogen, obwohl ich bis dahin mich persönlich möglichst frei hielt von

dem Wortgemetzel, das auch dem „Bemerker" des „Gesellschafter", bei all meiner Abneigung, nicht gänzlich fern zu halten war. Im September genannten Jahres schickte mir Brockhaus einen mit keiner Unterschrift begabten Aufsatz, den ich im Gefühl der Rechtspflicht dem Sachlichen nach aufzunehmen, in Betracht des Wortausdrucks jedoch abzuweisen hatte. Dies meinerseits darlegend, empfing ich von Brockhaus die Vollmacht, meiner Ansicht gemäß zu mildern; dennoch unterrichtete ich mich bei einem mit der bezüglichen Angelegenheit vertrauten Gesetzkundigen in Leipzig genauer, und er verbürgte die Wahrheit des Brockhausischen Berichts. Erst dann erschien — nachdem der Aufsatz schon vier Wochen vorher ohne Milderung durch das Intelligenzblatt der „Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung" verbreitet worden war — das Eingesandte: „Drei Fragen bei Gelegenheit einer gewissen Bekanntmachung, gewisse gerichtliche Abbitten betreffend" (1822. Bl. 181. „Bemerker" 16), und weiterhin wird sich der im Ausdruck ganz unsträflich gewordene Gegenstand klar machen.

Am 31. Dezember 1822 schrieb mir nun aus Halle der Professor Schütz (damals Müllner's Schildträger): der Weißenfelser wolle Brockhaus abermals verklagen, auch gegen mich sey ein Prozeß beabsichtigt, er empfehle sich als Vermittler. Nächst dem erhielt ich an demselben Tage ein Schreiben von dem Geheimen Finanzrath v. Grunenthal, den ich früher mit Müllner, auf dessen Ersuchen,

in Berührung gebracht hatte: auch Grunenthal, mir in Berlin nahe, wollte vermitteln, wozu er für das Beste erachtete, auf Müllner's Forderung einer, „unter Erbietung zum Eide gerichtliche Nennung des Einsenders einzugehen." — Daß ich dies unnachgiebig verweigern mußte, begreift sich leicht, um so mehr, als es deutlich ausgesprochen wurde, es solle ein neuer Prozeß „angestrengt" werden gegen den damals schon todeskranken Brockhaus. Andererseits erklärte ich mich aber bereit: vollen Raum zu überlassen jeder in Anständigkeit gehaltenen Entgegnung, oder auch diese selbst zu schreiben, wenn hinsichts der „drei Fragen" thatsächliche Unwahrheit mir einleuchtend erwiesen würde. Dies leitete der schlaue Weißenfelser damit ab, daß er Herrn von Grunenthal brieflich antwortete: ich möge die „Berichtigung" übernehmen, denn „er wisse, ich sey hinlänglich in Kenntniß, um ihm Genugthuung zu geben." Eine solche Ansicht und so unbedingte Kenntniß fehlte mir, ich wollte mich jedoch nicht zurückziehen; mir blieb also nur übrig, mich von Leipzig aus amtlich belehren zu lassen, weshalb ich die dortige Gerichtsbehörde ersuchte, auf meine Kosten mir eine Abschrift der bezüglichen Verhandlung zu gewähren. Sie ward mir gewährt, ohne Kostenansatz, und in dem beigelegten Schreiben sagte man mir: „Sie sind in redlicher Vertheidigung eines unserer Mitbürger, denn Müllner hat Brockhaus ärger beleidigt, als er ihn, kann aber wider Jenen nicht zu seinem Recht kommen, weil ihm die Verjährungsfrist im preußischen Staat

entgegensteht." — Ich ließ nun den von Weißenfels aus in schadenfroher Weise verbreiteten Anlaß des kleinlichen Zwistes und den Kern der Mittheilung aus Leipzig abdrucken (1823. Bl. 29. „Bemerker" 4), mit Vor- und Nachrede, genau so, wie es hier erneuert ist:

„Berichtigung und Erklärung.

Der „Bemerker" Nr. 16 (1822) enthält in dem Aufsatze: „Drei Fragen bei Gelegenheit einer gewissen Bekanntmachung, gewisse gerichtliche Abbitten betreffend", unter §. III Folgendes:

„Dabei macht der Triumphirende aus einer einzigen gerichtlichen Handlung, einem um Verzeihung Ersuchen, einem bekräftigenden, ehrlich gemeinten Handschlage und einem Protokolle drei gerichtliche Handlungen, drei Abbitten, drei Protokolle u. s. w."

Es wird dies auf Hrn. Hofrath Müllner bezogen, der neulich in einer Streitsache mit Hrn. Brockhaus eine Anzeige, drei Abbitten enthaltend, drucken ließ. Da mir aber eine beglaubigte Abschrift des Aktenstücks mitgetheilt worden, welche genau übereinstimmt mit Hrn. Müllner's Bekanntmachung in mehreren Zeitschriften, so ist obiger Satz hinsichtlich der daraus gefolgerten Eigenmächtigkeit u. s. w. zu ändern oder zu motiviren nach unten stehendem, von mir eingeholtem Bericht aus Leipzig:

„Ihre Erkundigung: hat Brockhaus an Müllner eine Abbitte, ein für allemal, geleistet, oder drei nach

einander? beantwortet sich am besten durch das Original-Protokoll.*) — Im Termin selbst wurde Brockhaus (in Gegenwart des Dr. Kind, Müllner's Bevollmächtigten) so angeredet: „Sie haben uns angezeigt, daß Sie auf die Ihnen noch offen stehenden Appellationen an den Königl. Geheimen Rath u. s. w. Verzicht leisten und sich den Drei in den vom Hrn. Hofrath Müllner gegen Sie anhängig gemachten Injurien-Sachen gefällten Urtheilen unterwerfen wollen? Ist das noch Ihre Absicht?“ — Brockhaus antwortete hierauf „Ja!“ — Der Deputirte des Stadtgerichts wendet sich nun an den Aktuar und trägt diesem auf, das Protokoll abzufassen. Dieser faßt das Protokoll ab, das Sie inliegend zu Ihrer Notiz finden; als es fertig, liest er es vor und fragt, ob beide Theile es genehmigen, das dann wieder mit einem „Ja!“ geschieht, worauf der Stadtgerichts-Deputirte sowohl den Dr. Kind als Brockhaus einladet, sich zum Beweise der Aussöhnung die Hände zu geben. Dies ist der Verlauf, und Brockhaus hat also in der ganzen Verhandlung nur zwei Mal Ja

„*) Aus diesem, zu meiner Notiz beigelegten Protokoll glaube ich den eigentlichsten Punkt mittheilen zu müssen. Hr. Brockhaus erklärt: es sey ihm leid, daß er der Ehre des Hrn. Hofraths Dr. Müllner in den wider denselben im Druck herausgegebenen Schriften, namentlich a) in dem 1sten Stück der „Mülleriana“; b) in dem zweiten Stück, als der Fortsetzung derselben, und c) in dem Aufsatz: „Letztes Wort in Sachen des Herrn Müllner in Weißenfels“, durch die gegen ihn beleidigenden Aeusserungen zu nahe getreten sey und er bitte dieserhalb um Verzeihung.“ D. H.“

gesagt. — Da indessen alle einzelnen Prozeß-Verhandlungen durch das beizuschreibende Protokoll über die Art der Erledigung der Schluß-Erkenntnisse vervollständigt werden müssen, so hat sich Hr. Hofrath Müllner von dieser Schluß-Registratur der dritten Akten-Sammlung eine Abschrift geben und diese drucken lassen."

Dies der Bericht! Indem ich nun referirt und die mir bekannt gewordenen Mittel gegeben habe, um den Irrthum in dieser Angelegenheit möglichst zu beseitigen, überlasse ich es den geehrten Lesern, Alles selbst abzuwägen, indem mir, so weit ich dies bewirken kann, daran liegt, in meiner Zeitschrift jedes Unrecht zu verhindern, ohne mich übrigens in fremde Streitigkeiten näher einzumischen.

Der Herausgeber."

Jetzt glaubte ich auf Grund der amtlichen Darlegung bei fühlbarem Zweck des Ausgleichens gethan zu haben, was in diesem Verwickelten meine Umsicht vermochte. Angeblich war aber von mir noch in Steigerung gefrevelt, denn Müllner, der hauptsächlich nur danach strebte: Brockhaus solle als Einsender der „drei Fragen" offenkundig werden, um ihn weiter verfolgen zu können, schrieb mir alsbald selber:

„Weißenfels, am 27. Februar 1823.

Wohlgeborner Herr Professor!

Der Geheime Finanzrath von Grunenthal hat mir den Bemerker Nr. 4. mitgetheilt, in welchem Sie das gegen mich gerichtete, aber mich nicht nennende

anonyme Pasquill öffentlich und namentlich auf mich bezogen haben. Ich verkenne zwar die Absicht nicht; aber Sie haben dadurch mein Verhältniß zu Ihnen in rechtlicher Beziehung weit schwieriger und bösartiger gemacht, und ich muß Sie nun ergebenst bitten, mir umlaufend den unmittelbaren Einsender zu nennen, der reinen Wahrheit gemäß, und so, wie Sie es vor Gericht beweisen und erforderlichen Falles eidlich bestärken können. Hochachtungsvoll und ergebenst Müllner."

Durch Beifügung 2er Expl. des Bemerkers Nr. 4 verbinden Sie mich."

Mit einer Rechtfertigung meiner friedlichen Absicht sandte ich ihm die zwei Exemplare, verweigerte jedoch wiederholt den Verrath. Müllner meinte, die mehrseitig brieflich gehäufte Folter würde mich umstimmen; ich antwortete stets mit Ruhe, und endlich ließ er einem neuen, ebenfalls unwirksamen Anmahnen rasch diese Hinweisung folgen:

„Weißenfels, am 16. März 1823.

Ew. Wohlgeboren

glaube ich benachrichtigen zu müssen, daß Ihre Antwort auf meinen letzten Brief, die ich mir umlaufend erbat, bei mir nun zu spät eintreffen würde, indem ich bereits dem Herrn Justiz-Commissarius Bauer in Berlin Auftrag gegeben habe, die Sache anhängig zu machen. Dies ist geschehen in der Voraussetzung, daß Sie mit meinem Pasquillanten in Verhältnissen stehen, welche Ihnen rathen, sich zur Nennung desselben lieber zwingen zu lassen. Wäre dem anders,

so dient Ihnen vielleicht obige Anzeige des Machthabers, sich Kosten zu ersparen. Hochachtungsvoll und ergebenst Müllner."

Nochmals versuchte ich in meiner Scheu vor Prozessen und dem damit verbundenen Zeitverlust, mir Frieden zu schaffen. In einem Briefe vom 26. März verstärkt aber Müllner die Drohung mit dem Königlichen Hausvogtei-Gericht; ich erwiderte in demselben Sinne wie bisher.

Offenbar spielt der Groll gegen mich mit bei dem von ihm beliebten Gerichtsweg, denn man hätte zu glauben, er würde eher die Redaktion oder den Verleger der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung", die jene „Drei Fragen" ohne Milderung aufgenommen hatte, verklagt haben. — Es war nicht so; der Prozeß gegen mich begann, ich wählte den Justizrath Krause zu meinem Anwalt, und nach vielen Terminen schloß er sich am 6. Februar 1824 durch das hier angereihte Erkenntniß, aus dem auch zu ersehen ist, wie Grauenvolles der „Weißenfelser Dey" gegen den „Gesellschafter" beantragte.

„In Injurien Sachen des Hofraths Dr. Müllner zu Weißenfels, Klägers, wider den Professor Gubitz hieselbst, Verklagten,

Erkennt das Königl. Hausvogtei Gericht, den Akten gemäß, hierdurch für Recht:

Daß Kläger mit der gegen den Verklagten angebrachten Klage, wie hiermit geschieht, lediglich ab und zur Ruhe zu verweisen, derselbe auch die Kosten

des Prozesses allein zu tragen und respective dem Gegentheil zu erstatten gehalten. Von Rechtswegen.

Gründe.

Die Klage gründet sich auf zwei Aufsätze, welche in der Zeitung der Ereignisse und Ansichten genannten Beilage (verbunden mit „Bemerker") einer hier unter dem Titel „der Gesellschafter" erscheinenden Zeitschrift enthalten sind. Beide Aufsätze betreffen eine früher durch den Kläger veranlaßte Bekanntmachung in der Leipziger „Litteratur-Zeitung", nach welcher ihm der Buchhändler Brockhaus drei Abbitten in drei gegen denselben erhobenen Injurien-Prozessen geleistet hatte. In dem ersten der in Bezug genommenen Aufsätze wird der Kläger nicht genannt, dessen Person aber durch Beurtheilung der gedachten Bekanntmachung bezeichnet und behauptet, daß dieselbe nicht dem wahren Hergange der Sache gemäß sey.

Der zweite Aufsatz, welcher bei dem 29. Blatte des Gesellschafters von 1823 ausgegeben ist, und der von dem verklagten Herausgeber dieses Blattes herrührt, bemerkt, daß jener erste Artikel auf den Kläger bezogen werde, und bringt dann den der Sache zum Grunde liegenden Vorgang so vor, wie ihn der Verfasser durch sichere Erfahrung gebracht zu haben angiebt. Auf diesen späteren Artikel stützt sich Kläger, wenn er anträgt, den Verklagten als Verfasser eines Pasquills zur gesetzlichen Strafe zu ziehen, auch ein Exemplar des Blattes, worin sich der Aufsatz befindet, durch den Gerichtsdiener zerreißen und

mit Füßen treten zu lassen, und durch den früheren Aufsatz hält Kläger sich für berechtigt, vom Verklagten die Nennung des Einsenders desselben zu verlangen; er glaubte ferner, darauf antragen zu dürfen, daß auf den Fall die zum eben gedachten Zweck zu verhängende Executio ad faciendum ohne Erfolg bleibe, im Erkenntnisse festgesetzt werden müsse, daß ein Exemplar des den älteren Aufsatz enthaltenden Blattes durch den Henker auf öffentlichem Platze verbrannt und der Verklagte mit der Strafe des Pasquillanten zu belegen sey.

Beiden Anträgen widerspricht der Verklagte mit Bestande Rechtens.

Denn in dem neuen Journal-Artikel ist an und für sich g a r n i c h t s enthalten, was zur Ehrenkränkung des Klägers gereichen könnte; Letzterer hat darin auch nicht einmal einen Ausdruck oder eine Behauptung als injuriös herausheben können, und die ganze Fassung des Artikels beweißt genügend, daß der Verklagte bemüht war, das, was der frühere Aufsatz für Kläger Beleidigendes gehabt haben möchte, durch eine richtige Darstellung zu heben. Wenn aber der Kläger auch darin eine neue Injurie findet, daß der Verklagte in dem zweiten Artikel bemerkt, man bezöge den älteren Aufsatz auf den Kläger Müllner, so ist dies eben so wenig begründet, als man eine Injurie in einer Abbitte finden könnte, wenn der Beleidiger früher nur die Person dessen, den er an seiner Ehre kränken wollte, bezeichnet gehabt, dessen Namen aber bei der geleisteten Abbitte genannt hätte.

Sonach erlediget sich dieser erste Antrag, und um so mehr, als das Zerreißen und Zertreten eines Pasquills zu der längst durch bekannte Vorschriften, den Königl. Befehl vom 1. Februar 1811. Gesetzsammlung pag. 149 abgeschafften Privatgenugthuung gehört.

Die Anträge, zu denen sich der Kläger durch den älteren Aufsatz berechtiget hielt, sind verjährt, und zum Theil durch die jetzt geltende Gesetzgebung verworfen.

Allerdings soll nach

§. 624 des Allgemeinen Landrechts Th. 2. Tit. 20. wenn der Urheber eines Pasquills nicht ausgemittelt werden kann, die Strafe gegen den Drucker und Verleger verdoppelt werden, und ein Gleiches möchte für den Herausgeber einer Zeitschrift anzunehmen seyn. Allein eben, weil diese Strafe ihnen angedroht ist, sie mithin selbst in dem bezeichneten Falle als Injurianten angesehen werden, so muß auch die Klage gegen sie in der für Injurien Klagen bestimmten Verjährungs-Frist angebracht werden.

Diese Frist ist nach

§. 659 des Allgemeinen Landrechts Thl. 2. Tit. 20 eine dreimonatliche. Der Kläger hat nun geständlich den älteren betreffenden Aufsatz schon am 28. November 1822 gekannt, seine Klage dagegen ist erst am 16. April 1823, also nach Ablauf der Verjährungs-Frist, eingekommen.

So finden also diese Anträge nicht mehr statt, und eben das, was schon Hinsichts des Zerreißens und Zertretens der Pasquille gesagt ist, findet auch

hier Hinsichts des Antrags auf öffentliches Verbrennen durch den Henker Anwendung.

Dem Kläger fallen als allein unterliegenden Theil nach §. 2. der Allgemeinen Gerichts-Ordnung Th. 1. Tit. 23. alle Kosten allein zur Last, und war demnach überall nicht anders als geschehen zu erkennen.

Urkundlich unter des Königl. Hausvoigtei-Gerichts Siegel und Unterschrift. v. Hermann."

Berlin, den 6. Februar 1824.

Brockhaus hat leider dies Erkenntniß nicht erlebt, er starb am 20. August 1823; — Müllner aber las es wahrscheinlich mit um so empfindlicheren Verdruß, weil er auch als Jurist wegen mangelhafter Gesetzeskunde sich bezichtigt fühlen mußte.

Die mir entstandenen Kosten ließ ich von dem mich nun nicht weiter brieflich anfechtenden Weißenfelser nicht einziehen, obwohl mein in allem Betracht achtungswerther Anwalt sagte: ich thäte unrecht; einen so Händelsüchtigen müsse man in jeder rechtlich dargebotenen Weise bestrafen. Auch habe ich bisher über diesen Prozeß nichts veröffentlicht, obschon Müllner vor der Entscheidung sich hälliges Hinzeigen erlaubte.

Der Briefwechsel mit ihm hatte nun für immer ein Ende, und ich suchte es fortwährend möglichst zu vermeiden, daß er mich der Rache beschuldigen könne. Bei seinen ausdauernden Kämpfen gegen Alle, die seine Trauerspiele nicht begünstigten, es sogar in Schutz nahmen, daß man sie von der Bühne ent-

fernte, gab ich einem Leipziger Bericht („Gesellschafter" 1827. Bl. 143) aus voller, noch jetzt in mir lebenden Ueberzeugung die Nachbemerkung: „Ich halt' es für unrecht, daß „Yngurd" und „Die Albaneserin" von den Repertoire's solcher Bühnen verschwinden, die das dazu nöthige Personal haben; denn, wie auch die Kritik über beide Stücke urtheilen und Manches daran mit Grund tadeln mag, — man wird dennoch zugeben müssen, daß wir jetzt nicht eben bessere neue Trauerspiele auf der Bühne sehen." — Bei Besprechung der Gesammt-Ausgabe seiner „dramatischen Werke" (1828. Bl. 52) äußerte ich zwischeninne, mit Bezug auf seine Erklärung, daß er vom Bühnenwesen sich trenne, ebenfalls: „Wie sehr verschieden die Urtheile über Müllner's Wirksamkeit für die Bühne waren und noch seyn mögen, darin stimmen die als redlich anzunehmenden feindlichen Kritiker mit den freundschaftlichen überein: ihm stehe ein so bedeutendes Talent zu Gebot, wie es von keinem der neueren dramatischen Dichter übertroffen wird. Meist gab eine abweichende Ansicht über die Grundlage seiner Tragik den Anlaß zum Streit; die eigensinnige Beharrlichkeit, mit der Müllner an jener antiken Schicksals-Idee festhielt, die nun einmal von seinem adoptirten, aus dem Aristoteles hervorgegangenen Glaubensbekenntnisse unzertrennlich schien, machte bisher einen Frieden unmöglich und ward wohl die nächste Veranlassung, daß er seine Thätigkeit der Bühne entzog, wenn wir auch übrigens einen zweiten Grund, die unerträgliche gesetz- und

schutzlose Stellung der Bühnen-Dichter zu den Bühnen-Directoren, dabei ebenfalls gelten lassen. Wie sehr der Verlust Müllner's für die Dramatik zu bedauern ist, wurde im „Gesellschafter" öfter ausgesprochen; vielleicht hilft es, wenn wir es abermals wiederholen, wie höchst unrecht wir es finden, daß er bei einem so ausgezeichneten Beruf der deutschen Bühne seine Hülfe entzieht. Ein schöneres „vielleicht" denken wir uns darin, daß er die Beharrlichkeit bei jenen Ideen mäßigt, wenn er endlich der Entsagung aller ferneren Theilnahme an den Bemühungen, der deutschen Bühne aufzuhelfen, sich entschlägt." — Das ist gedruckt im März 1828, und am 11. Juni 1829 war das irdische Leben Müllner's schon beendet, in seinem fünfundfunfzigsten Altersjahre.

Wenn man sein Thun und Treiben im Gesammten betrachtet, so wird er uns auch im Reiche der Dichtung ein sinnredender Advokat. Nachdem er als solcher sich nicht mehr für Andere beschäftigte, war er es sich allein, suchte mit eifrigstem Umhertrachten Ruhm und Erwerb durch dichterisches und kritisirendes Schriftenthum, ward aber als sein eigener Anwalt oft einzig sich verderblich. Dabei ist allerdings auch seine durch Staatsveränderung mißlich gewordene Stellung zu beachten. Unerwartet aus dem sächsischen zum preußischen Unterthan geworden, hätte er auch heimisch werden müssen in der breit und weitläufigen Gesetzesfülle. Das war eine mühevolle Zumuthung für den bereits fast vierzigjährigen Mann, er fand es gerathener und anlockender, sich

und seine Familie durch se dichterisches Talent zu ernähren, und da ihm Iffland entgegenkam, wurde der Entschluß rasch befestigt. Weil aber Dichtung und Kritik ihm Broderwerb seyn sollten, weil außerdem die Eitelkeit bei einem erst in späterem Alter zu Ruhm gelangenden Talent eher hartnäckiger wird, als sich mildert, sah Müllner in jeder Aeußerung gegen seine Thätigkeit ein Verbrechen an seinem geistigen und leiblichen Wohl, und ich bin der Meinung, daß er oft selbst glaubte, er befinde sich in der Nothwehr, indem er meistens Andern die Noth aufzwang, sich wehren zu müssen. — Unleugbar hat er selten — nie möchte ich nicht sagen — für das Edelgeistige, das wahrhaft Erhebende, verwaltend nur für seine persönliche Erhebung gekämpft; er hat ohne Unterscheiden Jeden, der ihm schmeichelte, zum Glanz tragen, jeden Gegner, war dieser auch im gesundesten Recht, zermalmen und in den Staub treten wollen. Aber dennoch, nicht nur bei dem Besten, oft sogar bei dem Schlimmsten, was er that, sind ihm, gemäß meiner Ansicht, Talent und Scharfsinn gewiß nicht abzusprechen. In solchem Empfinden hielt ich stets mich abgesondert von Denen, die nach dem Tode Müllner's ihn mehr schwärzten, als er für sein Andenken verschuldete, und gern habe ich ihm noch während seines Lebens, wie schon nachgewiesen ist, so auch hier, die Achtung bezeugt, die bei seinem Leben nicht zum Frieden mit ihm hinreichte, mir ihn jedoch innen sicherte auch während der durch ihn erlittenen Kränkungen und Quälereien.

Um aber im Aufzeichnen meiner Erlebnisse mit dem „Dey von Weißenfels" mich völlig abzufinden, muß ich noch einer Frau gedenken, die auch durch ihn zu dulden hatte, und daran erinnern, es werde schon im ersten Bande bei den Mittheilungen über Müllner aus einem seiner Briefe erfaßlich, er habe Groll gehegt gegen Therese Huber, die damals bei der Redaktion des „Morgenblatt" thätig war. Daß ihn die würdige Frau — von Goethe „die treue und in vieler Hinsicht schätzenswerthe Gattin Huber's" genannt — richtig beurtheilte, ohne die Werthseite seines scharfen, leider vom Dünkelstolz verwickelt durchbitterten und durchätzten Verstandes abzuleugnen, werden Briefe von ihr bezeugen. Die inhaltreiche Lebensgeschichte der Therese Huber sey hier nicht in Länge gezogen, es genügen wenige Andeutungen, um ihre, durch Wissen und Erfahrung erwiesene Berufsthätigkeit zu schriftstellerischem Einwirken glaubhaft zu finden.

Sie war die Tochter des umfangsweit gelehrten und mannhaft trefflichen Gottlob Heyne in Göttingen, hatte im Elternhause, wo Herder, beide Stolberg, Bürger, Voß, Boje, Dohm, Brandes und noch mehrere geistig Ausgezeichnete sich gesellig zusammenfanden, mannigfache sinntiefe Eindrücke empfangen. Zweimal verheirathet an Namhafte, Georg Forster und Ludwig Ferdinand Huber, wurde sie mit schweren Schicksalen vertraut, und mußte sich zuletzt völlig durch eigene Kraft, durch umsichtiges Bestreben vor der äußersten Noth retten.

Das hat sie gethan nach dem Tode ihres zweiten Gatten in den Jahren 1805 bis zu ihrem Lebensende.

Mit Therese Huber nie persönlich bekannt geworden, schickte ich ihr, in Achtung ihrer muthvollen Selbsthülfe gegen mannigfache Bedrängnisse, auch neben der Sorge für den „Gesellschafter" noch zuweilen Beiträgliches zum „Morgenblatt" bis zum Jahr 1823, und lasse sie jetzt sich selber näher zeigen im dazu hinreichenden Lichte aus ihren brieflichen Aeußerungen, die zugleich etwas mitbringen über Zeitgeschichtliches. — Daß ich des Zusammenhangs wegen mitunter eine Ueberschätzung meines Thatwesens mußte unbeseitigt lassen, wird man hoffentlich nicht so deuten, um mich dabei zu verkennen. Meine Rechtfertigung begründet sich schon dadurch, daß diese Briefe beinahe ein halbes Jahrhundert von der Oeffentlichkeit entfernt blieben, und jetzt möge deren Anreihen dies Vorwortliche beschließen, nur dazwischen die Erläuterung sich einordnen.

I.

„Stuttgart, 3. März 1819.

Werther Herr!

Ich benutze die Bitte Herrn Usteri's aus Zürich: ihm Briefe mitzugeben, um Ihr freundliches Schreiben zu beantworten. Der junge Mann, ein Neffe des Naturforscher Usteri, der als Staatsmann seinem Vaterland sehr werth ist, will in Berlin Theologie studiren. Das hätte der alte Friedrich doch kaum glauben können, daß man in seiner Hauptstadt die

rechtgläubigsten Lutherthums Lehren suchen würde. Der junge Mann wird sich glücklich schätzen, Ihre Bekanntschaft zu haben, wenn er, als junger Fremder, sich auf einen angesehenen Mann zu berufen wünscht.

Also, mein werther Herr, kennen Sie jetzt die Qualen des Redaktionswesen? Dennoch haben Sie den Vortheil, eigener Herr des Geschäfts zu seyn und allein zu entscheiden. Denken Sie sich noch den Zuwachs von Unannehmlichkeit, wenn Sie nicht eigner Herr wären, sondern Einflüsse mancher Art mit innehemmungen hätten. Man könnte mir sagen: so wär' ich auch vor Verantwortlichkeit gesichert — allein, sollte es einmal zu dieser kommen, so kenne ich das alte Sprüchwort sehr gut, nach welchem der Schwächre die Zeche bezahlen muß. — O wenn ich erst meine Aufgabe gelöst habe und von diesem Berufe zurücktreten kann! — noch sehe ich's nicht vor mir, wann das seyn wird, sehne mich aber unendlich danach.

Ihr Lied vom „stummen Kinde" fand ich unter alten Morgenblatts-Beiträgen, die man mir aus Cotta's Comtoir schickte. Ich fand es sehr rührend, und wie mir das herzbrechende Schauspiel: „Die Waise und der Mörder" vorerzählt wurde, suchte ich es gleich auf und dachte: ist's auch gedruckt, so kennen's doch Viele so wenig wie du, und da freut es. Ich habe noch das Lied vom „Greise" von Ihnen, an das ich nicht ohne Wehmuth denke — das ist wohl längst gedruckt? ich weiß gar nicht mehr, woher ich's habe — Ach, mein guter Herr, man

braucht gar nicht sehr alt zu seyn, um auf Erden nichts mehr zu hoffen!

So eben war Haug da — ein guter Sterblicher! — und zeigte uns eine Erzählung, die er aus einem alten englischen Journal zusammen schreibt und — wie sie's Alle thun — als Original in irgend ein Blatt schickt. Er erzählte, wie er für eine andere ähnlicher Art 6 blanke Louis bekommen. Mein Sohn wollte ihm beweisen, daß Zusammenziehen nicht Erfinden hieß, wir lachten wie die Kobolde über Haug's Defension — am Ende sagte der junge Doktor: „Nun ja, für ein Bruchstück deutscher Geschichte, das uns zeigt, wer wir wären, giebt's keinen Platz, aber eine übersetzte Faselei wird mit 6 Louis bezahlt — das ischt halt d' Welt!" — O, sagte ich, wer doch lieber in einem Dorfe säß', und den Bauern Pillen verschriebe! — „Nun, nun! das soll auch kommen!" — bemerkte die junge Hoffnung — denn im 21. Jahre blickt man auf das Endlich leichtsinniger, wie im 60. auf das Morgen.*)

Also meine kleinen Geschichtchen haben Ihren Beifall? Gewiß, sobald ich einmal daran komme, biete ich Ihnen eine dergleichen an. Ich habe für das „Morgenblatt" so viele Aufsätze, daß ich mir ein

---

*) Der Einundzwanzigjährige ist Victor Huber, damals der Heilkunde nachstrebend, dann mehrseitig bedeutsamer Lehrer in mannigfacher Geschichtsforschung. Er hatte damals eine geschichtliche Abhandlung geschrieben, die nicht sogleich den Verleger fand.

Gewissen daraus mache, den meinen einen Platz zu geben, um den Andre werben. Ich war letzthin im Begriff, Ihnen eine Anzeige oder Parallele zwischen zwei Romanen zu senden — allein da ich Ihr Blatt nicht sehe, wußte ich nicht, ob Sie danach fragten, und schickte es Brockhaus; — wüßte ich, daß Sie es annähmen, so forderte ich's noch zurück — es war durch den Gegenstand pikant: „Gabriele", von Fr. Schoppenhauer und „Le Secret" von Frau v. Genlis.

Es freut mich, wenn Sie den Weg sehen, auf dem Müllner's ausgezeichneter Verstand seine wohlthätige Thätigkeit finden könnte. Er müßte ihn wahrscheinlich in das Gebiet des Gemüths führen, innerhalb welchen der Verstand am besten Selbstsucht und Eitelkeit abwehrt durch das einfältige Sprüchlein: „Und wenn ihr mit Menschen- und Engelzungen sprächt u. s. w." — Aber auch dann würde ich ihn zur Kritik verweisen, nicht zur Poesie. Wo er nicht kränken will, ist er als Kritiker, nach meinem Bedünken, sehr belehrend.

Cotta war todtkrank und genest langsam. Ich sorgte sehr für ihn und theilte seine mannigfache Bekümmernisse — denn ist ein Leiden minder nah, wenn ich es hätte meiden können? Und seiner Frau langsames Hinsterben an einem unheilbaren quälenden Lokalübel ist ganz zerreißend für diesen Mann, der nur in dem Schooß seiner Familie Glück — sucht. Gedeihen Ihrer Arbeit! Ich begrüße Ihre liebe

Frau, die Sie froh macht, also glücklich ist. Gott lasse Euch beisammen alt werden.

Mit herzlicher Achtung
Therese Huber.

Und Sie haben Ihren Vater stets bei sich? Sie Glücklicher! Ich bin seit 37 Jahren dem Vaterhause entfremdet, und wie ich im 48. wirklich Waise ward, fühlte ich mich verlassen wie ein Kind."

Die beiden in diesem Briefe erwähnten Gedichte sind auch in die von mir 1860 herausgegebene Sammlung aufgenommen.

Was Therese Huber über die Handgriffe sagt bei solcher Schriftstellerei, die überwiegend nur dem Gelderwerb fröhnt, ist sehr gemäßigt Dem gegenüber, was ich zu enthüllen hätte, und es wäre dabei noch von ganz andern Unterschieden als zwischen Zusammenziehen und Erfinden die Rede. — Den Lohnschreibern, die sich rasch und bequem im Abenteuerlichen mit fremden Federn schmücken, geht es übrigens bei der Lesemenge oft besser als Jenen, die eigenthümlich Gedanken- und Seelenvolles bieten. Gar Viele lesen am liebsten, was nicht des Lesens werth und nur Müßiggang des Kopfes ist.

Der Freundin Wunsch hinsichtlich meines Eheglücks hat sich — Gott sey Dank! — erfüllt, und dem allmächtigen Beschluß überlassen wir unsere Zukunft.

II.

„Stuttgart, 16. März 1819.

Geehrter Herr!

Sie fahren fort, mir Beweise Ihrer Theilnahme

und gütevollen Denkart zu geben, indem Sie sich mit meinem unbekannten Schützling Caroline Stein in einen unmittelbaren Verkehr setzten. — Die Summe, welche Sie mir als Honorar verheißen, bitte ich in der Leipziger Messe baar an Cotta's Handlungsdiener auszuzahlen, noch lieber aber sie ihm eingepackt und an mich überschrieben zuzustellen. In gewissen Verhältnissen kann man sich nur durch stillschweigendes Fortwandeln einen gewissen Grad Unabhängigkeit erhalten; da habe ich — als Weib immer die Schwächere — gefunden, daß man am mehrsten Hindernisse vermeidet, wenn man nur das Nothwendige mittheilt. Sie sind ein seelenkundiger Mann und werden das begreifen. Ich erwarte Schriftpakete aus Bayern, worin ich die Ihnen bestimmten Briefe finden werde. Mit Fritz Jacobi's Tode ist auch nun die Ursache gehoben, warum ich Forster's Briefe — besonders an Jacobi — nicht publicirte; der liebe, edle, reizbare Mensch hatte seine eigne Idee darüber. Nun möchte ich nur Zeit und Augen haben! — Wir waren persönlich in freundschaftlichen Verhältnissen.

Ich bitte Sie, den Ueberbringer dieses, Herrn Kocher, Musiker und Tonsetzer, mit Ihrer vollendeten Kenntniß des Berliner Publikums behülflich zu seyn. Er gab hier eine Oper: „Der Elfenkönig", Text von Neuffer, die Beifall erhielt. Da ich Wohlthun und Wohlwollen mit evangelischem Köhlerglauben hochschätze, fordre ich's nur von den Edleren, Besseren, und bin daher nicht leichtsinnig, wenn ich's von Ihnen

für diesen Künstler erbitte. Er hat Briefe an Graf Brühl — aber ein Mann von geistigem Einfluß ist oft nützlicher als ein Graf.

Leben Sie wohl, mein geehrter Herr! Mit wahrer Theilnahme und Achtung Ihre ergebenste

Therese Huber."

Die bezeichnete Oper hat in Berlin den Weg zur Bühne nicht gefunden, denn Graf Brühl wollte nicht darüber entscheiden, weil die Ankunft Spontini's bereits erwartet wurde, und wie Dieser fast unbedingt nur an sich dachte, das wird hervorleuchten, wenn ich die Begegnisse mit ihm zu erzählen habe. — Daß aber Therese Huber meinem Einfluß mehr zutraute, als sich bewahrheiten läßt, muß ich anmerken, in dem hier Bezüglichen auch mit deshalb, weil ich zur Beurtheilung einer „Partitur" ungeeignet bin. Mein geringer Einfluß konnte doch nur auf richtigem Wege seyn im Einverständniß mit dem zu Empfehlenden, also nicht in Einmischung bei Gegenständen, die meiner Einsicht verschlossen sind.

III.

Stuttgart, 12. Mai 1819.

Ich halte mein Versprechen wegen eines Forster'schen Briefes. Mein Interesse macht es jetzt wünschenswerth, an ihn und seinen Briefwechsel zu erinnern, weil der verehrte alte Freund, dessen Denkart ich dadurch schonte, Forster's Briefe nicht bekannt zu machen, nun entschlafen ist. Es war der alte Jacobi. Bei der Erscheinung von Körte's Samm-

lung der Gleim-, Müller- und Heine'schen Briefe erklärte er sich so heftig und ängstlich darüber, daß ich sein Alter weder mit Widerspruch noch Widerhandeln kränken durfte. Nun wünsche ich eine Auswahl von Forster's Briefen zu publiciren und seine Lebensgeschichte auszuarbeiten. Zu diesem Ende scheint es mir dienlich, daß einige einzelne Briefe an ihn erinnern. Ich habe die Zuversicht, daß Sie meine ratures heilig ausgestrichen halten.

Sie werden aus dem Morgenblatt sehen, daß Müllner ein rüstiger Arbeiter, besonders im „Literatur-Blatt" ist. Seinen Plan, Grillparzer unter zu halten, verfolgt er lächerlich, lobt deshalb Matthias Collin mit bewunderungswürdigem Ernst. Doch sind diese Kritiken wenigstens mit aufmerksamer Behandlung des Gegenstandes abgefaßt. Heute mußte ich aber einen kleinen Aufsatz in's Morgenblatt nehmen, der an altfränkischer Plattheit, meines Bedünkens nach, seinesgleichen sucht. Sie finden ihn Nr. 118 und 119 unter dem Titel: „Becker und Necker" es ist eine Turlupinade wegen dem Leipziger Taschenbuch. Das Manuscript kam schon vor mehreren Wochen, ich bat Hrn. v. Cotta, es zu prüfen: ob es einen Platz verdiene, — er hat den Entschluß gefaßt, nichts von Müllner abzuweisen — doch glaubte ich, nach einiger Zeit würde er den richtigen Gesichtspunkt fassen. Jetzt muß Müllner an den Aufsatz erinnert haben, ich bat Cotta nochmals, ihn wieder zu lesen: allein der gute Mann verleugnet lieber seinen gesunden Geschmack, und bittet mich, den Druck

nicht zu hindern. Ich gestehe, daß etwas so gänzlich Gemeines mich mehr verdrießt wie etwas Unbilliges, wenn es von Seiten der Ehre des Blattes betrachtet wird. Wirklich thut man dem Blatt einen Gefallen, wenn man gegen so gänzlich verfehlte Witzeleien, Bemerkungen einrückte — zum Theil um Müllner zu zeigen, daß seine Aufsätze nicht ausschließend bewundert werden, und zum Theil, um mein Urtheil als Redaktion zu rechtfertigen, gegen Cotta. Ich bin streng gegen mich, um zu erfahren: ob weibliche Superfeinheit, ob gallizirter Geschmack, ob gar persönliche Abneigung gegen Müllner mich leitet (gegen Müllner und gegen jeden Gegenstand des Urtheils) ich glaube aber redlich: Nein; es ist meine redliche Einsicht, die dieses Urtheil fällt.

Eben so mußte ich heute einen Aufsatz aufnehmen — „Rathgeben durch Fabeln“ — in dem ein Herr Griesinger allhier breit darthut: es sey so gefährlich, so schwer, so unmöglich zu thun, Fürsten die Wahrheit zu sagen, daß die Fabel das einzige Mittel dazu sey. Dem zum Beleg erzählt er die uralte Geschichte von dem Vezier, der die Vögelsprache zu verstehen vorgab. Ich bemerkte gegen Cotta: dieses Mittel, durch Fabeln zu sprechen, scheine mir in diesem Augenblick sehr entbehrlich, wo man den Fürsten auf jedem Wege jede Wahrheit sagen kann, und die hinzugefügte Fabel selbst stehe vom Aesop bis Gay in allen Fabelbüchern — aber ich mußte die Plattitüde drucken lassen, — weil der gute, oft weiche Mann dem Hausfreund diese Ehre nicht abschlagen

kann. Das sind menschliche Begegnisse, die wohl bei jeder Redaktion vorgehen, aber dem Einen oder dem Andern dabei Beschäftigten immer peinlich sind.

Man sagt hier, Benzel-Sternau werde Finanzminister (hierselbst). Mir machte es Freude, er ist ein alter Bekannter von mir, ein Mann, den ich sehr schätze. Etwas muß hier geschehen, um die Stände versammeln zu können. Der junge Winzingerode soll Minister des Innern werden. Man ist auf die nächste Zeit sehr gespannt, da der Entschluß wegen der Stunde drängt. — —

Doch das wollen Sie von mir nicht wissen. — Ich verharre mit Achtung und Vertrauen als Ihre

ergebene

Therese Huber."

„Becker und Necker" ist eine fade Witzelei, eine Bosheit gegen Becker's „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen", gegen den Dichter Friedrich Kind und noch Einen, die Müllner's Werke nicht so rühmenswerth erachteten, wie es seine Selbstschätzung verlangte, weshalb er nicht Necker, sondern Schrecker seyn wollte.

Ein „Rathgeber durch Fabeln" ist gewiß nicht besonders eindringlich; Therese Huber wird es aber noch im Jahre 1819 durchgreifend erfahren haben, daß man leider in der Oeffentlichkeit nicht auf jedem, und vielleicht auf keinem graden Wege eine den Gewaltigen mißliebige Wahrheit völlig unverhüllt aussprechen kann: wobei es aber unbestritten bleibt, daß eine freiehrliche deutsche Deutlichkeit aller Vermänte-

lung vorzuziehen ist. Jedenfalls läßt sich aber eben so selten wie den Machthabern mannigfach gemischten Volks-Versammlungen mit unverlarvtem Freimuth Rath geben; auch da wird das alte Sprüchwort gelten: „Wahrheit findet nirgends Herberge", und sagt ein anderes Sprüchwort: „Wahrheit kriecht nicht in Mäuselöcher", mag man es ihr verzeihen, wenn sie zuweilen die Fabel als einen, ob auch engen Zufluchtsort betrachtet.

IV.

„Stuttgart, 25. Mai 1819.

Geehrter Herr!

Mein Brief vom 12. dieses wird Ihnen gezeigt haben, daß ich die Art, wie Müllner sich aussprechen durfte, mit Unmuth ertrug. Hr. v. Cotta ist seitdem — ganz unangeregt von mir — darauf gefallen, mir eine kleine Erklärung vorzulegen, in welcher gesagt wird: die Redaktion sey keine „geehrte Frau", womit viele Einsender sie anreden, sondern „vielköpfig": ich habe mit Freuden eingewilligt, sie drucken zu lassen. In wiefern die Köpfe Cerberus- und Hydra-Aehnlichkeit haben, wäre freilich eine artige Erörterung, und möchte endlich an des polnischen Reichstags Veto erinnern. Ich arbeite mit Freuden, um der Arbeit und ihres Lohnes willen: meines Sohnes Studiengelder — aber ich habe auch wirklich die Arbeit dabei. Sehr lieb ist es mir, wenn das Publikum nun weiß, daß ich nicht allein redigire, und ich glaube, daß Menschen wie Müllner

— wenn es deren giebt — einen Instinkt haben werden, wo das Veto gewirkt, doch hier paßt Veto nur als Einwirkung. Die Kritik von Wetzel und Horn hätte ich allein auch aufgenommen — vielleicht mit einigen gesänftigten Ausdrücken, aber ich meine, eine scharfe, ja unbillige Kritik sey gar nicht mit dem Unrecht der bösartigen Neckereien Müllner's zu vergleichen. (Ich unterscheide unbillig hier noch von bösartig, was jede Kritik mir scheint, welche vom Buch ab den Verfasser als Bürger und Mensch faßt.) Ich bin sehr begierig, die Krisis zu sehen, wo diese Müllner'sche Faveur endlich hingerathen wird. Wäre der Mann nicht bös, so würde ich mich seiner Thätigkeit freuen, denn Kraft und Scharfblick hat er. Ich bin daher selbst bereit, ihm durch Cotta die Anzeige von einigen interessanten Dingen aufzutragen, denn wo er nicht schaden will, urtheilt er gut. Meine Unparteilichkeit gegen ihn ist ordentlich eines der schönsten Kapitelchen meines Christenthums, denn der Mann hat mich unwürdig behandelt. Sie, mein mir fast unbekannter und doch so gütiger Freund, werden aber schon hie und da im Leben bemerkt haben, daß le diable ne perd rien bei den evangelischen feurigen Kohlen — ich mache mir darüber auch keine Täuschung, sondern suche mein Herz durch meinen Verstand milde zu erhalten mit meiner Anerkennung von Müllner's wirklichem Verdienst.

Sie werden mit dem Brief vom 12. einen Brief von Forster an Lichtenberg erhalten haben, hier sende ich Ihnen nun ein Gedicht eines Jünglings

von 20 Jahren, dessen Brief ich beilege, weil ich denke, der ältere Zeitgenosse müsse mit Theilnahme einen jüngeren neben sich erwachsen sehen, der ihm in irgend einem Fache rühmlich zur Seite zu stehen versprechen möchte. Das Veto hat dieses Gedicht aus der Ursach getroffen, „weil wir nur Vorzügliches im Morgenblatt aufnehmen sollten.“ Das walte Gott! — ob denn das Gedicht über Kotzebue's Ermordung, und das alte Pfeffel'sche, welches in des Ermordeten Rocktasche stack, vortrefflich war? Genug aber — ich halte (das beiliegende) nicht für schlecht; ja wenn der Karakter Ihres Blattes eine kleine Kritik desselben erlaubte, so wie ehemals Wieland im deutschen Merkur einzelne Gedichte kritisirte (z. B. Michaelis schöne Rhapsodie: „Allgewaltiger, den zu seines Thrones Füßen, Millionen Sphären ihren Herrscher grüßen“), so würde Ihr Blatt vielleicht einem wackern Jüngling zur Selbsterkenntniß helfen und die Bahn vorzeichnen. Diese Behandlung einzelner Versuche besserer Köpfe wünsche ich so sehnlich! Hier ist sie nicht zu erlangen. Unsre Köpfe versinken in Vetterschaft, Brod-, das heißt Shawl und Perkal-Sorgen, Spezeln (boulettes à la farine), sauern Wein, Höfeln und baare Schläfrigkeit, unendliches qui vive, Furcht, Persönlichkeit — wie heißt das Heer Ursachen: zu nichts Zeit, Lust, Kraft zu haben. Ich armes Weib im 56. Jahre, die der Welt 10 Kinder gab, und 30 Jahre außer dem Schuster nie einen fremden Arbeiter brauchte, 4 Kinder und 3 Enkel ohne alle Lehrer unterrichtete

(Sie haben meine älteste Tochter in Berlin, sie erzieht Goldbeck's Kinder), ich lerne noch täglich mehr arbeiten, und danke Gott oft mit Wehmuths-Thränen, daß er mir, da er mir schwere Bürden auflegte, 4 herrliche Kinder ließ und ungeschwächte Thätigkeit. Das ist keine Ruhmredigkeit — „Krieger schildern nach dem Streite gern das Drohen der Gefahr, zeigen statt der goldnen Beute lächelnd ihre Narben dar." — Und was Sie mir schreiben von Ihrer höchst rühmlichen Wirksamkeit brachte in mir ein freudiges Gefühl hervor: geistiger Verwandtschaft. Das Kleine darf zuweilen neben dem Größeren stehen — eines Weibes Herzenskraft neben des Mannes Geistesumfang. — Leben Sie wohl! Halten Sie Wort dem Morgenblatt, besonders aber bitte ich Sie, wenn Sie Cotta für sein Kunstblatt etwas Pikantes senden könnten, es zu thun. Mit herzlicher Achtung

Therese Huber."

Das Gedicht des „Jünglings" an eine mir unbekannte Schöne ist ein Strom des Entzückens, ungeläutert in Maaß- und Reimbildung; ich durfte meiner Zeitschrift die Aufnahme nicht zumuthen, und glaube mich im Recht, nachdem ich die Verse — mir sammt dem Briefe verblieben — jetzt nochmals gelesen habe. — Im geistigen Schaffen muß auch wohl die Selbsterkenntniß meist durch das Selbst und aus ihm hervorgehen; wer sich da nicht am hülfreichsten dient, dem wird wenig oder gar nicht zu helfen seyn. Daß man es versuche, ist ein liebenswürdiges Wünschen der Therese Huber; nur

müßte sich das Menschenleben zu jeder Verlängerung befähigen, um ein solches Wünschen neben dem Unerläßlichen bei der Schaar von Reimlustigen erfüllen zu können, und Wieland sah gewiß sehr bald ein, weshalb solche Versuche unheilsam sind.

V.

„Stuttgart, 22. Juni 1819.

Ich weiß nicht, werther Herr, ob ich Ihnen mit der Beilage recht komme? mir ist's lieb, wenn Sie's brauchen. — Cotta, der wahrscheinlich durch den jetzigen Moment wieder sehr — man sagt hier: verhofft, statt erschrocken — sehr verhofft ist, strich mir diese Bemerkungen über der Engländer Abgeschmacktheit und die Kunstnachbeterei, wahrscheinlich um den englischen Gesandten und um Boisseree nicht zu mißfallen; ich halt's aber für gut, die Menschen zu nöthigen, daß sie in's praktische Leben übertragen, was in den Büchern steht. Diese Trennung macht uns ja zu so miserabeln Gesellen.

Nun wohl, mag wahr seyn, was Sie über die Theilnahme an jungen Dichtern sagen; mein Vater machte es nicht so. Damals war es aber auch noch keine mer à boire. Ihr Unmuth über das Kritikenwesen ist wohl sehr billig. Ich lerne Details von Herzens- und Geisteskleinheit in diesem Punkt, die mich in Momenten isoliren im Geiste und im Herzen. Ich erschrak dieser Tage, als ich einer Frau Milde im Urtheil predigte, indem ich ihr zeigte, wie alles Unrecht der Menschen in der Nähe sich durch

Verkettung der Umstände minderte u. s. f. Sie sagte endlich: „Ihr ewiges Ruhigbleiben bei allem Unrecht, was Sie leiden und sehen, gründet sich auf Verachtung der Menschen; Sie erwarten so wenig Gutes von ihnen, als Laufen vom Lahmen." — Ich prüfte mich und glaube, sie hat Unrecht. Ueberall, wo ich nicht achte, hört meine Liebe auf, und ich liebe die Menschen — doch das gehört nicht daher.

Sie aber müßten mit leichtem Sinn diese Menschen bekriegen. Ich kenne Sie ja nicht, lieber Herr, aber Sie sprechen Klarheit der Ansicht, Seelenanstand aus, Sie haben eine Frau, die ihr Geistesinteresse auffaßt, Sie sind gut, sonst hätten Sie mich nicht zum Schwatzen gebracht — wahrlich, das ist wie eine Nationalarmee gegen Bundestruppen, oder Coalitions, wie's sonst hieß. — Jean Paul ist hier. Mit dem Bewundern des Publikums ist's nichts — der Stuttgarter bewundert nur sich — aber auch nicht — er rühmt sich nur, und ich — bewundere auch wenig — lieb gewinne ich ihn bei mehrmal sehen. Er hat etwas sehr Gutmüthiges und Kindliches — dann sein Glaube an seine Bewunderung, in Ursach und Wirkung, ist kindlich. Ich seh' ihn gern und mag ihn gern in kleiner Gesellschaft sehen, wo er etwas mehr bei der Klinge bleibt. Er bleibt einige Wochen hier. — Leben Sie wohl, bleiben Sie mir gewogen, so weit Sie mit mir zufrieden sind und übersehen den Rest. Therese Huber.

Da kommt eben noch Ihr Schreiben vom 16. Juni in meine Hände. Ihre beiden Schreiben sollen

von Morgen an nach einander gegeben werden. — Sie haben wohl Recht, wenn Sie diese Todtenfeier als interessant ansehen. Ich habe seit meinem 15ten Jahre, also nun 40 Jahre erzogen, und fand, daß ich viel Böses von den Kinderseelen fern hielt, indem ich leidenschaftlichen Thaten kein böses, sondern das sie begleitende gute Motiv gab, und nur die Leidenschaft tadelte und niederhalten lehrte; damit ward dem Bösen das Erdreich genommen, auf dem es wuchern konnte, und die Seele veredelt. Mit diesem Gepräng um des Menschen Tod wird das Erdreich geschwängert. Und haben wir denn vergessen, wie im Jahr 1788, und so fort, einzelne Thaten der Hebel wurden, weil man sie als Nationalangelegenheit behandelte?"

Jene Frage im Anfange dieses Briefes bezieht sich auf einen von mir nachher zum Druck geförderten Bericht über Mangel an echter Kunstbegeisterung bei den Engländern, und über Mittel, die Boisserée'sche Gemälde-Sammlung für Kunstkenntniß ersprießlicher werden zu lassen. — Bei dem Ausspruch über Todtenfeier ist die damals für Kotzebue gemeint, deren anbefohlene Ausführung auf der Bühne Berlins in den verschiedenen Auffassungen Zustimmen und Widerstreben veranlaßte.

VI.

„Stuttgart, 15. Januar 1820.

Geehrter Herr!

Es war mir ein sehr lieber Anblick, Ihre Handschrift einmal wieder unter den Einsendungen zu

sehen, und ich nehme den Auftrag des guten Reuffer zum Vorwand, Sie — mit kranken Augen, welche das stets verzweifelte Weibergekritzel ganz verschimpfiren — zu begrüßen im neuen Jahr, mit herzlichen Wünschen für Sie und Ihre Gattin. Ich habe einen ernsten Winter zu überstehen mit Kranksein und — Kränkung. Meine liebe bei mir lebende Tochter ist viel unpaß, und ich leide bitter an den Augen. — Das wäre nun nicht viel Hartes ohne die besonderen Umstände, daß diese Tochter, schön, lieb, geistvoll und 23 Jahr alt, seit Jahren unglücklich und kränkelnd ist, und daß meine kranken Augen für diese Tochter auch arbeiten müssen. Dagegen ist auch viel Lohnendes bei'm Ertragen und Erstreben — nur so lange erhalte mir Gott diese kranken Augen, bis mein Sohn sein Brod erwerben kann! — nur 3—4 Jahre; er ist gut und stark an Leib und Seele. — Da haben Sie schnell ein Stückchen Familiengeschichte.

Nun, haben Sie gesehen, in welche Nähe ich mit Müllner gerieth? Wie das geschah wollen wir nicht erörtern, und ob Cotta seinen Vortheil dabei finden wird, wollen wir abwarten. Sie sehen, wie Müllner sein Blatt anfängt. Mir ist Cotta's Ansicht vom Schicklichen unbegreiflich. Meines Bedünkens nach ist die Recension von Lewis Ways Buch über die Juden völlig unanständig durch den Ton, den Scherz, welcher den Aachener Congreß mit einem Schacherjuden vergleicht: Ich sehe keinen Artikel vor dem Druck, Cotta giebt sie her; ob er sie

liest? — Nachdem das Publikum die Anzeige von den Taschenkalendern im Monat December erhielt, zeigt er die „Urania" und „Minerva" noch einmal an, um? — einmal um mich — er errieth gewiß den Verfasser jener Anzeige — um mich en bouteille zu behandeln, und um Brockhaus zu zausen, um zu tadeln, um sich mit Malsburg zu versöhnen — was weiß ich? — ich habe mit dem Blatt gar nichts mehr zu thun. Die Masse der Morgenblattsleser ist unzufrieden mit dem Anschlag, denn entweder muß sie mehr bezahlen oder erhält weniger zu lesen — und was sie zu lesen erhält? — wird es Müllner ihnen recht machen? — Hr. Schorn, welcher das „Kunstblatt" redigirt, scheint's mir säuberlich machen zu wollen, an allen vier Zipfeln angefaßt, ein bischen romantisch.

Ich bitte Sie, in meinem und der Redaktion Namen, Ihre Beiträge für's Morgenblatt nicht so sparsam zu senden. Freilich muß Ihre Individualität Sie auffordern, nur das Ihnen Wichtige und Würdige zu melden; haben Sie aber mit dem Publikum Nachsicht und erzählen ihm zuweilen eine Stadtneuigkeit. Sie gewinnen ihr im Vortrag gewiß eine moralische Seite ab. — Haben Sie die „Albaneserin" gehabt auf ihrem Theater? trotz dem lobenden Morgenblatt-Artikel kann ich Ihnen sagen, daß sie sehr gelangweilt hat und nicht einmal ausgehalten worden ist. Ich besuche meiner leidenden Augen wegen nie das Theater, aber meine Bekannte, vom Hof und aus der Stadt, haben ihr keinen Geschmack

abgewinnen können. Daß so ein Artikel geschrieben wird, ist — eine Menschlichkeit unsers wackern Cotta. Ich las diese „Albaueserin", und weder ich noch mein Publikum konnten sich damit vertragen. Wenn wir so ein Neues gelesen haben, nehmen wir den nächsten Abend einen Alten vor — diesesmal waren es die „Eumeniden", und gleich darauf „Jon", in der Both'schen Uebersetzung. Da wird man wieder klar und kräftig.

Nun wollen meine Augen nicht mehr sehen. Ich habe das Papier verdreht, wie ich sehe; verzeihen Sie das, und lassen Sie mich gern Ihnen meine herzliche Achtung versichern.

Therese Huber.

Eben sendet mir Cotta einen Artikel von Müllner gegen Brockhaus (in's Morgenblatt aufzunehmen), der an Grobheit emporte la pièce. Soll das Morgenblatt ein Turnierplatz von Persönlichkeit werden, so sehe ich nicht ab, was mir zu thun übrig ist. Das betrübt mich sehr ernstlich!" —

Die Müllner'schen Anfechtungen vieler geachteten Schriftsteller im „Morgenblatt" drängten mich zur Annahme von Gegenreden für meine Zeitschrift, dies lockerte meiner Gesinnung das bisherige Verhältniß mit dem mir werthen Cotta. Ueber unerhebliche Stadtneuigkeiten zu schwatzen, ist mir auch nicht anmuthig, und aus diesem Briefe der Therese Huber geht schon hervor, daß ich vom „Morgenblatt" mich trennen wollte.

VII.

„Stuttgart, 31. Januar 1821.

Werther Herr!

Ich bin von Ihnen so überzeugt, daß Sie in mir das Redaktionswesen von meiner Individualität trennen, daß Ihr Zurücktreten vom Morgenblatt kein Zurücktreten von mir seyn kann. Von einem Jeden kann ich begreifen, daß er Ursachen hat, seine Correspondenz-Beiträge zurückzuhalten und zurückzunehmen. — An den Ihren, werther Herr, hat das Morgenblatt wesentlich verloren, ich ehrte den Geist männlicher Unpartheilichkeit, der in ihnen herrschte, im Sinn und Ausdruck. Sie sind nicht ersetzt, und möchten es so bald nicht werden. Wie zu Allem, was Dauer haben soll, gehört eine Art moralischer Ansicht der übernommenen Verbindlichkeit, wie gewöhnlich die Menschen zu derlei Dingen nicht nöthig zu haben glauben. Meist schreiben sie, um Privat-Interessen, Gehässigkeiten, Begünstigungen zu erreichen, keineswegs um durch das Blatt einem größeren Publikum gesunde Begriffe zu geben; — doch das lasse ich an seinem Platz und schreite zu dem Gegenstand meines Briefs.

Ihr Blatt der Gesellschafter hat und verdient gewiß so viele Leser wie das Morgenblatt, und ich möchte gern die beigehenden Dinge in ihm aufgenommen. Wenn Sie fragen: warum giebst Du sie nicht in's Morgenblatt? so sage ich, der Wahrheit gemäß, aus zwei Gründen: Die Redaction hat ein solches Uebermaaß von Material, daß jeder Zuwachs

die Zurücksetzung eines älteren Mitarbeiters nöthig macht: eine unangenehme Begegniß für Jeden, die ich nicht veranlassen mag, sie um meinetwillen nur dann verschulde, wenn ich in meinem eigentlichen Fach gearbeitet habe, z. B. eine Erzählung, wo ich hoffen darf, der Leser liest mich lieber wie etwas Anderes. Der zweite Grund ist: daß Cotta die Mittelalter-Sachen nicht liebt, deshalb auch nicht glaubt, daß sie ein Publikum finden. Ich liebe die Nachahmung des Mittelalters nicht, halte aber dessen Kenntniß für interessant.

Das Geheimniß dieses kleinen Autorwerks vertraue ich Ihnen aber auch noch. — Mein Sohn, 21jähriger promovirter Doktor, schickt sich an, nach Paris zu gehen — da reicht nun der Mutter Beutel hin, die Hospitäler zu besuchen, und in den pais latins seine Heilkunst zu erlernen — allein ein Theater zu besuchen, eine Vergnügungs-Tour zu bezahlen, das geht nicht. Der gute Junge hat sich deshalb in den Kopf gesetzt, durch solcherlei kleine Arbeiten sich einen Freudenpfennig zu erwerben — nun sehen Sie zu, ob der „Gesellschafter“ dazu behülflich seyn mag. — Der Jüngling lebt seit seinem 6ten Jahr zum ersten Mal mit der Mutter, bei der Mutter — ein paar Monate vom Doktorwerden bis zum Reisen. Gottlob, daß wir nachher ungetrennt bleiben in Liebe und Vertrauen, und ich nur Gutes von seinen Anlagen und seiner Entwickelung zu hoffen habe. Sorgen genug! — der kräftige Jüngling, der mit seiner Zeit lebt, geht eine gefährliche Bahn! wenn er nur

Ehre und Gewissen auf der seinen rein bewahrt — jedem andern Schmerz biete ich Trotz.

Cotta hat schwere Tage, die seinen Muth über's Maaß auf die Probe stellen. Seine Fau leidet und schmachtet dahin an einem schrecklichen Lokalübel; seine Verhältnisse bereiten ihm tausend Verdruß, von dem der letzte in den öffentlichen Blättern kund ward: er zog eine Herausforderung nach sich, der zwar jetzt vermieden ist zu willfahren, deren Folgen aber, mag eine, mag keine Schlägerei daraus hervorgehen, ruhezerstörend sind. Der Mann dauert mich in der Seele! Er hat alle Elemente zum Glück, in sich, außer sich — und was da fehlt, versagt ihm alles Glück auf immer. — Haben Sie Brockhaus kennen lernen? Das ist im Karakter der Gegenfüßler von Cotta. — Sie werden begreifen, wie drückend mir das Verhältniß ist, in welchem Cotta rücksichtlich des Morgenblatts mit Müllner steht. Diese Berliner Correspondenz, die er monatlich einsendet, ist mir immer eine Beschämung vor dem Publikum, wegen der Platitüde, Gemeinheit, und mir, so wie meinen Bekannten, oft gänzlichen Unverständlichkeit der Späße. Allein Cotta ist noch in Müllner's Zauberbanden, die Erfahrung nur kann ihn daraus lösen. — Das Literatur-Blatt kränkt mich, so oft ich einen Menschen darin verwundet und mißhandelt sehe, wie letzthin Adolph Müller's „Rom und die Römer". Da er aber seinen Namen dazu setzt als Redakteur, so warte ich geduldig ab, bis das Schicksal ein Anderes beschließt.

Bedarf es Entschuldigungen für diesen Brief, so

wüßte ich deren gar nicht genug zu machen; verstehen Sie mich aber, so ist er erklärt und entschuldigt durch das achtungsvolle Vertrauen Ihrer ergebensten

Therese Huber."

Unser Briefwechsel erhielt sich fast nur mit Anfragen der meiner Gemüthlichkeit unvergeßlich lieben Freundin noch einige Jahre, doch finde ich nichts, was mehr noch ihr Wesen und edel Regsames bezeichnen würde. — Ihre Ansicht über den „Dev von Weißenfels" blieb dauernd unverändert, und das Uebersinnliche in uns könnte davon angeheimelt werden, daß Beide im Juni-Monat 1829 starben, Therese Huber vierzehn Tage später als Müllner: doch hatte sie das Glück, schon fast vier Jahre vorher von ihm befreit zu seyn.

Vor meinen zur Vergangenheit bis in das Jahr 1817 hingewendeten Blicken steht nun ein durch Geist, Verschrobenheit und Selbstverwüstung ausgezeichneter Dichter, Christian Grabbe. Er schrieb am 22. December 1827 aus Detmold unter Anderem:

„Vielleicht erinnern Sie sich meiner noch aus früherer Zeit, wo ich durch ein Drama, Namens Gothland, und durch Heinrich Heine und Köchy bei Ihnen introduzirt wurde. Dieser Gothland und mehrere andere Stücke sind nun gedruckt, und hoffe ich, daß Sie in Ihrem gediegenen „Gesellschafter" eine Erwähnung darüber ergehen lassen werden. Diese Erwähnung falle aus wie sie wolle, ich werde mich schon an sich dadurch geehrt fühlen."

Bezüglich ist dies auf die zwei Bände „Drama-

tische Dichtungen" von Grabbe, und rasch veröffentlicht wurde eine umständliche Beurtheilung („Gesellschafter" 1827. Bl. 205), eingeleitet mit Folgendem:

„Eine neue, roh-prachtvolle, ungebändigte, ungeregelte, von Kraft übersprudelnde, an den alltäglichsten Schwächen leidende, mit dem Scheitel den Himmel berührende und mit den Füßen den gemeinsten Schlamm aufrührende, auf jeden Fall aber, bei aller ihrer vorläufigen Unanwendbarkeit, bereits die, heutigen Tages so laut zwitschernde und gackernde poetische Brut adlergleich überflügelnde Natur zeigt sich in den „Dramatischen Dichtungen" des bisher ganz unbekannten, plötzlich unter unsern jungen Dramatikern auftauchenden Hrn. Grabbe." — Von seinem Talent, wenn es sich läutere, wird am Schluß dieser Beurtheilung Großes erwartet.

Am 7. März 1828 erhielt ich in einem Mannigfaches berührenden Briefe von Grabbe die Benachrichtigung:

„Auf Mittensommer hoffe ich die Tragödie „Don Juan und Faust" in fünf Acten zu vollenden; sie ist der Schlußstein meines bisherigen Ideenkreises, und wird (Dank für Ihren Rath!) gleich allen meinen künftigen Werken bühnenrecht. Dann binde ich mich an die Geschichte, und zwar an das Studium und die Begeisterung meines Lebens, an den deutschen Dramen-Cyclus „Die Hohenstaufen". Wie ein mächtiges Alpengebirge steht dieses Werk im fernen Blumenduft vor meinem Geiste, und zieht mich wunderbar an mit seinen Felsenhöhen."

Die Tragödie „Don Juan und Faust" ließ den Wärmegrad in den aufjauchzenden Erwartungen schon sehr sinken; der lange Bericht darüber („Gesellschafter" 1829. Bl. 78) beginnt mit der offenbarten Einsicht:

„Man soll nichts übertreiben in der Welt, auch die Anerkennung des Guten nicht; — eine Regel, an sich selbst klug und vernünftig, und in Rücksicht auf die besondere Beschaffenheit menschlicher Natur — sollte man meinen — leicht zu befolgen. Indessen trifft es sich doch, daß das Herz mit dem Kopfe, oder der Kopf mit dem Herzen davon rennt, und so etwas mochte der Fall gewesen seyn, als wir (1827) nach Durchlesung der „romantischen Dichtungen" uns der freudigen Hoffnung überließen, Hr. Grabbe möchte dereinst einer der glänzendsten Sterne werden an unserm so lichtarm gewordenen dramatischen Himmel." — „Es ist ihm gelungen, uns einige kritische Schamröthe in die Wangen zu treiben über unser Vergessen der nöthigen Behutsamkeit bei'm ersten Auftreten literarischer Neulinge — eine Behutsamkeit, die der zeitgemäßen Kritik wohl ansteht."

Nach umfassend prüfender Betrachtung der Tragödie „Kaiser Friedrich Barbarossa" ist dann etwas über ein Jahr später schließlich zu lesen:

„Hr. Grabbe wird entweder leicht fertig mit großen Stoffen, oder er behandelt große Stoffe leicht fertig. — Wir sehen die Hauptpersonen nicht thätig in ihrer Zeit und von ihren Stürmen ergriffen, sie treten reflektirend auf und reden über sich, ihre Ver-

hältnisse und die Zukunft, wie es allenfalls ein Historiker kann, der tausend Jahre später lebt. Sie sprechen im Charakter des Dichters, statt daß der Dichter in den Charakteren seines Drama sprechen sollte, urtheilen so vernünftig über ihren Werth, ihre Stellung und Zeit — — warum nimmt sich der Dichter nicht ein Beispiel an seinen eigenen Geschöpfen?" („Gesellschafter" 1830. Bl. 80).

In jenem richtigen Hinweisen war derzeitig auch ein schöner Anhauch zu spüren von dem Rath, Grabbe möge prüfend in sich gehen. Denn während jener Zeit vom Jahre 1822, von dort an, als Grabbe sich mir durch Vermittelung von Heinrich Heine und Karl Köchy nahte, wurde sein überströmend gluthdichterischer Geist leider fortdauernd vertrauter mit der Trunksucht. Dies Unheil und dessen Einwirken berührt er selbst wie unbewußt in brieflichen Andeutungen, zum Beispiel:

„Ich bin Auditeur, Advokat, Dichter, habe in allen drei Sachen viel zu thun, lebe aber doch gern wüst und träge; dabei die unruhige Natur, die mich keine zwei Stunden schlafen läßt." — „Ich habe gestern den Wagen zerschmettert, die Pferde fast zermalmt, und liege heute krank!" —

Solches Geständniß, und doch kein Herausretten, keine Erhebung aus grauenhaftem Abgrund! —

Fast unglaublich scheint es, daß ein Mensch, so voll von bedeutsamer Fähigkeit, so leer seyn konnte an Macht, sich zu beherrschen, um nun Knecht zu werden einer so schimpflich niedrigen Leidenschaft! —

Ich mag dies Jammerbild in seinen Ausschweifungen nicht bis zur Vollständigkeit leibhaft schildern, bemerke nur noch, daß ich ein paar Mal von dem Schreckensanblick und den Folgen dieser, den Manneswerth selbstmörderisch entwürdigenden Trunkwuth erschüttert worden bin. — Nachdem dann Grabbe, ursprünglich begabt mit kräftiger Körperlichkeit, gestorben war, noch nicht fünfunddreißig Jahr alt, hatte ich gegen sehr haltungsloses Zeitschrift-Geschwätz in meinem Bericht zu äußern:

„Die Zeitschriften füllen sich mit Klagen darüber, daß ein so genialer Dramen-Dichter bei dem jetzigen Zustande der deutschen Bühne nothwendig mit sich und der Welt zerfallen mußte, und demnach nur in trauriger Weise habe enden können. Nun ist es zwar nicht möglich, die Theater-Verwaltungen Deutschlands durchweg in Schutz zu nehmen, denn es giebt erstens deren manche, die für Original-Werke entweder gar keine, oder nur eine höchst kümmerliche Summe auf dem Jahres-Etat haben, und zweitens weisen die meisten Alles zurück, was nicht den gewöhnlichen Effekt-Zuschnitt hat. So kommt dann selten einmal ein Stück zur Aufführung, das vermöge seiner Originalität sich nicht dermaßen handhaben läßt, um nach raschem Auswendiglernen die Schauspieler in höchstens drei, oft nachlässigen Proben so weit eingeschult zu wissen, daß sie im Vertrauen auf ihre Routine vor dem Publikum erscheinen dürfen. Andern Theils giebt es aber doch Ausnahmen, wie wenige es seyn mögen, und wenn auch die für die Originalität nach-

giebigen Bühnen-Direktionen die Grabbe'schen Dramen nicht anfassen wollten, läßt sich ihr gerechtes Bedenken dabei nicht wegleugnen. Hat doch selbst Immermann, der für Grabbe, wie es scheint, sich in den letzten Jahren interessirte, in Düsseldorf bisher noch keines von seinen Dramen auf die Bühne gebracht, und wir kennen auch keines derselben, das nicht große Schwierigkeiten bietet, bedeutende Umänderungen nothwendig macht, und auch dann noch nur einen zweifelhaften Erfolg erwarten läßt. Zur Bühnen-Verwaltung gehören Erfahrungen, welche jugendliche Brauseköpfe, wenn sie ein Gedicht lesen, das ihren unbegrenzten, überhaupt aber unbestimmten Ansichten zusagt, kaum ahnen, an die sie noch viel weniger glauben können, vielleicht auch nicht mögen, weil ihnen mehr daran liegt, ihren pikanten Ton beizubehalten, als sich, eines Besseren belehrt, zur Ruhe zu bringen. Dergleichen Ansichten sind es aber, welche die zum dramatischen Gedicht wahrhaft berufenen Talente für die Bühne doch zuweilen ganz unergiebig machen. Grabbe trat mit seinem „Herzog von Gothland" auf. Er brachte das Manuscript Vielen, bracht' es auch dem Verfasser dieser Zeilen. Wer das Ausgezeichnete der Dichtung nicht erkannt hätte, dem dürfte man Sinn für Genialität absprechen, und doch, zur Aufführung war nicht zu rathen. Obwohl poetische Ausbrüche in Fülle vorhanden, fehlt dem Stück dennoch Alles, um es selbst einem besseren Publikum zu gehörigem Verständniß zu bringen; es kann da zwischen Dichtung und Zu-

hörern keine Erwärmung gedeihen, denn fühlen diese in dem einen Moment sich erhoben, in dem nächsten werden sie herabgestürzt aus ihrem Entzücken, und abwärts wendet sich der sittlich durchgebildete Sinn, der bei dem Willen gänzlicher, gläubiger Hingebung sich mit einem geistigen Taumel abfinden müßte. Grabbe's Produktionen entstanden aus der Genialität und dem Gemeinen; er hätte dieses überwinden, jene reinigen können, wenn seine Freunde ehrlich mit ihm umgingen, oder ehrlich mit ihm umzugehen verstanden hätten. Statt ihm den Weg zu zeigen, wie er sich in die Eintracht mit seiner Zeit hätte hineinleben können, priesen und bedauerten sie ihn, wie er eben mit seinen Gaben so ganz und gar keine zuthuliche Gegenwart treffe, und Grabbe, anfangs fast bewußtlos in seiner rohen Genialität, ward sich ihrer bewußt, ohne die Rohheit von sich zu thun, ohne seine kindlichen und kindischen Schwächen bewältigen zu können. Denn er war gegen sich und Andere zu gutwilliger Mensch, in welchem von Selbstbeherrschung keine Spur vorhanden, und will man nicht etwa den Eigensinn, sich nirgends bequemen zu wollen, für Charakter nehmen, so darf man sagen, er hatte recht eigentlich gar keinen, wurde von dem aufgestachelten Ehrgeiz so zu Grunde gerichtet, daß er zuletzt mit Allem auch sich selber aufgab. Indem man nun kurzab urtheilt: „er war mit seiner Zeit zerfallen", spricht man auch das Härteste aus über seinen moralischen und geistigen Widerstand. Ein Zerfallen mit seiner Zeit aus dem Grunde, weil

man diese zur Erhebung nicht fähig erachtet, ist nichts als das Aufgeben eines nothwendigen Kampfes, womit man sich selber für die Zeit zu befähigen hat, nichts als ein beschönigtes Erliegen. Die Empfänglichkeit für wahrhaft Treffliches fehlt nie, wo aber Verschrobenheit und Eigensinn erscheinen, selbst mit der Genialität verbunden, wird höchstens der Gleichgestimmte erweckt, die allgemeine Theilnahme jedoch verfehlt. Dies war das Loos Grabbe's, eines höchst begabten Dichters, der jedoch an seiner zur Starrheit gewordenen Schwäche, in welcher ihn einige sogenannte Freunde bestärkten, frühzeitig unterging." („Gesellschafter" 1836. Bl. 173.)

Weil mein Bekanntwerden mit Christian Grabbe eingeleitet wurde von Heinrich Heine, will ich gleich diesen, der auch ein jugendlicher Ausschweifling war, deshalb dann lange Marter zu erleiden hatte, meinem Gedächtniß herbeiführen.

An einem Tage des zweiten Vierteljahrs 1821 stand ein junger Mann vor mir, fragend: ob ich Gedichte von ihm aufnehmen wolle, und ich empfing schön geschriebene „Poetische Ausstellungen".

Da ich ehemals die mir oft und wahrscheinlich gebührend als Vernachlässigung angerechnete Gewohnheit hatte, Fremde, die ihren Namen im Gespräch nicht voranschickten, danach unbefragt zu lassen, sah ich nach der Unterschrift und las: „H. Heine".

Auf meinen Wink hatte er sich gesetzt, und da er das Wenden seiner Handschrift bemerkte, sagte er: „Ich bin Ihnen völlig unbekannt, will aber durch

Sie bekannt werden." Ich lachte, erwiederte: „Wenn's geht, recht gern!" und las dann lautlos etliche Verse. Heine selbst brachte mir mehrmals diese erste wortkarge Zusammenkunft in Erinnerung, und wie ich endlich nur noch geäußert hätte: „Kommen Sie gefälligst nächsten Sonntag wieder!" — Begreiflich konnte ich nur wenige Verse gelesen haben, es waren folgende, das Gedicht: „Der Kirchhof" beginnend:

„Ich kam an meiner Herrin Haus
Und wandelt' im Wahnsinn und Mitternachtgraus,
Und als ich am Kirchhof vorübergeh'n will,
Da winken die Gräber ernst und still.
Da winkt's von des Spielmann's Leichenstein:
Das war der flimmernde Mondesschein.
Es lispelt: „Lieb' Bruder, ich komme gleich!"
Da steigt's aus dem Grabe nebelbleich."

In dem Dichter denke man sich eine von schlottriger Kleidung umhüllte, krankhaft schlanke Gestalt mit blassem abgemagerten Antlitz, dem Spuren zu frühzeitiger Genüsse nicht mangelten, und man wird es natürlich finden, daß jene Verse und der Eindruck des Persönlichen dem mir Fremden etwas Unheimliches anwehten. Unverkennbar ward mir aber, nachdem ich weiter las, sein Dichtervermögen, und als Heine wiederkam, erklärte ich mich bedingungsweise zur Aufnahme des Beitrags bereit. In seinen ersten handschriftlichen Gedichten hatte er eine solche Menge von Häkchen an den selbst- und mitlautenden Buchstaben der Worte, und gebrauchte falsche Reime so allbequem, daß ich meinte: er könne die mir gegebenen fünf Gedichte in dieser Beziehung wohl noch-

mals prüfen. Er entgegnete: das sey Alles dem Volkston gemäß, was ich nicht bestritt, aber noch bemerkte: daß ich nur hinweise auf übertriebene Anwendung solcher Herkömmlichkeiten, wenn sie dem Geläufigen eher hinderlich statt fördernd wären. Außerdem verhehlte ich ihm nicht: er sey in dem Gedicht: „Die Brautnacht" so zügellos mit der Sitte umgegangen, daß manche Censur Lücke unvermeidlich, ich auch den Abdruck verweigern würde, wenn er nicht ein paar Stellen reinigen wolle. Zu nochmaligem Prüfen war er bereit, ich bin überzeugt, nicht mit dem freiesten Entschluß, doch änderte er sehr gewandt. Die ersten fünf Gedichte (I. Der Kirchhof. II. Die Minnesänger. III. Gespräch auf der Paderborner Haide. IV. Zwei Sonette an einen Freund.) erschienen im Mai 1821. „Die Brautnacht" folgte erst einen Monat später, weil ich das Veröffentlichen wiederholt verweigern mußte, ehe Heine meine Ansicht befriedigte. Dergleichen hat sich später nur noch ein paar Mal zwischen uns ereignet, und ich erzählte dies voraus, weil es den, von Heine erfundenen, auch in einem der nachfolgend mitzutheilenden Briefe gebrauchten Ausdruck „Gubitzen" erklärt. Mir blieb indeß die Genugthuung, daß er auch in seinen Schriften die Gedichte, bei denen er dem „Gubitzen" nachgab, völlig so abdrucken ließ, wie der „Gesellschafter" sie in die Lesewelt eingeführt hatte. Auch erlebte Heine Aehnliches bei seinen gesammelten Schriften durch die

Verleger (Hoffmann und Campe in Hamburg); dies bezeugt seine Aeußerung:

„Hoffmann wird älter und milder,
Und streicht nicht mehr mit Jugendzorn
Dir deine Reisebilder."

Das Zweite, was Heine mir brachte, war der „Sonettenkranz an A. W. v. Schlegel." Als Dichtung sind nach meinem Empfinden diese drei Sonette vorzüglich; das Einleuchten der Verdienste Schlegel's minderte mir auch stets die Schatten seines Thuns und Wesens. Dennoch erachtete ich ein so überschwengliches Rühmen, und eben nichts als Rühmen, für Einseitigkeit, für eine Lobpreisung, die eine Gegenrede zuließe, ja herausforderte. Ich nahm das Dargebotene nur an mit dem Vorbehalt, es im Beiblatt des „Gesellschafter" einzuordnen, im „Bemerker", bestimmt für streitige Ansichten und Widerspruch. Daß dieser in überschwenglicher Herabwürdigung von Heine selber kommen würde, davon hatte ich damals keine Ahnung, konnte sie nicht haben. In Bezug auf sich und die durch Schlegel in Bonn ihm gewordene Erweckung sagte Heine:

„Der schlimmste Wurm: des Zweifels Dolchgedanken,
Das schlimmste Gift: an eig'ner Kraft verzagen,
Das wollt' mir fast des Lebens Mark zernagen;
Ich war ein Reis, dem seine Stützen sanken.
Da mochtest Du das arme Reis beklagen,
An Deinem güt'gen Wort läßt Du es ranken,
Und Dir allein, mein Meister, soll ich's danken,
Wird einst das schwache Reislein Blüthen tragen!"

Lese ich dies Geständniß jetzt und vergleiche damit

die bis zu niedriger Klatschlästerung getriebenen Aeußerungen über Schlegel in Heine's Schrift: „Die romantische Schule", dann überfällt mich, offen gestanden, ein Grauen, wobei freilich noch andere Auffassungen mitwirkend seyn mögen. Bescheiden muß man sich damit, daß die literarischen Gaben Heine's am besten getrennt nach ihrem Zeitwesen zu betrachten sind; sein Menschenwerth wird geschwächt, wenn man sie von einem strengfolgerndem Standpunkt aus in Zusammenhang bringen möchte. Nächstdem will ich weniger im Gesammten über ihn urtheilen, als das mit ihm Erlebte berichten bei seinem ersten Eingang in die Oeffentlichkeit.

Wie sanftmüthig und meist mit dem Zweck der Schonung Heine anfangs auf seiner schriftstellerischen Bahn ihm Befreundete zu behandeln wußte, das bezeugen von ihm dem „Gesellschafter" zugesendete, theils mit seinem Namen unterzeichnete, theils ihn verbergende Berichte; sie gehören zu den wenigen urtheilenden Beiträgen Heine's für den „Gesellschafter", schildern ihn etwas in jenen Tagen, als er die Berühmtheit noch nicht gewaltsam anstrebte, und ehe er sich der Scheu vor Nebenbehelfen entledigte.

Im Herbst 1821 ließ er mich bitten, ihn zu besuchen: er sey krank; als ich zu ihm kam, lag er auf dem Sopha und sah sehr angegriffen aus. Er machte mich zum Vertrauten seiner Zustände und Verhältnisse, so weit sie Einnahme und Ausgabe betrafen, wobei sich jene als nirgends zureichend, und in Folge dessen eine Schuldenlast erwies. Da er auch —

mir gegenüber zum Erstenmal — den Millionair Salomon Heine in Hamburg seinen Oheim nannte, fragte ich: weshalb er sich in Geldverlegenheit nicht dorthin wende? Ich erfuhr nun, der Oheim habe schon mehrmals aus seiner Kasse Bedeutendes gethan, wolle aber jetzt den Neffen sich selber und seinem Schicksal überlassen. — Ich wußte, daß der Berliner Banquier Leonhard Lipke mit Salomon Heine in lebhafter Geschäfts-Verbindung war, ging zu Jenem, unterrichtete ihn davon, daß ein talentreicher Neffe des geldreichen Oheims in andringendster Bedürftigkeit sey, dieser also, was auch dazwischen läge, gewiß etwas thun würde für den Verwandten. Der von mir zur Vermittelung Angesprochene hegte darüber keinen Zweifel, half auch mit einem Vorschuß, versichernd: „Salomon Heine kommt mir unzweifelhaft dafür auf!" Zugleich sagte er mir: sein Hamburger Geschäftsfreund habe nächstens in Berlin zu thun, er wolle mir anzeigen, wann er bei ihm anzutreffen wäre und ich mitförderlich werden könne; dies fügte sich aber erst im Frühling 1822. — Salomon Heine hörte meinen Bericht ruhig an, verhehlte jedoch nicht die Unzufriedenheit mit dem Neffen, und seine Gründe waren zureichend genug: schon oft waren gewichtige Unterstützungen nöthig gewesen, ohne den erhofften Beweis zu gewinnen, er werde sich einer ernsten Richtung auf der Lebensbahn zuwenden. So erklärte sich der ehrenwerthe Handelsherr in schlichter Art ohne Aufwallung und Wortgepränge, mit Bekräftigung durch That

sachen, wonach der Erfahrungsvolle meinte: es bliebe wohl nur übrig, dem Sprüchwort zu folgen: wer nicht hören will muß fühlen. Ich entgegnete, was sich beihülflich entgegnen ließ: eine dichterische Natur sey oft zu wenig vertraut mit den Bedingungen der Wirklichkeit, bis diese sich doch ihr Recht verschaffe, und schloß mit der Ansicht: ein solcher Oheim dürfe einen solchen Neffen, bei dem der gewöhnliche Maaßstab sich verlängern müsse, nicht verlassen. — „Hab's auch nie gewollt; aber zu lernen hat er doch, daß man nützen soll das Geld, Jeder nach seinem Beruf!" so äußerte sich endlich der Angeregte, und zu Lipke gewendet fügte er hinzu: „Der Herr behauptet, es könne da verfallen ein großes Genie, ich will's glauben. Zahlen Sie meinem Neffen jetzt zweihundert Thaler gleich, dann jährlich fünfhundert Thaler auf drei Jahre, und Weiteres mögen wir erleben." — Das war meine einzige Zusammenkunft mit Salomon Heine, und ich gedenke seines Behabens noch immer gern, da zumal unser Gespräch der Anlaß wurde zur dauernden Versöhnung des in seiner Weise gediegenen Oheims mit dem fast in jeder Weise flatterigen Neffen.

Der kranke Heinrich Heine hatte mir auch ein Heft gezeigt, Gedichte enthaltend, „die ich selber scharf gefeilt habe, Sie wissen ja!" warf er etwas anzüglich betont hin; „ein Bändchen würden sie füllen, ich finde aber keinen Verleger." Ich vermittelte ihm die Maurer'sche Buchhandlung, und Ende 1821 (mit der Jahreszahl 1822) wurden „Gedichte von

H. Heine" ausgegeben. Varnhagen sagt darüber („Gesellschafter" 1822. Bl. 11) im Beginn seines Urtheils: „Der hier auftretende Dichter — denn so müssen wir ihn doch wohl nennen — hat ausgezeichnete Anlagen. Seine Lieder kommen aus einer echten Quelle, es ist Anschauung und Gefühl darin. Nachahmung, bewußte und absichtliche, ist auch dem gereiften Dichter noch erlaubt, die unwillkürliche aber dem anfangenden, bei der Masse von Gebildeten, fast unvermeidlich; in ihr selber jedoch kann sich das Selbstständige zeigen. So möchte hier allerdings Einiges an Uhland, Anderes an Rückert erinnern; aber das gilt mehr von der Tonart als von dem Gehalt, und muß vielleicht auf eine höhere, gemeinschaftliche Quelle, die allen deutschen Dichtern gehört, nämlich die Quelle unseres deutschen Volksliedes überhaupt, zurückgeführt werden. Das Eigenthümliche arbeitet sich aus diesem Ueberlieferten mit Kraft empor, und bloß Nachgeahmtes ist uns nirgends vorgekommen. Besonders glücklich erscheint uns H. Heine in seiner dichterischen Auffassung der Gegenwart; es zeigt sich darin oft ein sehr sinnreicher und anziehender Humor, wie zum Beispiel in „Traumbilder" und mehreren andern Gedichten. Kein Schwall von Worten, kein herkömmliches Füllwerk. Die Sprache ist kraftvoll und gedrungen, auch zart und lieblich, wo es seyn soll. Doch ist beiderlei Ausdruck, sowohl des Kräftigen als des Weichen, auch zuweilen verfehlt; das ausgebildetere Selbstgefühl wird dem Dichter schon anzeigen, welche Bahn er

strenger einzuhalten habe. Die Verse, von sehr mannigfacher Gattung, sind mit Kunde und Gewandtheit gearbeitet; schwierige Reime sind jedoch eine Klippe, an der selbst W. Schlegel und Tieck nicht immer glücklich vorbeischiffen; wo sie gerathen und wo sie mißlingen muß kein großes Gewicht auf sie gelegt seyn; das Beste in dieser Art haben noch stets Goethe (besonders im „westöstlichen Divan" und neueren Gastgeschenken) und Rückert geleistet."

Nach Erscheinen jenes Bändchens, innerhalb der Jahre 1822 bis 1826, ist beinahe Alles, was Heine schrieb, im „Gesellschafter" zu finden. Von dem Vielen vermißte ich in den gesammelten Schriften — wenn es nicht bei aller Sorgfalt dennoch ein Mangel meiner Durchschau ist — die folgenden zwei Lieder, die wohl des Bewahrens nicht unwerth sind, sey's auch nur als Pröbchen seiner derzeitigen Ueberspannung im geschminkten Liebesweh.

„Ich glaube nicht an den Himmel,
Wovon das Pfäfflein spricht,
Ich glaub' nur an Dein Auge,
Das ist mein Himmelslicht.

Ich glaub' nicht an den Herrgott
Wovon das Pfäfflein spricht,
Ich glaub' nur an dein Herze,
'nen andern Gott hab' ich nicht.

Ich glaub' nicht an den Bösen,
An Höll' und Höllenschmerz;
Ich glaub' an dein böses Auge,
Und an dein böses Herz.

Es schauen die Blumen alle
Zur leuchtenden Sonne hinauf,
Es nehmen die Ströme alle
Zum leuchtenden Meere den Lauf.

Es flattern die Lieder alle
Zu meinem leuchtenden Lieb:
Nehmt mit meine Thränen und Seufzer,
Ihr Lieder, wehmüthig und trüb."

Von der Aufnahme seines ersten Lieder Bändchens, obwohl günstig, war Heine nicht befriedigt; er verlangte rasch zündende Wirkung. Aber auch der edelste und erhebendste Dichter dürfte im gemüthskühler gewordenen neunzehnten Jahrhundert nicht erwarten, daß sein Werk plötzlich Tausende mit Wärme durchdringe, daß er sich im Sturme die Herzen erobere, wie etwa Goethe mit seinem „Werther". Ich hörte von Heine allerlei Ausfälle, die gesteigerte Mißstimmung verriethen hinsichtlich schriftstellerischer Erfolge, wohl auch von Einfluß waren auf mehrere seiner späteren Erzeugnisse. „Zur Anerkennung des neuen Genies und Talents muß man das abgestumpfte deutsche Gemüth foltern", äußerte er, und nachdem ich einst über eines seiner Lieder, das nach Siegwart'schem Anfange mit des Weiberhasses stachlichter Keule dreinschlug, zweideutig lachen mußte, lachte er zwar ebenfalls, bemerkte jedoch: „Bei den Deutschen wird man leichter vergessen als berühmt, jetzt zumal; sie haben in der Gefühlswonne so geschwelgt, daß zu ihrer Aufregung derbe Mittel unerläßlich sind, ganz so, wie Kirmeslust ihnen erst

vollständig ist, wenn man sich zum Kehraus noch mit Schemelbeinen tractirte.“ Daß Heine nicht selten solcher Kirmeslust dienstbar ist, wird man zugestehen, und, wenn auch nur bedingt, die Antwort billigen, die ein Bräutigam seiner Braut gab, als sie Kunde haben wollte von den Liebesliedern Heine's:

„Liebeslieder à la Heine
Willst Du, Liebchen, daß ich schild're?
Nun, dann magst Du Lieb' erfahren,
Die zur Bosheit ich verwild're.

Laß, mein Lieb, Dich brünstig küssen,
So! — nun laß Dich täppisch schlagen! —
Das sind Heine's Liebeslieder,
Die handgreiflich vorgetragen.

Heut' möcht' er am losen Schätzchen
Lieb' aus Langeweile fühlen,
Morgen läßt er ihn das Tätzchen,
Oder gar die Tatze fühlen.

Küsse erst, dann Schlangenbisse,
Heucheln mit dem Gluthenscheine —
So sind, daß mein Lieb es wisse,
Liebeslieder à la Heine.“

Wer so Viele arg verspottete, mußte Vergeltung erfahren, und hier mögen noch Verse folgen, in denen Heine wie von seinen ersten dichterischen Gaben selber verspottet gedacht ist:

„Als neulich die Muse herbei ich rief,
Mit mir herum zu streichen,
Da zog den Mund sie gewaltig schief,
Und ich gebot ihr zu weichen.

Und nun mit Recht von mir verbannt,
Erklärt ihr schnödes Erdreisten:
Wenn je sie dringe auf Menschenverstand,
So käm' ich gleich mit den Fäusten.

Sie meint, ich wäre nicht selber Manns
Zu schreiben plastische Lieder;
Da irrt sich aber die dumme Gans,
Jetzt schreib' ich sie klafterweis nieder.

Denn solcher Poeten giebt's nicht viel,
Die mir sich vergleichen könnten;
Petrark und Wieland, Horaz und Virgil,
Sie hatten nichts von Talenten.

Die deutsche Sprach' ist freilich zu weich,
Ihr nur zu nutzen durch Härten,
Was leicht durch Apostroph' ich erreich',
Wo Worte sich zerrten und sperrten.

Bin je ich gehindert vom voll'n Pokal,
So kriegt er's derb mit dem Hieber,
Verdient hat Metrik durch Ohrenqual
Im Grund doch nur Katenstüber.

Da schrieb ich noch jüngst ein Nachtigall-Lied
Durchweg nur in Consonanten,
Und las es gestern, eh' ich schied,
Dem Liebchen bei ihren Tanten.

Die Schöne schnitt 'n gar häßlich Gesicht,
Die Tanten wurden confuse; —
Nun sage noch Einer, man könne nicht
Auch wirken ohne die Muse!"

Diese erst jetzt gedruckte Reimerei entstand in der Heiterkeit bei einfachem Mahle der „literarischen (Mittwochs-) Gesellschaft" im Jahr 1830, und

empfing der Geneckte Kenntniß von dem Scherz des Augenblicks, mag er zu den Ursachen gehören, weshalb Heinrich Heine zu seinen Verbrüderten auswärts sehr ungnädig sprach über jenen Verein. Bekannt hat er ihn aber gar nicht, denn die „Mittwochs-Gesellschaft" wurde gestiftet, nachdem Heine schon fast zwei Jahre von Berlin entfernt lebte.

Der Friede zwischen Neffen und Oheim hatte sich durch dessen Güte angebahnt, und Heine beabsichtigte Reiseausflüge nach verschiedener Richtung, auch nach Hamburg, was sich etwas verzögerte durch eine Herausforderung. Er kam eines Tages zu mir, mich um Rath ersuchend, nachdem er berichtete: Baron v. Schilling habe sich beleidigt gefunden über eine öffentliche Aeußerung, und nun sollten die Waffen zur Ausgleichung dienen. Der Zweikampf, ernstlich gemeint, schließt allen guten Rath aus; mit ihm ist dabei nichts zu thun, um so gewisser, als sich Umstände einweben können, bei denen die kräftigste Vernunft der brettstirnigsten Unvernunft sich fügen muß, bis der Zweikampf statt sogenannter Ehrensache unbedingt durchweg zur straffälligen Schandthat wird, was er ist vermöge seines sinnlosen Rechts- und Sittenhohns. — Meinerseits verweigerte ich die Einmischung, nannte aber Einen, der zu solchem Zwischengeschäft tauge; nun entstand ein Uebereinkommen, und Heine bat dringend um raschen Abdruck folgender Erklärung:

„Mit Bedauern habe ich erfahren, daß zwei Aufsätze von mir, überschrieben „Briefe aus Berlin"

(Nr. 6, 7, 16 des zum „Rheinisch-Westphälischen Anzeiger" gehörigen „Kunst- und Wissenschaftsblattes") auf eine Art ausgelegt werden, die dem Herrn von Schilling verletzend seyn muß. Da es nie meine Absicht war, ihn zu kränken, so erkläre ich hiermit, daß es mir herzlich leid ist, wenn ich zufälliger Weise dazu Anlaß gegeben hätte, daß ich alles dahin Gehörige zurücknehme, und daß es bloß der Zufall war, wodurch jetzt einige Worte auf den Herrn Baron von Schilling bezogen werden konnten, die ihn nie hätten treffen können, wenn eine Stelle in jenen Briefen gedruckt worden wäre, die aus Delicatesse unterdrückt werden mußte. Dieses kann der geehrte Redakteur jener Zeitschrift bezeugen, und ich fühle mich verpflichtet, durch dieses freimüthige Bekenntniß der Wahrheit allen Stoff zu Mißverständniß und öffentlichem Federkriege fort zu räumen.

Berlin, den 3. Mai 1822. H. Heine."

Zugleich brachte er mir das angefügt zu lesende, ihm geweihte Sonett, wünschend, daß es mit jener Beschwichtigung in demselben Blatte erscheinen möge:

„Das Traumbild.

An H. Heine.

Von Morpheus Armen war ich sanft umfangen,
Als Phantasie, in eines Traumes Hülle,
Ein Bild mir wies in selt'ner Schönheitsfülle:
Bezaubert blieb die Seele daran hangen.

Und als ich mit inbrünstigem Verlangen
Es ganz genießen wollt' in süßer Stille,
Da weckte mich des Schicksals eh'rner Wille,
Und ach! der Zauber war im Nu vergangen.

Vergebens sucht' ich nun im bunten Leben,
Was Phantasie genommen, wie gegeben,
Da, junger Sänger, fand ich Deine Lieder.

Und jenes Traumbild, das so froh mich machte,
Erkannt' ich bald in Deinen Skizzen wieder,
Viel schöner noch, als ich mir selbst es dachte.
H. Anselmi."

Nur nach Widerstreben wurde ich von seinen ängstlich dringenden Bitten überwältigt, ordnete Beides ein in das, den verschiedenen Ansichten zum Tummelplatz angewiesene Beiblatt („1822. „Bemerker" Nr. 9) und erwähnt ist dies Wenden und Beabsichtigen, um das Wesen Heine's durch ihn selber deutlicher erkennbar werden zu lassen.

Vor seiner Abreise nach Hamburg fragte er mich: ob er mir dort etwas besorgen könne, ich sagte: einen tüchtigen Berichterstatter. Er bot sich an zur Umschau für diesen Zweck, mit seinem stets dem Spott verwandten Ton noch äußernd: „Soll ich mich denn nicht in Ihr Stammbuch schreiben?" und nach meiner Entgegnung: „Ich habe kein's!" ergriff er bis den Worten: „Das konnt' ich wissen!" einen Papierstreif und schrieb:

„Kein Stammbuch?! — da hab' ich nachgedacht,
Doch kaum wird es Denkens bedürfen;
Es gleichet gar bald dem verschütteten Schacht,
Weil's trostlos war, weiter zu schürfen.

Betrug und Freundschaft sind ja zumeist
Im Erdenverkehre Geschwister,
Und was man jung ein Stammbuch heißt,
Wird endlich Todtenregister.

Nur mit dem Aergerniß macht ein Complott,
Wer viel von Freundschaft will buchen;
Denn findet man immer sie wieder bankrott,
So lernt man sein Leben verfluchen."

Dies beschriebene Blättchen warf er in die Höhe, daß es auf den Boden des Zimmers fiel, ergriff seinen Hut, und mit dem Ausruf: „Leben Sie wohl!" eilte er von dannen.

In den nächsten Monaten sah und hörte ich nichts von ihm, bis endlich das hier Eingereihte ankam:

„Lüneburg, den 21. August 1823.

Lieber Professor!

Aus diesem Briefe ersehen Sie, daß ich noch unter den Lebenden bin; daß Sie noch leben, weiß ich, das Gegentheil hätte ich ja sonst in der Zeitung gelesen. Ich befinde mich immer noch nicht ganz wohl, obwohl meine Vergnügungsreisen diesen Sommer und der Gebrauch des Kuxhavener Seebades meinen Gesundheitszustand erstaunlich verbessert. In Hamburg habe ich Ihren lieben Brief richtig erhalten. Die Einlage habe ich nicht besorgen können, da der Dr. B. sich nicht in Hamburg befindet, und kein Mensch dort von ihm weiß und wissen will. Sein Ruf ist schlecht und zwar sehr schlecht. Ich bemühte mich vergeblich, Ihnen einen Hamburger Correspondenten zu schaffen. Lebrün hatte endlich den Auftrag dazu übernommen, versprach den Professor Zimmermann als Hamburger Theaterrecensent für den Gesellschafter zu gewinnen, ist wahrscheinlich nicht dazu gekommen, und hat, wie ich später erfuhr, den Dr. Börmann ergriffen.

Dieser aber gefällt mir nicht sonderlich, und ich habe bei meiner zweiten Durchreise durch Hamburg einen Dr. **Wolff** auf Ihr Bedürfniß aufmerksam gemacht.

Ich habe in Hamburg mit Vergnügen das Theater besucht; ich glaube nicht, daß die Chinesen ein besseres haben. Ihren Schwager Lenz*), ein alter Bekannter von mir, habe ich gesprochen. Einige neue Bekanntschaften habe ich gemacht. Viele erkundigten sich nach Ihnen, Sie sind auch in Hamburg berühmt! Den großen Lotz habe ich nicht besucht. Bei meinem goldenen Oheim habe ich eine gute Aufnahme gefunden. Den Componisten **Methfessel** habe ich kennen gelernt; ich achte ihn ganz erstaunlich hoch, und ich wünsche, daß Sie beifolgende paar Zeilen, die ich über ihn geschrieben, im Gesellschafter abdrucken lassen. Es wäre mir sehr lieb, wenn dies sobald als möglich geschähe, da ich mich schon in Hamburg geäußert, daß ich etwas über Methfessel sagen wolle. Ich wünsche zwei Exemplare des Abdrucks hergeschickt zu bekommen; entschuldigen Sie diese Mühe. Ich denke bald etwas Gutes für den Gesellschafter liefern zu können, ich habe diesen ganzen Sommer mich bloß mit meiner Gesundheitsherstellung beschäftigt und keine Zeile geschrieben. Jetzt quälen mich juristische Arbeiten, da ich mein juristisches Studium bald zu vollenden gedenke, damit die holde Justizia mir Brod gebe. Sie sehen, mein Plan, nach Paris zu reisen,

*) Johann Reinhold v. **Lenz** (als Schauspieler **Kühne** genannt) war verheirathet mit einer Schwester meiner Frau — Beide Töchter des unvergeßlichen **Fleck**.

ist auf die Seite gelegt; statt dessen will ich noch ein Jahr in Göttingen leben. Ich bleibe indessen noch einige Monate in Lüneburg, und meine Adresse bleibt: H. H. Stud. Juris auf dem Markt in Lüneburg. In dem Dr. Christiani hier habe ich einen sehr gelehrten und literarisch gebildeten Mann gefunden. Er hat mir versprochen, bald Beiträge für den Gesellschafter zu liefern, unter denen einige höchst gelungene Uebersetzungen aus dem Dänischen Ihren Beifall finden werden.

Ich kann Ihnen nicht oft genug wiederholen, daß Alles, was Sie für die Verbreitung meiner Tragödieen thun, Ihnen im Himmel vergütet wird. Am Rhein möchte man den unkatholischen Almansor gern ignoriren, in Braunschweig, wo ihn der ächt poetische Klingemann nach seiner Bearbeitung auf's Theater gebracht, ist er ausgepfiffen worden; in Braunschweig lebt auch — mein Busenfreund Köchy. — Leben Sie wohl, behalten Sie mich lieb, grüßen Sie mir Ihre Frau, so wie Herrn und Madam Lipke, und seyn Sie versichert, daß ich nie aufhören werde zu seyn Ihr Sie liebender und verehrender

H. Heine."

Einlage.

„Hamburg. Unsre gute Stadt Hamburg, die vor einigen Jahren durch das Ableben des braven, groben, herzensbiedern, kenntnißvollen und anti catalanistischen Schwenke einen noch unvergessenen Verlust erlitt, scheint jetzt hinlänglichen Ersatz dafür zu finden, indem sich einer der ausgezeichnetsten

Musiker hier niederlassen will. Das ist **Albert Methfessel**, dessen Lieder-Melodieen durch ganz Deutschland verbreitet sind, von allen Volks-Classen geliebt werden, und sowohl im Kränzchen sanftmüthiger Philisterlein als in der wilden Kneipe zechender Bursche klingen und wiederklingen. Auch Referent hat zu seiner Zeit manches hübsche Lied aus dem Methfessel'schen Commers-Buche ehrlich mitgesungen, hat schon damals Mann und Buch hochgeschätzt. Wahrlich, man kann jene Componisten nicht genug ehren, welche uns Lieder-Melodieen geben, die von der Art sind, daß sie sich Eingang bei dem Volk verschaffen, und echte Lebenslust und wahren Frohsinn verbreiten. Die meisten Componisten sind innerlich so verkünstelt, versumpft und verschroben, daß sie nichts Reines, Schlichtes, kurz nichts Natürliches hervorbringen können — und das Natürliche, das organisch Hervorgegangene und mit dem unnachahmlichen Stempel der Wahrheit Gezeichnete ist es eben, was den Lieder-Melodieen jenen Zauber verleiht, der sie allen Gemüthern einprägt und sie populär macht. Einige unserer Componisten sind zwar der Natur noch immer nahe genug geblieben, daß sie dergleichen schlichte Lieder-Compositionen liefern könnten; aber theils dünken sie sich zu vornehm dazu, theils gefallen sie sich in absichtlichen Naturabweichungen, und fürchten vielleicht, daß man sie nicht für wirkliche Künstler halten möchte, wenn sie nicht musikalische Kunststücke machen. Das Theater ist die nächste Ursache, warum das Lied vernachlässigt wird; Alles, was nur

den Generalbaß studirt, oder halb studirt oder gar nicht studirt hat, stürmt nach den Brettern. Leidige Nachahmerei, Untergang mancher wirklich Talent vollen! Weichmüthige Blüthenseelen wollen colossale Elephanten-Musik hervor posaunen und pauken; bandfeste Kraftkerle wollen süße Rossinische Rosinen-Musik oder gar noch überzuckerte Rosinen-Musik hervorhauchen. Gott bessers! — Wir wollen daher Componisten wie Methfessel ehren — und ihn ganz besonders — und seine Lieder-Melodieen dankbar anerkennen. —y."

Es könnte für die Fahrlässigkeit Heine's mit zeugen, daß jener Brief, den er am 21. August 1823 schrieb, den Lüneburger Poststempel vom 23. October trägt. Zwei Tage später erhielt ich ihn, weshalb das „sobald als möglich abzudruckende" Lob Methfessel's, womit ich hier gern an den auch mir werthen Tondichter erinnere, erst am 3. November zu lesen war, weil der „Gesellschafter" die Tages-Bezeichnung immer etwas voraus hatte. Ueber Heine's „Tragödien" urtheilte der ihm befreundete Varnhagen schon sechs Monate früher (1823. Bl. 72) und dessen sehr mit dem „Diplomaten" verwandte Ansicht sey eingeschaltet als Beitrag zur Schilderung Beider:

„Dieses Buch, poetischen Inhalts, tritt in ganz besonderer Weise neu und eigenthümlich auf. Eine Tragödie, eine Reihe lyrischer Gedichte, und wieder eine Tragödie, das sind die merkbaren Hauptstücke, wie sie aufeinander folgen. Nun könnte die Kritik, sorgsam und fleißig, getreu und aufrichtig, jede ein

zelne dieser Abtheilungen durchgehen, Verdienstliches und Mangelhaftes darin bezeichnen und abwägen, und zuletzt mit Unparteilichkeit ihren richterlichen Spruch verkünden. Sie könnte darthun, wie der Charakter der nördlich modernen Tragödie „Ratkliff" ungemein glücklich mit dem der südlich romantischen Tragödie „Almansor" contrastirt, wie in jener das Schroffe und Herbe, in dieser das Sanfte und Liebliche vorherrscht; wie die Catastrophe in beiden aus Untergang und Verklärung, in ungleicher Zusammensetzung dem besonderen Charakter jedesmal angemessen, den gehörigen Schluß erzielt; wie die Zeichnung und das Colorit der Figuren dem historischen Hintergrund und Boden gemäß, und doch in origineller Laune sowohl dieser als jene modificirt erscheinen; wie die Sprache theils überwallend üppig, theils eingezogen trocken mit Erfolg behandelt, die Anordnung fortschreitend und erregend, der Stoff in eigenthümlichen Geist erhoben, das Einzelne der Behandlung oft von großer Schönheit ist. Sie könnte sich darüber verbreiten, wie es dem Dichter eben so gelungen, in den Dramen wahrhaft dramatisch, wie in den Liedern ächt lyrisch zu seyn; von diesen letzteren ließe sich insbesondere hervorheben, wie gedrungen, frei, reizend und kraftvoll die Tonart des alten deutschen Volksliedes hier in dem neuesten Stoffe vom heutigen Tage sich bewegt; wie kühn und gewagt, und wie glücklich im Wagen, hier Bilder und Ausdruck einer Stimmung folgen, deren widersprechende Bestandtheile in dem wunderbarsten Bittersüß gesteigert

vereinigt sind. Sie dürfte ausdrücklich anmerken, daß der Dichter Niemanden nachahmt, am wenigsten den Lord Byron (wie man ihm vielfältig nachgerühmt), sondern daß er selbst da, wo er bekannte Anklänge, seyen sie dieses Engländers oder anderer Kunstverwandten, zu geben scheint, diese nicht sowohl sucht, als nur nicht eben vermeidet. Endlich dürfte sie wohl zum Ueberfluß erinnern, daß auch bei dem entschiedensten Talent und glücklichsten Genie der Dichter sich diesen Gaben nicht unbedingt überlassen, sondern ein ethisches Bewußtseyn über jenen behaupten möge, damit er vor dem Abwege des Willkürlichen und Abstrusen bewahrt bleibe, dessen gespenstische Schemen so gern den Dichtergeist umschleichen, sich mit ihm verbinden und ihn dann betäubend niederziehen, wie wir solches noch nicht längst an bedeutenden Beispielen schon zu oft traurig erlebt haben, an dem gegenwärtigen aber hoffentlich nicht erleben werden! — Alles dieses und noch viel mehr Lobendes, Anerkennendes, Wohlmeinendes, könnte die Kritik bei dieser Gelegenheit mit aller Gerechtigkeit aussprechen und darlegen, und mit den besten Hoffnungen und Wünschen für den jungen Dichter schließen, der nach seiner im vorigen Jahre erschienenen ausgezeichneten Erstlings-Sammlung von Gedichten jetzt durch gegenwärtiges Buch so würdigen Fortschritt auf einer Bahn bekundet, die ihm mannigfache Kränze schon gewährt, andere verheißt, und keinen als unerreichbar im voraus abspricht. — Und hätte nun die Kritik dies Alles, und noch viel mehr in dieser Art,

gesagt und ausgeführt, so wäre gleichwohl in Bezug auf das vorliegende Buch ihr Geschäft höchst unvollkommen, ihr Standpunkt ungenügend. Sie hätte noch immer nur das Einzelne beachtet, und, getäuscht durch die eigenthümliche Anordnung und Verwaltung dieses poetischen Stoffes, das Ganze übersehen. Denn diese scheinbar getrennten Stücke, in denen Costüm und Form so verschieden, sind deshalb nicht für sich bestehende Gebilde; sie sind vielmehr, die beiden Dramen und die verbindende Lyrik, nur Glieder eines Ganzen, Facetten einer Dichtung, das ganze Buch nur ein Gedicht. — Von diesem Standpunkt aus, von welchem allein dem Dichter sein volles Recht werden kann, beginnt eine neue und höhere Betrachtung, aus welcher die eigentlichen Resultate der Kritik, für Dichter und Publikum gleich ersprießlich, erst erfolgen müssen. Wir begnügen uns hier, diesen Standpunkt angegeben zu haben, und zweifeln nicht, daß derselbe zu ausführlichen Betrachtungen da werde benutzt werden, wo mehr, als hier und uns für diesmal, zu solchem Geschäfte Raum und Muße gegeben sind. E."

Von Heine selbst empfing ich erst nach fünf Monaten dies zweite Schreiben:

„Göttingen, den 9. Mertz 1824.

Lieber Professor Gubitz, hochgeschätzter Herr Collegue!

Ich wünsche, daß dieser Brief Sie in vollem Wohlseyn und in Ihrem gewöhnlichen Humor an-

treffe. Mit meiner Gesundheit sieht es jetzt etwas besser aus. Ça ira.

Anbei übersende ich Ihnen für den Gesellschafter die neusten Kinder meiner Muse, überschrieben „drei unddreißig Gedichte von H. Heine." Sie werden sich baß verwundern über das Befremdliche und Nonchalante in der Form einiger dieser Gedichte, vielleicht erwecken Sie auch bei Ihnen und andern Leuten ein verdammendes Kopfschütteln, dennoch weiß ich, daß sie zum Eigenthümlichsten gehören, was ich bisher gegeben. Ich verlange daher, im Fall Sie sie überhaupt des Abdrucks würdigen, daß Sie sich alles Gubitzens — Sie wissen, was ich meine — dabei enthalten, daß Sie beim Abdruck kein Wort, keine Sylbe verändern; im Fall Ihnen dieses nicht möglich ist, lassen Sie diese Gedichte ganz ungedruckt, und ich werde sie von Ihnen durch einen Freund abholen lassen. Auch ist es durchaus nöthig, daß der Cyclus in einer Woche ganz erscheine, nämlich in den vier auf einmal auszugebenden Blättern. Mehrere Gedichte, die ich mit Bleifederstrichen eingeklammert, sollten wohl auch auf demselben Blatte zusammengedruckt werden, wie Sie selbst einsehen werden, z. B. bei den Seestücken. — Auch glaube ich, daß mit dem Abdruck dieser Einsendung nicht lange gezögert werde, im Fall Sie kein Manuscript von Goethe oder Walter Scott liegen haben. Ich bedinge mir ausdrücklich acht Exemplare des Abdrucks der 33 Gedichte, und werde dieselben bei Ihnen abholen lassen. Vergessen Sie daher nicht, die acht

Exemplare in der Druckerei zu bestellen. Ich habe sie durchaus nöthig, muß sie an Freunde und Verwandte schicken.

Daß ich so selten etwas für den Gesellschafter einsende, liegt nicht an mir, sondern an meiner gegenwärtigen Lage, wo ich von Krankheit und Jurisprudenz niedergedrückt werde. Das wird sich aber ändern, und seyn Sie überzeugt, daß ich mich immer für den Gesellschafter interessiren werde. Ich wünschte wohl, daß sich derselbe auch für mich interessire, und ich mache Ihnen den interessanten Vorschlag, ob Sie mir nicht meine heutige Sendung und die künftigen mit Ihrem gewöhnlichen Honorar sogleich honoriren wollten. Ich überlasse das Ihrem freundlichen Ermessen mit dem Bedenken, ich sey das Gegentheil von einem Millionair. — Ich lebe hier sehr still, arbeite viel und werde unausstehlich gelehrt. So kann der Mensch sinken! — Halten Sie mich in gutem Andenken, loben Sie mich auch bei Gelegenheit; denn gestern habe ich Sie auch gelobt, und es war im Rathskeller, und eine Menge Studenten, wovon jeder seine acht Krüge Doppelbier vertragen kann, waren gegenwärtig.

Leben Sie wohl, und seyn Sie überzeugt, daß ich nie aufhöre zu seyn

Ihr Freund H. Heine."

Mit dem ersten Briefe verglichen läßt der Ton im zweiten Briefe unverhehlt, daß Heine sich des Steigerns seiner Anerkennung bewußt war, und sie wurde in Hast gewichtig und gewichtiger. Die „drei-

unddreißig Gedichte“ (1824. Bl. 49 bis 52) haben schon den oft und verschieden benutzten Vers:

„Ich bin ein deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land;
Nennt man die besten Namen,
So wird auch der mein'ge genannt.“

Nächstdem gehört aber zu den „Dreiunddreißigen“ ebenfalls schon das aus diesem einzigen Verse bestehende Gedicht:

„Selten habt Ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich Euch,
Nur wo wir im Koth uns fanden,
Da verstanden wir uns gleich.“

Gedenke ich der oft wunderlichen Gegensätze in seinen Dichtungen, erweckt sich meinem Gedächtniß stets ein Gespräch mit Evelina von Geldern, einer Verwandten **Heine's**, die er anfangs als Ziel seiner Pfeile gegen das schöne Geschlecht vorweg erwählt haben soll. Ich war einst in Gesellschaft Nachbar der jungen Frau, wußte aber damals nichts weiter, als daß sie eine Muhme oder Nichte **Heine's** sey, sonst hätte ich vermieden, die Unterhaltung auf ihn hinzuwenden. Nachdem es geschehen, ward mir schnell eine lebhafte Erregung der hübschen Nachbarin sichtlich, es blieb auch nicht verborgen weshalb, und ich fasse zusammen, was sie beredsam in zunehmender Wärme äusserte. Meiner ablenkenden Bemerkung: ich zöge **Heine's** Phantasie und Poesie nur als solche in Betracht, entgegnete die Gereizte: „Es mag Poesie seyn; da ich aber **Heinrich Heine** genau kenne, darf ich zweifeln, daß sie aus vernünftiger An

sicht und sittlichem Sinn komme. Ich will damit nichts von seinem Talent bestreiten, mein Urtheil wäre unzulänglich; hat er aber, wie ich weiß, nicht verschwiegen, das Schlangengezisch seines Hohns und Grimms wider die Frauen solle besonders mich treffen, so muß mich dies als schamlose Kränkung berühren, obwohl ich es nicht verberge, daß ich ihn eben so wenig liebenswürdig fand, wie das Zügellose überhaupt. Für sein Spiel mit Empfindungen war er so glücklich, durch eingebildetes Unglück sich in seine Eigensucht immer mehr zu verlieben; er konnte nun sein zerrüttetes Herz als ein mißhandeltes vorzeigen, und doch sind alle Risse, die es hat, eine ihm angenehm gewordene Selbstverschuldung übermüthiger Eitelkeit."

Daß dieser Gefühlserguß der Aufwallung eine Beisteuer von bedingter Wahrheit hat, läßt sich nicht leugnen, und es scheint, **Heine** mußte erst durch seine körperlichen Leiden und die opferkräftige Theilnahme einer Frau, die edle Fülle eines weiblichen Herzens beachten und achten lernen. — Mit dem Ausspruch der Verwandten **Heine's** mag der geist- und gemüthvolle **Wilhelm Neumann** beinah einig gewesen seyn, als er (1828) die „**Parodien**" schrieb:

I.

„Den Gärtner nährt sein Spaten,
Den Bettler sein lahmes Bein,
Den Wechsler seine Dukaten
Mich meine Liebespein.

Drum bin ich dir sehr verbunden,
Mein Lieb, für dein treulos Herz;
Viel Geld hab' ich gefunden
Und Ruhm in Liebesschmerz.

Nun sing' ich bei nächt'ger Lampe
Den Jammer, der mich traf:
Er kommt bei Hoffmann und Campe
Heraus in klein Octav.

II.

Die ich am schönsten besungen,
Die hat mich am mehrsten gequält,
Und die mein Herz bezwungen,
Der hat das Herz gefehlt.

Drum sing' ich ewig wieder
Die Lieder von meiner Qual,
Und nenne sie ewige Lieder,
Weil endlos ihre Zahl.

Verhaßt ist mir das Leben,
Die Menschen sind dumm und schaal,
Doch die meine Lieder erheben,
Sind mir just nicht fatal."

Nach diesen Nebenblicken schaue ich weiter auf meine Verhältnisse zu Heine selber. — Es verging ein sehr übervolles Jahr, bis mir von ihm wieder ein Schreiben ankam, das hier eingereihte:

„Hamburg, den 23. November 1825.

Sie hätten Unrecht, wenn Sie glaubten, daß mir der Gesellschafter, die Wiege meines Ruhms, ganz gleichgültig geworden sey. Ich war die letzte Zeit nur gar zu sehr beschäftigt, als daß ich lebhaften

Antheil daran nehmen konnte. Jetzt aber bekomme ich mehr Muße, die Materialien, die ich auf der Göttinger Bibliothek gesammelt, werden bearbeitet, und so manches Gute wird nach und nach zu Tage gefördert. Beifolgendes Manuscript: „Harzreise von H. Heine, geschrieben im Herbst 1824" schicke ich Ihnen für den Gesellschafter und bin überzeugt, daß es Ihnen, besonders die zweite Hälfte, außerordentlich gefallen wird. Ich habe dasselbe mit großem Fleiße geschrieben, alsdann, wie sich bei guten Sachen gebührt, ein Jahr liegen lassen, jetzt wieder durch und durch gefeilt, und ich finde, daß es wegen des Stoffes und dessen leichter Behandlung ganz für unsere Zeitschrift geeignet ist; wie denn auch ein Seitenstück dazu, nämlich die Reise im untern Harze, sogar in einem Damenbüchlein, in den Rheinblüthen für 1827, erscheinen soll. Daß Sie, lieber Professor, mir nichts in meinem Opus ändern oder verbessern, ist eine alte Bedingung, die ich wieder erneure. Es ist freilich manches Derbe darin, indessen, da doch der Gesellschafter (zu unserer Aller Verwunderung) sich in der letzten Zeit vom Verdachte der Liberalität gereinigt hat, und täglich zahmer und zahmer wird, so hoffe ich, daß die Censur deshalb meiner Harzreise etwas durch die Finger sehen wird.

Vielfach, wie Sie wohl denken können, bin ich angegangen worden, an andre Blätter, namentlich am Morgenblatte zu arbeiten; aber meine Vorliebe für den Gesellschafter, die Loyalität des Redakteurs, und der Wunsch, meine Einsendungen immer bald

abgedruckt zu sehen, bewegen mich, Ihnen die Harzreise zu schicken, und deshalb darf ich wohl verlangen, lieber Professor, daß Sie bei der Censur etwas für mich thun. Ich weiß, daß Sie da viel vermögen. Sollte dennoch gestrichen werden, so bitte ich an solchen Stellen die gebräuchlichen Querstriche nicht auszulassen. Am meisten fürchte ich für die Balletwitze S. 56; werden diese gestrichen, so wünsche ich, daß auch das Vorhergehende wegfalle, welches nämlich S. 55 unten anfängt mit den Worten: „Ein junger Sachse, der kürzlich u. s. w. Auch hoffe ich, daß Sie den ganzen Aufsatz nicht zu oft abbrechen, besonders nicht bei Naturschilderungen, und daß ich auf Weihnacht das Ganze gedruckt erhalte. Sie müssen mir auch den großen Gefallen erzeigen, mir 25 Exemplare davon zukommen zu lassen. Was Ihnen dieses kostet, berechnen Sie mir am Honorar.

Kann ich Ihnen hier nützlich seyn, so dürfen Sie sicher auf mich rechnen. Ich gedenke nämlich gänzlich hier zu bleiben. So unliterarisch es hier aussieht, so findet ein Literator hier dennoch sehr schätzbare Hülfsmittel, z. B. eine Unmasse englischer Blätter rc. Auszüge daraus mögen wohl interessant seyn, und im Fall Sie mich auf solche Weise beschäftigen wollen, werde ich gern mit meinen Talenten Ihnen zu Diensten stehen.

Anfangs August verließ ich Göttingen, reiste nach Norderney, gebrauchte mit Erfolg das dortige Seebad, besuchte die ostfriesischen Inseln, und habe dieses in einer Reihe „Seestücke“ allerliebst beschrieben.

Nach der Harzreise sollen sie auch gedruckt werden. — Nochmals bitte ich Sie, daß die Harzreise nicht von der Censur maltraitirt wird, daß sie bald gedruckt wird und daß ich 25 Exemplare davon erhalte. Letztere erwarte ich ganz bestimmt, weil ich sie, um alte Freunde anzuregen und neue Freunde zu gewinnen, bereits im Geiste hier vertheilt habe. Leben Sie wohl und bleiben Sie schutzreich und gewogen

Ihrem Freunde H. Heine."

„Die Harzreise" wurde von dem Censor gleich in den ersten Abtheilungen an mehreren Stellen durchkreuzt; ich ließ den Satz wieder „ablegen" — wie es in den Druckereien heißt — um dann mit dem Kreuziger wegen seiner Kreuzverschwendung zu unterhandeln, erreichte das Möglichste, doch erst bei ministerieller Entscheidung, und brachte das Ganze glücklich genug über die geistige Thorsperre hinweg. Es konnte aber nun erst im Anfange des Jahres 1826 (Bl. 11 bis 24) erscheinen, und hat auch noch Etliches, was Heine muthmaßlich selbst strich, als er kurze Zeit nachher die erweiterte „Harzreise" benutzte zum ersten Bande seiner „Reisebilder" (Hamburg, 1826). Dr. Herrmann — als Schriftsteller „Ernst Woldemar" genannt — hat darüber in demselben Jahre („Gesellschafter" Bl. 103) Folgendes gesagt:

„Will ich aufrichtig seyn, so muß ich, bei mancher Mißempfindung, die mir der Verfasser bereitet, doch bekennen, daß mir sein Buch von Anfang bis zu Ende Unterhaltung gewährt, mich in Spannung und Eifer versetzt, überrascht, zuweilen besänftigt und ge-

rührt, und sehr oft, was vielleicht nicht das Schlimmste ist, lachen gemacht hat. Der Humor unseres Autors hat in Wahrheit viel Eigenes und Einziges; wenn die Tiefe und das Licht seiner Gedankenbilder oft an die Vorzüge Jean Paul's erinnern, manches Dunkel und manche Verwilderung seiner Gefühlsart an die glänzenden Fehler Byron's, so gehört dagegen Anderes Ausgezeichnete nur ihm allein, und läßt sich nur mit Dem, was er selbst früher in solcher Art gegeben, in Vergleich stellen; dahin rechnen wir die ganz eigenthümliche Mischung von zartestem Gefühl und bitterstem Hohn, die Verbindung von unbarmherzigem, scharf einbohrendem, ja giftigem Witz und von einschmeichelnder Süßigkeit des Vortrags, lebhaftem und zugleich mildem Redefluß, der durch nichts gehemmt, durch nichts getrieben scheint, und gleichmüthig über Alles, was ihm in die Quere kommt, leicht dahin wallt. Auch dürfen wir als eine Eigenheit unseres Autors nicht übersehen, daß er mit gleicher Natürlichkeit — oder Fertigkeit, wenn man will — sich in beiden Formen, in Prosa und in Versen, bewegt, was bisher noch von keinem Geisteskinde seiner Art gesagt werden konnte. Er ist in der That nicht bloß ein Dichter, wie jeder Humorist im Allgemeinen es heißen kann, sondern auch in dem engeren Wortsinne, in welchem die meisten Humoristen es nicht sind. Dies ist ein Vorzug, der noch sehr weit führen kann. Aber wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten, pflegt man zu sagen, will man vom Lobe zum Tadel übergehen, und so möchten auch wir gern das Sprüch-

wort uns zur Brücke machen, wenn sie uns nicht gleich unhaltbar würde! Denn das ist eben das Eigne, die Kunst, das Glück, oder auch der Nachtheil jedes Autors dieser Art, daß die Elemente seiner Darstellungsweise nicht neben einander zum Sortiren, Auswählen und Abtrennen da liegen, sondern unter einander verflochten und verwachsen, ineinander gemischt und gebunden sind, und ihre Scheidung nicht ohne Zerstörung des Vorhandenen geschehen kann. Der Schatten, welchen wir nachweisen möchten, steht hier ganz im Lichte, das Licht, von dem wir geredet, ganz im Schatten, wenn wir so reden dürfen. Ohne Frage, die Wagnisse des Verfassers gehen bis zum Frevelhaften, seine Freiheiten bis zur Frechheit — die zwar schon längst in unserer Literatur die göttliche heißt, seit Friedrich Schlegel in der „Lucinde" und im „Athenäum" sie so getauft und geweiht!! — sein Muthwille wird Ausgelassenheit, seine Willkür verschmäht auch das Gemeine nicht, wenn sie unerwartet damit die Erwartung necken, durch einen Satz dorthin die gespannte Einbildungskraft plötzlich kann abschnappen lassen. Allein grade in diese Wendungen und Sprünge windet sich der Gedanke mit ein, springt der Witz mit, und wir müssen — gleich dem Indier, der in dem unreinsten Gethier, das vom geweihten Tempelbrodte genascht, nun den Behälter des Geweihten verehrt — noch in der unangenehmsten Gestalt den darin verkörperten Geist anerkennen. Dies gilt jedoch einzig nur dann, wenn wirklich die Vereinigung eine wahre ist; zeigt sie sich als eine schein-

bare, treffen wir die Frevelhaftigkeit und Frechheit, die im Geleit der höheren Macht höchstens unser Achselzucken erfahren dürfen, einmal für sich allein, ohne jenes Geleit, dann kennen wir auch keine Schonung, sondern fallen darüber grimmig her, und reißen die Ungebühr in Stücken. Einige der Gebilde unseres Autors können durchaus kein besseres Schicksal erwarten, sie überschreiten jedes Maaß, und ohne alle Noth; er wird selbst am besten wissen, was er sich selber zu Ehren und seinem Buche zum Frommen aus demselben hätte weglassen sollen. — Die „Reisebilder" bestehen aus viererlei Mittheilungen. Da zeigt sich Mancherlei, was man bedenklich ansieht, wobei man den Kopf schüttelt, was man auf keine Weise rechtfertigen kann; die Beispiele überlassen wir Andern anzuführen. Dann folgen einige Gedichte, welche einen etwas größeren Schwung nehmen und manigfachere Welt behandeln. Die Romanze vom Sohne des schriftgelehrten Rabbi Israel von Saragossa, im schönsten spanischen Tone, dürfte auch im heutigen Treiben für manches Alkalden-Fräulein recht wohl passen; den drei stark mahometanischen Romanzen „Almansor" hält die echt christlich katholische „Wallfahrt nach Kevlaar" die Wage, und der Verfasser, der unseres Wissens selber Katholik ist, hätte nicht nöthig gehabt, sich wegen der Deutung zu rechtfertigen, die aus dem Stoffe dieser Romanzen irrig auf seine Denkweise gemacht werden könnte. Die dritte Abtheilung enthält die „Harzreise", welche, wie mehrere der Gedichte, zum Theil schon im „Gesellschafter" abge-

druckt erschienen ist; sie hat aber Zusätze und Ergänzungen erhalten. Der Verfasser geht von Göttingen aus und besucht den Harz, hat aber dabei beständig **Berlin** vor der Seele. Diesen Zusammenhang von reichen, treffenden Naturbildern, feinen Beobachtungen, schalkhaften, witzigen, beißenden Scherzen, persönlichen Feindseligkeiten, weichen Gefühlen, reizenden Liedern, tollen Fratzen, unglaublichen Verwegenheiten u. s. w. können wir hier nicht zergliedern; wir überlassen dem Leser selbst, daran sich ärgerlich und liebevoll, wie er kann, zu ergötzen; nur bemerken wir, daß das Vernunftgespenst ein wahres Meisterstück tiefsinniger Laune, und daß die Ehrenrettung eines im Text irrig verunglimpften Schauspielers in ihrer Art einzig ist. — Den Beschluß des Buchs machen Seebilder: „Die Nordsee" überschrieben. Diese Abtheilung dünkt uns die gehaltvollste, und, nach Ausscheidung einiges Frevels, die würdigste. Hier beurkundet sich noch mehr als in der „Harzreise" das bis zum Genie gesteigerte Talent des Autors. Welche Naturschilderungen in wenigen, aber markigen, für immer bezeichnenden Worten! Welche tiefgeschaute Eigenthümlichkeiten, reiche Beziehungen, leichtbewegte Gestalten! Hier zeigt der Dichter seine echte Verbindung mit dem Ursprünglichen, der Natur sowohl als des Geistes, sein wahres Dichter Talent: **zu sehen, zu bezeichnen**. Diese Dichtungsart, des **kolossalen Epigramms** möchten wir sie nennen, eignet ganz besonders dem Genius unseres Autors, und daß er aus dem epigrammatischen Liede zu ihr

übergegangen, kann uns ein entscheidendes Zeichen seines innern und äußern Fortschrittes seyn. W."

Was von diesem Beurtheiler gesagt ist, trifft eigentlich noch jetzt Heine's in erster Zeit unsrer Bekanntschaft meinerseits nicht ergründete Gesinnungslosigkeit. Seine Fortschritte blieben neben dem Schätzenswerthen auch im Bündniß mit dem Verwerflichen, und daß man diesem in der Literargeschichte nicht das Uebermaaß zutheile, möge man mit mir seinem Andenken wünschen.

Nach jenem dritten Briefe mit der bezeichneten Handschrift für den Abdruck habe ich keine Zeile mehr von Heine empfangen, weder als Brief noch als Beitrag für meine Zeitschrift, und ich erinnerte ihn auch nie an mich. Schon im Jahre 1825 wurde er mit seinen Verlegern in Hamburg dadurch bekannt, daß er in deren Buchhandlung eintrat, um nach den Schriften Heine's zu fragen, was er auch anderweitig gethan hat zur Unterstützung seines Rufs, wie er meinte. Dorthin sandte nun Heine Alles, was er schrieb, und im Hinblick auf mich hat er sich wahrscheinlich gedacht, daß ich mit Vielem, was von ihm ausging, schwerlich ohne Beschränkung einverstanden seyn würde, worin er nicht geirrt hätte. Nach meiner, von den persönlichen Begegnissen geleiteten Erfahrung glaube ich aber: was Heine seinem Schönen zufügte an Häßlichem, das that er in berechneter Absicht, weil Niedrigderbes eher als Erhebendes in der Lesewelt die Mehrheit gewinnt, er sich also selbst sagte: „Gediegenes wirkt zu lang-

sam, und für das geläutert Edle sind gar Viele un empfänglich; da bedarf die Dichtung Brunst und Geprassel, Explosionen mit Raketengeknall zur Ergötzung Derer, die um so angeregter sich bestens entzückt fühlen, je mehr dabei Diesen und Jenen Schlacken an die Köpfe fliegen, sind nur dabei natürlich die Kopflosen verschont." — Wie aber Heine Bildung mit Unbildung, „Veilchenduft und Mondschein" mit „Düngerduft und Moderpein" mischte, wie oft er den Sonnenstrahl seines Geistes auch dem Schmutz gönnte, für einen Dichter wird und muß man ihn immer anerkennen. Freilich dürfte man jedoch zugleich auch immer bedauern, daß er nicht Kraft und Muth hatte zu der Ueberzeugung: er sey reich und mannigfach begabt, um auf reiner Bahn sich unbefleckten Ruhm erwerben zu können, statt daß er die rosigsten Seelenblüthen gepaart mit den giftigsten Gewächsen sinnlicher Versumpfung ausstreute, nur um rasch den jubelnden Beifall des schmähsüchtigen Lüstlingstrosses zu erzwingen und zu steigern. — Heine war zu Höherem berufen, er hatte nicht nöthig, Erhabenes zu erniedrigen zum Dienst für Gelächter; dazu besitzt mancher Halbhirnige noch Mittel und Kopfs genug. Aber das Erhabene dem Volk zu sichern und mehr zu erhellen, dazu gehört die klargesinnte Einsicht und das tiefernst beseelte Gemüth; zu Beidem fehlten bei Heinrich Heine die Anlagen nicht, leider hat er jedoch auch Beides verwahrlost, und dennoch blieb — nach meinem

Empfinden und Begriff — sein bedingter Anspruch auf geistige Geltung unvernichtet.

Unwillkürlich wird durch die Zurückschau auf Heinrich Heine die Erinnerung hingeleitet zu Ludwig Börne, den Jener noch verunglimpfte vom elendvollsten Krankenlager aus, mit solcher Erbitterung, um mit Recht sagen zu dürfen: der Verwesende beschimpfte den Todten, seinen ehemaligen Geistes- und Strebensgenossen. Später im Haderkampfe sich gegenüber, sind diese Beiden, in Deutschland geboren, nur darin einig, ihr Vaterland unausstehlich zu finden.

Gesehen habe ich Börne, auch mit ihm gesprochen; durch seine ausgezeichnete Taubheit, die an seinem schroffen Wesen viel erklärt, war aber die Unterhaltung mit ihm fast bis zum Nichtmöglichen gehindert. Indem er nur sich nach Innen verstand, blieb das Gespräch mit ihm vorherrschend einseitig, was bei ihm das Gefühl des Alleinstehens bewirkte, ihn verleitete, sich als weltverbessernden Glaubenshelden zu betrachten, und wie ein solcher hat er sich jedenfalls seine zwar starrköpfige, doch immer redliche Gesinnung treu und fest bewahrt.

Bei dem Beginn meiner Zeitschrift, vom Jahr 1817 an, hatte ich es auch sogleich mit allerlei Glaubenshader zu thun, vorwaltend bis zum Jahre 1822. Wie nach jedem weltgeschichtlich bedeutsamen Ereigniß Kanzelumtriebe regsam werden, so war es auch geschehen nach Errettung Deutschlands vom Napoleons Joch. Viel heilig gesprochener Unsinn griff wortreich thätig ein in das Volksleben, offenbar zu

selbstsüchtigen, die Vernunft unterdrückenden Zwecken, und ich hielt es für Pflicht, auch nach dieser Richtung hin frei widerständige Rede in die Oeffentlichkeit zu gestatten. — Da sagte nun im Januar 1820 mein Freund Mattausch zu mir: „Vetter, was habt Ihr mit der katholischen Kirche? unser Probst Taube hat am Sonntag gegen Euch gepredigt!" — Dieser probstliche Angriff entstand aus folgendem Bericht („Gesellschafter" 1820. Bl. 7):

„Würzburg. Bei meinem, nunmehr beinah sechsjährigen Aufenthalt im Süden von Deutschland kam ich auch hieher, und lebe nun meinem Zwecke hier schon seit mehreren Monden. Welchen Zweck ich habe? — das wissen Sie ja wohl: ich denke über den Zustand der Aufklärung und über die Erhebung der Religion zur Philosophie in unserm Vaterlande Notizen zu sammeln und — so Gott und die Menschen es erlauben — meine Erfahrungen einst ohne Scheu dem Drucke zu übergeben; zuweilen werde ich Ihnen aber Einzelnheiten senden, deren schnelle Bekanntmachung mir nothwendig scheint. — Dies ist der Fall mit einem Aktenstücke, welches mir mitgetheilt wurde, nämlich ein „Glaubensbekenntniß eines Evangelischen, der zum Katholiken sich weihen läßt." — Sorgen Sie ja dafür, daß die Jahrzahl 1819 durch keinen Druckfehler verändert wird; denn allerdings könnte es Zweifel erregen, wenn ich folgende ausgehobene — nicht abgerissene, sondern ganz mitgetheilte — Sätze als jetzt gültige angeben muß: „1) Ich bekenne und glaube: daß der Papst Christi

Statthalter sey und nach seinem Belieben allen Menschen die Sünden zu vergeben oder zu lassen, sie in die Hölle zu verstoßen und in den Bann zu thun Vollmacht habe. 3) Ich bekenne, daß Alles, was der Papst Neues gestiftet, es sey in oder außer der heiligen Schrift, und was er befohlen hat, wahrhaft, göttlich und selig sey, und daß der gemeine Mann es höher achten soll als die Gebote des lebendigen Gottes. — 6) Ich bekenne: daß das Lesen der heiligen Schrift der Ursprung aller Rotten und Sekten, wie auch ein Bau der Gotteslästerung sey. — 8) Ich bekenne: daß ein Priester viel mehr sey als selbst Maria, die Mutter Gottes, welche den heiligen Christum uns einmal geboren und nicht mehr gebärt; aber ein römischer Priester opfert oder schafft den heiligen Christum nicht allein, indem **dieser** will, sondern auch alle Wege, wenn **er** will, ja, nachdem er ihn geschaffen, verspeist er ihn auch. — 11) Ich bekenne: daß der römische Papst Macht habe, die heilige Schrift zu verändern, und nach Belieben zu vermehren und zu vermindern. — 13) Ich bekenne: daß die, welche das heilige Abendmahl unter einerlei Gestalt brauchen, den ganzen Christum mit Leib und Blut, sammt der Gottheit und seinen Beinen genießen und essen.

Ich bekenne, daß der römisch katholische Glaube unverfälschlich, göttlich, seligmachend und wahrhaftig, der evangelische aber (von welchem ich antwillig abtrete) falsch, irrig, gotteslästerlich, verflucht, ketzerisch, schädlich, aufrührerisch, gottlos, ersonnen und erdichtet sey. Weil derowegen die katholische Religion durch

aus gut und heilsam: so verfluche ich alle diejenigen, welche mir diese widerwärtige und gottlose Ketzerei unter beiderlei Gestalt beigebracht; ich verfluche meine Eltern, die mich bei dem ketzerischen Glauben auferzogen; auch verfluche ich diejenigen, welche mir den römisch-katholischen Glauben zweifelhaft und verdächtig gemacht, gleichwie auch die, welche mir den verfluchten Kelch dargereicht; ja, ich verfluche mich selbst und heiße mich verflucht, weil ich dieses verfluchten ketzerischen Kelchs, aus dem mir nicht geziemte zu trinken, mich theilhaftig gemacht habe." — „Dieses Alles thue ich aus einem aufrichtigen Gemüthe und bekräftige es, vermittelst eines Widerrufs der ketzerischen Lehre, in Gegenwart der ehrwürdigen Paters, der hochgelahrten Herren, der zuhörenden Frauen, Jünglinge und Jungfrauen: daß die römische Kirche in diesen und dergleichen Artikeln die wahrhafte sey; überdies verspreche ich auch: daß ich nimmermehr, Zeit meines Lebens, zu dieser ketzerischen Lehre mich wieder wenden will und daß, so lange ich einen Blutstropfen in meinem Leibe habe, ich kein Kind von mir zu dieser verfluchten Lehre halten noch zugeben will, daß es mit meinem Wissen dazu angehalten werde. Ich schwöre auch: daß ich die verfluchte Kirche und Lehre gänzlich, heimlich und öffentlich, mit Worten und Werken, auch das Schwerdt nicht ausgenommen, will verfolgen helfen. Zur Bekräftigung meines Eides empfange ich das heilige Abendmahl, und lasse auch dieses mein schriftlich Bekenntniß, welches ich eigenhändig unterschrieben habe,

in dem heiligen Kirchenbuch aufnehmen." — Dies ist ein Theil der 21 Artikel, welche diese Schrift enthält, und ich habe die andern nicht deshalb abzuschreiben unterlassen, weil sie minder gotteslästerlich und gräßlich sind, sondern weil ich mir den Ekel abkürzen wollte, der jedes rechtliche Gemüth, welchen Glauben es auch umfasse, durchdringen muß bei dem Lesen eines solchen Bekenntnisses, womit man die Menschheit schändet. O ihr ehrwürdigen Paters, die ihr noch immer Wunder erfindet, sucht doch ein natürliches Mittel auf, welches euch zur Scham bewegt, wenn ihr in den heiligen Kirchenbüchern nieder schreiben laßt, was ein menschlich Herz zur innersten Empörung bringen muß. Der, welcher auf diese Weise sich einer Lehre hingiebt, ist mehr zu bedauern als zu verachten, denn er spricht über sich selbst einen natürlichen Bann aus, indem er als Wahnsinniger betrachtet und von denen gemieden werden muß, die nicht berufen sind, in seiner Krankheit ihm beizustehen. Aber ihr, die ihr euch hochgelahrte Männer nennt — was erzeugt ihr euch? Ihr seyd klug genug, euch selbst zu antworten, da es nur eine Antwort giebt, die nachdrücklich deutlich werden muß, wenn ihr fortfahrt, wahre Religion, Vernunft und Sitte zu verleugnen, um mit grinsendem Lächeln alles Göttliche und Menschliche zu verhöhnen. — Dem Himmel sey Dank, daß man auf den Thronen Süddeutschlands, so auch auf dem Baierns, von wahrhafter Religion durchdrungen, den Frevel in seine Schranken weist, der mit Verfluchen hausiren geht. Der geistvolle

König von Baiern und sein liberal gesinntes Ministerium wissen zu gut: welche Verantwortung diese Zeit auch in religiöser Hinsicht veranlaßt, und zu verwegen schon vagabondirte der spekulative Sinn, welcher vom Vatican aus seine Richtungen empfängt, als daß man Ursache hätte, zu glauben: man könne der Menschheit die Schmach anthun, von einer segensvollen Energie nachzulassen, die gegen Banditenstreiche im Reich der Seele schützen soll. Heil darum den Männern in Baiern und überall, die für Duldung, Erleuchtung und allgemeine Rechte gegen die Intrigue kämpfen, die ihre Netze, aus Zündern gemacht, ringsum wieder befestigen will; hier ist der Weg des Ruhms und der Unsterblichkeit, jede Nachgiebigkeit aber wäre ein Ernähren der Zwietracht, ein Schutz des Verderbens. T —."

Auf das kirchliche Abweisen dieser Mittheilung beschränkte sich der katholische Obergeistliche Berlin's nicht, und ich sah mich genöthigt zu der hier eingefügten Darlegung („Gesellschafter" 1820. Bl. 20):

„Veranlaßt durch den Willen des Herrn Probst Taube bringe ich (der Herausgeber) einen Briefwechsel zwischen uns zur öffentlichen Kenntniß. Es sandte mir Derselbe folgende

„Erklärung.

Berlin, den 16. Januar 1820.

Im siebenten Blatte des Gesellschafters von diesem Jahre befindet sich unter Würzburg ein mit T unterzeichneter Artikel, in welchem aus einem angeblichen Aktenstücke entnommen seyn sollende Sätze eines so-

genannten Glaubensbekenntnisses enthalten sind, das, wie angegeben wird, ein „Evangelischer, der sich zum Katholiken weihen läßt“, ablegt. Jeder mit der Lehre der katholischen Kirche nur etwas Vertraute weiß es sehr gut, wie gänzlich fremd ihr diese Sätze sind, und die baare Ungereimtheit derselben ist so auffallend, daß dieser Artikel selbst für den billigen und unterrichteten Gegner dieser Kirche keiner Widerlegung bedarf. Wenn dem Einsender desselben jenes angebliche Aktenstück wirklich als ein abgelegtes Glaubensbekenntniß mitgetheilt worden ist, was vorläufig zur Ehre seiner Wahrheitsliebe angenommen wird, so darf von seiner Rechtlichkeit erwartet werden, daß er dasselbe vollständig, mit Angabe des Namens, Ortes und Tages bekannt machen, und von einer öffentlichen Autorität beglaubigen lassen werde, daß jenes schändliche Glaubensbekenntniß von einer dasigen katholisch geistlichen Behörde abgefordert worden, und, wie der Artikel behauptet, in einem Kirchenbuche eingetragen sey. Nur dadurch kann der Urheber einer so schmählichen Verunglimpfung der katholischen Kirche an's Licht gezogen werden.

Der Probst Taube.“

Empfangen habe ich jene „Erklärung“ mit diesen Zeilen:

„Die Redaktion des „Gesellschafters“ hat im siebenten Blatt von diesem Jahre einen Artikel aus Würzburg aufgenommen, der gegen die katholische Kirche sehr beleidigend ist. Von Ihrer bekannten Unparteilichkeit und Gerechtigkeit darf ich erbitten,

daß beifolgende Erklärung eben so bereitwillig und unverändert in einer der nächsten Nummern des „Gesellschafters" aufgenommen werden wird. — Mit der vollkommensten Hochachtung habe ich die Ehre zu seyn

Dero ergebenster Diener
der Probst zu St. Hedwig Taube."

Berlin, den 16. Januar 1820.

Meine Antwort war:

„Ew. Hochwürden

haben mir gegen den Correspondenz-Artikel „Würzburg" eine Anzeige geschickt, zu deren Abdruck ich ohne Weigerung die Anordnung geben will; es scheint mir aber Pflicht der Humanität, Ihnen vorher ganz offenherzig Gründe zu sagen, weshalb ich glaube: daß Sie sich in einen Streit verwickeln, der mir, um des Thema's willen, selbst unangenehm ist, obwohl leider in jetziger Zeit die meisten Redaktoren jeden Kampf begünstigen. — Mein Correspondent ist ein sehr achtbarer Mann, hat mir, neben seinem Berichte, das ganze Glaubensbekenntniß gedruckt eingeschickt und dennoch habe ich sechs Wochen hindurch den Abdruck jenes Berichts verzögert. — Da aber in dem zuletzt angekommenen Hefte der „Theologischen Annalen" (herausgegeben vom Ober-Consistorial-Rath Dr. Ludwig Wachler), im November-Monat 1819 bei den angehängten „theologischen Nachrichten", alle 21 Artikel jenes Glaubensbekennt-

nisses ebenfalls abgedruckt sind *), und diese, welche der Artikel „Würzburg“ enthält, wörtlich also lauten, überwand ich mein Bedenken. — Auch in einer Zeitschrift, die in München erscheint, ist die Existenz jenes Aktenstücks erwähnt, und wenn Sie Sich jene Zeitschrift (die „theologischen Annalen“) verschaffen, werden Sie es finden, noch mit einem Schema begleitet, welches der Bischof auszustellen hat. Ich begebe mich des Urtheils in dieser Sache, indem ich, jedem Rechtlichen zugethan, allem Vernünftigen verpflichtet, und von keinem Glauben gestört, recht innig wünsche: daß jenes Glaubensbekenntniß untergeschoben sey; aber bitten muß ich Sie, mir noch einmal zu sagen: daß ich die mir eingesandte Erklärung soll abdrucken lassen. — Bei Ihrem Ja behalte ich mir eine Note vor, in der ich Obiges aussprechen will. — Ich wünsche, daß Sie diese Zeilen als einen Beweis der Achtung annehmen, die Ihr Ruf mir einflößte; denn nach den Ihnen gegebenen Aufschlüssen kann es mir, als Redakteur, der mit der Sache nicht verwickelt und noch obenein (durch die ganze Mittheilung des Glaubensbekenntnisses in einer Zeitschrift, welche in dieser Angelegenheit bestimmt völlige Autorität haben sollte) den Abdruck motivirt sieht, gleich seyn, welche Wendung aus Rede und Gegenrede sich er

*) Die Ueberschrift benennt es: „Glaubensbekenntniß eines evangelischen Christen, der in die katholische päbstliche Kirche (zu Augsburg) sich weihen läßt“, und fügt die Jahrzahl „1818“ bei.

giebt. — Nochmals bitte ich, mir Ihren Entschluß anzuzeigen und habe die Ehre mich zu nennen

Ew. Hochwürden

Berlin, den 29. Januar 1829.

ergebensten
F. W. Gubitz.
Prof. der Königl. Akademie der Künste."

Darauf ist mir folgende Antwort gegeben:

„Ew. Wohlgeboren

bin ich für das gefällige Schreiben von gestern aufrichtig verpflichtet. Die Gesinnungen der Humanität, aus denen es geflossen, können nur die Achtung vermehren, die ich für Sie schon hatte. Wenn es hinsichtlich des besprochenen Artikels aus Würzburg nur um die Sache eines persönlichen Streites zu thun wäre, so würde ich, Ihren mir empfohlenen Rücksichten folgend, die von mir eingeschickte Erklärung augenblicklich zurücknehmen, ja ich würde sie gar nicht abgefaßt haben. Nie, darauf gebe ich Ihnen mein Wort, werde ich mich auf einen solchen Streit einlassen, eben so wenig, als ich bei meiner Erklärung die Persönlichkeit des T. im Auge habe. Es handelt sich hier um die Aufhellung einer Thatsache, wozu mitzuwirken ich meiner Stellung als erster katholischer Geistlicher in Berlin — der Ehre der Kirche, deren Beamter und Wortführer ich hier bin — der Wahrheit selbst schuldig bin. Das schändliche Glaubensbekenntniß, aus welchem der Artikel Würzburg mehrere Sätze mittheilt, ist entweder untergeschoben, oder von einem katholischen Geistlichen wirklich abgenommen. Ist ersteres, so darf ich von der Pflicht Ihrer Humanität,

die Sie mir selbst entgegenhalten, mit Zuversicht hoffen, daß Sie eilen werden, eine solche Handlung mit dem Namen zu bezeichnen, den sie verdient. Ist letzteres, so muß der unwissende und frevelnde Priester, der sich eines so schreienden Unfugs schuldig gemacht, genannt, und von seiner gesetzlichen geistlichen Behörde zur Ehrenrettung der katholischen Kirche gebührendermaßen zur Verantwortung und Bestrafung gezogen werden, und dann werde ich mit jedem seiner Kirche redlich zugethanen Katholiken Ihnen und Ihrem Correspondenten aufrichtig dankbar seyn, daß sie die Sache zur Sprache gebracht haben. Aber eben darum muß sie auch jetzt, einmal angeregt, die größte Oeffentlichkeit erhalten, und ich habe deshalb bereits einem der ersten Gottesgelehrten der katholischen Kirche in Würzburg Ihr Blatt zugeschickt, um dort an Ort und Stelle die genaueste Untersuchung zu veranlassen, und mir das Resultat davon zur weiteren Bekanntmachung unverzüglich mitzutheilen. Ihr Correspondent beruft sich auf ein in ein Kirchenbuch eingetragenes Aktenstück. Ich habe ihn aufgefordert, dasselbe auf eine beglaubigte Weise mitzutheilen. Es ergebe sich dann, was da wolle, so kann die Wahrheit nur gewinnen, und es muß sich zeigen, daß die katholische Kirche nicht Lehrsätze vertheidigt, die nur ein Unsinniger die seinigen nennen kann.

Daß das Glaubensbekenntniß im November Hefte der „Theologischen Annalen", von ꝛc. Wachler, vollständig abgedruckt ist, kann in meiner Erklärung keine Aenderung bewirken. Was von der Glaubwürdigkeit

dieser Zeitschrift in Betreff der Artikel zu halten ist, die sie über katholische Kirchen-Angelegenheiten mittheilt, ist mir nur zuwohl bekannt, und es wird am allerwenigsten einem mit dem Geiste derselben nicht Unvertrauten einfallen, ihr bei solchen eine völlige Autorität beizulegen. Ueberdies hat dieselbe, als für Gelehrte bestimmt, nur einen beschränkten Kreis von Lesern, und dies grade von solchen, die durch ihre theologische Bildung eher im Stande sind, ein richtiges Urtheil über die Glaubwürdigkeit des in Rede stehenden Aktenstückes zu fällen. Ihre Zeitschrift hingegen, zunächst für ein Publikum von bloß allgemeiner, bald höherer, bald niederer Bildung geschrieben, hat größtentheils Leser, denen es nicht so leicht ist, Wahrheit von Unwahrheit grade in Beziehung auf unsern Gegenstand zu unterscheiden, und höchstens kann es der unbefangenen Güte ihres Herzens unmöglich scheinen, daß die Katholiken, von denen ihnen vielleicht selbst mehrere von hellem Geist und redlichem Willen und redlichem Gemüthe bekannt sind, von ihrer Kirche in einer so schändlichen Lehre unterrichtet werden. Auch aus Achtung für diese Leser selbst, und noch mehr, weil Ihr Blatt in Berlin erscheint, muß auch hier ein entscheidender Schritt zur Berichtigung dieser Angelegenheit geschehen, und ich ersuche Euer Wohlgeboren nochmals ergebenst, meine Erklärung unverändert abdrucken zu lassen. Was die Note betrifft, mit der sie solche begleiten wollen, so muß ich mir die Bemerkung erlauben: daß, da der Artikel aus Würzburg ohne mildernden

oder zweifelnden Beisatz abgedruckt ist, auch meine Erklärung ganz einfach und ohne weitere Bemerkung aufgenommen, oder daß unser Briefwechsel von gestern und heute vollständig mit abgedruckt werde. Dies ist es, was ich wiederholt von Ihrer Billigkeit erbitte. Der ich die Ehre habe, mit vollkommenster Hochachtung zu seyn

Berlin, den 21. Januar 1820.

Ew. Wohlgeboren ergebenster der Probst Taube."

Nach obigen Aeußerungen des Herrn Probst Taube, dessen Trieb zur Aufhellung dieser Angelegenheit sehr verdienstlich zu nennen ist, blieb mir keine Wahl; ich mußte, bei der gegebenen Alternative, mich für den letzten Punkt, den Abdruck des Briefwechsels, entscheiden, und habe nun noch Folgendes zu sagen:

Daß ich zu dem Bericht aus „Würzburg" keine Note schreiben konnte, ist wohl begreiflich: ich vermag weder für noch gegen die, als faktisch hingestellten Angaben zu zeugen, und unsere Zeit hat der wunderlichen Erscheinungen zu viele, als daß man nicht, so wie mit dem Glauben, so auch mit dem Bezweifeln sparsam seyn müßte. — Die Persönlichkeit des Correspondenten kann aber bei der jetzigen und etwaigen künftigen Verhandlung gar nicht in Berührung kommen, indem es unmöglich ist, das Glaubensbekenntniß als nicht vorhanden zu betrachten. Er legte es seinem Berichte gedruckt bei; dies und die Mittheilung in den „Theologischen

Annalen" (wo es die Bezeichnung „Augsburg" hat) beweiset mindestens: daß es irgendwo im baierschen Staate im Umlauf ist, möge es nun untergeschoben seyn oder ein Einzelner sich dessen bedienen. Ich würde freilich jenes, wie dieses, mit dem rechten Namen bezeichnen; nur wird man einsehen: daß ich nicht im Stande bin, hier ein Urtheil zu fällen. Der Abdruck jenes Glaubensbekenntnisses gab aber dem Correspondenten das Recht, seine Meinung dar über zu äußern, und nur sein Gefühl kann und muß ihm die Verpflichtung auferlegen: Alles zu thun, um über die Echtheit oder Unechtheit des ominösen theo logischen Produktes die bestimmteste Kenntniß ver schaffen zu helfen, nachdem Zweifel darüber ent standen sind. Ich werde ihm mit diesem Blatte alles Nöthige zur Ammahnung senden.

Der Correspondent — als solcher — beruft sich übrigens nicht „auf ein in ein Kirchenbuch ein getragenes Aktenstück"; er gab nur, unter den Aus zügen von jenem Glaubensbekenntniß, auch folgen den Satz: „Zur Bekräftigung meines Eides empfange ich das heilige Abendmahl und lasse auch dieses mein schriftliches Bekenntniß, welches ich eigenhändig unter schrieben habe, in dem heiligen Kirchenbuch aufnehmen", und darauf bezieht sich eine nachfolgende Bemerkung. — Dem Abdruck des Ganzen ist noch dieses Schema angehängt:

„Allen und jeden, die gegenwärtigen Brief sehen, hören und lesen werden, thun wir zu wissen und bezeugen, daß der (die) aus aller Ketzerei und

Sünden, kraft der uns ertheilten päbstlichen Macht und Gewalt, von uns absolviret worden, und nachdem er (sie) zuvor, vermöge des Tridentinischen Concilii, dem Lutherthume entsagt und sein (ihr) Glaubensbekenntniß abgelegt, die römisch katholische und allein seligmachende Religion angenommen, insgleichen das heilige Abendmahl mit gebührender Ehrerbietung genossen, so haben wir dieses, zu mehrerer Bekräftigung, eigenhändig unterschrieben.

Name des Bischofs."

Der unterzeichnete Herausgeber des „Gesellschafter" kann nun der Mittheilung dieser Verhandlung nichts weiter hinzufügen, als die herzliche Versicherung: daß ihm gültige Beweise für die Unechtheit jenes Glaubensbekenntnisses so angenehm seyn werden, als dem eifrigsten Katholiken, indem es hier den Menschenwerth im Allgemeinen gilt, der durch die Echtheit eines solchen Machwerks schmerzlich gefährdet wäre. F. W. Gubitz."

Von meinem Correspondenten forderte ich nun die ihm möglichste Aufhellung im Sachlichen, und es war dann noch zu lesen („Gesellschafter" 1820, Bl. 36):

„An den Herausgeber.

Ihre Schreiben und die Einlage (Bemerker Nr. 3), welche mir Ihren Briefwechsel mit Herrn Probst Taube, über meinen Bericht von Würzburg aus, mittheilt, habe ich hier empfangen, wo ich mich eben aufhalte, in einigen Wochen aber nach Würzburg zu

rück zu kehren gedenke. Ich werde, nach Ihrem Willen und meinem eigenen Trieb, über das famöse Glaubensbekenntniß alle möglichen Erkundigungen einziehen und Alles, was ich erfahre, Ihnen sogleich melden. Vorläufig zeige ich Ihnen an: daß ich das gedruckte Exemplar von einem Reisenden bekommen habe, der es in Rotenburg (zwischen Würzburg und Augsburg) gekauft hat, und ich werde damit weiter nachspüren. Uebrigens sind hier und in der Gegend Viele mit der Existenz dieses Glaubensbekenntnisses (als Druckschrift) bekannt; natürlich aber werden Layen nicht dazu gerufen, wenn es Jemand ablegt, und gern glaube ich: daß es vielleicht nur von Jesuiten oder einem andern katholischen Orden gebraucht wird. Das verändert aber in meiner Ansicht darüber nichts, und welche freventliche Behauptungen über erhellte Religion, Aufklärung und Fortschreiten überhaupt gemacht werden, das kann man in der „Landshuter Literatur Zeitung" und in zahlreichen Schriften, die man geflissentlich verbreitet, lesen. Baiern ist der Punkt, von welchem aus die Hierarchie sich in Deutschland wieder fest zu setzen gedenkt; Herr Taube scheint davon nicht unterrichtet oder nicht daran zu glauben; auf jeden Fall macht es ihm aber Ehre, daß er zweifelt und mit Eifer sich dagegen äußert. T."

Frankfurt am Mayn, den 19. Februar 1820.

Der Gottesgelehrte in Würzburg, den der Berliner katholische Obergeistliche in Anspruch nahm, hat nach der Untersuchung wahrscheinlich kein er-

wünschtes „Resultat" einsenden können, keines, was sich eignete „zur weiteren Bekanntmachung": der Probst Taube ist sie schuldig geblieben. Ihn deshalb anzumahnen, unterließ ich, weil sein Schweigen gleichsam nachträglich bürgt für das Vorhandenseyn jenes damals umläufigen Glaubensbekenntnisses. — Aber selbst Freund Mattansch und andere ehrlich getreue Katholiken waren empört über Mancherlei, was ich nun jahrelang zu erdulden hatte, weil mein Bestreben, frevelhaften Glaubensumtrieben entgegen zu wirken, uneingeschüchtert blieb. Sogar Steine flogen mir zwei Mal Abends durch das Fenster in mein Zimmerchen vor dem Thor, und ein paar andere Bosheiten sind erwähnt („Gesellschafter" 1822. Bl. 53. „**Bemerker**" 6.) in der

„Erklärung.

Im „Hamburgischen unpartheiischen Correspondenten" Nr. 38 findet sich in einem „Schreiben aus Berlin" Folgendes:

„Der Königl. Professor, Herr Gubitz, hat aus Bamberg einen anonymen Brief erhalten, worin demselben angedeutet wird, daß, wenn er ferner fortfahre, gegen Proselyterei, Hohenloherei und alles das, was jenen Zeitfrüchten bei uns anhängt, im Gesellschafter so gröblich, wie bisher, aufzutreten, man ihn schon zu finden wissen werde."

Allerdings habe ich sogar zwei anonyme Zuschriften bekommen, welche eine Mißbilligung der über jene Gegenstände im „Gesellschafter" abgedruckten

Berichte und Aufsätze (größtentheils von Mitarbeitern eingeschickt) darthun. Es empfängt jedoch wohl jeder Redakteur in mannigfachen Beziehungen oft anonyme Mittheilungen; deshalb waren mir auch jene nicht auffallend, und ich habe sie nur mit einigen Freunden besprochen. Eine weitere Verbreitung darüber ist mir auch nichts Angenehmes; weil nun aber öffentlich davon geredet wird, will ich das Faktische der Sache bekannt machen, damit sie nicht etwa ein Aufsehen erregt, was sie nicht verdient.

Einen jener Briefe erhielt ich durch Buchhändler Gelegenheit über Leipzig; er ist überschrieben: „Bamberg, den 22. December 1821" und sein Inhalt dieser:

„P. P.

Sie hören nicht auf, dagegen zu schreiben, wenn die Wunderkraft des Glaubens sich auch unserer Welt offenbaret und werden dadurch anstößig, was Ihnen noch vielen Verdruß zuziehen möchte, wenn man Sie zu finden wissen wird. So viele, mit neuer Gnade erleuchtete Männer sollten Ihnen ein Beispiel seyn, wenn sie der einigen Kirche ihre Worte leihen. Wollen Sie aber, aller Läuterung unfähig, bei Ihren Anfechtungen der Werke des Heils beharren, so würde es wenigstens gerathener seyn, diese gröblichen Vergehungen gegen sanctionirte, ja heilige Thaten in sich zu verschließen, und nicht die Schaaren, die zurück wollen in den Schooß der einigen Kirche, in ihren gottseligen Entschlüssen irre zu machen.

Wie schon gesagt, könnte dies nicht wohl ausschlagen und man verwarnet Sie hiermit wohlmeinend."

Für diese „Verwarnung" dankend, muß ich denn noch gestehen, daß ich sie im geringsten nicht bedarf, da ich nichts thue, was sich nicht vor der Vernunft und dem innersten Gefühl rechtfertigt; andere Richter kenne ich hier nicht, möchte ihnen auch nur dann gehorchen, wenn der Einzelne mit seinen Kräften sich augenscheinlich nur ohne Nutzen aufopfern würde, und — Gott sey Dank! — so weit ist es in unserer Zeit noch nicht gekommen! Uebrigens glaube ich den Einsender jener Zeilen — durch zufällige Vergleichung von Briefen in andern Händen — entdeckt zu haben, und muß danach muthmaßen, daß er auf fremde Anmahnung schrieb — die Gründe wird er mir erlassen, und mit mir seine, ich will annehmem „wohlmeinende" Warnung vergessen.

Eine zweite Zusendung ist von derberer und nicht frommer Art. Es wird dies Jeder nach den unten stehenden Angaben beiräftigen müssen, welche Glaubens Ansichten er auch hegt. — Das Couvert hat das aufgedruckte Postzeichen: „Bamberg, 10. Jan. 1822", und mit der Bemerkung: „Gegen Postschein" hat sich der Absender gleich die möglichste Ueberzeugung geben wollen, daß ich seine Zuschrift sicher erhielte. Nach Eröffnung des Briefes fand ich einen Bogen dicken und schlechten Papiers, auf welchem der Kelch, die Hostie darüber schwebend, mit der Feder gezeichnet und in dem abgeschlossenen Raum folgendes Akrostichon geschrieben ist, genau, wie ich es hier abdrucken lasse:

Denke
O
Christ
Tagtäglich
Ohne
Rast:
Meine
Abtrünnige
Religion
Trifft
In
Nichts) id est: in eine hohle Nuß!!!
Lügt
Und
Trügt,
Heuchelt,
Entzweit,
Revolutioniret.

Damit die Anspielung auf Luther mir ja nicht entgehe, ist auf der Rückseite das Ganze in größeren Buchstaben nochmals zu lesen, und das „Doctor Martin Luther" an den Zeilen entlang dickstrichigst wiederholt. Unter dem Kelch auf der Vorderseite wird in einer Anmerkung und mit Hinweisung auf meinen Namen mir „Kuhwitz", den Mitarbeitern des „Gesellschafter" jedoch „Ochsenwitz" beigelegt, und „mir überlassen, Obiges in Holz zu schneiden und dem erbärmlichen, geist- und herzlosen Gesellschafter beizulegen."

Diese Zusendung konnte, insofern sie mich treffen soll, mir nur Lachen erregen, und ich übersehe gern die, den Anonymus gewiß alleinseligmachenden Ein-

fälle. In Hinsicht auf Luther aber muß sie jeden Rechtlichen empören, denn die Meinung, welche man geheim und öffentlich über jenen Heros der Reformation und über die Folgen derselben jetzt zu verbreiten sucht, ist zu gefährlich für den Geist des Menschen, als daß man nicht den Verunglimpfungen von der einen, der planvollen Verfinsterung und Verkehrungs-Wuth von der andern Seite zu wehren suchen sollte. Mit allen meinen Kräften, wie gering sie seyn mögen, werde ich dies in geziemender Weise auch ferner thun und den Mitarbeitern ein Gleiches gestatten. Weder anonyme noch offenkundige Ausfälle und Schmähungen sollen mich in Demjenigen hindern, was ich als Herausgeber einer Zeitschrift der Zeit schuldig zu seyn glaube und vor Gott, dem Inbegriff der Moral, und den Menschen zu verantworten mir getraue, wobei ich übrigens mit vollem Herzen erkläre, daß ich durchaus gegen keine Glaubens-Sekte irgend einen Widerwillen hege. Ich kenne keine, wobei sich nicht ehrlich und gottgefällig leben ließe, das, denke ich, wird bis in Ewigkeit genug seyn! F. W. Gubitz."

Berlin, den 26. März 1822.

Gewiß wäre dies bis in Ewigkeit genug! — aber kirchliche und staatliche Eigensucht verhindern es, daß einfache Menschenthümlichkeit über Glaubens-, Herrsch-, Hoheits- und Besitzhader siege, daß die Menschenthümlichkeit in vollster Macht und Reinheit allseitig sich zum Selbstzweck erhebe. Dies wird aber wahrscheinlich „bis in Ewigkeit" unerreichbar, da

bei aber immer vom Fortschritt und Aufschwung viel Redens seyn!! —

Diesem Streit, der Diesseitiges und Jenseitiges berührt, sey ein Etwas angeschlossen, was damit grenzt.

Im ersten Bande dieser Aufzeichnungen (Seite 168) ist gesagt, daß ich in Bezug auf den Glauben an ein „Hereinragen der Geisterwelt in die unsrige“ noch ein Ereigniß mitzutheilen habe, und dazu mag ich jetzt genähert seyn bei dem im Mannigfachen oft unausführbaren Willen, hier Ordnung zu halten im Zeitgange meines Daseyns.

Mein Vater, der viel von Krankheiten litt, zumeist durch Kopfgicht, die auch seine auf einem Auge gänzliche Erblindung veranlaßte, lag im Jahre 1821 so schwer gefährlich krank, daß mir der Arzt — in jener Zeit der Hofrath **Schulz** — bemerkte: er halte es für Pflicht, mir zu sagen: nach übereinstimmender Ansicht noch zweier Aerzte könne der Vater diesmal nicht genesen und sein Lebesende sey nahe. Ich hatte mich damals so weit durchgearbeitet, daß ich den Eltern ein sorgenfreies Alter sicherte, sie im Winter bei meiner verheiratheten, aber kinderlosen Schwester Wilhelmine, während des Sommers in der Hasenheide wohnten, nur mit ihrer Pflege beschäftigt. Es that mir um so mehr weh, daß der unter Sorgen, Last und Leiden Altgewordene nicht noch einige Jahre besserer Verhältnisse sich erfreuen solle. Ich hatte ihn fast täglich besucht, auch erkannt, daß bei der jetzigen Krankheit die Gefahr sich steigerte, hoffte aber

dennoch auf Genesung. Des Arztes Bekenntniß raubte mir diese Hoffnung, und ich mußte sie für verloren halten, nachdem ich sogleich zum Vater hin eilte: ich fand ihn völlig entkräftet und meine Gedanken wendeten sich nur zu ihm.

In dem unruhigen Schlaf der nächsten Nacht sah ich nun im Traum eine Gestalt an meinem Lager, angethan mit Bekleidung, die auf ein vergangenes Jahrhundert deutete, über die ein weißes Gewand geworfen war, so daß ich nur an Haupt und Brust die alterthümliche Tracht gewahren konnte. — „Du wünschest deinen Vater" — so hört' ich sprechen — „gerettet, ich will dir die Mittel angeben, merke wohl auf!" Hierauf nannte die Traum-Erscheinung die Namen dreier Pflanzen, und indem ich froh zu antworten suchte: „Ich werde sie aufschreiben!" erwachte ich in fieberhafter Bewegung. Augenblicklich sprang ich auf, ging nach meinem Arbeitszimmer, das nur durch einen engen Kaminflur vom Schlafgemach getrennt war, suchte Bleistift, ergriff das mir zunächste Papier — es war der Umschlag eines Briefes von dem geschätzten Dichter Hang — schrieb im Finstern, so gut es sich thun ließ, jene Pflanzen-Namen auf, und hastete mich dann zurück nach der Schlafstätte. — Am Morgen fand ich das Papier, das Geschriebene war auch leserlich — meine Stimmung aber bei dem Sonnenlicht eine andere geworden; ich sagte mir: deine schwärmerische Erregtheit hat wieder ihr Spiel mit dir getrieben, der Arzt würde dich auslachen, wenn du ihm mit diesem Zettel kämest. Ge-

stehen mußte ich mir auch, daß die Bezeichnungen — ich weiß nur noch, daß „Königskerze“ dabei war, ein anderer Name mit „Fackel“ begann — ganz so klangen, als hätte mir das Bild eines feierlichen Leichenbegängnisses vorgeschwebt. Gegen Abend wurde ich indeß — so ist der Mensch! — nachsinnender über dies Traumbild. Bei tiefster Erschütterung sah ich nun in der folgenden Nacht dieselbe Gestalt, vernahm den zürnenden Anruf: „Du weißt jetzt, was deinen Vater retten kann und zögerst dennoch?“ — In der siebenten Stunde des nächsten Tages war ich bei dem Arzt, erzählte ihm, was ich hier erzählt habe, und gab ihm den Brief-Umschlag, fragend: „Sind dies officinelle Mittel?“ — „Ja“, erwiederte er, „es sind die deutschen Namen von den Kräutern“ — hier gab er die lateinischen Namen an — „und jedenfalls ist das Ereigniß merkwürdig.“ — „Können Sie meinem Vater einen Trank aus diesen Kräutern verordnen?“ fragte ich dann, und nach kurzer Ueberlegung erhielt ich die Antwort: „Ich müßte Eines dabei bedenklich finden, doch hebt sich dies in der Mischung, wie ich glaube; anderntheils wissen Sie, daß ich und zwei meiner Kollegen Ihren Vater für unrettbar halten, weshalb sollte ich ihm also diese Mittel nicht verordnen?“ — Sie wurden ihm verordnet, unausgesetzt gebraucht, schienen mir nicht helfend, doch auf meine Einrede entgegnete der Arzt: „Es sind schon ein paar Wochen vergangen, die Krankheit hat sich in keiner Weise verschlimmert, bleiben wir bei diesem Trank!“ Und die Genesung

erfolgte wirklich, so daß mein Vater noch acht Jahre lebte und sie bis über die Siebzig brachte.

War dies ein „Hereinragen der Geisterwelt in die unsrige"? — diese Frage beantworte ich abermals mit einem entschiedenen: Nein! Ich habe schon darauf hingewiesen, daß die Pflanzen-Namen etwas von schwärmerischer Gedanken-Anwebung hatten; hiezu beihülflich vermittelnd war auftauchende Kenntnißnahme von medicinischem Allerlei, das der Lerntrieb mir in den Kopf schüttete bei meinem früher geschilderten Aufenthalt in Heinrichs, als ich den Nachlaß meines Großvaters, des Doctors und Kreis-Physikus, durchwühlte. Unter seinen Heften fand ich auch ein Verzeichniß, worin neben den lateinischen die deutschen Namen vieler Arznei-Mittel angegeben waren; gewiß dachte ich bei der gefährlichen Krankheit des Vaters auch an den Großvater: jene Pflanzen-Namen waren demnach Erinnerung aus entschwundener Zeit, und dafür könnten sogar die alterthümlichen Spuren an dem Traumbilde zeugen. — Soll aber dennoch von einem „geistigen Hereinragen" die Rede seyn, so ist es nur das aus einer Zeit zur andern; es wirkte hier der Geist, den der Großvater auf Erden zurückließ, es wirkten sein thatfähiges Wissen und seine Erfahrung, die noch dienlich wurden, als ein Etwas davon aus dem verdämmerten Hintergrunde meines Gedächtnisses, durch die Gedankenrichtung auf den einen Punkt, die Rettung meines Vaters, wieder auftauchte, mir im Traume andeutete, was einst bei ähnlicher Krank

heitsmacht mein Großvater mit Erfolg als Heilmittel benutzt hat. —

Durch beachtenswerthe Schriften wollte ich mir oft Licht erwerben über die Zustände und Wandlungen der Menschenseele, muß aber bekennen, daß die bezüglichen Lehren noch überwiegend an ergrübelten Voraussetzungen leiden, in Sinn und Wort vielfach der klaren Einfachheit entbehren. Vor Allem aber ist nicht zu vergessen, daß ein gesundes Seelenleben auch eines gesunden Körpers bedarf, und selbst die redlich gemeinte Wundergläubigkeit bei der Untersuchung meist auf ein krankhaftes Wesen hinleitet. — Festbegründet bin ich davon überzeugt, daß im irdischen Daseyn kein Beweis von dem Eröffnen eines Jenseits zur erkennbaren Verbindung mit dem Menschen Stand hält, alle Angaben darüber in bester Auslegung Selbsttäuschung sind. Auch was Weissagungen und Dergleichen betrifft, sag' ich mit unserm erhabenen Dichter: „Vermauert ist dem Sterblichen die Zukunft!“ — mindestens so weit, als man nicht durch vernünftige Schlußfolge, die sich aus dem Vergangenen entwickelt, auch wieder durch gleiche Schlußfolge bis zu einer Wahrscheinlichkeit des sich Annähernden vorzudringen vermag. — Mit dem Aussprechen dieser mir bewährten Ueberzeugung ende sich dieser zweite Band.

Verlags-Werke der Vereins-Buchhandlung.

Volks-Kalender

von

F. W. Gubitz.

Für

1868.

Vierunddreißigster Jahrgang

Mit vielen Holzschnitten.

12 1/2 Sgr.

Inhalt:

Der in jeder Hinsicht des Brauchbaren vollständige Kalender mit allem Anhang (Zeitrechnung, Genealogie, Uhrenstellung, Monats- und Tages-Merkmale, Messen, Jahrmärkte, u. s. w.) bringt in den ersparten Zwischenräumen nach dem, mit Kernspruch und Sinnbild ausgestatteten Titel, in Ernst und Heiterkeit nützliche Gedankenblicke:

Gewiß. — **Jammerschade!** — **Die jüngste Weltweisheit.** — **Leidige Antworten.** — **Das Höhere.** — **Links und Rechts.** — **Zeitgemäß.** — **Er ist verantwortlich.** — **Unentschlossenheit.** — **Schon benutzter Rath.** — **Im Opernhause.** — **Beinahe Dasselbe.** — **Die Macht und manche Redner.** — **Dennoch Muth!** — **Ueberzeugung.** — **Für alle Jahre.** — Außerdem noch dreiundfünfzig Erfahrungs-Winke.

(Sämmtlich von F. W. Gubitz.)

Das diesem Volks-Kalender zugehörige

„Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden"

hat auf den Titel-Seiten doppelt markige Ansprache für die zeitige Bewegung. Dann folgen die nach vielen Seiten hin dem Wissenschaftlichen, geistiger Erhebung und herzlicher Unterhaltung gewidmeten Gaben:

Die Wahrheit und die Gelenkmännchen. — **Ich, Du, Ihr.** — **Berichtigung.** — **Das Erforderlichste.** — **Uebergelehrt.** — **Erkenntniß.** — **Mancher berühmte Staatsmann.** — **Nicht Allen angenehm.** — **Anklänge von Innen.** (F. W. Gubitz.) — **Stilles Glück.** (F. Brunold.) — **Erziehung.** (F. W. Gubitz.) — **Weihnachts-Mährchen.** (R. Graf Rehbinder.) — **Ein Faustrechts-Ritter im achtzehnten Jahrhundert.** (Adolph Ziemann.) — **Gemüthszug aus der Vergangenheit.** (Therese.)

— **Der Apfelblüthenstecher.** (Karl Ruß.) — **Schrind und Pech.** Erzählung aus dem Weichselwerder. (Marie Roskowska.) — **Gleichheit bei aller Ungleichheit.** (F. W. Gubitz.) — **Seit vierhundert Jahren.** (F. W. Gubitz.) — **Liebesgemälde aus Ehedem.** (F. W. Gubitz.) — **Drei geschichtliche Züge.** (H. Rino.) — **Publikum.** (F. W. Gubitz.) — **Die Kalender-Tagesnamen.** Deutsch. (C. Rienitz.) — **Das weissagende Gespenst.** (F. W. Gubitz.) — **Versteigerung von Gegenständen aus dem Tagesbesitz. Unter den Hammer gebracht vom Hofnarren des Zeitschwindels.** (F. W. Gubitz.) — **Lebenslenkungen.** (A. v. Michalowska.) — **Anregungen aus dem Gebet des Heilands.** — **Randstreifen.** (Mehrere.) — **Adler.** (A. Tenner.) — **Blumen und Bäume.** (Ed. Hillmar.) — **Umstände bilden Gegensätze.** (R. Dobin.) — **Vom Bier.** (F. L. Körner.) — **Bildliches.** (F. W. Gubitz.) — **Des alten Murrkopfs Zeit-Anschau.** (R. Herrmann.) — **Der Engel des Herbstes.** (Bernhard Fahrtner.) — **Die Schöpfung und Bahn des Weibes.** (Wilhelmine.) — **Schluß-Gabe.** (F. W. Gubitz.)

*

So weit wir Raum haben, bezeichnen wir noch folgende unserer mannigfachen Verlagswerke:

E. Raupach. Die Auferweckung des Lazarus. Erzählung. Mit sechs Holzschnitten im Buntdruck. 15 Sgr.

Franz Becker. Neues **Schatzkästlein der Jugend.** Mit elf Abbildungen. 15 Sgr.

Fr. Bertram. Was soll ich aus meinem Sohne? — Was soll ich aus meiner Tochter machen? Für Eltern und Erzieher. 5 Sgr.

Dr. Chr. Birch. Marguerite. Roman in drei Bänden. 3 Thlr.

Clemens Brentano. Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl. 10 Sgr. — Die mehreren Wehmüller. 10 Sgr.

Fr. v. Elsholtz. Politische Novellen. 1 Thlr.

Goethe. In Briefen und Gesprächen. $1^{2}/_{3}$ Thlr.

Schiller. In Briefen und Gesprächen. 1 Thlr.

Dr. Ludwig Heros. Im Felde und Walde. Mit sechzig Holzschnitten. 15 Sgr.

A. v. Moller. Das nette Jugendbüchlein. Mit achtzehn Bildchen. $7^{1}/_{2}$ Sgr.

Druck von G. Jansen, Berlin, Judenstraße 2?

Andeutung.

In diesem zweiten Bande haben sich, bei weiteren Erlebnissen mit den im ersten Bande genannten Persönlichkeiten, noch folgende genaht:

Achim v. Arnim.
Bettina v. Arnim.
Börne.
Graf Brühl.
Helmine v. Chezy.
Ludwig Devrient.
Joseph Fischer.
Christian Grabbe.
Heim.
Heinrich I. Kaiser v. Hayti.
Heinrich Heine.
Therese Huber.
Ludwig Jahn.
August v. Kotzebue.
Lemm.
Bauer Adam Müller.
Oken.
Schauspieler Stein
(v. Treuenfels.)
Spontini.
Probst Taube.
Carl Maria v. Weber.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erlebnisse

von

F. W. Gubitz.

Nach Erinnerungen und Aufzeichnungen.

Dritter Band

Berlin.
In der Vereins-Buchhandlung
1869.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die aus meinen Erfahrungen hervorgegangene **Abwehr** der Gedanken an ein „Hereinragen der Geisterwelt in die unsrige" schloß den zweiten Band dieser Aufzeichnungen. Den dritten Band beginne ich mit dem **Wunsch**, es könne solch ein Hereinragen sich offenbaren bei Hinschau auf einen geistreichen und liebenswürdigen, auch als Schriftsteller vielseitig bedeutsamen Freund, der mir vom Jahre 1821 an vertraulich bekannt war. — Ueber ihn habe ich jetzt eine düstere, in der Oeffentlichkeit dunkel gebliebene Erinnerung möglichst zu lichten, und dies läßt sich einleiten durch die von mir dem „Gesellschafter" (1831. Bl. 155) mitgegebene Anzeige:

„**Berlin.** Seit einigen Tagen macht eine Nachricht über den bekannten geschätzten Schriftsteller **Daniel Leßmann** in den gebildeten Kreisen lebhaften Eindruck, so daß wir überall der Frage begegnen: ist es wahr? — und leider hat es sich bestätigt, daß sein Leichnam in der Gegend zwischen Wittenberg und Leipzig gefunden wurde, wohin er,

wie alle seine Freunde wußten, zu reisen gedachte, einige Zeit dort verweilen und dann für längere Zeit nach Dresden hinüber wollte. Der Grund seines gewaltsamen Hinscheidens ist bis jetzt völlig unentdeckbar, da er in aller Hinsicht seine Ansprüche an das Leben befriedigen konnte. Ohne äußere drückende Sorge, noch in voller, jugendlicher Kraft, gesund wie irgend Einer, stets in Gleichmuth und voll Humor, wie selten Einer, in seinem ausgezeichneten Talent allgemein anerkannt und geschätzt, von Allen, die ihn näher kannten, geachtet und geliebt — wer vermag da eine Veranlassung aufzufinden, um den Tod zu erzwingen?! — Die deutsche Literatur hat an ihm noch mehr verloren, als bis jetzt sein öffentlicher Ruf weiß, obwohl er ihm sehr günstig war; wir werden dies später näher darlegen. Jetzt sind wir von der Unbegreiflichkeit des Ereignisses so hingenommen, daß bei dem Gedanken an ihn nur die Lösung des betrübenden Räthsels uns beschäftigt."

Der Lösung sich zu nähern ist an das Jahr 1831 zu denken: es machte sich berüchtigt durch den Antrieb, die längst bekannt gewesene, in alten ärztlichen Büchern geschilderte Cholera noch erschreckender, vermöge des gesteigerten Einflusses der Angst noch gefährlicher und um sich greifender werden zu lassen. Auch in Berlin entstand ein überschwengliches Fürchten und Rathgeben aus verschiedenem Bereich, besonders solcher Waarenhändler, die in Hinsicht auf angepriesene Gegenmittel ihre Einnahme erhöhen wollten. Für meine Familie schaffte ich herbei, was als Vorkehrung und Schnell

hülfe bezeichnet wurde, erachtete aber bei dem Hauswesen in aller Hinsicht jede Veränderung für unzulässig, und bei uns zeigte sich keine Spur von der Cholera. Andrerseits hatten aber Viele alle Besonnenheit so gänzlich verloren, daß sich auf Manchen, der von jener Angstseuche in's Grab gejagt wurde, wahrhaft die oft bespottete Verszeile anwenden ließ: „Aus Furcht zu sterben ist er gar gestorben". Dies auch auf Leßmann bezüglich zu finden, konnte mir nicht einfallen; um so mehr überrascht war ich, als er eines Morgens in mein Arbeitsgemach eintrat, nach dem Gruß eine Mütze in die Höhe schleudernd, sie dann auffangend bei den Worten: „Die hab' ich mir so eben gekauft zu meiner Wanderschaft!" Etwas verwundert kam ich in's Befragen, er äußerte: „Ich bin ein freier Mann, weshalb soll ich der Cholera den Gefallen thun, hier zu bleiben!" — und ich erfuhr nun, daß er fürerst nach Leipzig, dann nach Dresden wolle. Zufolge seiner Angabe entzog er sich also der Cholera, und am nächsten Tage hatte er sich unterwegs erhängt. Um für das Dunkel eines solchen Widersinnes Klärung zu entdecken, war man eifrig bemüht: es blieb jedoch eine unerhellte Aufgabe, und auch ich, obwohl länger als zehn Jahre so innig bekannt mit Leßmann, wie es sich ermöglichte bei seinem gleichlaunigen, von jeder Klage fernen, dadurch stets wie halb verschlossenen Wesen, urtheilte nur in Dämmerung. Immer wahrscheinlicher ist es mir dann geworden, daß ihn ein Herzensgeheimniß marterte, er sich zwang, dies zu verbergen, der Gedanke

an Selbstmord aber schon längst sein Sinnen durchzog. Für ein Gefühlsverhältniß, mit dem er in Zwiespalt war, sind in den Schriften Leßmann's sehr oft Anstreifungen bemerklich, und die Selbstvernichtung des Lebens greift dabei entweder ein, oder sie ist genähert. — In seinem Nachlaß wurde ein Gedicht gefunden: „Der Musensohn"; dieser ist mit sich und dem Zerwürfniß in Bezug auf eine Geliebte so in Zerfahrenheit und Zerfall, daß er mitteninne stürmisch Wein verlangt, und als ihn ein dienender Knabe gebracht hat, er Dem dann zuruft:

„Knabe, was steh'st Du dabei,
Hole mir Pulver und Blei!
Auf die tödtende Hand
Harret die Pistol' an der Wand;
Mit einem einzigen Schusse
Steht der Mensch an des Lebens Schlusse:
Rasch die Kugel durch's Herz,
Fort sind Kummer und Schmerz!
Pulver und Blei,
Der Verzweiflung Retter,
Mitleidiger Götter
Köstlichste Gabe,
Schaff' sie mir, Knabe,
Hurtig herbei!"

Die Stimmung Leßmann's sehr bezeichnend ist auch sein, schon am Ende des Jahres 1827 mir gegebenes Gedicht:

„Weihnacht.
Ich wand're hin und wand're her
Die Gassen auf und ab,
Die Gassen sind von Menschen leer
Und stille, wie das Grab.

Doch drinnen in den Häusern wühlt
Der Freude lust'ger Tanz,
Und rings in allen Fenstern spielt
Der hellste Kerzenglanz.

Der heil'ge Christ betritt die Welt
Und klopft erwartet an,
Die Bäume stehen aufgestellt
Mit gold'nen Aepfeln d'ran.

Die Kinder hält kein Arm zurück,
Sie nah'n dem Heiligthum,
Und staunen mit entzücktem Blick,
Und steh'n vor Freuden stumm. —

Und war ich's ganze Jahr entlang
Nicht auch ein frommes Kind,
Und barg die Thrän' im Lebensdrang,
Die heiß vom Aug' mir rinnt?

Mir steigt kein Baum bei Kerzenlicht
Mit gold'ner Frucht empor,
Und keiner Freude Schimmer bricht
Durch's stumm verschloss'ne Thor.

Die Bäume liegen hingestreckt,
Gefallen ist die Frucht,
Und düst'ren Gram's Gewölke deckt
Des Wand'rers Felsenschlucht.

Wenn meine Wüst' ein Baum belebt,
So steht er nackt und hohl,
Und wenn am traur'gen Zweig was schwebt,
So bin ich's selber wohl."

Die letzten Zeilen schildern völlig den Anblick, den der Selbstmord Leßmann's darbot; er hatte sich erhängt an einen, weit nach der Landstraße ge-

beugt hingestreckten Baum, und dessen gleichsames Entgegenkommen ist vielleicht seinen Leidenswirren dringlich auffordernde Anregung gewesen, die unzweifelhaft lange in ihm gehegte Absicht, gewaltsam vom Leben sich zu trennen, an diesem Ort auszuführen. — Ueber die Beweggründe wurde mir Näheres nicht gesichert bekannt, und in meinem schmerzvollen Bedauern, daß der wissensreiche, scharfverständige mir befreundete Mann so muthlos dem Diesseits entwich, wäre über ihn abzuschließen mit der dichterischen Beglaubigung:

„Das Warum wird offenbar,
Wenn die Todten auferstehen." —

Die That Leßmann's gegen sich selber der Macht des ihn überstürzenden Augenblicks anzurechnen, dies wird meiner Betrachtung auch noch dadurch förderlich, weil er sich eben damit beschäftigt hatte, eine Weltgeschichte des Alterthums zu vollenden, und in Leipzig den Verleger suchen wollte. Seine Handschrift, 279 eng geschriebene Seiten, jede hinreichend zu dem Viertel eines Druckbogens, nach der Einleitung beginnend mit der „biblischen Schöpfungsgeschichte", schließend mit „letzte Kultur der Griechen", wurde mein Eigenthum, ist der Veröffentlichung werth, in der Schluß-Abtheilung aber noch weiter zu ergänzen.

Daß jedenfalls innere Selbstpeinigung Antrieb war zu der Gewaltthat Leßmann's gegen sich selber, ist mir stets unzweifelhaft geblieben; des mir dabei Unlösbaren bewußt, fand ich aber dennoch mich veranlaßt, mancher öffentlich sch[...]nen Aeußerung manches

Abweisende öffentlich zu entgegnen. Davon mag ich hier nichts erneuern, bekräftige es nur: Daniel Leßmann sey des Unedlen nicht zu beschuldigen. In seinen Schriften finden sich auch hinlängliche Andeutungen, um die meinigen als glaubhaft zu betrachten. — Bei Alledem mag ich seine letzte That nicht rechtfertigen: der Mann, auch wenn er eben nicht mächtiger ist, als sein Schicksal, muß ihm standhaft bleiben, in Noth und Leid unablässig auf rettende Wendung hoffen und für sie kämpfen.

Wie verwandt mit dem noch nachwirkenden Weh bei Erinnerung an Leßmann nähert sich nun — aus weiterer Vergangenheit — eine Schriftstellerin, Louise Brachmann. Vor mir liegt der Bericht:

„Sie verschwand am 16. September 1822 Abends spät in Halle aus der Wohnung des Professors Schilling, dessen Gattin ihre Befreundete ist, im Nachtkleide. Am 24. September ward ihr Leichnam, mit einem Stein am linken Arm befestigt, ohnweit der hiesigen Steinmühle in der Saale aufgefunden. Die Welt richte mild über ihre Verirrung!" („Gesellschafter" 1822. Bl. 161.)

Nachdem ich dies gelesen, suchte ich die Briefe der Louise Brachmann, die für meine Zeitschrift mithülflich war, und fand im zweiten — aus „Weißenfels am 29. März 1818" — folgende schwärmerische Zuthulichkeit:

„Einige wirklich wunderschöne Beiträge von dem verehrten Herausgeber selbst haben mich innig angezogen und mir den Wunsch nach persönlicher Bekannt-

schaft erregt, unter Anderem das seelenvolle kleine lyrische Gedicht mit dem herrlichen Schluß:

„Herz muß sinken, Geist muß schweben,
Trennt euch eilig Seel' und Herz."

Ich hätte mir dies nicht abzuschreiben brauchen, so tief hat es sich mir eingeprägt." —

Bei diesem überspannten Gefühlsausdruck kam es mir nun in den Sinn: Louise Brachmann müsse schon damals — wahrscheinlich früher noch — den Selbstmord in ihren Gedanken herumgewühlt haben, und durch Nachsuchen fand ich auch im „Damen Conversations-Lexikon" eingeschaltet: „Die Unglückliche suchte zum zweiten Male die gewaltsame Auflösung, die einige Jahre vorher ein günstig einwirkender Zufall verhindert hatte." —

Gegen Ende des Jahres 1818 war Louise Brachmann in Berlin und mir in Näherung, ohne hinreichend mir kenntlich zu werden. In ihrer Lebenszeit hatte sie das vierte Jahrzehend überschritten, und dem Anblick war das Abblühen nicht zu verleugnen. Nach der Selbsttödtung hat ihr Helmine von Chezy eine überschwengliche Lobrede geweiht („Gesellschafter" 1822. Bl. 189), bezeichnet aber das Aeußere als „nicht schön, nicht groß, noch vortheilhaft gebaut; gleichwohl lag in ihrer Erscheinung nichts Auffallendes noch Unangenehmes." — Frau von Chezy verklärt dann die Liebe der Louise Brachmann zu einem Offizier, und ich weiß, daß sie ihm stets Geld zu geben hatte, weshalb sie eifrigst Erzählungen und Allerlei schrieb, offenbar aus

Naturgabe und mit Geschicklichkeit, die aber im Uebereilen litten durch Eingemisch des Handwerklichen in breiter Schwärmerei der Gefühle. Schon im Jahre 1821 konnte sie nicht Geld genug erwerben — wie ich brieflich zu erweisen vermag — und sie ward dann von dem Offizier verlassen. Die Chezy sagt:

„Seit 1821 im Spätsommer, wo ich sie das letzte Mal sah, habe ich über ihr Verhältniß nichts mehr erfahren, und kann mir die Ursache ihres Todes, wenn ich sie nicht überhaupt in der sichtlichen Krankheit ihres Seyns suchen will, nicht denken."

Meinerseits denk' ich, die Ursache läßt sich denken, wenn eine nun Fünfundvierzigjährige noch leidenschaftlich in einen Offizier sich so verliebte, daß dem „Conversations-Lexikon" die Bemerkung zu gestatten ist: „Louise Brachmann ließ sich zu Schritten verleiten, welche bei Freunden und Verwandten keine Billigung finden konnten."

Friede und Bedauern der Ueberspannten! — ich hege keine Beschuldigung für die gewaltsam Heimgegangene, wohl aber Mitleid für die Martern einer unfreiwilligen Keuschheit, um so mehr, weil die freiwillige der Louise Brachmann erschwert wurde durch frühzeitigen Umgang mit den Brüdern August Wilhelm und Friedrich Schlegel, in Verbindung mit Friedrich v. Hardenberg („Novalis"), durch deren Einwirken in mehreren weiblichen Wesen ein Gemisch widerwärtiger Gefühle des Sinnlichen und Geistigen wogte, noch durchzogen von einem

schwankenden und schwebelnden Christenthum, das selbstsüchtig auf Begünstigung hofft bis zum Wunder. —

Wir müssen der Weiblichkeit zugestehen, daß ihre Verhältnisse im irdischen Leben schwieriger sind als die der Männer, und jetzt mehr als jemals haben sich die Mädchen zu schützen gegen Zustände, die den Gelüsten nach allen Richtungen hin bei den oberen und unteren Schichten des Volks die Herrschgewalt steigern. Dem einen wie dem andern Geschlecht ist einzuprägen: Echte Liebe einigt Kopf und Herz, Denken und Fühlen, Wissen und Glauben, Hoffen und Ausharren. Die höchste Liebe geht nicht hervor aus überwiegendem Körperdrange, sondern aus dem Reichthum des Wohlwollens, wobei man sich sagt: das Geliebte nur haben und besitzen zu wollen, sey auch bei dem überschwenglichsten Ausdruck nichts als aufgeputzte Sinnlichkeit. Davon und nebenher vom Haltlosen der Meinung: weil ich liebe, bin ich liebenswürdig, haben sich vorzugsweise die Mädchen und Frauen zu überzeugen für ihre Schriftstellerei, zu der sie — bei Fähigkeit — ein Recht haben gleich dem der Männer. Jedenfalls ist aber nicht zu vergessen, daß — wegen der geringeren Widerstandskräfte im Gefühlskreise — bei getäuschten heißen Hoffnungen die Kräfte des weiblichen Geschlechts oft minder ausreichend sind; sie müssen frühzeitig gestärkt werden durch die Macht des etwa erforderlichen Entsagens und verklärenden Empfindens. Solche Bestrebung soll dem schönen Geschlecht bei der Schriftstellerei Haupt- und Herzens-Grundzug seyn, um sich als Einzelne und auch im

Gesammten zu schützen und zu sichern. Wenn aber Mädchen und Frauen nur Tinte verbrauchen für Liebelei-Geschichten, schwärzen sie sich an; die dabei entstehende Bildungs-Brühe wird meist fleischliche Bestandtheile verrathen, wird Schwindel-Kränklichkeit ausbreiten, und aus derlei Liebesgeschichten lernt man von wahrer Liebe, was man aus Räubergeschichten von reinen Sitten lernt. —

Um dies auszusprechen, habe ich — mit vielen unglücklichen Schriftstellerinnen persönlich bekannt geworden — aus der Vergangenheit Louise Brachmann, die auf Irrwegen kein anderes Schicksal finden konnte als Selbstaufopferung, meinem Gedächtniß in die Gegenwart gestellt, wünschend, daß es dem weiblichen Geschlecht in Bezug auf ihr Lebensglück, nicht nur in Betracht der Schriftstellerei, etwas nützlich seyn möge. —

War ich jetzt angeregt auf eine, wegen verführerischer Schwärmgefühle mißliche Schriftstellerei hinzuweisen, will ich gleich einer verdammenswerthen gedenken, und des H. Clauren, bekanntlich ein Buchstaben-Wechsel mit C(arl) Heun, der in seinem Wirkensgemisch allerlei Larvenspiel anwendete. Möglichst bleibe mir dies fern; ich habe es nur mit Dem zu thun, was mich berührte, nachdem er im Jahr 1818, bei seinem Aufenthalt in Dresden, durch einen geachteten Künstler sich mir anbieten ließ zum Berichterstatter für den „Gesellschafter". Ich ging darauf ein, doch dauerte diese Verbindung nur so lange, bis mir Heun, als ich ihm mitgetheilt hatte, daß ich

von dort Neugiers-Fragen empfing, am 12. Januar 1819 schrieb:

„Auch hier haben mir Winkler, Friedrich Kuhn, Schilling und Böttiger zu verstehen gegeben, daß die qu. Aufsätze von mir seyen; indessen habe ich mit göttlicher Keckheit geleugnet. Ein Gleiches bitte ich auch Ew. Wohlgeboren zu thun. Antworten Sie auf alle Briefe gefälligst, daß die Leute diesmal sich irrten, daß ich zwar früher um Correspondenznachrichten angegangen worden, daß ich es aber hätte ablehnen müssen, weil die Ertheilung derselben zu meinem Verhältniß hier nicht passend sey; so habe ich hier gleichfalls gesagt, und dann stimmen wir hübsch zusammen überein.“

Zu diesem Gewebe von Unwahrheiten war ich keinesweges als Mithelfer dienlich; meinerseits brauchte ich ja jedem Ausforscher nur zu sagen: ich hege zwar den Grundsatz: es wäre am besten, wenn Jeder Dem, was er öffentlich über Andere verbreiten will, seinen Namen mitgäbe; da jedoch dieser Grundsatz nicht überall anerkannt, die Namen-Verschweigung bei dem Zeitschriftwesen gültig ist, muß auch ich sie gelten lassen. — Jene briefliche Zumuthung machte mir aber den Hofrath Heun verdächtig in Bezug auf die Berichtsendung, um so mehr, weil jenem Schreiben eine, mir zum Abdruck eingesendete Schmähschrift gegen Friedrich Kind beigelegt war hinsichtlich der berüchtigten Streitsache in Betreff des von Diesem herausgegebenen „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen“ und Clauren's „Vergißmeinnicht“. Die erwähnte Schmäh-

schrift, der ich den Abdruck versagte und später andern Orts verhinderte, blieb, nachdem ich alle weiteren Heun-Clauren'schen Beiträge für den „Gesellschafter" abgewehrt hatte, in meinem Besitz, als merkwürdiges „Autograph", und es soll auch „Autograph" bleiben.

Als Heun nach Berlin kam und sich bei mancherlei Wittgenstein'schen Einflüssen gebrauchen ließ, auch auf kurze Zeit Vorstands-Verwalter für die „Preußische Staatszeitung" war, verhütete ich mir sorgsam jede persönliche Näherung. In Bezug auf seine Schriftstellerei machte sich zufolge meiner Stellung das Nichtbeachten unthunlich; da ist ihm in glimpflicher Haltung die Wahrheit gesagt worden, wobei nicht geleugnet werden durfte, daß Clauren die Lesemenge, zahlreicher die weibliche Hälfte, durch seine mit Lüsternheit spielenden Erzählungen so für sich gewonnen hatte wie früher August Lafontaine in auch überschwenglicher, aber dennoch besserer Leitung. An diesen Gegensätzen — auch des Gesinnungslosen und Biederhaften — wären zugleich die damals zeitgeistigen Gegensätze im Sinnlichen zu erläutern; dazu kann der „Gesellschafter" (1827. Bl. 38.) etwas andeutend seyn:

„Wir möchten den H. Clauren, wie weiland der Kaiser des heiligen römischen Reichs thun mußte, eine Wahl-Capitulation beschwören lassen. Da wir kein Recht haben zu fordern, wollen wir die Bedingungen bittweise vortragen.

Erste Bitte. H. Clauren möge sein Manu-

script vor dem Abdruck einem sinnigen Freunde oder einer zartfühlenden Freundin zur Censur übergeben, mit dem vollen Recht, alle schlüpfrigen Stellen recht dick zu streichen. Es ist dies eine Censur, für ihn die heilsamste, da viele der gewöhnlichen Censoren leider die Unsittlichkeiten, als unpolitische Sünden, durchlassen. — Zweite Bitte. H. Clauren möge uns etwas Abwechselung gönnen, nicht immer wieder dieselben Stereotyp-Figuren vorbringen. Sein Geist wird gewiß noch die reichste Mannigfaltigkeit in der Charakteristik finden, wenn er nur fortfährt, seine Beobachtungen aus dem Leben zu schöpfen und nicht das bequemere Schöpfen aus sich selbst vorzieht. — Dritte Bitte. H. Clauren möge nicht so sehr den ersten besten Stoff aus der Luft aufgreifen, um nur sein „Vergißmeinnicht" zu füllen, sondern seine Erzählungen tiefer anlegen, welches ihm, bei aller scheinbaren Leichtigkeit derselben, doch einige Mal ungemein ansprechend gelungen ist. — Vierte Bitte. H. Clauren möge nicht so gesucht die Gelehrsamkeit bei den Haaren herbeiziehen, sondern der Wahrheit und Natur in ihrer edlen Einfachheit stets das höchste Recht einräumen." — „Ach, wir hätten wohl noch manche Bitte, vor Allem die: daß er so recht geläutert und gereinigten Geistes unter uns erscheine!" —

Und nun weiche im Gesammten von uns auch in der Schriftstellerei jeder unsaubere Absichtsbetrieb, dessen Inhaber als Höflinge der Gelüste so eitelvoll in sich verliebt werden, daß sie nicht vermögend sind, sich achten zu lernen! —

Einigermaßen stets mit meiner Willigkeit von der Zeitfolge gelenkt, sey jetzt an Karl Immermann gedacht, der sich mir im Jahre 1822 näherte durch die briefliche Zusendung:

„Wohlgeborner,

Hochgeehrtester Herr!

Es mag wohl selten seyn, daß ein Autor dem Recensenten durchaus beizustimmen sich gedrungen fühlt, ich befinde mich in dieser angenehmen Lage. In Nr. 127 des Gesellschafters von diesem Jahre steht eine Beurtheilung meiner Trauerspiele mit E. unterzeichnet, die mich sehr erfreut, da der Tadel mich trifft, das Günstige aber mich wahrhaft anregt. Ich wünsche meinem Beurtheiler in den anliegenden neueren Versuchen ein Zeichen des Dankes und der Achtung zu überreichen, sehe aber keinen andern Weg zu ihm, als durch Sie, da er Ihnen sich doch genannt haben muß. Wollen Sie die Güte haben, die Anlagen an ihn zu befördern, so werden Sie mich dadurch zu lebhaftem Danke verpflichten.

Mit vollkommenster Hochachtung beharre ich

Münster, Ew. Wohlgeboren

den 29ten September 1822. ganz ergebenster

Immermann."

Die Beurtheilung dieser als günstige Erstgeburten gedruckten Trauerspiele Immermann's, geschrieben vor seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahr, ist von Varnhagen von Ense; dessen kunstrichterlicher Ausspruch schließe sich hier an, um jenen Brief erklärlich werden zu lassen:

„Literatur. Trauerspiele von Karl Immermann. (Hamm und Münster, bei Schultz und Wundermann. 1822.) — Dieser Trauerspiele sind drei: „Das Thal von Ronceval." „Edwin." „Petrarca." — Unsre jungen Dichter pflegen zuerst mit leichteren Fahrzeugen die See der Literatur zu versuchen, oft nur in kleinen Nachen lange dasselbe Ufer zu berudern; mit großem Schiffe gleich in das hohe Meer geschieht die erste Ausflucht schon selten, aber gleich mit einer ganzen Flotte am seltensten. Hier ist letzteres der Fall; wir hören den Dichternamen Karl Immermann zum ersten Mal, aber gleich in achtbarer Stärke, welche die Aufmerksamkeit nicht erbittet, sondern herausfordert. — Shakspeare und Goethe ragen bei uns in ihrer Geistesverbündung als eine entschiedene Macht hervor, deren dichterische, gebietende und befruchtende Wirkung jedes andere Ansehen überwiegt, obgleich sie — dem deutschen Gemeinwesen gemäß, das nun einmal, zum Heil oder auch zum Unheil, in allen Beziehungen zersplittert ist — viele andere, verwandte, befreundete, ja auch ganz entgegengesetzte und feindliche poetische und unpoetische Mächte neben sich duldet und gewähren läßt. An jene Macht und ihre Richtung schließt sich unleugbar unser Verfasser an, und das müssen wir für sehr gut erklären, da man mit den Mächtigsten und Reichsten immer auch am sichersten und wohlhabendsten ist; grade in diesem Gebiet, und das ist ein Hauptvorzug, ist auch der künstlichen Täuschung und des bethörenden Prunkes am wenigsten möglich; hier ist es vor Allem Wahr-

heit und Kraft, und der innere Gehalt muß hier zuletzt denn doch für die äußere Form einstehen. Schiller, Calderon, Tieck, gewähren ihren Anhängern und Folgern in diesem Betreff nicht so vortheilhafte Selbstständigkeit, wie Shakspeare und Goethe den ihrigen; man kann bei Diesen, diesen nicht so sehr Nachahmer seyn, als bei Jenen, die Art und Weise taugt weniger dazu. — Nun aber fragt es sich, in welchem Grad und Range, zu welchem Beruf und mit welchen Kräften gehört der Verfasser diesem Reiche an? Man kann in einem Heere Vielerlei seyn zwischen dem Feldhauptmann und Gemeinen! Hier finden sich für unsere Beurtheilung allerlei Schwierigkeiten. Es fragt sich nicht nur, was Einer jetzt ist, sondern hauptsächlich, was Einer nächstens werden wird, und ein Fähnrich, der den Obersten schon in sich trägt, ist ohne Zweifel mehr werth, als ein Hauptmann, der lebenslang Hauptmann zu bleiben hat. Ist unser Verfasser zwanzig Jahr alt, und schreitet fort, so haben wir in ihm unserm Vaterlande einen neuen echten Dichter zu preisen; ist er vierzig Jahr alt, und bleibt stehen, so ist in ihm ein schönes Talent zu beklagen, das eines höheren Ziels würdig schien, ohne dasselbe erreicht zu haben. Wir können wirklich über die vorliegenden Trauerspiele kein vollständiges Urtheil aussprechen. Sie sind nicht das Vortrefflichste, was wir kennen; sie sind weit entfernt von dem Schlechtesten: dabei sind sie aber auch durchaus nicht mittelmäßig. Man sieht, der Platz ist schwierig für sie zu bestimmen; vielleicht wäre unsere

Verlegenheit gehoben, wenn wir uns entschlössen, ihnen verhältnißmäßigen Antheil an jedem Platze zuzugestehen. Die Unbilligkeit, die dadurch an dem Dichter dennoch ausgeübt würde, hält uns aber wieder zurück. Seine Dichtungen sind Erscheinungen, die bedeutend anregen und vielfach befriedigen, aber in der Befriedigung doch zumeist nur wieder anregen; sie sind Glieder aus einer Reihe, die in noch größerer Folge überschaut seyn will, um erkennen zu lassen, ob die Richtung zum Höchsten, die sich unzweifelhaft offenbart, in Anfang und Ende dieselbe bleibt, und alle etwa abweichenden Seelenrichtungen entweder frühzeitig verläßt, oder zuletzt noch wieder aufnimmt. Es sind Stellen von größter Schönheit darin, eigenthümliche Züge von Tiefe und Wahrheit, wir hoffen, diese Seite nur werde immer zunehmen. — Eine Hauptfrage, ob diese Dichtwerke die Eigenschaft, auf die es hier vor Allem ankommt, besitzen, ob sie den Vorzug haben, wahrhaft dramatisch zu seyn, müssen wir nach einigem Bedenken denn doch bejahen. Besonders kommt dieser Name dem Trauerspiel „Petrarca" zu, worin das Geschick eines Dichters, nach Goethe's „Tasso", wahrlich kühn und neu und glücklich genug in dieser Gestalt, mit tragischer Lebensfülle dargestellt wird. „Das Thal von Ronceval" steht diesem zunächst an dramatischem Verdienst, zuletzt „Edwin", welches der Entstehung nach leicht das erste seyn dürfte. Wenn wir die Frage nach dem Dramatischen nur nach einigem Bedenken bejahten, so mag daran das störende Verhältniß schuld seyn, in welchem

die Elemente dieser Gattung des romantischen Trauerspiels hier noch zu einander stehen. Sie durchdringen einander nicht, sie walten zu sehr neben einander. Das Komische, bei sehr guten, ja ganz vortrefflichen Einzelheiten, ist im Ganzen nicht reif, und mit dem Ernste noch nicht zum wahren Humor verknüpft, daher manche Theile und Gestalten sich zuviel heraus nehmen, und dadurch andere Theile und Gestalten zu sehr niederdrücken. Wir haben so viele äußerlich dramatische Werke, die es innerlich nicht sind, die bloß Romanzen bleiben wollten, oder Idyllen. Vor solcher Gefahr, welcher selbst Oehlenschläger nicht ganz und Fouqué am wenigsten entgangen, ist unser Verfasser, der gutes Muths auf diese ausgezeichneten Beispiele blicken darf, denn doch zu warnen! Er vergesse nicht, daß das Drama, nach des Meisters Ausspruch, Charaktere und Thaten will, den Conflikt der Nothwendigkeit und der Freiheit, die strenge Entwickelung äußerer Handlung aus inneren Bedingnissen, und er wird sich, von starkem Bewußtseyn geleitet, fester und sicherer in seinen Anordnungen auf dem erwählten Gebiete des Dramatischen, ja des Theatralischen — welches nicht getrennt werden sollte von jenem — behaupten. Den Lockungen der Scherzgebilde gebe er sich nicht allzu leicht hin! Die Gesinnung, welche die neuere altdeutsche und altnordische Ritterthümelei verhöhnt, ist bei einem jungen Dichter gewiß ein gutes Zeichen; aber die Ausfälle gegen Fouqué sind in dem altenglischen Trauerspiele nicht wohl angebracht, und in Betreff des „Sigurd" noch dazu höchst unge-

recht. — In Sprach- und Versbildung hat der Verfasser vielleicht nicht sowohl mehr zu lernen, als nur mehr zu wollen. Er wird in strengeren, ausgebildeteren Tönen und Wendungen nur um so eigenthümlicher seyn. Maaß und Ernst werden ihm, da es ihm an Naturkraft nicht fehlt, mehr zusagen, werden ihn mehr fördern, als Ungebundenheit und Eigenmacht; an Freiheit und Laune wird es ihm deshalb nicht ermangeln; je weniger sie abgesondert vorkommen, desto schöner kommen sie dem Ganzen zu gut: auch in dieser Beziehung ist „Petrarca" das vorzüglichste unter den gegebenen Stücken. Möge der Verfasser auf diesem Wege fortfahren! E."

Mit „E." hat Varnhagen von Ense viele seiner Mittheilungen für meine Zeitschrift unterzeichnet; in Folge jenes Briefes wurde er nun sehr vertraut mit Immermann, und Dieser zugleich Mitarbeiter zum „Gesellschafter", der Mehreres enthält, was nicht zu finden in den gesammelten Schriften Immermann's, aber der Bewahrung werth ist.

Sehr vertraut mit den Werken und dem Wirken des nur vierundvierzig Jahr alt gewordenen Immermann wurde auch mein Sohn Anton, der vom Diesseits scheiden mußte nach nur sechsunddreißig Lebensjahren; zu seinem Andenken sey füxerst hier theilweise eingefügt, was er im Hinblick auf Immermann aussprach. Nachdem dessen tiefer Ernst in seinen Trauerspiel-Dichtungen mit vollstem Lobe gewürdigt sind, ist zu lesen:

„Die „Prinzen von Syrakus" scheinen den phan-

tastischen Shakspeare'schen Lustspielen nachgebildet zu seyn, denn sie haben in der Form, der derben körnigen Sprache und der vagen Zerrissenheit des scenischen Gebäudes viel Aehnliches mit denselben, stehen aber freilich an wahrer Innerlichkeit und Lebendigkeit der Handlung wie an Humor weit unter ihnen. Ueberhaupt muß ich bekennen, daß Immermann's Humor mir niemals der echte geschienen; in diesem Lustspiel bewegt er sich gar zu unbekümmert in Unbedeutendheiten, die mitunter sogar trivial werden und eine günstige Wirkung nicht machen. Wo Immermann außerhalb der Tragik, oder im Allgemeinen außerhalb des Sentimentalen, wirkt und fesselt, da ist es durch Satire, Ironie, Persiflage, die oft mit schneidender Schärfe trifft und verwundet. Auch in diesen Mitteln zum Eindruck liegt, wenn sie mit solcher Kraft und solchem Adel gehandhabt werden wie von unserm Dichter, eine geistige Erhabenheit über das Leben und Treiben der Welt, aber freilich mischte sich damit das persönliche Element des Zorns und Aergers oder des Gefühlkampfes und Schmerzes. Ironie und Satire können auch Zeichen eines kräftigen, durchleuchteten Geistes seyn, der die Wahrheit in ihrer ewigen Form erkannte und die Zufälligkeiten und Irrthümer der Welt von solchem Standpunkt aus züchtigt; sie sind deshalb treffliche Waffen des realen Nutzens, indem sie die Wirklichkeit dem Fortschritt entgegentreiben, aber sie selbst sind afficirt, sind identisch mit der Unbehaglichkeit des Daseyns. In dieser Weise, oft großartig in ihren Motiven, streitet

die komische Muse Immermann's. Was ihr aber fehlt, das ist die hoheitvolle Ruhe, die freie Idealität des Humors, der seinen Gegenstand durch die objective Darstellung desselben, ohne ironisirendes Zuthun, in seiner ganzen Blöße zeigt, und, wenn auch begeistert für die Idee der Wahrheit und Schönheit, wenn auch ebenso in als über der Wirklichkeit, sich stets die philosophische Festigkeit erhält, das unerschütterliche Wissen von der Nothwendigkeit des unausgesetzten Streites zwischen Ideal und Wirklichkeit, welcher eben der Inhalt der Idee ist und ihren Fortschritt gebiert. Es ist ein geistesklares Lächeln, dieser Humor, ein Lächeln über die seltsamen Sprünge der Parteien und Zwecke, die doch alle nur dem einen großen Zweck der Weltgeschichte dienen. Diesen Humor, wie gesagt, habe ich in keinem Werke Immermann's gefunden, dagegen oft die kräftigste Satire, die wirksamste Ironie, die sich am bedeutendsten im „Münchhausen" kund gegeben." — — — „Die vortreffliche Abhandlung über den rasenden Ajax des Sophokles ging, wie Immermann selbst in den Prolegomena dazu sagt, aus dem Wunsche hervor, den Irrthum mit zerstreuen zu helfen, daß die Theorie des alten Drama's auch unabänderlich für unsere Dramatik gelten müsse. Nachdem er zuvörderst die Fabel erzählt und ihre Auffassung durch den Dichter, die als ganz und nur dem griechischen Geiste entsprechend nachgewiesen wird, beurtheilt, dann die Behandlung, die Sculptur in der Poesie, welche er fast ausschließlich der antiken Poesie zuschreibt, betrachtet,

ferner das tragische Gesetz überhaupt und die tragische Ironie, mit stetem Hinblicken und Anwenden auf die Poesie der Neuzeit, geistvoll erläutert, kommt er zu der Frage: „Ist eine Nachahmung der antiken Tragödie möglich?" die er entschieden verneint. Er weist nach, wie der Entwickelungsgang des modernen Drama's ein so durchaus anderer als der des antiken, daß nothwendig auch ein anderes Resultat sich herstellen mußte, und schließt mit den Worten:

„Die Frage, ob Nachahmung der Alten im echten Sinne schon stattgefunden habe, ob sie überhaupt möglich sey? muß demnach verneint werden. Unser Trauerspiel ist ein anderes Gewächs als ihre Tragödie Wir opfern alle Vortheile auf, die uns die epische Seite darbietet, den Reichthum und die Mannichfaltigkeit der Handlung, die Darstellung alles Dessen, was nur eine breite und bequeme Form in sich aufnehmen kann; die Effekte der poetischen Färbung, die musikartigen Wirkungen der Dichtung, bekommen aber dafür nicht das Mindeste zurück, da wir mit den Augen der Griechen die Verkettung der Dinge nicht mehr betrachten können, mithin schon der Stoff uns ganz anders entgegenkommt. Alles Aeußere und Innere, was bei ihnen die Form schuf, fehlt, und der unerläßliche Chor wird, wenn wir ihn nachahmen, zur bestandlosen Fiktion, die Schicksals-Idee aber, welche die Formel der alten lyrischen Anschauungs- und Darstellungsweise ist, muß die wunderlichsten Entstellungen erleiden, um als Helotin dem modernen Poeten das Wasser kümmerlich auf die Räder zu tragen, womit

er sein tragisches Mühlenwerk treibt. Es scheint daher richtiger zu seyn, wenn wir den ehrwürdigen Nachlaß verschwundener Zeiten ohne die Anmaßung, ihn vermehren zu wollen, betrachten, und unsre Kraft daran stärken, um desto frischer die uns gesetzten Preise zu erkämpfen. Denn das ist eben alles Schönen Natur und Würdigkeit, daß es fort und fort den Stachel der Begeisterung in fähige Seelen drückt und neue Geburten der Schönheit hierdurch in ihnen zu erzeugen niemals ermattet."

Ja, diesen schönen Beruf, den Immermann in den letzten Worten ausspricht, theilen die Meisterwerke der Alten mit den Meisterwerken aller Zeiten, und der Dichter soll nicht versäumen, auch in die Welt der Antike zu steigen, um ihre Größe zu erkennen und zu würdigen, aber er kehre zurück, ein Bürger der neuen Welt, die im germanischen Elemente sich entwickelt und gebildet. Vor Allem aber sollten die Theater sich hüten, eine untergegangene Welt, deren Anschauung nur dem Eingeweihten, Demjenigen, der sie in ihren Ursachen und Wirkungen begreifen kann, Früchte trägt, der Leitung begehrenden und bedürfenden Masse gegenüber in's neue Leben zu rufen. Jedes Institut, auch das der Kunst, muß in der Gegenwart stehen und — wenn es sich zweckgemäß Einfluß auf allgemeine Bildung zueignen will — die Lebenstriebe der eigenen Zeit anerkennen, sie in ihren Talenten pflegen und zur Geltung bringen. Darum fort mit der antiken Tragödie von der modernen Bühne, an ihrer Statt herbei mit den Heroen der

neueren und neuesten Zeit, und Aufmunterung, Unterstützung den Talenten der Gegenwart." („Gesellschafter" 1840. Bl. 144.)

Daß sich durch den Brief Immermann's vom Jahre 1822, und durch Befreundung mit ihm, Varnhagen von Ense, den ich hier ein wenig mit schildere — meiner Zurückschau begegnet er später nochmals — in der Offenheit des Urtheils nicht stören ließ, bezeugte er unter Anderem im Jahre 1826 bei seinem Bericht über das Trauerspiel „Cardenio und Celinde." Da ist gleich am Anfange zu lesen:

„Der Verfasser, welcher vor fünf Jahren mit drei Trauerspielen seine dichterische Laufbahn sehr bedeutend begann, und seitdem durch mehrere würdige Werke sich auszeichnete, hat in diesem neuesten einen abermaligen Fortschritt bekundet, der ihn entschieden auf eine Stufe stellt, welche keiner der vielen gleichaltrigen Mitstrebenden in diesem dramatischen Fache bis jetzt erreicht hat. Diese Anpreisung geben wir um so zuversichtlicher und unparteiischer, als grade das gegenwärtige Trauerspiel, welches sie veranlaßt, uns auch zu nicht geringem Tadel nöthigt. Unser Dichter verbindet mit Kraft und Fülle der Dichtung eine Eigenthümlichkeit derselben, welche durch Annäherung an große Muster keineswegs gefährdet ist, in Nachahmung über zu gehen. Im Gegentheil, sie hat sich mehr zu hüten, daß sie nicht, durch übergroßes Festhalten an sich selber, ihre ursprünglich freie Gestalt veriiere, und in Eigensinn ausarte. Der Dichter bedarf, wie jeder im Leben wahrhaft Thätige, zu seiner

größeren Selbstständigkeit einer fortwährenden Hingebung derselben, und nur in dem steten Wechsel beider Richtungen wird in der Poesie wie im Leben wahrhaft Großes vollbracht. Wer nichts hin zu geben hat, als ganz und immer sich selbst, der ist zum Nachahmer verdammt, und gehört in aller Weise der Masse an; wer aber zu sehr zurück hält und beharrt, der vereinsamt; Beide scheiden aus dem Kreise des eigenthümlichen Lebens und Wirkens ab. Die Eigenthümlichkeit muß sich hervortretend gleichsam mit der Welt ausgleichen, mit dem umgebenden Leben in Harmonie setzen, erst dann ist sie gelungen sie selbst. Hierin nun, glauben wir, hat Immermann durch das vorliegende Trauerspiel einen großen Erfolg dargethan; wo jener Erfolg noch unvollständig erscheint, darf sich verhältnißmäßig unser Tadel anknüpfen." („Gesellschafter." 1826. Bl. 21.)

Nach meiner Ansicht haben Varnhagen von Ense und mein Sohn richtig geurtheilt über Immermann, dem jedenfalls Gesinnung im ernsten Bestreben für die eigentlichsten Aufgaben der Bühne nicht abzusprechen ist. Zu ihrer beabsichtigten Frischbelebung war er meist auf richtigem Wege, mitunter zu schroff und leidenschaftlich; das hätte sich wahrscheinlich etwas ausgeglichen, wenn nicht bei den meisten Bühnenverwaltungen der Schlendrian Oberherr wäre. Bewiesen hat Immermann unleugbar, daß er in seiner Zeit hätte mehr beachtet werden sollen; wenn er jetzt lebte, würde er seiner dichterischen Richtung nach zu erfahren haben, daß es noch weniger geschähe-

— Obwohl er mir zwar persönlich bekannt, dabei aber nicht viel umgänglich wurde, hege ich dennoch auch in dieser Hinsicht für ihn einen angenehmen Eindruck in der Erinnerung.

Mich hindenkend nach jenen Jahren will ich mir einen Anflug des Erheiternden gönnen in Bezug auf den „Wetterprophet" genannten Professor Dietmar, der sich schon von der Zeit seines ersten Schulbesuchs an bemüht hatte um Witterungskunde, sich endlich ganz in diese luftkreisliche Gelehrsamkeit so eingedrungen wähnte, daß er sicher und fest Zukünftiges in diesem Bereich voraussagen könne. Er ließ sich von etwas zufällig Eingetroffenem verleiten, aus „zwanzig Gründen" den Winter 1822—1823 als „seltsam gelind", mit höchstens neun Grad Kälte zu bezeichnen. Dieser Winter drängte sich aber so arg in den Zeitlauf, daß er in Strengigkeit des Frostes für den ebenbürtigen Nachkommen des Winters in den Jahren 1812—1813 zu halten war, jenes Winters, dessen Macht furcht- und schreckbar strafend eingriff in staatsklügliche Raubkriegs-Thaten. Dazu gab der Winter 1822—1823 in Deutschland keine Gelegenheit; Schärfe und Härte überfielen jedoch die von ihrer Voraussicht geblendete Weisheit des Wetterpropheten Dietmar, der andrerseits verständig, auch in Mancherlei kenntnißreich war. Es erschienen mehrere Spottbilder, die ihn — als Zeugen für die verheißene, von ihm hartnäckig als bewährt geschilderte Lindigkeit des Winters — darstellten im gelüfteten Nanking-Kleide, und sein von der Kälte

hochrothes Antlitz hatte Eiszapfen an der Nase. Die öffentliche Stimme mischte sich verschiedentlich spöttisch ein, erwähnt sey aber nur noch der bissige Witz eines Theater-Beurtheilers. — Als am 2. Januar 1823 das Lustspiel: „Mittel und Wege" (nach Georg Colman von Karl Lebrün) bei der ersten und letzten Vorstellung ausgepocht wurde, gab jener Beurtheiler schließlich zu lesen:

„An verschiedenen Orten hat man der entsetzlichen Kälte wegen die Theater geschlossen, in Berlin glaubten indeß endlich Viele an die Prophezeiung des Herrn Professor Dietmar, mußten aber im Theater sehr bald und fortdauernd in aller Anstrengung mit den Füßen stampfen, so daß eigentlich Herr Karl Lebrün als Märtyrer für die Dietmar'sche Wetterweisheit zu betrachten ist."

Der schon siebzig Jahr alte Witterungsgelehrte gerieth nun in dem kalten Winter mehrmals in angreiflichste Hitze, besonders über die ihm brieflich gedruckt zugesendeten Stachelreime:

„Die Kälte stieg auf zwanzig Grad,
Dein Wissen fiel auf Null,
Nun schaffe selbst sich Schutz und Rath
Dein grundgeleerter Schrull."

Zu mir wandte sich Dietmar mit einer langen und breiten Handschrift, worin er die Tageskälten durchschnittlich berechnete, was beweisen sollte, sie sey eigentlich doch nicht über neun Grad gestiegen. Mich auf ein solches Ausgleichen seiner Fehlschlüsse, Altersschwäche andeutend, nicht einlassend, empfahl

ich ihm zur Beruhigung die Sprüchworte: „Es irrt der Mensch, so lang' er strebt", und: „Nicht irret, wer auf unrechtem Wege umkehrt." — Ihm etwas zur Tröstung nahm ich später mehrere Aufsätze, meist wissenschaftlichen Inhalts, unterzeichnet „Dietmar" für den „Gesellschafter" an, und in noch elf Jahren seines Erdenlebens (er starb am 20. November 1834) hat er dem Wetter die Freiheit nicht mehr beschränken wollen.

Sind meine Erlebnisse mit dem gutmüthigst gemüthvollen Dietmar nur geringen Inhalts, ihm wird andenklich nützen, was er im Jahre 1786 in Weimar erlebte. Dort mit vielen Empfehlungen angekommen bei einer „Sommerreise von Halle nach Schnepfenthal" erzählte Dietmar neben noch Mancherlei:

„Wieland, dem ich einen Brief brachte, hatte mich mit den Worten entlassen: „Ich ersuche Sie, wieder bei mir einzutreten, ich will Ihnen das Seltenste von Weimar zeigen." Nach meiner Rückkunft war er eben im Begriff auszugehen, und hatte es hinterlassen, wohin ich ihm nachfolgen sollte. Jetzt eilte er in die Stadt, endlich in den herzoglichen Garten, den man den Stern nennt. Schon in einiger Entfernung erkannte ich vor einem runden Kaffeetischchen bei einem Pavillon unter mehreren Personen den Herzog, den ich einige Mal vor Halle einen Theil des preußischen Kriegsheeres Revue passiren gesehen. Vielleicht — dachte ich — will mich der Hofrath Wieland dem Herzog vorstellen —! In dieser

Ungewißheit blieb ich allmälig zurück, und aus einem schattigen Baumgang, in welchen ich meine Zuflucht nahm, trat jetzt ein Gartenknecht mit der Harke auf der Schulter und folgte dem Hofrath Wieland auf seinem Wege nach. Dieser, in der Meinung, daß ich ihm nachfolge, erklärt dem Herzog, daß er das Vergnügen habe, Sr. Durchlaucht einen Kandidaten aus Halle, der Garve's Schüler gewesen, vorzustellen. — „Wen? meinen Gartenknecht? Einen solchen Kandidaten habe ich in diesem Menschen nicht vermuthet." Bertuch, Goethe, Musäus u. s. w. fingen an zu lachen und Wieland sah sich verwundert um bei den Worten: „Ich habe doch einen fremden jungen Mann —." „Wahrscheinlich verloren!" fiel der Herzog ein. „Ist es etwa" — auf einen hohen Baum zeigend — „Der da oben?" Ich war nämlich unter dessen auf einer Schneckentreppe, die an und unter einer Linde bis auf deren Gipfel hinaufgebaut war, zur höchsten Stufe gestiegen, wo mich der Herzog erblickte und durch einen Diener zum Kaffee einladen ließ. „Hätte ich Sie nicht auf dem Baume entdeckt", sagte lächelnd der Herzog, „so glaube ich, der Hofrath Wieland hätte Sie nie wieder gefunden. Er hat mir gesagt, Sie wären ein großer Kinderfreund: bei ihm finden Sie Gottes Segen. Vor zehn Tagen, am neunten Juli, hat er schon wieder taufen lassen; war's nicht ein Sohn?" — „Verzeihung, eine Tochter." — „Und heißt?" — „Auguste Friedrike Wilhelmine." — „Ist katholisch?" — „Wenn Euer

Durchlaucht Oberhofprediger **Herder** es ist, der sie getauft hat, Ja."

„Sind Sie zum ersten Mal in Weimar?" wandte sich der Herzog wieder zu mir. — „Nein, Euer Durchlaucht; vor zwei Jahren kam ich auf einer Reise von Cassel hier durch, als der König von Schweden*) seine Reise nach Italien machte." — „Haben Sie ihn gesehn?" — „Gewiß, und auch gesprochen." — „Wo und was?" — „In Erfurt. Er stieg ab im Gasthause zum römischen Kaiser, wo ich mich eben befand, und speiste da zu Mittag." — „Ganz recht. Wie war er gekleidet?" — „Sehr sonderbar. Einen dunkelbraunen Ueberrock mit hellbrauner seidener Schärpe, schwarze Schuhe, rothe Absätze, und einen großen runden Hut. Sein Minister oder Begleiter hatte dieselbe Kleidungsart. Er reiste, wie ich erfahren hatte, unter dem Namen eines Grafen von Haga. Der König wünschte etwas zu schlafen, und die Polizeibeamten erhielten von ihm den Befehl, das andrängende Publikum zu zerstreuen und ihm zu sagen, daß er nach einer Stunde speisen und Jedem erlauben wolle, in Ordnung um die Tafel zu gehn, im Fall man ihn zu sehen wünsche." — „Und dies geschah?" — „So erfolgte es. Als aber Niemand mehr vor der Thür war, trat der König aus seinem Zimmer in den Thorweg, wo ich eben stand." — „Sind Sie aus dieser Stadt?" fragte der König. — „Um Verzeihung, Herr Graf von Haga, ich studire

*) Gustav III.

jetzt in Halle." — „Wieviel sind Studenten in Halle?" — „Ich glaube vierzehnhundert." — „Sie machen vielleicht eine Erholungsreise?" — „Um Erziehungs-Institute zu besuchen." — „Sie wohnen hier im Gasthause? und heißen?" — Kaum war der König wieder in seinem Zimmer und ich bei meinem Mittagbrod, als ein großer Diener des Königs zu mir eintrat mit der Frage: ob hier der Kandidat Dietmar logire? der Herr Graf von Haga übersende ihm eine Flasche Champagner und ließe ihm Glück auf Fortsetzung seiner Reise wünschen! — Dies nahm ich dankend an, erwiederte einen gleichen Wunsch, und leerte die Flasche, aus Mangel besserer Bekanntschaft, mit dem Marqueur."

„Das gefällt mir!" sagte der Herzog. „Nun kommen Sie, ich will Ihnen meinen Garten zeigen; wenn Sie zurückkommen, hoffe ich Sie wieder im Stern zu sehen, und Sie erzählen mir dann, wie Sie das Salzmann'sche Institut gefunden haben."

Nach meiner Rückkunft von Schnepfenthal stattete ich, an demselben Orte im erwähnten Garten, den Bericht über das Erziehungs-Institut dem Herzog von Weimar ab, und bei'm Weggange äußerte ich, Musäus gegenüber, Bedauern, den berühmten Goethe nicht gesprochen zu haben. — „Das können Sie noch verbessern!" meinte Musäus. „Wenn Sie jetzt zu ihm gehn, will ich Sie begleiten. Melden Sie sich als der Studiosus, den er im Stern, vor acht Tagen, auf der Linde gesehen hätte, dann nimmt er Sie gewiß an. Der Salto mortale auf den Linden-

gipfel hat ihm gefallen, und wir haben Ihre damalige Standeserhöhung sehr belacht.“ — Unter der von Musäus angerathenen Adresse ließ ich mich bei Goethe anmelden.

„Sie kommen von Ihrer Schnepfenthaler Reise zurück?“ fragte mich der damals noch in der Blüthe seines männlichen Alters stehende Goethe. „Haben Sie Ihre Wißbegierde befriedigt?“ — Ich erzählte ihm Alles, was mich von dem Salzmann'schen Institut interessirt hatte. Mein Vorschlag, den ich dem Professor Salzmann gethan, die Naturgeschichte den Kindern in den Abendstunden mittelst einer Laterna magica zu lehren, gefiel ihm besonders. — „Er hat einen Bruder in Erfurt, der ein geschickter Thier-Maler ist“ — erwähnte Goethe — „der könnte ihm zu diesem Behuf die unvernünftige Welt auf Glas malen.“ Dann fügte er hinzu: „So wahr und gut es wäre, den Kindern frühzeitig Geographie zu lehren, so bin ich doch der Meinung, daß man mit den nächsten Umgebungen der bildenden Natur zuerst anfangen müßte. Alles, was auf ihre Augen und Ohren Eindruck macht, erregt ihre Aufmerksamkeit. Sonne, Mond und Sterne, Feuer, Wasser, Schnee, Eis, Wolken, Gewitter, Thiere, Pflanzen und Steine sind die besonders wirksamsten Eindrücke auf das kindliche Gemüth. Kinder haben Mühe, die von Menschen gebildeten Formen von den natürlichen Gestalten zu unterscheiden, und es wäre nicht zu verwundern, wenn sie den Vater fragen: wie machst Du die Bäume?“ — — —

Goethe fragte mich auch: „Was haben Sie von meinen Schriften gelesen?" — „Werther's Leiden." — „Welchen Eindruck machte seine Leidenschaftsgeschichte auf Sie?" — „Ich fand seine Empfindung für Lotte so rein menschlich, daß ich ihm Alles verzeihen konnte, was er fühlte, sprach und that." — „Haben Sie auch schon geliebt?" — „Ich kann es nicht leugnen. Im Alter von einundzwanzig Jahren kam ich in die Nähe einer schönen Wittwe, für die sich alle Gefühle in mir regten, aber Verhältnisse hinderten mich, ihr meine Zuneigung zu gestehen. Ich verehrte sie, nur in ihrer Nähe befand ich mich wohl; aber — ich sah die Unmöglichkeit, ihr die Unruhe meines Herzens zu offenbaren." — „War sie schön?" — „So fand ich sie, und man sagte mir, daß sie in ihrem unverheiratheten Stande das schönste Mädchen in der ganzen Umgegend gewesen wäre." — „Wissen Sie wohl, daß das Herz Geheimnisse hat, wovon der Verstand nichts weiß?" — „Das hab' ich schon öfters eingesehen, aber nicht mit Worten auszudrücken verstanden."

„Wissen Sie: Le paradis est pour les ames tendres, et condamné sont ceux, qui n'aiment rien."

„Davon bin ich überzeugt, aber so glücklich die Liebe macht, so viele Leiden und Schmerzen führt sie auch mit sich. Ich habe die schöne Stelle memorirt, welche mir in Ihrem „Werther" gefiel.

„Und welche war es?"

„Wer hebt den ersten Stein gegen das Mädchen,

das in einer wonnevollen Stunde sich in den unaufhaltsamen Freuden der Liebe verliert? Unsere Gesetze selbst, diese kaltblütigen Pedanten, lassen sich rühren, und halten ihre Strafe zurück."

„Die ganze Theorie des Anstandes läßt sich auf den unsichern Grund des Vorurtheils zurückführen. Es giebt allerdings Situationen des Lebens, in welchen das Herz beredt und der Mund verschwiegen ist. Ja das Herz ist sogar in Furcht, seine kleinen aber heftigen Bewegungen zu verrathen, und, um nicht in diese Gefahr zu kommen, wählt das furchtsame Herz die Verschwiegenheit. — Ich habe mich noch nie mit einem jungen Manne, der eben die Universität verlassen, so ernsthaft unterhalten." —

Sich selbst fiel Goethe abweichend der Art in die Rede, und ich erwiederte:

„Verzeihen Sie, ich bin schon siebenundzwanzig Jahr alt, bin spät auf Universitäten gegangen."

„Oft quälen mich Durchreisende mit langweiligen Besuchen, und da ich mich jetzt mit der Osteologie beschäftige, so lege ich ihnen gesammelte Knochen vor; das erregt den Besuchenden Langeweile, und sie empfehlen sich. Ich habe bei Ihnen diese Vorlage vergessen."

Begreiflich waren dies für mich Abschiedsworte, und als ich dann zu Musäus zurückkam, erzählte ich ihm, wie freundlich mich Goethe aufgenommen, erwähnte auch die Unterhaltung über „Werther's Leiden" und die Passion der Liebe.

„In diesem Punkt ist er unübertrefflich!" sagte

Musäus. „So feine Kenner des menschlichen Herzens finden sich selten."

„Goethe ist ein kräftiger, robuster Mann, wird uns Alle überleben; aber was sagt er vom Tode und ewigen Leben?"

„Davon hab' ich ihn nie sprechen hören. Er hängt mit ganzer Seele am Leben, das er für eine schöne Gewohnheit hält. Unsern Herder hörte ich darüber sprechen, habe seine Worte, um sie nicht zu vergessen, aufgeschrieben."

„Könnten Sie mir diesen Schatz nicht mittheilen?"

„Warum nicht!"

Musäus suchte unter seinen Papieren, fand, was ich wünschte, und ließ mich diesen Ausspruch abschreiben:

„Sterben heißt aufhören zu leben. Eine Uhr, deren Feder noch Spannkraft hat, bleibt, wenn die Räder abgenutzt und die Spindellöcher ausgelaufen sind, der Feder ungeachtet, stehen. Hat das Herz noch alle Lebenskraft, die äußern Theile und die ersten Wege aber sind abgebraucht, dann steht die Maschine still. Wenn das Gedächtniß schwindet, die Phantasie noch ihre Wirkung äußert, wenn angenehme Bilder vor die Seele treten, und große Müdigkeit den Schlaf herbeiführt, wenn Träume beglücken und tiefer Schlaf die Augen deckt, wenn wir von sinnlichen Eindrücken nichts mehr auffassen, der Puls langsamer und schwächer, der Athem sanfter, tiefer und seltener wird, das Herz sich nur noch einmal hebt, dann — sind wir gewesen. Und doch, wenn

sich gleich der Abendblume die Seele schließt, Alles um sie her Dämmerung ist — o Tod, o Schlaf! wer dich erfand — erfand der Menschheit Leben!" —

Ist dies Erhellung für Ueberirdisches? — Herder, Musäus und Dietmar, von dem nun meine Aufzeichnungen scheiden, können nicht antworten, würden aber wohl mit Denkenden und Fühlenden gleichen Sinnes seyn in Betracht einer andern Frage: Wird das Geistige, die Seele, nicht genährt mit Wahrheit, das Herz nicht erwärmt für Edles in Saat und That, — welcher Himmel, welcher Lichtkreis könnte ungetrübte Seligkeit geben? —

Da ich von Jugendtagen an dem Bereich des Bühnen-Schauspiels genähert war, ist es der Rückschau unvermeidlich, mich von Zeit zu Zeit wieder dorthin zu wenden.

Im Jahr 1817 wurde ich persönlich bekannt mit dem Schauspieler Heinrich Ludwig Schmelka, der sich von der Bühne aus als Lustigmacher auszeichnete, in der Wirklichkeit aber minder dem Heiteren, mehr der Dunkelseherei genähert war. Er kam von Breslau, gab Gastrollen für Berlin's „Königliche Schauspiele", besuchte mich zuvor, und wollte sich auch empfehlen als Schriftsteller — was er war in mannichfacher Beihülfe. Er reichte für den „Gesellschafter" mir einen Papierstreifen, auf dem zu lesen war der folgende, nachher auch gedruckte

„Beweis.
Im Gotteshause sieht man deutlich ein:
Daß Gott durchaus muß geistig seyn;

Denn, dränge jeder Ton in seine Ohren,
Den fromme Christen unharmonisch schrei'n,
Er riefe aus: Ach, laßt mich ungeschoren,
Da mag der Teufel Euer Herrgott seyn!"

Sehr empfehlend waren diese Reime meinem Empfinden nicht! — Näher kam mir Schmelka, nachdem er vom Jahr 1824 an als Mitglied des Königsstädtischen Theaters in Berlin lebte, er hier sein Streben vertiefte, so daß, nachdem fünf Jahre später Schmelka Bühnen-Gast in Breslau war, Karl Schall mit Recht sagen konnte: „Schmelka ist ein besserer Schauspieler geworden, ohne weniger komisch zu seyn; er versteht und ehrt als echter Künstler den Unterschied zwischen Darstellung eines Lustspiel-Charakters und den vagen Gebilden der Posse mit aller Freiheit der extemporirten Comödie: er ist Charakteristiker im strengsten Sinne des Worts."

Mit Schmelka als Schauspieler beschäftigen sich jedoch meine Gedanken minder als mit seinem Lebensgeschichtlichen, das er meist räthselhaft schweigsam hütete. Nur in Nähe seiner letzten Erdentage sprach er zuweilen von seiner jugendlichen Vorzeit, doch stets bei fühlbarer Zurückhaltung, selten deutlich offen. Er hielt sich für den Sprößling einer Familie, die sich durch das „von" vor ihrem Namen — den er mir niemals nannte — für hervorragend erachtete; jedenfalls muthmaßlich ließ sich annehmen, er habe etwa die ersten beiden Jahrzehnde seines Erdenwallens ver-

lebt in Verhältnissen, die ihn anregten zum Jagdlustigen, was er war bis in sein Alter.

Unzweifelhaft ist er verwickelt gewesen in Abenteuerlichkeiten; dazu soll gehören, daß er als Kind für die Geschicklichkeiten der sogenannten „spanischen Rei[illegible]r" erzogen wurde und doch Geistesbildung hatte. Diese deutet sich schon dadurch an, daß Schmelka zuerst in jugendlichen Heldenrollen die Bühne betrat; kunstspringerliche Beweglichkeit war ihm jedoch unleugbar eigenthümlich, was er zuhöchst erwies als „Truffaldino", der „Diener zweier Herren". Wenn er mit vollen Schüsseln, von beiden Händen umfaßt, sich über die Bühne hastete, sprang er behend rasch über zwei Stühle hinweg, wobei die Schüsseln nicht in Bewegung kamen. Auch schwang sich dieser „Truffaldino" — nachdem er hingekauert war, um den geöffneten Brief mit erweichtem Brod wieder zu versiegeln und nun einen Zeugen fürchtete — durch einen einzigen Schwung plötzlich völlig aufrecht: er hatte im Augenblick die ganze Last seines Körpers gradstreckig gehoben.

Als Geburtsort gab Schmelka erst Riga, dann diese oder jene Stadt an; mir war es glaublicher, daß er aus Böhmen stammte, was mir auch der in Prag geborene Moritz Rott — den Schmelka Jahre hindurch in Pankow zum Wohnungs-Nachbar hatte — bestätigte. Zu dem Glauben, daß er ein Böhme sey, war unleugbar sein Sprechton förderlich: er klang entschieden böhmisch deutsch.

Schauspieler war Schmelka zuerst in Prag, dann

in Wien; von dort holte er seine Theater-Verwandtschaft mit dem „Kasperl", dem jüngeren Bruder des „Hanswurst", wurde dann in Breslau Liebling der Theater-Besucher, was er vom Jahr 1824 an auch den Berlinern war, indem ihnen Schmelka von der Königsstädtischen Bühne aus die Bäuerle'schen und andere Possen heimisch machte. Diese wurden verdrängt von Berlinereien, zu denen Schmelka's Wesen und Behaben sich nicht zwingen ließ, und worin sein ehemaliger Schüler Friedrich Beckmann sich hervorthat. — Nun hegte sich bei Schmelka Mißmuth, auch vom Alter begünstigt; er wurde im Umgange zurückhaltender, wohnte sich ein im Dorfe Pankow, wo sein Umgang eingeengt war auf seine Freundin, die Witwe des Schauspielers Scholz, und Moritz Rott, der, wie schon erwähnt, sich ebenfalls in jenem Dorfe eingewohnt hatte und mit Dem Schmelka — Beider Beschäftigungszeit für das Theater ausgenommen — Tag für Tag vertraulich beisammen lebte.

Schmelka's letzte Rolle war „Herr von Pappendeckel" in dem Singspiel: „Die Schwestern von Prag". Der Darsteller wurde durch Beifall ausgezeichnet, aber als es zur Wiederholung kam, war er krank und der Tod griff ein. — Am Tage vor der Beerdigung Schmelka's gab Carl Matthias Rott im Raimund'schen „Verschwender" den „Tischler Valentin", und als das „Hobel-Lied" in Wiederholung verlangt wurde, sang der sinnige Gast:

„Da rufen ſ' mich auf's Land hinaus,
Ja, Pankow heißt der Ort,
Da tret' ich in ein Trauerhaus,
Ein'n Sarg den brauchen ſ' dort.
Ein Sarg ſchreckt ſonſt den Tiſchler nicht,
Doch diesmal thut mir's weh —
Und ſchwer wird mir die ernſte Pflicht,
Wenn ich den Todten ſeh'.

Er war in dieſem heitern Haus
So lange gern geſeh'n,
Halb ſterbend erſt ging er hinaus,
Nun iſt's um ihn geſcheh'n!
Todt wär' nun, der ſo oft erſtrebt,
Was Ihre Gunſt ihm bot?
Nein, wer in Ihrem Herzen lebt,
Nein, nein, der iſt nicht todt!"

Nun ja, Schmelka lebte im Herzen Vieler, aber alle Herzen ſind ſterblich; ich verwebte jedoch meinen Erinnerungen auch die an ihn, zugleich einverſtanden mit Dem, was im „Theater-Lexicon" zu leſen iſt: „Leicht beleidigt, eben ſo leicht wieder verſöhnt, war er dabei ein durchaus biederer, feſter und ehrenwerther Charakter."

Indem bei dem Hinblick auf Schmelka an den mir ſpäter befreundeten Moritz Rott zu denken war, möge darüber Näheres ſich hier anreihen.

Rott war wie zum Schauſpieler geboren in äußerer Geſtaltung und geiſtiger Haltung, mit dem Gedanklichen im Auffaſſen und Einüben verwandt auch der Raſchheit, womit das Natürliche zuweilen dem Geiſtigen plötzlich mehr noch einleuchtet. Er hatte weder das Seeliſche noch Körperliche vernach-

läſſigt, und ſchmückte er außerhalb der Bühne ſeinem Aeußeren die Sorgſamkeit gern mit dem Zierlichen, ſo iſt dies in Bezug auf den Schauſpieler gewiß eher zu loben als zu tadeln. Jedenfalls eigen waren ihm Macht und Umfang in geiſtiger und körperlicher Beziehung, er bewies dies in ſeinen Darſtellungen, die ſich vom höheren Trauerſpiel an bis zum übermüthigen Luſtſpiel zurecht fanden. — In jedem Verhältniß werth und treu, war zugleich ſein Weſen etwas durchglüht von Schwärmerei, die ihn auch hinzog zum Dichteriſchen, deſſen Richtung hervorgeht aus ſeinen Reim-Zeilen:

„An Anaſtaſius Grün.

Die alte Dichtung, ſinnig zart geſungen,
Vom Phönix, der ſich aus der Aſche hebt,
Das Glanzgefieder himmelwärts geſchwungen,
Durch blauen Aether auf zum Himmel ſchwebt:
Sie liegt, zur ſchönen Wirklichkeit geſtaltet,
Ein freudig Wunder unſerm Auge vor,
Ein Lebensbaum, in voller Pracht entfaltet,
Aus ſtein'gem Acker ſtrebet er empor.

Nach jeder Himmelsgegend hin verbreiten
Die immergrünen Segensäſte ſich,
Und Purpurblüthen, gold'ne Früchte gleiten
Aus ſeiner Blätter Krone wonniglich.
Aus „Schutt" und Trümmer iſt ein Bau erſtanden,
Der Pyramide gleich am Nilus-Strand,
Ein Geiſt, kein Volk in engen Sklavenbanden,
Hat dieſen Pharos leuchtend hingebannt.

Es iſt das Wort, der göttliche Gedanke,
Der Urgeiſt, der zur Menſchenſeele ſpricht,
Die Phantaſie, zertrümmernd jede Schranke,
Unſterblichkeit begründend im Gedicht.

Du singst vom Lenz, von Rosen, Nachtigallen,
Von Moder, Grabesnacht und Auferstehn —
Beglückter! dem das selt'ne Loos gefallen:
Du kannst in Deinem Lied nicht untergeh'n."

Diese Gefühls-Ausströmung, völlig ergeben dem Empfinden des Anastasius Grün (Anton Alexis von Auersperg), bezeugt für Rott den Einfluß jenes Dichters, dessen Selbstbekenntniß unter Anderem berichtet:

„So, ob mich Liebe gleich durchglühte,
Ob auch Erfüllung mich nicht floh,
Ob Lust und Freude mich umblühte,
War mein Gesang doch nimmer froh.
Selbst wenn mit holdem Lilienarme
Mich Liebchen traut und warm umschlang,
Sang ich vom süßen Liebesharme
Zur Harfe manchen Trauersang."

Dermaßen schwarz färbte Rott seine Gefühle nicht; Düsterheit mußte er aber überwinden: denn Jahre hindurch hatte er seine hoffnungslos kranke Frau zu pflegen. Dazu mitbehülflich war eine im vollsten Sinne ehrsame, mitfühlend treue, deshalb nennenswerthe Wärterin, die sich nach dem Tode der Frau bei dem Witwer wirthschaftlich bemühte. Ueber die noch jugendlich anmuthige Sächsin wurden nun irrige Gerüchte laut, und ich sagte deshalb eines Abends zu Rott: „Für des Mädchens Ruf haben Sie zu sorgen; also: entlassen oder heirathen!" — Mir wurde entgegnet: „Ja, wenn ich sicher wüßte, sie bliebe als Hausfrau mir Gealterten gegenüber ebenso!" und ich hatte die Kühnheit, auszurufen:

„Das wollt' ich verbürgen, nach Allem, was die in jeder Hinsicht Bewährte bisher that!" Und diese Frau Rott hat mein Zeugniß bestens gerechtfertigt in Freud' und Leid: denn Rott mußte zuletzt Jahre hindurch leiden an fast völliger Lähmung, rühmte nun aber stets seine muthige, seine ihn erheiternde Pflegerin, der ich hier anerkennende Theilnahme bezeuge.

Auf anderer Seite meines Lebensganges hatte ich im Jahr 1818 ein wenig zu kämpfen wegen der mir nie sichtlich gewordenen, von Thoren für eine Oberhofmeisterin der Weisheit gehaltenen Frau Juliane von Krüdener. Bekanntlich war sie einst die so weit Erhobene, daß sie drei Gekrönte in ihrem Pariser Bet-Saal vorbereitete zur sogenannten „heiligen Allianz", die aber aus ursprünglicher Dreieinigkeit bald vielseitige Uneinigkeit entwickelte. — Früher, in den Unheils-Jahren 1806 bis 1809, soll Frau von Krüdener angeblich auf die Königin Luise von Preußen durch biblische Tröstungen eingewirkt haben in Hinweisung auf die allwaltende, ewig herrschende Segensmacht. Nach der Rückkehr des Königlichen Paares habe ich in Berlin mehrmals erfahren, daß Hofherren die damals gebräuchlich gewordene Staats-Frömmelei vom Rededuft der Frau von Krüdener sich hatten steigern lassen. — Nun war zu Anfang des Jahres 1818 die nach ihrer Einbildung „zur Himmels-Botin Auserwählte" in Leipzig, und Berichte von dort für meine Zeitschrift hatten eine andere Stimmung, als jenen Hofherren zusagte. Erzählt ward von meinem Berichterstatter unter Anderem:

„In Gesellschaft einiger Freunde hatte ich Gelegenheit, Frau von Krüdener zu sprechen. Wir wurden nach dem Hotel de Saxe geführt, wo die wandernde Priesterin in der dritten Etage wohnt. Bei dem Eintreten fanden wir ihre Tochter, Frau von Berkheim, welche von der Krüdener selbst die „Vollendete“ genannt wird. Der Kaplan Kellner saß schreibend im Zimmer; Er, der oft sagt: „er sey ein großer durch Frau von Krüdener erleuchteter Sünder“, sieht einem Sünder noch ziemlich ähnlich; man begreift bei seinem Anblick: daß man ihn in dem Lande, wo Lavater's „Physiognomik“ entstand, nicht leicht für ein gutes Wesen halten konnte. — Artig empfangen, waren die gewöhnlichen Verlegenheits-Gespräche bald im Gange, endlich trat Frau von Krüdener ein, und nach einigen gleichgültigen Worten über ihre Reise ward die Unterhaltung sogleich religiösen Inhalts. Länger als eine Stunde sprach sie mit vieler Salbung in Art der Herrenhuter; ich glaube aber: der Glaube mußte dabei zum Verständniß helfen. Der Vortrag kann erleuchtet gewesen seyn, das begriff ich vielleicht nicht, daß er aber selten klar genannt werden konnte, das mein' ich begriffen zu haben. Die Verderbniß der Menschen im Allgemeinen, der „laue“ Protestantismus und der „kalte“ Katholizismus, ferner die Härte der Reichen gegen die Armen waren die Texte zu den Reden. Sie erhob dann große Klagen gegen die Schweiz, und gab von dieser eine Schilderung, welche wohl manches Wahre, doch auch gewiß viel Ueber-

triebenes enthielt. Einige patrizische Familien, sagte sie, drücken dort Alles zu Boden, die Reichen lassen vor ihren Augen die Armen Hungers sterben, die Sündhaftigkeit ist grenzenlos, besonders durch die vielen „Fabrik Menschen" veranlaßt. Vor drei Jahren, sprach sie weiter, wurde mir die große Hungersnoth offenbart, ich habe gewarnt und bin mit Verachtung behandelt worden. In so hohem Grade, als sie erfolgte, habe ich jedoch die Theurung nicht vermuthet und daher Manchem abgerathen, sein Vaterland zu verlassen; doch, da Gott endlich diese harte Strafe sandte, verließen mehr als achtzehn tausend Familien ihre Heimath. Ein großer Theil ist zwar umgekommen, doch — hier hob sie ihre Augen gen Himmel — sie starben belehrt. Die Nachrichten, welche ich jetzt aus der Schweiz habe, bestätigen, was ich bei meinem Abschiede sagte: das Nahen einer gänzlichen Anarchie, denn der Arme kann sich diese Bedrückungen ferner nicht gefallen lassen. Ueberhaupt steht dem Weltgebäude eine große Revolution bevor, die „schmelzenden Gletscher" sind die Vorboten. — Als wir bei diesem Anlaß die Stürme in Indien erwähnten (Frau von Krüdener liest keine Zeitungen!), da rief sie: „Hört, hört!" — als wäre sie im englischen Parlament. — Jetzt kamen Klagen über die Behandlung, welche sie auf ihrer Reise erfahren. „Von Stadt zu Stadt" — berichtete sie — „bin ich von Bewaffneten begleitet worden, in mehreren Orten, selbst in Schmalkalden, wo doch auch ein heiliges

Bündniß geschlossen ist, wurde mir der Eingang verwehrt." — Wir erhielten dann die Mittheilung: was sie, um des sündhaften Zeitalters willen, neuerdings an verschiedene Potentaten geschrieben habe, und als wir endlich selbst zum Scheiden Miene machten, wurden wir mit einem religiösen Gruße entlassen. — Meine Meinung über diese Dame ist: Sie hat einst Aufsehen gemacht und möchte es ferner machen; sie will stolz seyn können auf irgend etwas und wär' es auch auf Verfolgung; sie hat unbezweifelt Kenntnisse, über welche man früher ihr schmeichelte, so glaubt sie ihre geistigen Kräfte erweiterter als sie sind, und füllt alle Lücken mit Phantasieen, wie sie überhaupt nach Allem greift, was ihren Ideen dienen kann, und nichts ist ihr so unwahrscheinlich, daß sie den Glauben versagte, wenn es nur irgend zu ihren Ansichten taugt. Sie ist voll Schwärmerei der Leichtgläubigkeit, und wenn ein tieferer Geist seine Erfahrungen nach innen wendet, um für sich eine ungestörte Friedlichkeit zu gewinnen, so drängt sich ihre sichtbare Oberflächlichkeit stets nach außen. In einem Kreise, der ihr angehört, möchte sie mit diesem Wesen unschädlich schalten können, als Rednerin zum Volke kann sie nicht füglich geduldet werden, da es gegen alle Ordnung streitet, und da die Masse natürlich Das, was die Lehrerin schon nicht verständig giebt, arg mißverstehen muß. So wünschen wir denn von Herzen, daß ihr Leben aus dem Schwindel zu einer festen Haltung kommen möge, was am schnellsten geschieht, wenn sie über die Schranken der Weiblichkeit einmal

tief nachdächte, statt daß sie sich bei ihrem jetzigen Vorhaben alles Denkens zu enthalten sucht."

Dieser Darlegung, dem „Gesellschafter" (1818. Bl. 7.) mitgegeben, folgte noch eine (Bl. 18.), von der ich nur den Schluß erneure:

„Sie eiferte in einer versammelten Gesellschaft wieder viel gegen die Philosophen und alle Diejenigen, welche auf Verstand und Wissen etwas geben. Auch von bevorstehenden göttlichen Strafen sprach sie wieder, die, so viel man begreifen kann, durch die Türken in Erfüllung gehen werden. Wie nahe diese seyn sollen, geht aus folgender Aeußerung von ihr hervor. Als nämlich Jemand zu ihr sagte: daß, wenn ihr Aufenthalt hier sich vier bis fünf Monate später ereignete, es ihm zum Vergnügen gereicht haben würde, sie bei sich auf seinem Gute hier in der Nähe zu sehen, erwiederte sie: „Das liegt dann wohl schon in Ruinen!" — Am Schluß jener Versammlung ertheilte sie den sich Entfernenden den Segen. Und so ist denn hier die Erscheinung dieser seyn wollenden Prophetin vorüber gegangen, ohne etwas Anderes zu bewirken, als in den inflamablen Köpfen einiger Wenigen zu dem bereits vorhandenen Zunder noch etwas mehr hinzugefügt zu haben."

Nach Veröffentlichung dieser Berichte waren etliche jener Hofherren, die früher durch Frau von Krüdener und ihre Ueberspannung sich hatten geistig enthaupten lassen, gegen den „Gesellschafter" und dessen Herausgeber feindsinnig geworden, und nun erschien noch („Gesellschafter" 1818. Bl. 35.) folgende

„Apostrophe.

Verstand verleihe, Herr, mir lebenslang!
So laute jedes Menschen Taggebet;
Denn Köstlicher's kann er wohl nichts verlieren
Als dieses Kleinod, diese Himmelsgabe,
Das Einzige, was ihn vom Thiere scheidet.
Mit Recht ist also, wem der Stern erlosch
In Mitternacht des sturmbewegten Lebens,
Ein traurig Bild des Jammers und des Mitleids.
Doch wer soll Den bedauern, der den Gott
In sich muthwillig so verleugnet und verspottet,
Daß der Beleidigte entflieht? Und dennoch
Regt uns ein Etwas sich in tiefer Brust,
Ein wunderbar Gemisch von Wehmuth und
Von Zorn, wenn eine Stadt, ehrwürdig stets
Durch Wort und That für Vaterland und Fürsten,
Wenn sie, die mehrere Jahrhunderte
Dem Dienst der Weisheit Priester hat erzogen,
Die Göttin lästernd, sich mit Thoren füllt,
Zusammenströmend aus den eig'nen Bürgern.
Verblendete, seht Ihr die Fesseln nicht,
Die man dem Geiste schmiedet durch ein Weib,
Das Pfaffenlist und Pfaffentrug erwählt,
Europens Gläub'ge unter Einen Hut,
Die römische Tiara, zu versammeln:
Daß Eine Heerde werde und Ein Hirt,
Um so als Unterhirten ganz gemächlich bald
Die Schäflein nicht zu scheeren — nein, zu schinden?
Seht ihr denn nicht, daß die Sybille nur
Die würd'gen Schüler des erhab'nen Meisters
Darum ein Tau — das durch ein Nadelöhr
Hindurch nicht will — zu Fäden trennen und aus diesen
Mit großem Eifer Netze stricken läßt,
Leichtgläubige zu fangen? Kennet ihr
Den Köder nicht, nach dem ihr gierig schnappt?

In myst'schem Unsinn will man euch betäuben,
Damit ihr blindlings in die Falle geht,
Euch aufgestellt von schnöder Frömmelei.
Ist's glaublich: Männer, deren Ahnen einst
Den falschen Waldemar als falsch erkannt
Und ihrem echten Fürsten treu geblieben,
Verleugnen ihre hohe Abkunft ganz:
Sie ziehen schaarenweise hin zur falschen
Prophetin, lassen sich von ihr und von dem Troß
Der gaunernden Zigeuner, die ihr folgen,
Verlocken aus dem Reiche der Vernunft
In's Reich der Dummheit und der Finsterniß!
Kein Wunder ist's dann, wenn das schwächere
Geschlecht dem Beispiel folgt des stärkeren,
Voran sich drängt, und weinend schluchzt und lauscht,
Gerührt von religiöser Gleisnerei,
Die schlau Vergebung zusagt aller Sünden,
Im Namen dessen, den sie frevelnd höhnt,
Wenn nur zu ihr der Sünder Schaar sich wendet,
Von ihr recht innig sich ergreifen läßt!
Das aber ist der alte Pfaffenkniff —
Erdacht von Proselytenmacherei —
Der stets erwünschte Früchte hat getragen.
O Luther, könntest du der Welt ersteh'n,
Du würdest donnernd deine Stimm' erheben,
Und, wie einst Tezel'n, jetzt der Ablaßkrämerin,
Die durch Europa zieht von Süd nach Nord —
Nimmt sie gleich Geld nicht für die Sündenwäsche —
Das schlechte Handwerk legen. Sohn des Lichts,
Der Wahrheit Kämpfer, zürne darum nicht,
Daß Viele, die vor wen'gen Tagen noch
Das Fest der Rettung aus des Geistes Sclaverei
Durch Dich, das unvergeßliche, gefeiert,
An Deinen Lehren zu Verräthern werden:
Vergieb es, was sie thun, sie wissen's nicht!"

An einem der letzten Tage des März 1818 hatte ich dann in Folge dieser „Apostrophe" und der Berichte aus Leipzig in meinem kleinen Arbeitszimmer eine Anzahl jener alterirten Hofherren zu begrüßen und von ihnen zu hören, daß ich der Verleumdungen gegen Frau von Krüdener und der Ausfälligkeiten gegen alle der Erleuchteten Anhänglichen schuldig und zu einer Ehrenerklärung verpflichtet sey. Ich antwortete, daß ich damit meine eigene Ehre verletzen würde, fände mich also nur bereit, Das drucken zu lassen, was die Herren vorschreiben möchten, mir jedoch eine Hinzufügung vorbehaltend. Es entstand ein sehr lebhaftes Gerede, was Mitbewohner des Hauses herbeirief, und draußen auf der Straße wurde es ebenfalls lebhaft. Wir trennten uns nun ohne Beschluß, und Weiteres geschah nicht, oft aber habe ich damals — und immer öfter — mich erinnern müssen an Luther's Ausspruch: „Die Welt ist wie ein betrunkener Reiter; hebt man ihn auf einer Seite in den Sattel, fällt er von der anderen Seite wieder herab." —

Uebrigens will ich keineswegs Gewaltthaten beschönigen, die von Machthabern verfügt wurden gegen Frau von Krüdener, nachdem man sie als vortheilhaftes Werkzeug in die Zeitereignisse verwebte. Zweifelhaft ist es mir aber, ob man durch ihr Einschieben in Geschichtliches die Lehre erworben hat, daß man einer Persönlichkeit, der man durch klägliche Absichten Wichtigkeit gegeben, diese Wichtigkeit nicht plötzlich entziehen kann, ohne daß neue Uebelstände

entstehen. — Man hatte das Volkswesen angeweht mit der Freiheitsgluth, auch die Glaubenskraft zu Hülfe gerufen; jene wurde zum Ueberstürz des Volksdranges, diese zur Frömmelei, und geltend machten sich nun allseitige Uebergriffe, die manches Martyrthum erzeugten, auch das der Frau von Krüdener. —

Einen mit Unrecht fast völlig Vergessenen rufen sich nun meine Erinnerungen herbei: Julius von Voß, in seiner Eigenthümlichkeit eine seltsame Erscheinung. — Geboren am 27. August 1768, ist in Bezug auf seine erste Jugendzeit wenig bekannt; wunderlich mußte sie gewesen seyn, denn es hatte ihr alle Schulbildung gefehlt. Vom vierzehnten Jahr an war er Soldat, blieb es — zuletzt als Lieutenant — bis zum dreißigsten; durch seine freimüthige Zunge und Verbesserungs-Vorschläge hatte er sich Feindschaften zugezogen, erbat seine Entlassung, und suchte nun Entschiedenheit darüber: ob er Schriftsteller, musikalischer Componist oder Maler werden wolle, im Befragen der Knopflöcher an seinem Rock. Der letzte Knopf hielt den Schriftsteller fest, und Voß eiferte sich nun hinein zu mancherlei Schaffen durch Feder und Tinte. Selbstgeständlich war es ihm unmöglich, sich zu besinnen auf die Titel der Romane, Schauspiele und Flugschriften, die er von 1813 bis 1828 herausgegeben; er glaubte aber, „daß mehr als hundert Bände von ihm erschienen und einige Hundert Aufsätze in Zeitblättern", meist ohne seinen Namen. — Mag für einen großen Theil dieser Erzeugnisse das Urtheil zu billigen seyn: er verdiene

keine Beachtung, ein anderer Theil, ob man jetzt kaum daran denkt, ist dennoch nicht ohne Werth. Jedenfalls weisen diese Gaben hin nach den verschiedensten Strebungen (Staats- und Kriegskunde, Tagesgeschichte, vielfarbig ernst, heiter und witzig ausgestattete Unterhaltungs-Schriften) und zeichnen Julius von Voß als einen Mann mit vielfältig anwendbarer Einsicht, mit sehr beweglichem Geist, und es ließen sich Beweise dafür auch aus dem „Gesellschafter" herbeiholen. Vereint waren jene Eigenschaften freilich mit zu raschem Betrieb der schriftstellerischen Fruchtbarkeit; ihr Uebermaaß entstand aber meist in Folge seines Nothstandes, dessen Macht und Einfluß er selten abwehren konnte. Leider fehlt in Deutschland öfter als in andern solchen Ländern, wo man sich der Bildung rühmt, der Wille und Antrieb, geistreich Befähigte auf ihrer richtigsten Bahn zu fördern, ihnen Freiheit und Mittel zu verschaffen, dort das Bestmöglichste zu erreichen. Unendlich viel Bedeutendes und Werkthätiges geht dadurch für alle Zweige des Wissens, des Hervorbringens und der Erhebung des Berufs im Menschenthum verloren, gar viel Tüchtiges verkümmert, weil der Blick dafür entweder fehlt oder sich theilnahmlos abwendet. Und eben Diejenigen, die in ihrem Vaterlande Fähige nicht erkennen oder absichtlich unterschätzen, dadurch der Uebermacht des Auslandes in mancherlei Bereich sündlich Vorschub leisten, sind bei den Deutschen, im Vergleich mit andern Völkern, am zahlreichsten. — Außerdem hatte Julius von Voß Liebe zur Unabhängigkeit, die sich

Beschützer nur dort erwirbt, wo man das Menschenrechtliche gleichrechtlich übt, das heißt: unabhängig von übereinkommlichen Forderungen, mit denen man innerlich erniedrigt, was man äußerlich zu erheben meint. — Bei ihn drückend beherrschenden Zuständen kam die größere Zahl der schriftstellerischen Erzeugnisse von Julius von Voß mit der Anweisung auf Vergänglichkeit zu Tage, mehrere aber werden sich in ihrem bedingten Werth auch für künftige Zeit erhalten; Zeitgenossen dürfen jedenfalls mit seinem Andenken ihr Bedauern verbinden, daß er nicht Gönner fand, die ihm für Gediegneres unterstützten. — In seinen letzten Lebensjahren war er von Trübheit befallen; menschenscheu und leicht empfindlich verletzt ging er umher, und ich habe Seiner in flüchtigem Hinblick gedacht, weil er bei allem Wenden, Mühen und Entbehren Mann von Gesinnung blieb, dem ein anerkennender Nachruf das anderseits ihm Nachtheilige in Hinsicht auf seinen Nothzustand mildern möge. — Ach! — wie viele ehrenhaft Geistvolle sah ich im Mangel untergehen, während neben ihnen Flachköpfe durch schmachvolle Dienstlichkeit sich zu Glanz erhoben! —

Wenn ich nun meinem Gedächtniß ein Musterbild von liebenswürdiger Kindlichkeit im Mannesalter heranrufen will, stellt sich mir ein in solcher Gesinnungsweise Unübertrefflicher. Es ist August Zeune, im Jahr 1806 Begründer und dann Direktor der Blinden-Anstalt in Berlin, mir aber schon traulich genaht während meiner Schul-Uebungen in

Wittenberg. Als jene Stiftung ihren fünfundzwanzigjährigen Bestand feiern konnte, da war unter Anderem zu sagen:

„Kaum hatte die Anstalt die ersten Wurzeln geschlagen, als sie auch schon beim Einbruch französischer Kriegsheere wieder einzugehen drohte. In dieser Zeit der Noth brachte Zeune den Rest seines kleinen Erbtheils aus Sachsen, um ihn frommen, menschenfreundlichen Sinnes als Opfer hinzugeben, und dem Staat eine wohlthätige Anstalt zu erhalten.“

In welchem Sinne er sie leitete, geht hervor aus seiner völlig zu bestätigenden Erklärung:

„Die ganze Verfassung ist mehr einem kleinen Freistaate als einer unumschränkten Alleinherrschaft zu vergleichen, und der Vorsteher ist mehr ein Ordner nach den Gesetzen des Rechts und der Billigkeit, als ein Herrscher nach Willkür und Laune. Denn daran soll Jedermann erkennen, daß wir seine Jünger sind, daß wir Liebe unter einander haben.“ —

Bekannt ist Zeune's Antrieb, aus unserer Sprache jeden Fremdausdruck zu verbannen; er wurde deshalb oft geneckt, besonders als er die Namen London und Paris, zufolge der Bodenräume, auf denen der Bau dieser Städte ursprünglich begann, als Bezeichnung von „Schiffstadt“ und „Schlammstadt“ erklärte. Auch seine „Erdkarte vom Himmel aus“ reizte in der Oeffentlichkeit heitere Bemerkungen, ohne daß der Zwist Richtigkeit und Unrichtigkeit auszugleichen wußte, und Zeune verlor bei solchen Streitigkeiten selten seine gemüthliche Laune.

Ein ihn höchlichst beglückendes, für seine wohlthätige Betriebsamkeit ermuthigend wirkendes Glück hatte er, als sich im Jahr 1836 berichten ließ:

„Die Blinden-Anstalt, unter Direktion des Professor Zeune, wird ihre Nützlichkeit auf einen weiteren Kreis von Zöglingen ausdehnen. Sie hat dies einem eigenen Umstande zu verdanken. Zu der Zeit, da in Berlin die Sterbefälle zahlreicher waren als sonst, was man der Cholera zuschrieb, besuchte ein sehr bejahrter Mann mehrmals das Blinden-Institut und erkundigte sich nach allen Einrichtungen. Er kam seitdem alle Jahr einmal wieder und zeigte stets eine rege Theilnahme, ohne daß man viel von dem Manne wußte. In diesem Jahre starb er und bei Eröffnung seines Testaments ergab sich, daß derselbe — er war ein pensionirter Rittmeister — den größten Theil seines Vermögens (nämlich die Summe von 80,000 Thlr.) dem Blinden-Institut vermacht hatte; so wird es nun durch Erweiterung seines Wirkungskreises dem ihm gewordenen Wohlthäter zu einem dauernden Denkmal."

Erwähnenswerth ist Zeune auch als Dichter. Im Jahr 1840 wurde sein „Oratorium: Huß", in Musik gesetzt von Johann Karl Gottfried Löwe, mit Beifall aufgeführt. Daß aber der Dichter sich Angriffe zuzog vom einseitig priesterlichen Standpunkt, wird leicht erklärlich durch die, ob auch nur gesungenen Aeußerungen:

„Der Wiklef hat in Wahrheit nichts gelehrt,
Was nicht mit Christi Lehre stimmen sollte.

Wo hat denn Christus einen Papst verordnet?
Ausdrücklich spricht er ja: „Im Himmelreich
Soll Keiner größer seyn als jeder Andre."
Wo hat er denn gesagt, daß seine Kirche
In Glanz und üpp'gem Reichthum solle herrschen?"
Ausdrücklich spricht er: „Selig seyd ihr Armen,
Denn das Reich Gottes ist euch zugetheilt."
Wo hat er denn verordnet, daß ein Bischof
Kann ohne Sacrament mit Weibern leben?
Da doch Sanct Paulus deutlich spricht: „Ein Bischof
Soll seyn unsträflich, Eines Weibes Mann."
Wo steht geschrieben, daß ein Ablaßgeld
Die Seele rette aus dem Fegefeuer?
Da weder Ablaß noch auch Fegefeuer
Je in den heil'gen Schriften wird genannt."

Ohne daß der Himmel und Erdkundige seinen Namen einmischte, erschien in demselben Jahre (1840) sein Schriftchen: „Ein Wort Friedrich des Großen über die Naturgrenze zwischen Deutschland und Frankreich", ebenfalls Widersacher erweckend. Der „Gesellschafter" bemerkt darüber in launigem Anstrich:

„Der Verfasser hielt sich anonym, da man sich indeß hierdurch nicht hindern ließ, ihn kund zu geben, wissen wir durch Schwarz auf Weiß, wer es ist, und es wäre, um mit der Leipziger „Allgemeinen" zu reden, „**Affektation**, wenn wir etwas, was wir wissen, nicht wissen wollten." Also — **Zeune** erneuerte seine richtige Ansicht, daß keineswegs **Ströme**, sondern **Gebirge** als natürliche Grenzen anzuerkennen sind; danach zieht er nun seine Linien auf den Land-Charten, zieht sie in seiner Schrift auch zwischen Deutschland und Frankreich, und wir Deutsche können

damit sehr zufrieden seyn, denn er giebt uns, was wir nicht haben, und weiset dagegen den Franzosen ganz hübsche Entschädigungen an, die sie sich aber auch erst nehmen müßten. O ja, es ist wohl 'ne gute Idee, doch auch in der Wirklichkeit leicht? — o Nee! — Die Schrift wird aber nicht nur deutschen Staatsmännern, sondern auch französischen, die ein gutmüthig naives Deutsch verstehen, viel Vergnügen machen, und unserm Volke gewiß, dem es noch obenein frei steht, auf der Charte Deutschland so einzurichten, wie es Zeune wünscht, der in seiner poetischen Prosa mehr thut als Niclas Becker in seinen Versen; denn Jener will erstens auch: „Sie sollen ihn nicht haben"; zweitens möchte er sich noch Verschiedenes herausgeben lassen."

Ueber meinen Jugendfreund August Zeune habe ich jedenfalls nur Liebes und Gutes zu erzählen, und ich will sein Andenken hier noch feiern mit dem Anschluß eines seiner Lieder, das nur Wenigen bekannt wurde, und womit sich bezeugt, daß seine wissenschaftliche Richtung auch aus seinem Scherz hervorleuchtet. Es ist so abgedruckt, wie er es schrieb, wonach sichtlich wird, daß er abwich von der Gewohnheit, jeder Verszeile den großen Anfangs-Buchstaben zu geben:

„Die Ursänger.

Zur Zeit, als noch den Erdball wüst und leer,
das gährende Gewässer rings bedeckte,
als nur der Wallfisch andre Fische schreckte,
als noch die Lüfte dampften neblig schwer,

da war es auf der ganzen Erde stumm,
denn Fische singen nicht, sie sind zu dumm.
Chor.
Fürwahr, der Fisch ist ewig stumm und dumm,
so sagte längst schon das Proverbium.

Doch als der Himalaja aufgetaucht,
das Festland hoch und höher war gestiegen,
da sah man Vögel durch die Lüfte fliegen:
der Schöpfung war nun Stimme eingehaucht;
vom Adlerbaß bis Nachtigallsopran
stimmt Alles jetzt ein lust'ges Tonspiel an.
Chor.
Vom Baß, Tenor und Alt bis zum Sopran
stimmt Alles jetzt ein lust'ges Tonspiel an.

Als grüner Teppich weit die Erde schmückt,
erwacht der Mensch inmitten würz'ger Blüthen,
wo bunte Vöglein in den Zweigen brüten:
er ist zu reiner Seligkeit entzückt.
Es dringet in sein Ohr ein süßer Klang,
und von dem Vogel lernen wir Gesang.
Chor.
Es dringt in unser Ohr ein süßer Klang,
und von dem Vogel lernen wir Gesang.

So stieg Gesang hernieder aus der Luft,
da Menschen ihn von Luftbewohnern lernten,
und höchstes Lob, das Sängerinnen erndten,
ist Nachtigallenschlag voll Frühlingsduft.
Auf lust'ger Welle fliegt von Ort zu Ort
der Klang der Stimme wie ein Flügelwort.
Chor.
Ja traun! Gesang stammt her aus höherm Ort,
drum nennt Homer geflügelt auch das Wort.

So sey Gesang durch Niedres nie entweiht,
nicht ird'scher Schwere folgen seine Wellen,
kaum hingehaucht sie schon zum Himmel schwellen,
verlierend sich im Urraum endlos weit.
Nur Edlem gelt' es, sey es Ernst, sey's Scherz,
sey's Götterfunke, Freude, sey es Schmerz.

Chor.

Nur Edlem gelt' es, sey es Ernst, sey's Scherz,
zum Herzen dringe, was gefühlt das Herz."

Zumuth ist mir so, wenn ich des Freundes August Zeune mich erinnere, und es schwächt solches Empfinden nicht, daß ich anzufügen habe: bei seinem vielseitigen Wissen und in seinem ganzen Behaben war er wie nicht getrennt vom kindlichen Begriff. Umsicht und Gelehrsamkeit, die sich in seinen Schriften nach verschiedener Richtung erweisen, waren nebenher verbunden mit Beschränktheit in Mancherlei, so daß sich in und an ihm ein Wesen fand, sehr geeignet für Umgänglichkeit, aber im Mannesalter noch dermaßen kindlich, daß zuweilen Jeder des zweideutigen Lachens sich nicht enthalten konnte, Jeder aber zugleich stets Rührung und Wohlwollen empfand. Wenn wir jedoch — zufolge unserer Glaubens-Urkunden — wie Kinder werden müssen, um in's Himmelreich zu kommen, dann läßt sich in Bezug auf Zeune versichern: er war schon im Himmelreich bei seinem Erdenleben, und in diesem mag die Schilderung des von der Schulbank her mir treuen Freundes sein Andenken bewahren helfen. —

Gedacht sey jetzt an Charlotte Birch-Pfeiffer, die sich mit mir bekannt machte im Jahr 1823, als

sie zum Erstenmal Gastin war auf dem Königlichen Theater Berlin's. Sie kam aus Hamburg als „Demoiselle" Pfeiffer — das „Fräulein" bedurfte damals noch des „von" — kam zu mir in Begleitung einer von ihr eingeschulten Demoiselle Seebach. Diese wurde mir nach kurzem aber lebhaften Gruß vorgestellt mit der fragenden Anrede: „Herr Professor, ist dies Mädchen schief?" — Erstaunt zurückweichend sah ich hin auf die erhitzte große Pfeiffer und die verlegene kleine Seebach, ohne zu wissen, was man mir zumuthe. Endlich vernahm ich eine Anklage meines Hamburger Berichterstatters, Dr. Bärmann, der in Hinsicht auf die „Schülerin" unter Anderem von dem „stets nach einer Seite hangenden Kopf" gesprochen, ihr auch überhaupt wenig Angenehmes gesagt hatte. Der Hamburger war, wie ich später selbst entdecken konnte, im Recht; es war aber, muthmaßlich in guter Meinung, etwas zu derbsam benutzt, einer Neulingin gegenüber. Sie mußte sich auch in Berlin rasch abfinden lassen mit nur einer Rolle — „Hildegard" in dem Schauspiel „Johanna von Montfaucon" — doch ließ sich zu ihrer Beruhigung sagen:

„In einem Bericht aus Hamburg ist die Gestalt der Demoiselle S. scharf beurtheilt; ich kann jenen Angaben nicht beistimmen, sondern glaube, daß eine angewöhnte ungracieuse Haltung des Kopfes jenen Correspondenten zu einer Schilderung verleitet hat, die nicht treffend ist." („Gesellschafter". 1823. Bl. 65.)

Dies erste unbedeutende Zusammentreffen der

Birch-Pfeiffer mit mir mag in Etwas ihre offenherzige, doch zuweilen auch etwas gewaltsame Natürlichkeit bezeichnen; meinen Berichten über ihr damaliges Gastspiel als „Sophia Zaarewna" (in Raupach's „Fürsten Chawansky"), „Donna Diana" und „Margarethe" (in Iffland's „Hagestolzen") entnehme ich nur abgerissenes Schluß-Ergebniß, weil es vielleicht ein wenig dem Bühnengeschichtlichen dienen kann:

„Von Vielseitigkeit können wir noch nicht reden, aber eine Vorzüglichkeit im Einzelnen ist uns schon außer Zweifel. Daß man jetzt mit dem Studium im Tragischen immer zwischen Deutschland und Frankreich sich theilt und gleichsam eine künstliche Verschmelzung der mimischen Grundsätze beider Völker beabsichtigt, bemerkten wir auch hier." — „Es wäre für uns dankenswerther, wenn man dies lieber auf das Lustspiel übertrüge, was uns in seiner Trägheit noch ganz hypochondrisch machen wird, besonders in der Hinsicht, daß wir über so viele Uebel dabei zu klagen haben, die aber leider nicht in der Einbildung zu suchen sind, wie dies bei der Hypochondrie oft der Fall ist." — „Demoiselle Pfeiffer hat eine erhabene Gestalt, körperliche Fülle, angenehmes Sprachorgan in der Kraft und Weichheit, Verständigkeit im Vortrage — lauter Eigenschaften, die von Werth sind. Wenn wir daneben angedeutet haben, daß sie etwas von Eßlair'scher Manier hat, nämlich die Gegensätze in der Empfindung gern hart angiebt, also lieber mit Schwarz und Weiß malt, als mit Zwischenfarben, so sagten wir auch schon, daß es in der Tragik eben mit zur Mode

gehört. Hinsichts der „Margarethe" begehrt indessen, bei aller nöthigen künstlerischen Empfängniß, der Naturalismus sein Recht, und auf jenem Wege entfernt man sich davon sehr leicht — ein wirkliches Talent läßt es aber dazu nicht kommen, sondern sucht sich bald wieder die grade Straße." — „Was sich klar und eindringlich Andern gestalten soll, muß durchaus nicht allein selbst gedacht, sondern auch selbst empfunden seyn, und es sind nicht die einzelnen Schönheiten, sondern das Ganze ist es, woran sich das Studium, das tiefere Erkennen bewährt." („Gesellschafter" 1823. Bl. 49 und 65.)

Sieben Jahre später kam nun „Madam Birch-Pfeiffer" — noch als Gastin — nach Berlin und veranlaßte mich durch ihre „Orsina" und „Maria Stuart" zu der Aeußerung:

„Die Künstlerin erscheint uns eine andere als bei den Darstellungen vor mehreren Jahren. Damals war ihre Eigenschaft eine fast rastlose Kraft und Gluth, jetzt steht sie geregelter, besonnener vor uns und würdiger. Indeß möchten wir da, wo sie in der Ueberlegung zuweilen auch die Begeisterung etwas zu sehr dämpft, in dieser Hinsicht ein Etwas von Damals zurückrufen." („Gesellschafter" 1830. Bl. 178.)

In Bezug schriftstellerischer Wirksamkeit der Birch-Pfeiffer gab ich meine Ansicht vor länger als einem Vierteljahrhundert mit dem Abschluß:

„Sie weiß, was sie will, und vollbringt eben was sie kann: sie will auf die Menge wirken und kann es vermöge ihrer unleugbaren Bühnenkenntniß." — „Sie

ist eine fruchtbare Schriftstellerin, welche, einer höheren Aesthetik unzugänglich, ihrem Maasstabe entgeht. Erheben kann sie den Geschmack nicht, und wenn sie sich hütet, ihn zu verderben, darf die Kritik, bei dem sichtlichen Mangel aufführbarer Stücke, schon mit ihr sich vertragen." („Gesellschafter" 1843. Bl. 30.)

Nicht weiter nähere ich einstweilen in der Erinnerung mich Frau Birch-Pfeiffer, weil sie bald nach dem Jahre 1830 Mitglied war für „Königliche Schauspiele" Berlin's, und ich nun mit ihr in verschiedenen Umgänglichkeiten meine Erfahrung erweitern mußte. Bis dorthin griffe ich aber zu rasch hinweg über eine Folgezeit, auf deren Bahn noch Mancherlei zu beachten ist. —

Jetzt begegnen meine Erinnerungen den Martern der Censur, von der ich leidlich behandelt worden war, bis ein widerwärtiges Ereigniß es thunlich machte, mich beinahe zwanzig Jahre mit Beschränkungen zu quälen. —

Am 18. Februar 1828 Abends nach Neun ließ sich der Polizei-Inspektor Mertke bei mir melden. Nachdem er in mein Arbeits-Zimmer eingetreten war, entschuldigte er sich höflichst, wenn er noch so spät störe, und dies thue, indem er leider einen unangenehmen amtsdienlichen Auftrag zu erfüllen habe.

„Alles Unvermeidliche muß willkommen seyn, und man kann's nicht rasch genug erfahren, damit man um so rascher versucht, das Unangenehme dabei zu überwinden!" so ungefähr antwortete ich ihm, wonach er äußerte: „Meine Behörde hat mir befohlen, vom

„Gesellschafter" das Blatt 28 sammt Beilage, datirt vom 18ten Februar, zu confisciren. Ich war deshalb in der Maurerschen Buchhandlung, habe aber nur wenige Exemplare erhalten, weil diese Blätter bereits am 16ten Februar expedirt seyn sollen. Deshalb wurde ich beauftragt, mir von Ihnen die in Ihrem Besitze befindlichen Exemplare ausliefern zu lassen." — „Sie haben hoffentlich eine schriftliche Ordre?" fragte ich. — „Ja wohl, hier ist sie!" — Ich las den Befehl und sagte nun: „Zwar begreife ich nicht, wie man Blätter confisciren kann, denen vom Königlich Preußischen Censor die Druck-Erlaubniß Schwarz auf Weiß ertheilt worden ist; aber es heißt in der Schrift: „Seyd unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat!" — Diese Gewalt fruchtet jedoch bei mir nicht sehr, denn die ganze Auflage des „Gesellschafter" wird von der Druckerei aus sogleich nach dem Verlags-Ort, jetzt also nach der Maurerschen Buchhandlung geschickt, ausgenommen zehn Exemplare, die ich empfange. Davon habe ich sechs an Freunde vertheilt, die übrigen vier gebe ich in Ihre Hände." Dies geschah, und ich erkundigte mich nun: ob der Herr Polizei-Inspektor nicht wisse, was denn eigentlich mißfällig aufgenommen worden sey. — „Es betrifft, wie ich glaube gehört zu haben, den Aufsatz: „Die Botschafter in Rom" und näher noch dessen Fortsetzung in der Beilage; mehr erfuhr ich selbst nicht" — Ich dankte für diese Mittheilung, der Herr Polizei-Inspektor empfahl sich und ging mit den vier Exemplaren von dannen.

Am andern Tage ließ ich mir die Censur-Blätter aus der Druckerei holen, erstens mir den Beweis der Druck-Erlaubniß zu sichern, zweitens nochmals den Aufsatz zu lesen und möglichst zu ergründen, was etwa dieser oder jener Behörde anstößig erscheinen konnte. Von den Botschaftern in Rom sind der Hannoversche (Baron von Reden), Russische (Italinski), Oesterreichische (Graf Appony), Französische (Graf Blacas d'Aulps) und der nachmalige Französische (Herzog von Laval-Montmorenci) geschildert. Obwohl ich mir eine klare Ueberzeugung nicht ermitteln konnte, kam ich doch zu der Meinung, das auf den Ersteren Bezügliche möchte die Ursache des Confiscirens seyn, und dies Bezügliche soll hier folgen aus Gründen, die im Gange dieser Preß-Angelegenheit deutlich werden. — Der römische Berichterstatter befindet sich bei einem Feste, von dem Botschafter Neapels, Marchese Fuscaldi, im Farnesischen Palast veranstaltet, und nachdem er ein allgemeines Bild gegeben, dann von dem Wirth und dem Gesandten Portugals (Condé de Fuchal) witzlaunig gesprochen hat, äußert er gleicher Weise:

„In der Gruppe am Sopha bemerkte ich, etwas abseits, einen höchst merkwürdigen Kopf, vollkommen verschieden von den bleichen, rein italienischen Gesichtern, die ihn umgaben. Condé, auf meinen Lippen eine Zögerung zwischen Frage und Lächeln gewahr werdend, rief mich, und stellte mich ohne Umstände seinem Freunde vor. Es war der „Minister Seiner Britannischen Majestät, des Königs von Hannover";

ein sinnreiches Mittel, die geringe Bedeutung eines Staats mit dem Glanz des andern zu bedecken. Der Baron Reden hatte nichts Verführerisches, weder in seinem Benehmen noch im Aeußeren: doch, hätte ich die anti-diplomatischeste, ultra-ehrlichste, übergewissenhafteste Gestalt zu repräsentiren, welche ein deutscher Hof als Probe der Erzeugnisse seiner Manufakturen in ministerieller Hinsicht an einen italienischen Hof senden könnte — so würde ich gewißlich versucht, ihn zu wählen. Er war klein und ohne Anmuth; die Jahre hatten seine schwerfälligen Züge nicht verschönert, und das Costüm hing linkisch an seinem Leibe, wie wenn er es von dem corpulentesten seiner Ahnen ererbt hätte. Dazu seine derbhöflichen Manieren. Es war belustigend, die wuchtige, ernste Weise zu sehen, mit der er seine Verbeugung machte, und wie sein Gesicht zu einem bewundernden Lächeln aufblühte bei dem Anblick der Schönheit. Doch alle diese Nüancen verloren sich in der offenen Freimüthigkeit, in der hanseatischen Biederkeit seines Charakters. Der Baron sagte nie ein Wort, ohne eine Autorität zu dessen Unterstützung anzuführen; und auch dann war er noch keines vollen Glaubens gewärtig. Sein gerader, ruhiger, gewissermaßen substantieller Blick barg keinen rückhaltigen Gedanken; seine dicke germanische Lippe zeigte nichts Perfides in ihrem naiven Lächeln. Seine Meinungen waren zwar sämmtlich extrem, beengt — aber ohne Bigotterie, und ohne die Galle der Mittelmäßigkeit. Er übertrug das Gutmüthige seines Hauswesens in die Di-

plomatie, und Baron Reden war, wie ich später erfuhr, ein Muster häuslicher Tugend. Seine Ambassade glich einem Gemälde von August Lafontaine, es war eine patriarchalische Familie. Alle, die mit ihm zu thun gehabt, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, hatten bei ihm eine beständige, väterliche Aufrichtigkeit gefunden. Seine Augen leuchteten, wenn er von seinem Lehrer sprach, der damals bei neunzig Jahr alt gewesen; eine der größten Freuden, auf die er rechnete bei seiner Rückkunft nach Hannover, war, seinen Segen zu verlangen und ihm die Hand zu küssen. Seine Töchter hatten dasselbe Gepräge vererbter Vortrefflichkeit. Bei einem Besuche im Redenschen Palais bemerkte ich eine Zeichnung in einem der vorzüglichsten Gemächer. Der Legations Secretair erklärte mir dessen Bedeutung, indem die Damen die Augen niedersenkten. Es war das Portrait der ältesten Tochter des Barons, vorstellend „Charlotte, wie sie den Kindern Butterbrod austheilt." Niemand konnte besser diesem Gegenstand Gerechtigkeit widerfahren lassen, als Herr Kestner, der später den Baron ablöste, und, wie ich glaube, gegenwärtig Minister am römischen Hofe ist. Er stammt, wie man sagt, von jener Charlotte ab, und ist ein Freund Goethe's, mit dem er einen langen Briefwechsel geführt, der auch vor einigen Jahren in den periodischen Blättern Deutschlands publizirt worden. — Uebrigens hatte der Baron Reden das — Glück, möcht' ich sagen, seine Funktionen beschränkt zu sehen auf das wichtige Vorrecht, alle Unterthanen Seiner

Britischen Majestät zu empfangen und Seiner Heiligkeit vorzustellen, mochten sie Engländer seyn oder Hannoveraner, Katholiken oder Protestanten, Whigs oder Torys."

„Dieser Satz muß es seyn, obwohl ich auch hierin nichts Gefährliches finde!" sagte ich zu mir selbst, ließ sofort die Beilage umdrucken und schickte die Auflage mit der Post nach Leipzig an den Commissionair der Maurerschen Buchhandlung. Damals gingen die Buchhändler-Ballen noch mit sehr langsamer Fuhre nach der Pleiße-Stadt; demzufolge glaubte ich wenigstens, da ich mich nun der Schnellpost bediente, in dem größten Theil der Exemplare könne die alte Beilage mit der neuen vertauscht werden, und ich ersuchte den Commissionair um diese Gefälligkeit, die er mir auch gewährte, ja selbst hier und dort in schon ausgelieferten Exemplaren den Umtausch versuchte. So erhielt das Blatt 28 des „Gesellschafter" vom Jahr 1828 zwei Beilagen, und indem ich dies schreibe, habe ich einen, nicht mir gehörigen Band vor mir, in welchem sie sich beide befinden.

Warum ich mir so viele Mühe machte? — Ich hatte fortdauernde Kämpfe wegen der Censur-Beschränkung, weil man mir mein Recht bestritt, politische und religiöse Gegenstände zu besprechen, ein Recht, welches ich durch die in den ersten Blättern des „Gesellschafter" (vom Jahr 1817) dargelegten Angaben über den Inhalt und zugleich mit dem Umstande beweisen konnte, daß man meiner genannten

Zeitschrift anfangs den politischen Censor gab unter Mitbetheilung der theologischen Censur. Ich habe auch endlich — im Jahr 1845 — mein Recht im Wege des Prozesses erlangt. Bis dahin half ich mir immer möglichst damit, die oft wechselnden Censoren durch thatsächliche Beweise von meinen begründeten Ansprüchen zu überzeugen, und ich muß es allen — mit nur zwei Ausnahmen — in pflichtgemäßer Anerkennung nachsagen, daß sie sich überzeugen ließen und stets bemüht waren, die willkürliche Beschränkung zu mildern, so weit sich dies mit ihren amtlichen Vorschriften vereinen ließ. Das wurde ihnen nicht selten gerügt, aber — ich muß auch dies noch hinzufügen — sie wehrten sich zuweilen mit Entschiedenheit und nahmen mein Recht in Schutz. Besonders geschah dies vom Geheimen-Rath Jouffroy, dem bekannten Dichter Langbein (der wegen Nahrungssorgen zum Censor wurde), dem Regierungs-Rath Grano (Sohn des in dieser Mittheilung verwebten Geheimen Rath Grano), dem Ober-Consistorial-Rath Brescius und dem Grafen Flemming, deren Theilnahme ich freundlichst gedenke und bei dieser Gelegenheit nicht versäumen mag, dies auszusprechen. Meinerseits sorgte ich, daß die Censoren nicht in Pflichtstreit gerathen sollten und war bei begründeten Bedenken selbst nachgiebig; denn ich bin gewohnt, dem Gesetz zu gehorchen, auch wenn es mir im Unrecht scheint, zugleich aber dann dagegen zu kämpfen auf gesetzlichem Wege, wenn ein solcher sich eröffnet. Obwohl ich — offen gestanden — niemals selbst

Censor geworden wäre, hatte man doch stets die Stellung Anderer, die sich oft durch eigene, sehr bedrückende Umstände genöthigt sahen, ein so trostloses Amt anzunehmen, in Anschlag zu bringen, und ich bin überzeugt, daß beinahe jeder Censor dies Amt verwünscht hat. Zu dieser, von dem Verfahren der meisten Censoren mir bestärkten milden Ansicht bin ich auch dadurch gekommen, daß ich nie ein Verfechter unbedingter Preßfreiheit war, vielmehr ohne ein tüchtiges Preßgesetz und Schiedsgericht sie für sittenzerrüttend und eben so wohl dem Staat und der Volks-Vernunft, wie demnächst der Literatur als gefährlich erachtete. Die letzten Jahre ließen mir dies Erachten zur vollen Ueberzeugung werden; das Aeusserste in den Aeußerungen der Parteien, so von Links wie Rechts, hat gleich verderblich in der Menge gewüthet; beide, die sogenannte Demokratie und die sogenannte Reaktion — Selbstsuchten von verschiedener Richtung — haben sich gleicherweise sehr erniedrigt in Haß und Lüge. Unbedingt ist nichts in der Welt, die Preßfreiheit, die, redlich und edel benutzt, des Segens viel in sich trägt, kann und darf es also auch nicht seyn. —

Nach dieser Abschweifung lenke ich wieder ein, um zu sagen, daß ich mir die Mühe mit dem neuen veränderten Abdruck und Verbreitung der erwähnten Beilage deshalb machte, um dem damaligen Censor, für den jedenfalls ein Ungewitter zu erwarten war, einen Blitz-Ableiter zu verschaffen. Langbein hatte sich von der Zeitschrift-Censur zurückgezogen. Pro-

fessor Dietmar (derselbe, der sich durch seine Schriften über Witterungskunde den Spottnamen „Wetterprophet" erwarb) war einstweiliger Censor geworden: der gutmüthige bereits bejahrte Mann, der dieser Anstellung sich nur fügte, um sich einer gehofften besseren nicht verlustig zu machen. Leicht vorauszusehen war es, daß er durch sein „Imprimatur" für die nun confiszirten „Botschafter in Rom" in eine bedenkliche Lage kam, und ich wollte das Meine thun, seine Hoffnung ungeschwächt zu erhalten. Es gelang mir aber nicht; er verlor (jedoch ohne bedeutenden Nachtheil) sein Amt, was ich hier voraus erwähne, um in dieser Angelegenheit nun gradaus meinen Erlebnissen folgen zu können.

Ein paar Tage nach jener Confiskation erhielt ich ein Schreiben vom Minister von Schuckmann, des Inhalts: „er habe meiner Umsicht mehr zugetraut, als daß er hätte glauben können, ich würde solche Dinge, wie in dem Aufsatz: „Die Botschafter in Rom" enthalten, aufnehmen; er sehe sich deshalb genöthigt, meine Zeitschrift einer strengeren Censur zu unterwerfen." Näheres war in dem Schreiben nicht erwähnt, und ich über die Thatsache nicht klüger als vorher. Daß ein solches Verfahren, bei dem es mir Absicht schien, den „Gesellschafter" einer „strengeren Censur zu unterwerfen", mich etwas in Harnisch brachte, wird mir Niemand verargen, der davon Spuren entdeckt in meiner Entgegnung, die ich hier anfüge:

„Ew. Excellenz

Schreiben überrascht mich, da ich für den von Ihnen verurtheilten Aufsatz das Imprimatur des Königlich Preußischen Censors habe. Es überrascht mich um so mehr, als ich — abgesehen davon, daß dieser Aufsatz, wie im Abdruck angegeben, aus dem „New-Monthly-Magazine" übersetzt und von mir so bedächtig gemäßigt wurde, daß beinah die Hälfte wegblieb — noch jetzt mit meiner von mir gewiß nicht überschätzten Umsicht allerdings nicht die Gründe erreichen kann, weshalb er zur Ursach diente, mir die Umsicht abzusprechen. Da dies seit länger als elf Jahren des Bestehens meiner Zeitschrift der erste Verweis ist, den ich mir zugezogen haben soll, finde ich es durchaus nothwendig, mich zur Erkenntniß meiner Sünde zu bringen, und bitte, dies nachträglich zu veranlassen, zu welchem Zweck ich Ew. Excellenz Schreiben hiermit zurücksende, da mir nicht zugemuthet werden kann, einen Verweis ohne Gründe als an mich gerichtet zu betrachten. — In ehrerbietigster Hochachtung empfiehlt sich Ew. Excellenz

Berlin, 26. Februar 1828.

ergebenst

F. W. Gubitz."

Eine Antwort erwartete ich vergebens, wohl aber zeigte mir bald darauf der Geheime Rath Grano an: ihm sey die Censur des „Gesellschafter" übertragen, und — eine Zeit der Qual begann. Es dauerte gar nicht lange, da fanden sich die, nach der Eigenheit des benannten Censors mit blauer Tinte

gestrichenen Stellen ein, auch fehlten nicht die üblichen Rand-Bemerkungen: „Für diese Zeitschrift nicht zulässig", „politische Aufsätze sind dieser Zeitschrift nicht gestattet", wobei sich das Wort „politische" gelegentlich in „theologische" verwandelte, um dann Aeußerungen in religiöser Beziehung verschwinden zu lassen. Auch hier versuchte ich durch die ersten Blätter des „Gesellschafter", in denen „Politik" und „Religion" als Gegenstände der Besprechung mit bezeichnet sind, ferner durch Vorlegen vieler in den bisherigen Jahrgängen zu findenden Aufsätze, welche den mir nun verweigerten Richtungen angehörten, mein Recht zu bewahren; aber der neue Censor berief sich hartnäckig auf seine für mich unzugänglichen Instruktionen. Bei dem Beginn der Zeitschrift hatte man mich — wie schon bemerkt — bald dem politischen Censor (damals Geheime-Rath Jouffroy) überwiesen, ihm für das Religiöse den damit beauftragten Censor beigegeben; schon dies war Beweises genug. Als Jouffroy gestorben war, fingen die Händel an, doch waren der politische und theologische Censor noch immer angewiesen, bei den in ihr Bereich gehörenden Aufsätzen zu entscheiden. Daß dies Verhältniß aufgehoben sey, war mir nicht angezeigt, und so sandte ich, wenn dieser Herr Grano strich, das von ihm verletzte Blatt weiter, erhielt mehrmals das Imprimatur und ließ nun den Abdruck geschehen. Der Genannte that jedoch entschiedenen Einspruch, und verbot mir, mich nach irgend einer andern Censur als der seinigen zu richten.

Der politische Censor wankte nun ebenfalls, nur der theologische, Ober-Consistorial-Rath **Brescius**, hielt tapfer aus, und nachdem er von dem Stande der Dinge unterrichtet war, ertheilte er, da wieder eine Druck-Verweigerung mich hinderte, die Druck-Bewilligung mit dem Zusatz: „Mir ist die Befugniß, für den „Gesellschafter" religiöse Aeußerungen zu censiren, nicht genommen; wenn Hr. Geheime-Rath **Grano** etwas dagegen hat, muß er sich zuerst an mich wenden und ich werde ihm antworten." Jetzt drohte mir Hr. **Grano**, wenn ich nicht streng seinen Bestimmungen allein gehorsamte, eine Klage gegen mich anhängig zu machen. „Immerhin!" schrieb ich ihm; „ich will, da ich mich noch niemals über einen Censor beschwerte und alle Angeberei im weitesten Umfange mir zuwider ist, diese Klage herausfordern, um endlich Gelegenheit zu haben, mein mir zustehendes Recht gegen den Machtspruch des Herrn Ministers zu erkämpfen. Zu diesem Zwecke lasse ich Alles von Ihnen Gestrichene, wenn ich dafür von irgend einem Censor das Imprimatur erhalte, ohne Weiteres abdrucken." Dies geschah, doch konnte ich es nicht zur Klage bringen; nur die Strenge nahm zu, und oft wußte ich bei allgemeinen oder gemischten Bemerkungen mir nicht Rath noch Hülfe zu erspähen.

Zu der Zeit befand ich mich eines Abends in der „literarischen (Mittwochs-) Gesellschaft." Als ich von Hause wegging, fehlte noch die Censur des Blattes, das an diesem Tage gedruckt werden mußte.

Ich sah es mir vorsichtig an und nirgend entdeckte ich nach meiner Ansicht die Möglichkeit, daß hier ein Censurstrich hinderlich seyn könnte; ich hatte aber fehl geschlossen. Das Blatt wurde mir nachgeschickt, weil darin gestrichen war in einem kurzen Aufsatz vom General von Minutoli. Derselbe hatte sich über den Gebrauch der Fremdwörter ausgesprochen und unter Anderem bemerkt: Das Berliner „Intelligenzblatt" trüge seinen Fremdnamen gewiß mit Unrecht, denn von Intelligenz sey nichts darin. Dies hatte Herr Grano als anstößig erachtet und sein Strich unterdrückte es mit der beigefügten Rand-Bemerkung: „Da das Intelligenzblatt seinen Namen im Jahr 1727 durch königliche Verfügung erhalten hat, ist dieser Ausfall unstatthaft." Ich ordnete in jener Gesellschaft die Vertagung des Aufsatzes an, und auf Befragen der literarischen Freunde zeigte ich ihnen das Censurblatt. Dies reizte den Humor zweier jungen Dichter und es entstand aus dem Stegreif ein Liedchen, was nach bekannter Weise zu singen war und auch gesungen wurde. Herr Grano erfuhr es und kam sehr aufgebracht zu mir, mich zur Rede zu stellen und mir es zum Verbrechen anrechnend, daß ich in einer Gesellschaft das Censurblatt vorgezeigt habe. Ich entgegnete lachend: „Da ich das Blatt in unserer vertraulichen Gesellschaft erhielt, sehe ich nicht ein, weshalb ich den Freunden dessen Ansicht hätte verweigern sollen. Sie werden ja nur thun, was Sie glauben verantworten zu können, und was ich gethan habe, will ich verant-

worten, selbst das Liedchen, dessen Verfasser ich nicht bin, wohl aber begreife, daß, wenn die Censur humoristisch wird, sie sich auch gefallen lassen muß, daß der Humor in Dichtern zündet. Sie können nächstdem überzeugt seyn, daß ich überall, wo man mich fragt, über Ihre Censur mich ohne Hehl erkläre, und ich werde Lärm schlagen, wie ich vermag, bis sich die Sache bessert." — Sie besserte sich nicht, und da ich nun in der literarischen Gesellschaft von jetzt an stets befragt wurde, gab ich auch stets weiteren Bericht, so daß diese Angelegenheit immer umfassendere Verbreitung erhielt, ohne daß ich meiner Plagen Ende sah.

Da traf ich in einer Gesellschaft den Minister von Kamptz, den ich, wie schon bei früheren Erlebnissen erwähnt ist, seit langer Zeit nah genug kannte, weil er Mit-Vorstand des „Vaterländischen Vereins" und ich dessen Mitglied war. Außerdem hatte ich ihn kurz zuvor durch eine juristisch-literarische Gabe erfreut. — In jener Gesellschaft befragte mich nun Herr von Kamptz hinsichtlich meiner Zwistigkeiten mit der Censur, und ich berichtete ihm darüber umständlich. Durch ihn erfuhr ich zuerst mit Bestimmtheit, daß allerdings die Schilderung des Baron von Reden die Veranlassung zu der wider mich verfügten Maaßregel sey, und zugleich enthüllte er mir den Grund. „Wer hätte sich das vorher denken können?" sagte ich. „Der Aufsatz: „Die Botschafter in Rom" ist aus dem „New-Monthly-Magazine" übersetzt, mit Weglassung aller mir be-

denklichen Stellen. Nun wird dort bemerkt: er sey bereits drei Jahr alt und der Baron von Reden fast ein Siebziger; wer hätte sich also denken können, daß der Baron von Reden nun noch als Hannoverscher Gesandter — nach Berlin kam! Jedenfalls, will man seine Schilderung so verfänglich und straffällig finden, mußte doch der vom Staat angestellte Censor besser unterrichtet seyn als ich!" — „Das gebe ich Ihnen zu", entgegnete Herr von Kamptz; „Sie wissen aber auch, daß er abgesetzt ist. Was nun Sie betrifft, so gebe ich Ihnen den Rath, an den Minister von Schuckmann zu schreiben, und Sie werden dabei von einem Umstand unterstützt, den Sie noch nicht kennen. In Ihrer Zeitschrift ist die Rede von einem Vorfall in Brandenburg, der durch abscheuliche Uebertreibung eines schlechten Gebrauchs ein Menschenleben kostete. Eine dortige Behörde führte Beschwerde gegen Sie; ehe wir aber diese Ihnen mittheilten, verfügten wir eine Untersuchung, und Sie sollen nun Kenntniß erhalten von dieser Beschwerde, zugleich aber auch einen Dank, daß wir wahrheitgemäß aufmerksam gemacht wurden auf ein schlechtes Treiben und es nun abzustellen vermochten. Der Vorfall, den auch der Minister von Schuckmann kennt, ist Ihnen für den Augenblick günstig, und es würde meines Erachtens ein Schreiben an ihn Alles nach Ihren Wünschen lösen." — Es bedurfte zu diesem Schritt bei mir sehr des Zuredens, doch gab ich endlich nach, um der guten Meinung gegenüber nicht starrsinnig zu erscheinen.

„Dann habe ich aber noch eine Bitte", fügte Herr von Kamptz hinzu; „zeigen Sie mir Ihr Schreiben, ehe Sie es absenden, und zur Sicherheit will ich es selbst befördern."

Ich gab in diesem Schreiben zuerst eine Geschichte des „Gesellschafter" mit den Beweisen meines Rechtes, und überschickte nächstdem das Heft des „New - Monthly - Magazine", um augenscheinlich darzuthun, daß ich mit Umsicht verfahren sey. Dazu setzte ich auseinander, was ich in Kürze schon Herrn von Kamptz über den Baron von Reden geäußert hatte, und was von dem Journal-Heft bestätigt wurde, berief mich auch von Neuem auf das für die confiszirten Blätter erhaltene Imprimatur und fügte den veränderten Abdruck bei, in welchem die verurtheilte Stelle fehlt. Endlich belegte ich meine Klagen über die jetzige Censur mit den thatsächlichsten Ereignissen. — Dies Schreiben brachte ich, der Verabredung gemäß, Herrn von Kamptz; er wünschte, daß ich es ihm vorlese, und als dies geschehen war, sagte er: „Schön! vortrefflich! nur zu lang, das liest er nicht!" — Erstaunt rief ich aus: „Er liest es nicht?" faltete das Schreiben zusammen und war im Begriff, es in die Tasche zu stecken. „Lassen Sie, lassen Sie!" entgegnete Herr von Kamptz; „mir fällt was ein, so wird es gehen!" Er legte einen Briefbogen auf den Tisch und fuhr fort: „Setzen Sie sich und schreiben Sie!" Er diktirte nun: „Ew. Excellenz habe ich noch die Anzeige zu machen, daß ich dem Rathe des Herrn von Kamptz

folgte in Abfassung dieses Schreibens; Derselbe hat auch Kenntniß davon genommen und vereint seine Bitte mit der meinigen: daß es Ihnen gefallen möge, es einer näheren Erwägung zu würdigen." — Lächelnd sagte ich: „Nun soll also der Herr Minister von Schuckmann noch etwas mehr lesen!" Auch Herr von Kamptz lächelte, und ich siegelte, da ich mein Petschaft mitgebracht hatte, das Doppel-Schreiben ein, es dann Jenem überlassend.

Welche Antwort erhielt ich? Eine sehr kurze:

„Ew. Wohlgeboren haben es nur als einen Beweis der Achtung vor Ihren Talenten anzusehen, daß ich in dieser Angelegenheit den mildesten Weg einschlug, dem Herrn Baron von Reden Genugthuung zu geben. Gesandte stehen unter dem Völkerrecht, ein Prozeß könnte für Sie sehr unangenehm werden, und mein Wille war, Sie dagegen zu schützen. Uebrigens steht es Ihnen ja immer frei, mit Bezug auf die einzelnen Fälle, gegen die Censur Beschwerde einzulegen."

Als ich Herrn von Kamptz diese Antwort, die mich nicht befriedigen konnte, mittheilte, war er darüber sehr erfreut und versicherte: mehr ließe sich in Wahrheit nicht verlangen. Vergebens bewies ich, daß die Angelegenheit sich um nichts gebessert, ich nichts erreicht, vielmehr trotz Gesandten und Völkerrecht über Willkür zu klagen habe; es half nichts, denn unsre Standpunkte waren zu verschieden. Da ich indeß nun einmal auf die schriftliche Unterhandlung

eingegangen war, wollt' ich nicht weichen, sondern schrieb dem Minister von Schuckmann:

„Ew. Excellenz werden es gefälligst mir nicht verargen, wenn ich bereit bin, das Unangenehme des mir in Aussicht gestellten Prozesses ertragen zu wollen. Ich bitte um die nöthigen Verfügungen und Einleitungen, denn ich hätte durch einen Censur-Prozeß wenigstens die Hoffnung, meine gerechten Klagen vor dem Richter aussprechen zu dürfen und sie in die Protokolle des Königlichen Kammergerichts zu bringen, zu welchem ich ein großes Vertrauen habe."

Ein schriftlicher Bescheid ward mir nicht zu Theil; doch kam nach etwa acht Tagen ein Herr Rath — wenn ich nicht irre, so hieß er Köhler — im Auftrage zu mir mit der Erklärung: „Se. Excellenz fänden es nicht angemessen, über eine dem Gesandten Baron von Reden durch den in Bezug stehenden Aufsatz widerfahrene Beleidigung das Aufsehen noch zu vermehren, wären aber geneigt, anderweitig hinsichtlich der Censur meinen Wünschen die Wege zu eröffnen und ließen mir rathen, mit meinen Beschwerden mich an das Ober-Censur-Collegium und erforderlichen Falls an die Regierung in Potsdam zu wenden." Darauf entgegnete ich: Das würde zu einer steten Angeberei und Anklägerei des Censors führen, und damit wolle ich mich nicht befassen. Außerdem könne es sich fügen, daß ich auf diesen, mir nicht erst eröffneten, sondern bekannten, aber für mich nicht reizenden Wegen Niemand fände, der dem

Herrn Minister Unrecht gäbe, so daß diesem wohl noch ein Triumph bereitet werde. Unter diesen Umständen zöge ich es vor, der Wahrheit gemäß sagen zu dürfen: es habe dem Herrn Minister beliebt, gegen mich einen Machtspruch zu thun, und ich würde Jedem, der mich über meine Censur-Noth befragte, kein Geheimniß daraus machen, hoffend, daß sich die auswärtige Oeffentlichkeit meiner annähme, da mir bekanntlich mein jetziger Censor eine öffentliche Klage nicht gestatte.

Wie ich hier äußerte, so that ich auch, unter Anderem, als der Geheime-Rath Streckfuß in der „literarischen Gesellschaft" mit mir über die widerwärtigen Quälereien sprach, die mich geschäftigen Mann belästigten und die Arbeit mancher Stunde in blauer Tinte umkommen ließen. Ihm verdankte ich die glückliche Wendung eines bis dahin nie ruhenden Verdrusses. Wenige Tage nach jenem Gespräch besuchte er mich, mir vertrauend: der Censor werde eine Verfügung erhalten, die mich wieder freier stelle. Ohne mir darüber Näheres zu sagen, erwähnte er nur: „Selbst verschiedene Redaktoren haben öfter geklagt, Ihnen sey mehr erlaubt, als jedem Andern, was aber begreiflich nur in Ihrer gemäßigten Behandlung der für die Censoren bedenklichen Gegenstände liegt. Deshalb ist auch bei dem jetzigen Streitpunkt Ihre Umsicht vermißt worden, obwohl ich nicht gleicher Meinung bin. Was Ihnen wegen der „Botschafter in Rom" geschehen, konnte sich nicht ereignen, wenn der Baron von Reden noch in Rom

war, und ganz gewiß hatte der Censor mehr als Sie die Verpflichtung, von dem Berliner Gesandten Personal genaue Kenntniß zu haben." Ich dankte Herrn **Streckfuß**, erläuterte aber zugleich: „Sehen Sie, das Unrecht gegen mich im Allgemeinen liegt eigentlich darin, daß man auf den „Gesellschafter", der mit dem Jahre 1817 begann, die Gesetze vom Jahre 1819 anwenden will und wirklich angewendet hat." — Dies war auch der Hauptgrund, weshalb ich im Jahre 1845 meinen Prozeß gegen die Censur-Beschränkungen, die den sogenannten „nicht politischen Blättern" auferlegt waren, vor dem neu errichteten Ober-Censurgericht gewann, so daß ich nun hinsichtlich des Bereichs der Besprechung kein Hinderniß mehr fand, wie denn überhaupt dem von Friedrich Wilhelm IV. im Jahr 1843 angeordneten Ober-Censurgericht ein gutes Andenken gebührt.

Den erwähnten Prozeß gründete ich auf die gleich in den ersten Blättern des „Gesellschafter" befindlichen Aeußerungen:

„Die **Politik** sey zuerst beachtet, obgleich ich sie immer gern zuletzt nenne; doch wem ein Geschäft Ernst ist, der schafft sich dabei das Unangenehmste zuerst aus dem Wege. Wir sehen in diesem Gebiete den Bundestag — der einige Aehnlichkeit mit dem jüngsten Tage zu bekommen schien — herangerückt, und sind begierig auf die Einwirkungen, denen wir folgen müssen. Voraus kann man sich darüber freuen, daß die Dichter unserer Zeit die Wörter „Tag" und „tagen" für „Licht" und „lichten" brau-

chen; so wird denn das Bundeslicht verhüten, daß nicht aus den vielen Zerrissenheiten statt des Bundes nur Buntes entstehe. Man darf die Worte hier ohne Scheu etwas wenden, hat doch die Bundes-Versammlung selbst damit begonnen, zu erklären: daß Deutschland nicht ein Bundesstaat, sondern ein Staatenbund seyn könne. (Hoffentlich durch eine Einheit zusammengesetzt!) Möge nun dieser aus rein menschlichen Grundsätzen entstehen, seine Sicherheit in sich tragen, und dann von Jedem geachtet werden, damit nicht der Spruch Friedrich III. (Kurfürst von Sachsen) von Neuem wahr wird: „Bei den Bündnissen geht's Denen am übelsten, die ihnen pünktlich treu sind; Bündnisse sind gut, aber wehe Dem, der sie hält!“ Bisher schien dies leider Motto aller Bündnisse, und es steht wohl nicht in der Macht der Menschen, es zu verhindern; aber es soll mindestens der Wille sich darthun und die Ueberzeugung sich aussprechen: daß man schwere Pflichten fühlt und daß dieser Bundestag es bekunden soll: ob man die Wahrheit liebt, oder mit ihr die Völker nur zuweilen ein wenig benutzen will, wofür denn freilich auch die Höchsten vor dem innern Blick der Rechtlichen niedrig und vor dem Richterstuhle der Nachwelt sündhaft stehen würden. Was die Völker für die Throne thaten, wissen wir, was die Throne für die Völker thun wollen, wird sich zeigen und kann sich ohne Schwanken entwickeln, denn die Rechte und Wünsche der Menschen sind empfunden und laut verkündet, das Anerkennen vertrauter Grundsätze ist

demnach zu hoffen. — Tausendmal ward es gesagt und wiederholt: „die beste Politik sey die Moral“; da man nun vergebens einen Zeitpunkt der Geschichte sucht, in welchem jene Regel klärlich zur Ausführung gekommen ist, muß es für unsere Staatsmänner eine Wonne seyn: daß die beste Politik noch erwartet und wahrscheinlich mit Worthalten beginnen wird, da die Leitenden sich hohe Achtung verdienten. — Unterdessen mag man sich vor Schmeichlern hüten, die Alles unbedingt vortrefflich finden; ihre Götter sind oft noch lange nicht Menschen, und ihr Zweck ist nur, an ihrem Oberhaupte Alles zu preisen, bis es ihm nicht mehr möglich ist, Oberhaupt zu seyn, weil er Recht von Unrecht nicht mehr unterscheiden kann.

Von der Politik werden wir uns am besten zur „Philosophie“ wenden können, um zur Literatur zu kommen. Wie fast Alles, selbst das Wissenschaftliche, so ist auch die Philosophie aus dem feststehenden Antiken in das bewegliche Romantische gefallen und nicht immer in das beliebte Mittel, sondern zuweilen gleich in's Kindes Alter. Mich beherrscht die böse Angewohnheit, nichts vortrefflich zu finden, ehe ich es überhaupt gefunden habe; deshalb muß ich die Natur Philosophie ungerühmt lassen, weil es mir noch Problem scheint: ob sie uns *an* oder *um* die Natur philosophiren und eine *natürliche* Weltweisheit oder eine *weltweise* Natürlichkeit seyn will. Die erstere geht von Gott und von *geistigen Begriffen* aus, würde also Kern Menschen bilden;

die letztere ist eine unverwüstliche Modekraft, die aus dem Nichts ihres Wissens gleich in's Unbegreifliche phantasirt, und endlich wähnt, etwas Ueberbegriffenes aufgestellt zu haben, weil sie in gemachten neuen Worten und Sätzen sich so verwirrte, daß sie ihren Urstoff, das Nichts, durchaus nicht wieder findet. Man könnte diese Flüchtlinge aus dem Reiche der Vernunft, die oft nur Aufsehen erregen wollen, „Geheime Weltweise" nennen, für sie günstig nach dem Uebereinkommen, daß alle Prädikate durch das Beiwörtchen „geheim" höher gestellt sind, für Andere nach beliebiger Deutung.

Doch ernsthaft! Philosophie soll den Völkern Licht und Würde geben, nicht künstlichen Irrbau, in dem die Menschen nach Allem fassen und sich doch nirgend vor dem Schwindel retten können. Die Geschichte bezeugt: Philosophie habe ihre schönsten Einwirkungen immer bei dem Schwanken der Staaten und nach großen Unglücksfällen gezeigt, und da ihre edelsten Helden gehabt; so war es zu Athen, so nachahmend zu Rom. Die Zeit des Leides ist auch wohl die der Prüfung, der Prüfung auch für Philosophie; selbst bei uns könnte man fast dieselbe Bemerkung machen, und es ist eigentlich die allgemeine: daß die Menschen es noch nicht vermochten, die Weisheit voran walten zu lassen, sie folgt immer erst der Erfahrung. Diese sollte sich im letzten Viertel Jahrhundert bedeutend geübt haben, und wenn wir, öffentliche Aussprüche ehrend, annehmen: daß für Deutschland Tage des Heils aufgegangen sind,

so ist zu wünschen, daß wir sie mit der Philosophie von „sonst" und nicht mit der von „künftig" begrüßen. Für blinden Glauben und diktirten Willen ist die Menschheit nicht mehr geeignet, vielmehr möchte ein neuer Cartesius methodisch zweifeln und besonnen unterscheiden lehren, wie seine glänzendsten Nachfolger.

Es ist unverkennbar, daß ich eben an „Religion" dachte und den Wunsch fühle: diese möchte stets mit der Philosophie im innigsten Bunde leben, und beide könnten gleiche Pflicht der Verbindlichkeit auferlegen. Dazu gehörte freilich, daß die klarste Moral zur Religion würde, dann nur vermag sie im Ewigveränderlichen die möglichste Unvergänglichkeit zu erringen, und die Spaltungen auszugleichen, welche eben wieder zu neuen Kämpfen von den Eigensuchten benutzt werden sollen. Mir fällt ein, daß einst ein Weib, das für wahnsinnig gehalten wurde, über Religion etwas recht Beherzenswerthes sagte. Der Gesandte Ludwig des Heiligen sah es in Damask Feuer und Wasser tragen, und als er fragte: wozu? empfing er die Antwort: „Mit dem Feuer will ich das Paradies verbrennen, mit dem Wasser das Höllenfeuer löschen, damit die Menschen Gott nicht wie Lohnknechte, sondern wie einen Vater und Freund verehren." — Die Tugend aus reiner Anhänglichkeit für sie ist wohl eine jenseitige Hoffnung, weil aber die sonstige Gläubigkeit ohne Bedingung auch nicht mehr zu gewinnen ist, indem die Menschheit fragen lernte, so gebe man ihr Antworten nach den geistig-

sten Kräften, ringe nach Klarheit und verbanne das Nichtzuglaubende, was die Lehrer selbst kalt und wirkungslos, und durch sie Halbverständige zu Gottleugnern macht, die doch zu gar nichts nutz sind. Der Herr der Welten wird nie schöner, nie inniger verehrt als von Denen, die, so weit irdisches Vermögen reicht, in Allem natürlichen Zusammenhang finden, der an sich schon das größte Wunder ist."

Danach erkannte das Ober-Censurgericht, manchen Widerstand tapfer überwindend, meine Klagen für gerechtfertigt; ich aber hatte deshalb zwei Jahre hindurch zu kämpfen, nachdem ich noch mit mehreren Censoren mich leidlich vereinbaren konnte. — Was die Stellung zum zwangpreßlichen Grano betrifft, so hatte in den dreißiger Jahren mein offenes Reden nach allen Seiten hin doch dazu geholfen, daß er gelindere Machtsprüche von Oben bekam; er behauptete dann: „jetzt wisse er nicht, was er mir nicht könne passiren lassen, und ich würde nun wahrscheinlich mit ihm zufrieden seyn." Dies zu erreichen hatte er aber weder Trieb noch Fähigkeit, seine Lust zum Streichen war übermächtig; ich wurde darüber oft und überall wieder laut, mit der Wirkung, daß er seine Entlassung von der Censur erbat. Ihm folgten mildere Streich-Herren, ich wurde aber doch veranlaßt, die mich langwierig beschäftigende Hülfe zu suchen bei dem Ober-Censurgericht. Dort urtheilten eben Männer, wie unter Anderen die Professoren Lichtenstein und von Raumer; der Haupt-Prozeß zog sich aber durch die Jahre 1843

bis 1845 hin, denn der Staats-Anwalt, ein Kammergerichts-Rath, vertiefte und versteifte sich innerhalb seiner sehr dunklen Weisheit. Zuletzt mußte ich meine Spottlaune rüsten, und ließ ihr in den Schranken des Anstandes die möglichste Freiheit. Eines Tages im Jahr 1845 kam nun Lichtenstein eilend und lachend in mein Arbeits-Zimmer mit Siegesjubel: Alles, was irgend einer Zeitschrift in Preußen aufzunehmen erlaubt sey, war endlich auch für den „Gesellschafter" erlaubt — nach siebzehn Jahren der Marter, noch verstärkt vermöge des Befehls, durch keine Lücke auf den Censur-Strich hinzuweisen. Auch dies wehrte ich mir ab: die Leser bekamen dann stets ein Zeichen, daß die Censur sich eingemischt hatte. — Von den Berichten über ihre Gewaltsamkeit und über Entscheidungen des Ober-Censurgerichts sollen sich aber drei hier anschließen.

I.

(„Gesellschafter" 1845. Bl. 80.)

„Wir haben ein neues Erkenntniß des Ober-Censurgerichts erhalten, welches für Recht erkennt, daß 1) der in dem Aufsatz „Deutsche Publicisten" Seite 398 des vorgelegten Censurstücks mit den Worten: „Ist es dasselbe" beginnt und mit den Worten „ihrer Freiheit reden" schließt; 2) der in demselben Aufsatze Seite 399 gestrichenen, mit den Worten „und wenn Einem" beginnenden und mit den Worten „in den Weg stellt" schließenden Stelle, und 3) dem in dem Artikel „Redefreiheit" gestrichenen Satze: „So strafsten u. s. w." (Seite 400 des Censurstücks)

die Druck-Erlaubniß unter Aufhebung der entgegenstehenden Verfügung des Censors vom 21. April d. J. zu ertheilen.

Gründe.

Die erste Stelle sucht den Satz zu widerlegen, daß Censur und Preßfreiheit nur verschiedene Arten derselben Beschränkung seyen, und bewegt sich hierbei innerhalb der für öffentliche Besprechung gesteckten Grenzen. Die zweite Stelle kann gleichfalls nicht für eine unzulässige Beurtheilung der Censur-Verhältnisse im Allgemeinen erachtet werden, und die dritte, welche die im vierten Jahrhundert angeordnete Behandlung der Majestätsverbrechen angreift und den damaligen Stand der betreffenden Gesetzgebung dem jetzigen vorzuziehen scheint, enthält nicht einen Angriff auf jetzt lebende Monarchen."

Die beiden ersten Stellen, welche dem Aufsatz „Deutsche Publicisten" von A. v. Großkreutz und darin der Charakteristik von Genz angehören, sind folgende:

1) „Ist es dasselbe, Alles, was wir wollen, äußern zu dürfen und Nichts von dem, was wir äußern möchten — ohne vorhergehende Erlaubniß wenigstens nicht — äußern zu können? Bei dem Zustande, welchen wir Preßfreiheit benennen, ist das Erstere, unter der Censur das Andere der Fall; die Preßfreiheit — die vollständige nämlich — erleidet durch Strafgesetze nur eine Beschränkung; unter der Censur ist die Freiheit der Gedanken-Mittheilung in der That aufgehoben. Bei der Preßfreiheit ist

Selbstbestimmung, unter der Censur Bestimmung durch einen Andern. So wenig der Schulknabe, der, ehe er die Schulstube verläßt, veniam exeundi begehren muß, von seinem Rechte, das Schulzimmer zu verlassen, reden kann, so wenig kann der censirte Schriftsteller von seiner Freiheit, von seiner nur beschränkten Freiheit reden. Er hat keine Freiheit. So wenig andrerseits der Bürger, der sein Haus verläßt, der es aber nicht verlassen darf, um etwa Mord und Todtschlag zu begehen, sagen wird, daß ihm die Freiheit, sein Haus zu verlassen, fehle, eben so wenig wird der unter einer Preßgesetzgebung schreibende Schriftsteller über Mangel an Preßfreiheit Klage zu führen haben: Beide werden kaum von der Beschränkung reden."

2) „und wenn Einem Individuum verwehrt wird, zu schreiben, was es für gut und nützlich hält, so kommen dadurch vielleicht Tausende zu kurz, denen, was jenes Individuum geschrieben hätte, in der That heilsam und nützlich gewesen wäre. Kurzum: es ist die Lebens-Funktion einer ganzen Nation, der man vermöge der Preßfreiheit ein ungestörtes Spiel gestattet, oder deren Aeußerungen man vermöge der Censur Hindernisse in den Weg stellt."

Die Stelle 3) schloß sich der Notiz an, daß die oströmischen Kaiser Theodosius, Honorius und Arkadius bestimmt hatten: „Sollte Jemand so unbescheiden und schamlos seyn, unsre Person mit ruchlosen, garstigen Schimpfnamen zu belegen, oder unbesonnen und aufregend unsere Regierung zu verkleinern, der

soll mit keiner Strafe belegt, auch deshalb etwas Hartes oder Empfindliches ihm nicht zugefügt werden. Denn geschah es aus Leichtsinn, so verdient es Verachtung, geschah es aus Unverstand, so verdient es Bedauern, geschah es aus bösem Willen — Verzeihung. Wir befehlen daher, daß in solchen Fällen die Sache, bevor etwas darin geschieht, an uns berichtet werde, damit wir aus den Persönlichkeiten die Aeußerungen der Menschen beurtheilen und entscheiden, ob dieselben niedergeschlagen oder in Untersuchung zu ziehen seyen." — „So straften absolute Herrscher des vierten Jahrhunderts die Majestäts-Beleidigung."

II.

(„Gesellschafter" 1845. Bl. 96.)

„Literarische Restauration.

Vor Kurzem schrieb ich einen Aufsatz, betitelt „In Leipzig", und ließ ihn im „Gesellschafter" abdrucken; jedoch gelangte er nicht ganz so in die Oeffentlichkeit, wie ich ihn geschrieben. In meinem Aufsatz befanden sich nämlich neben vielen anderen auch fünf Stellen, die ich theils in ernsthaft loyaler Weise, theils in unschuldigem Scherze niederschrieb, und von denen ich nichts weniger erwartete, als daß sie irgend Jemand Anstoß erregen würden. Wie es der Meinungen aber in jeder Beziehung sehr verschiedenartige giebt, so war dies auch hierbei der Fall. Ich wandte mich nun mit einer ehrerbietigen Beschwerde an Ein Königliches Hohes Ober-Censurgericht, und die fünf, bis dahin gefesselten Stellen wurden durch dessen

Erkenntniß vom 23. Mai dieses Jahres ihrer Haft entlassen.

In Betreff der ersten Stelle habe ich zu bemerken, daß sie das in der ersten Leipziger Schriftsteller-Versammlung gegen die Lüge in der Tagespresse, gegen die Unehrenhaftigkeit der Correspondenten, überhaupt gegen das schlechte Treiben in der Literatur und über eine Controlirung desselben Gesprochene angeht. Meine Meinung gab ich dahin ab, daß die Versammlung sich bei diesem Thema in Deklamationen verloren habe, durch welche nichts Positives bewirkt sey. In dem Bewußtseyn, bei abweichender Ansicht eine mindestens andeutende Motivirung derselben einer so achtbaren Versammlung schuldig zu seyn, gab ich ihr folgende kurze Begründung, die ich jetzt nach Freigebung durch das Ober-Censurgericht hier mittheile:

„Die Lüge in der Tagespresse und das leider noch in vielen Verzweigungen die deutsche Literatur durchwuchernde Treiben ehrloser, käuflicher, gemeiner Subjekte läßt sich nicht anders controliren als durch ein öffentliches Leben im Staate und Freiheit der Presse. Mit einem öffentlichen Staatsleben treten höhere Interessen in die Theilnahme des Volks und verdrängen die Lust am Skandal, eine Lust, der ein großer Theil unserer Journalisten gegenwärtig nicht ohne Vortheil fröhnt. Der freie Strom der Oeffentlichkeit würde diese Ställe reinigen, der frische Luftzug einer freien Presse auch die Winkel durchfegen. Nur in einem öffentlichen Staatsleben läßt ferner

die absichtliche Lüge vom absichtslosen Irrthum sich unterscheiden, wenn die selbstständige Anschauung an die Stelle des Lauschens auf Gerüchte und des blinden Haschens nach Neuigkeiten im Dunkel der Heimlichkeit getreten. Oeffentlichkeit im Staate, Freiheit der Presse, das sind die besten und einzigen Controlen für Wahrheit und Recht."

Die zweite Stelle gehört in eine von mir erwähnte Unterredung über den Deutsch-Katholizismus, und die dritte adoptirte ich, um die zweite zu unterstützen. In jener Unterredung haben meine freundlichen Leser folgenden Passus gelesen: „Auf dem Felde des vielfach zerspalteten religiösen Glaubens wird immer Zerwürfniß herrschen." Das ist aber nur ein Auge meines Kindes; wenn es mit beiden Augen in die Welt schaut, was ihm jetzt gestattet worden, sieht es so aus:

„Auf einem Felde, wo Begriffe fehlen, wo nur Meinungen, Vorstellungen, Bilder der Phantasie gelten, das heißt auf dem Felde des vielfach zerspalteten religiösen Glaubens, wird immer Zerwürfniß herrschen."

Ich führte dann für meine Ansicht, daß durch dies religiöse Reformiren und Sektiren, wie es die Gegenwart beliebt, der Zwiespalt der Confessionen wieder lebhafter aufgerüttelt werde, die „in Berlin mit mehr als tausend gewichtigen Unterschriften versehene Adresse an Arnoldi" an, an deren Spitze sich der Fürst Radziwill gestellt hat." Dieser Satz gelangt hier durch obercensurliches Erkenntniß

zum Druck, nachdem die Berliner Zeitungen die darin enthaltene Thatsache bereits lange ungehindert mitgetheilt hatten.

Die vierte Stelle ist ein Kind meiner Laune, ein unschuldiger Scherz. Ich hatte von einem Jungen erzählt, der Zeitungen austrug, und dessen „Dienst- und Eilfertigkeit nichts war als blinder Unterthanen-Eifer für Erfüllung des Gebots, denn von der ausgetragenen Zeitung wußte er nichts, als daß sie „Deutsche Allgemeine" heiße. Nicht einmal, wo sie gedruckt werde, wußte er zu berichten. Wir hießen ihn seinem Vater einen schönen Gruß bestellen" — Punkt. Der Satz hieß vollständig so:

„Wir hießen ihn, seinem Vater einen schönen Gruß bestellen; wenn er einen guten constitutionellen Staatsbürger aus ihm erziehen wolle, so müsse er es anders anfangen als bisher."

Die fünfte Stelle endlich ward geboren durch die Lektüre von Heinrich König's „Fahrt nach Ostende." In Bezug auf die in diesem Buche projektirte deutsche National-Kirche sagte ich: „Die Einheit liegt nicht im Reiche der bildlichen Vorstellung und dessen äußerer symbolischer Gestalt, sie ist nur da zu erreichen, wo der gedankenklare menschliche Begriff sich eine ihm ebenbürtige Wirklichkeit selbst erschaffen kann." Ich fuhr dann fort: „Nur ein freies Staatsleben schafft uns nationale Einheit. Die Wirksamkeit des Einzelnen im Staate zum Wohl der Gesammtheit ist etwas Wirkliches, Gewußtes,

nicht bloß Empfundenes: sie ist ein sicherer Zusammenhalt."

Hiermit habe ich meine fünf freigelassenen Kinder, versehen mit Geburts- und Taufschein, den anderen nachgesandt, und bitte den geneigten Leser, mir diese Vater-Schwäche zu verzeihen.

Berlin, 29. Mai 1845. Anton Gubitz."

III.

(„Gesellschafter" 1846. Bl. 135.)

„Die Nothwendigkeit einer weisen Censur. (Frei gegeben durch Erkenntniß des Ober-Censurgerichts.)

„In Italien haben nicht weniger als einundzwanzig Schriftsteller gleichzeitig eine solche Nothwendigkeit dargethan. Die Sache verhält sich folgendermaßen. Der verstorbene Herzog von Modena, der die Wissenschaften liebte, hatte zur Aufmunterung derselben einen jährlichen Preis ausgesetzt, und die Akademie von Modena verpflichtet, zur Erwerbung desselben in jedem Jahre eine Aufgabe zu stellen. Was that nun die Akademie, die Pflegerin der freien Wissenschaften, im vorigen Jahre? Wir theilten es in diesem Blatte bereits damals mit, daß die Preis-Aufgabe darin bestand, den festbegründeten Beweis zu liefern von der Nothwendigkeit einer „weisen" Censur. Und es fanden sich Schriftsteller, welche sich diesem Geschäft, dieser Rechtfertigung ihrer eigenen Unmündigkeits-Erklärung unterzogen, um einen Preis von einer Anzahl Goldstücke zu erlangen! Es fanden sich deren einundzwanzig, welche Einer immer

größere Lobeserhebungen als der Andere zollten! Eine Akademie und einundzwanzig Schriftsteller, und nun noch alle möglichen Regierungs-Blätter, die alle Gründe aus allen Apotheosen der Censur zusammenfegen, um ihrem Publikum die gründlichste Begründung zurecht zu machen — wenn jetzt das italienische Volk nicht an den Segen des censorischen Streichens glaubt, so könnte höchstens der neue Papst daran die Schuld seyn, da er durch seine bisherige Leutseligkeit zuviel übermüthige Hoffnungen hervorruft, Hoffnungen auf gelinderen Geistes-Druck, auf mildere Besteuerung, kurz auf einen kleinen Grad vermehrter Freiheit! Fünf von den glorreichen, für die italienische Literatur unschätzbar werthvollen Denkschriften über „La necessità di una savia censura“ hat die Akademie gekrönt und drucken lassen. Ihr Manen des Dante, Ariosto, Tasso, des Alfieri und Metastasio, des Enea Silvio, Galilei und Giordano Bruno, und wie ihr Heroen der Dichtkunst und Wissenschaft Alle heißen mögt, die ihr Italien groß gemacht durch Euern Geist — schüttelt Euch nicht der Zorn über ein verkommenes Geschlecht? Die Blutfülle, welche sich angesammelt aus den gewaltigen Werken zahlloser Genien, ist in's Stocken gerathen — Italien braucht einen Feldscheer!“ —

Abgefertigt sind meine Kämpfe mit der Censur, und Liebes will ich mir nun aus der Vorzeit wecken. — Nicht vergessen sey es, daß ich dem für die Tonwissenschaft edler Richtung begeisterten Friedrich Rochlitz im Jahre 1803 ein Empfehlungsschreiben

an Goethe zu verdanken hatte. Dies noch jetzt angenehm nachempfindend, will ich mein Erinnern freundlich zu jenem Sachsen-Weimar'schen Hofrath hinwenden, obwohl in seinem Gedächtniß jener Abend, für den ich derzeit als Gast bei ihm war, keine Stätte behalten hatte, was ich einundzwanzig Jahre später entdeckte durch beigeordneten Brief:

„Hrn. Prof. Gubitz.

Leipzig, d. 16ten Febr. 1824.

Ew. Wohlgeboren

bin ich persönlich, hoffentlich aber sonst nicht ganz unbekannt, wäre letzteres auch nur als Stifter der Leipziger musikalischen Zeitung und ihr Herausgeber während der ersten zwanzig Jahre ihrer Dauer. Und so verstatte ich mir denn, Ihnen mitfolgendes Buch zu übersenden. Ich will nicht leugnen: dies Buch ist mir wichtig, da es die letzten und hoffentlich besten Resultate lebenslänglicher, oft angestrengter Beschäftigung mit den Werken der Tonkunst und ihrer Literatur unter allen Nationen und aus allen Zeiten enthält (und in der Folge enthalten wird), da ich es mit der Ausarbeitung desselben ernstlich genommen habe, so daß ich's wirklich nicht besser machen kann, und da eben dies Buch meinen Namen, soll er überhaupt mich überdauern, erhalten muß, indem ich in andern Fächern der begabteren oder sonst überlegenen Mitbewerber zu viele habe: in diesem schwerlich. Unter diesen Umständen darf ich mir erlauben, Ihnen dies Buch bestens zu empfehlen. Da

Ihr Blatt von so sehr Vielen überall gelesen wird und eines treuverdienten Credits genießt: so können Sie viel für dies Buch thun. Lassen Sie mich bitten, daß Sie wenigstens beitragen, es bald unter die Leute zu bringen, dann wird es sich selbst helfen, wenn es kann, und kann es nicht, so verdient es keine Hülfe. Verbindlichkeit gegen mich haben Sie im Geringsten nicht, und mithin ich kein Recht zu dieser Bitte: aber ich kenne Ihren Antheil an der hier abgehandelten Sache, und werde, was Sie zur Erfüllung meiner Bitte thun, als ein freies Geschenk dankbar annehmen.

Mit größter Hochachtung mich

Ew. Wohlgeboren

empfehlend.

Rochlitz."

Den Irrthum, daß er mir persönlich unbekannt sey, hatte ich bald beseitigt, und was mir Rochlitz sandte, die zwei Bände „Für Freunde der Tonkunst", wurde im „Gesellschafter" mit verdienter Theilnahme umständlich besprochen.

Meine Erfahrung hat es mir beglaubigt, daß Vertiefen in Tonwissenschaft oft Anderes leicht dem Gedächtniß entschwinden läßt: so mag es gewesen seyn bei Rochlitz. Während vier Jahren sah ich keine Zeile von ihm, und dann — nach mehreren ihm öffentlich gegebenen Beweisen meiner Aufmerksamkeit hinsichtlich seines Wirkens — schrieb er:

„Der geehrten Redaction des Gesellschafters.

Leipzig, d. 30. Aug. 28.

Ew. Wohlgeboren

schienen ehedem an meinen literarischen Arbeiten einigen Antheil zu nehmen. Ich weiß nicht, ob das noch jetzt geschieht: aber ich wünsche es, und so hoffe ich's auch. Ich sende Ihnen darum mein Buch: „Für ruhige Stunden." Daß ich wünsche, Sie helfen es durch Ihre Zeitschrift in's Publikum einführen, will ich nicht leugnen. Ich darf diesen Wunsch eben hier um so mehr hegen, da dies Buch nicht Weniges enthält, was von Vielen leicht mißverstanden, von Manchen gemißdeutet und entstellt werden wird, wenn nicht Männer von Geist, Eingänglichkeit in Fremdes, und von Credit bei den Lesern, sich seiner annehmen; da ferner es, in seinem Fache, wenn kein gutes, wenigstens mein bestes seyn dürfte, und da es, in diesem Fache, zuverlässig mein letztes bleiben wird. Auf ein Abschiedswort aber nach so langem Verkehr, wie zwischen mir und meinen Lesern stattgefunden hat: wer hielte nicht darauf? und wer verübelte es dem, der hierauf hält? Sie nicht, glaube ich.

Hiermit mich Ihnen in ausgezeichneter Hochachtung und dienstwilliger Ergebenheit empfehlend

Rochlitz."

Daß ich „Für ruhige Stunden" auch förderlich war nach der Lesewelt hin, versteht sich von selbst, und nun vergaß mich Rochlitz, der noch funfzehn Jahre im Diesseits verweilte, völlig. Hier aber soll sich über ihn ein Aufsatz von De la Motte-Fouqué

einreihen, an geeigneter Stelle, weil es erstens dessen Letztgeschriebenes ist, was sich nachfolgend erklärlich machen wird, zweitens für Fouqué in seinen letzten Lebenstagen durchweg als bezeichnend erachtet werden könnte.

„Friedrich Rochlitz.

Abermals ein edler Geist geschieden von dieser Welt, vielfach und heilsam gewirkt habend in ihr, als Schriftsteller, als Mitbürger, als Spender und Verpfleger der Armen, als heitrer sorglicher Wirth in seinen gastlichen Hallen, deren Wände von einer eben so sinnig zusammengebrachten, wie schön geordneten Bildersammlung leuchteten, ein tief gründender Kenner der Musik und aller dahin gerichteten Studien, ganz vornehmlich auch der Metrik, worin er selbst von Meistern der Kunst zu Rath gezogen ward, insbesondere, wo es die Gesangesweise der antiken Zeiten galt.

Seine Poesie zeigt sich mehr dem Verstande verwandt als einer kühn auflodernden Phantasie, aber eine innige Gemüthlichkeit durchdrang und durchwebte in seinen Dichtungen jegliche Zeile, wie man wohl sprechen mag. Am glücklichsten bewegte er sich in Stoffen, der Zeit entnommen, worin er äußerlich lebte. Eine eben so scharfsinnige als menschenfreundliche Beobachtungsgabe vergönnte ihm manch sinnvolle Bearbeitung von Gegenständen, ihm dargeboten von der wirklichen Welt, obgleich auch auf diesem Gefilde die Muse ihm oftmals erfundene Gestaltungen erscheinen ließ.

Der von dem Schreiber dieser Zeilen aufgestellte und mehrfach verfochtene Satz: „Es giebt, außer dem absolut Sündhaften, nichts absolut Unpoetisches in der Welt“, findet seine schönste Bewährung in Rochlitzens oft ernst-feierlicher, oft humoristisch-kecker Darstellung des sogenannt gewöhnlichen Lebens.

Hier ist weder Zeit noch Raum zu näher auszuführender Betrachtung jener angedeuteten Momente auf der vielbedeutenden literarischen Bahn des theuern Verewigten. Das aber kann ich mir nicht versagen, einen Nachklang aus seinem und meinem hienieden letzten Beisammenseyn folgen zu lassen.

Es war in Leipzig vor nun etwas über zwei Jahren. Wir hatten bis dahin einander nur Einmal Auge in Auge gesehen. Darüber war etwa ein Viertel Jahrhundert verlaufen, während dessen wir uns jedoch brieflich stets inniger, den Bruder-Namen zwischen uns eintreten lassend, verbunden hatten, wobei es denn gelegentlich herauskam, daß wir außer dem Beiden gemeinschaftlichen Taufnamen Friedrich auch noch die Aehnlichkeit hatten, Beide am 12. Februar geboren zu seyn; — nur freilich Rochlitz beinahe um ein Decennium früher als ich. Ob wir uns nach dem so lange äußerlich Fernseyn und Altern auch gleich beim ersten Anblick wieder erkennen würden? — „that is the question!“ sagte ich mit Hamlet zu mir, als ich in Leipzig nach der schönen Wohnung des lieben Freundes ging. Eben nur als einen alten Freund hat ich mich anzumelden, und gewann sogleich Zutritt. Da standen wir nun einander allein

gegenüber in des Hausherrn schön geordnetem Studir-Gemach — „Wer bin ich?“ fragte ich ihn lächelnd. — Er sah mich aus den klaren, klugen Augen forschend an, und entgegnete nach kurzem Schweigen: „Noch weiß ich's nicht, wer eigentlich vor mir steht. Daß es ein alter Freund ist, sagt mir die Anmeldung, und sagt mir auch jetzt mein Herz, und fügt hinzu, ein mir besonders lieber Freund; jedoch der Name fehlt mir noch.“ — „Wenn wir einander am dritten Ort getroffen hätten, unvorbereitet, wer weiß“, erwiederte ich — „mir wär' es wohl mit Dir gegangen, wie jetzt Dir mit mir.“ — „Du grüßest mich mit dem Brudergruße“ — sprach Rochlitz — „und auch mir wird mehr und mehr brüderlich zu Sinn. Wärest Du etwa Fouqué?“ — Bejahend voll tiefster Bewegung faßte ich die Freundes Hand, und nun quoll der selige Strom der Mittheilungen, aus Herz in Herz, aus Seele in Seele, ungehemmt seine Bahn entlang. Versteht sich, daß davon sich nur wenig eignet zur öffentlichen Mittheilung, sonst wär' es ja eben kein unbedingt voller Freundschafts-Erguß gewesen. Einiges jedoch mag auch hier laut werden. So, als wir auf unser Beider Verhältniß zu Goethe zu sprechen kamen — Rochlitz hatte ihm viel näher gestanden als ich — und er mir persönlich holde Aeußerungen Goethe's über mich berichtete, fiel mir's plötzlich wie Schuppen von den Augen, und ich mußte zu ihm sprechen: „Sieh', Rochlitz, wie Du nun unsern Poeten Kaiser so redend einführst, wird mir's deutlich, warum Du mir

so verwandelt vorkamst bei unserm Wiedersehen vorhin. Nicht eben, daß Du ausnehmend gealtert wärest, aber Du hast während dieses Viertel Jahrhunderts eine wunderbare Aehnlichkeit gewonnen; eine Aehnlichkeit, die ich früher nimmer an Dir bemerkt hatte — die Aehnlichkeit mit Goethe." — Und wahrlich, so verhielt es sich auch, und das Gleiche sollen schon Andere bemerkt haben. Eine gewisse vornehm freundliche Würde in beider edler Männer Benehmen herrschte wohl zunächst dabei vor, jedoch hatte sich diese eigenthümliche Gattung von Aehnlichkeit erst in späteren Jahren so recht bemerklich entfaltet. Auch in den Zügen der würdigen Angesichter war das immer deutlicher hervorgetreten. Obzwar die Augen Rochlitzens weder an Farbe noch an Umfang jene dunkelrollenden Sphären unter Goethe's Jupiter-Stirn erreichten, bewahrten sie doch denselben Ausdruck sanfter Kraft und tief durchdringender Gewalt für Alles, was sie zur Betrachtung anzog.

Auf's Anmuthigste überraschte mich Rochlitz in jenen paar Tagen unsres letzten zeitlichen Beisammenseyns, als er in einem erkornen kleinen Kreise von Frauen und Männern mir ankündigte: er wolle für heut einige Gedichte vorlesen. Ich faßte es in dem Sinne auf, es seyen Dichtungen aus seinem eignen erhabnen Geiste und sprach unverhohlen meine Erwartungs-Freude darüber aus. Er lächelte mild, und begann zu lesen mit all dem vollen Wohllaut seiner schönen Stimme, und dem noch schönern Wohllaut, hervorquillend aus seiner lieben Seele. Fast hätte

ich mich verleiten lassen, nach den ersten zusammengedrängten Zeilen die Trefflichkeit des Gedichts zu preisen. Da ging es mir jedoch auf: das Vorgelesene war von mir selbst und nur so wundersamlich tief mich eben diesmal ergreifend durch des Freundes begeisterten Vortrag. „Nicht wahr, lieber Poet", sagte Rochlitz, „ein tüchtiger Rhapsode ist doch auch was werth?"

Bevor wir zum Letztenmale schieden, war noch zwischen uns, wie das ja ohnehin allen besonnenen und auf das Ewige gestellten Greisen heilige Pflicht gebietet, vom Ausgange aus der Zeit und vom Eingang in die Unendlichkeit ausdrücklich klar die Rede, und ich meinte, Rochlitz möge, unerachtet seines vorgerückteren Alters, noch länger hienieden weilen als ich. Er wies mich auf mein kleines Söhnlein an, das er mit inniger Liebe angeschaut und aufgenommen hatte, meinend, Dem sey doch ich für manch ein Jahr lang nöthig, schier unentbehrlich, während er, der kinderlose Witwer, mehr auf das Jenseit als auf das Diesseit hingestellt sey, wogegen wiederum ich den Freund an einige holde Jungfrauen-Gestalten mahnte, die ihn pflegetöchterlich umwebten und seiner pflegten, eben so sinnig erfreut durch das, was er aus ihren lieblichen Händen empfing, als was dagegen er ihnen geistig und fromm gemüthlich zu bieten vermochte.

Ausdrücklich erwähnte er noch des dazumal erst unlängst abgeschiedenen, auch in Leipzig tief betrauerten Königs Friedrich Wilhelm des Dritten, und des

Umstandes, daß er selbst mit dem frommen Fürsten in gleichem Alter stehe, wobei es ihm seither vorkomme, als werde er über dieses Ziel nicht weit hinausleben. — „Wie Gott will!“ sagten Rochlitz und ich beim Scheiden.

Nun ist er mir vorangegangen. — Gott helfe mir zu rechter Zeit und Stunde ihm nach!

Nimm fürlieb, lieber Rochlitz, mit diesem Dir nachgesandten Pilger-Gruß, Du stets mir getreuer Pilger-Genoß! — Nahmst Du es ja auch so gütig auf, als ich noch unlängst Dir meine gesammelten Werke durch eine Zueignung weihte, und Du mich zum letzten Mal durch den Anblick Deiner bis an's Ende regelrecht und schön geformten Handschrift erfreutest. — Nun schauest Du voll Psalmen-Dankes in das ewige Weihnachts-Fest.

L. M. Fouqué.“

Brachte das Empfehlungs-Schreiben an Goethe mir Friedrich Rochlitz vor den inneren Blick, kommt dies aus gleicher Ursach in Verbindung mit August Mahlmann, der meinen ansehnlichen Brief-Beständen manche Zeile zuwendete. In Bezug auf jene Empfehlung an Goethe hat er stets weiter an mich gedacht; hier aber will ich ihm für Ehemals vergelten durch ein Etwas von Dem, was ich über ihn schrieb und drucken ließ:

„Berlin. Königsstädtisches Theater.

Am 28. März (1826): „Herodes vor Bethlehem.“ Diese von Mahlmann gedichtete Parodie des

Kotzebue'schen Schauspiels: „Die Hussiten vor Naumburg" hat eine solche Berühmtheit erlangt, daß hoffentlich Jeder, den die Literatur der Deutschen interessirt, das Gedicht kennt. Der Werth desselben schützt das bespottete Gedicht vor der gänzlichen Vergessenheit, denn, obwohl ich weit davon entfernt bin, Kotzebue so gering zu achten, als die jetzige worthabende Welt in ihrer Affektation es thut, ja, ob ich zu behaupten mich erkühne, daß er noch unersetzt ist, dennoch darf man sagen, daß er im sogenannten Rühr-Drama, namentlich wo er sich einbildet, einen geschichtlichen Stoff zur Anschaulichkeit gebracht zu haben, einer solchen Unnatur sich hingab, daß von seinen Werken dieser Art wenig für die Nachwelt zu retten seyn wird. Die Fähigkeit, zu erfinden, und dem Stoff eine theatralische Zurichtung zu geben, kann ihm indessen auch bei solchen monströsen Bühnen-Arbeiten nicht abgesprochen werden. „Herodes vor Bethlehem" ist eine höchst eindringliche Kritik jenes verfehlten Strebens, und zugleich ein Muster für die phantastische Posse. Das Publikum schien zum Theil nicht zu wissen, wie es den seltenen Humor derselben zu nehmen habe, und da Manche niemals zugeben, daß sie einen deutungsvollen Spaß nicht verstehen, so war anfangs die Simmung im Unklaren, endlich aber siegte die Gewalt des echten Witzes und die Aufnahme entschied sich zum Rechten." („Gesellschafter" 1826. Bl. 55.)

„Sämmtliche Schriften" erschienen gesammelt nach dem Tode Mahlmann's, und aus dem Bericht

darüber („Gesellschafter" 1840. Bl. 22) erneure ich die Anerkennung:

„Wenn wir auf seine Persönlichkeit näher eingehen, wie er sie uns in seinen Werken hinterlassen hat, müssen wir ihn als einen der innigsten, frömmsten und reinsten Dichter lieben lernen. Ueberall tiefgemüthliche, ungetrübte Liebe des Schönen und Göttlichen, Heiterkeit der Idealität, Sehnsucht nach dem Reinmenschlichen, und dabei ist er durch viele seiner Gedichte geradezu Volksdichter geworden." —

Möge das Gedächtniß der Deutschen ihm dafür treu seyn, was zu unterstützen ist durch den Gesang seines Liedes:

„Ich denk' an euch, ihr himmlisch schönen Tage
Der heiligen Vergangenheit!
Komm, Götterkind, o Phantasie, und trage
Mein sehnend Herz zu seiner Blüthezeit."

Mein Gedächtniß ist ihm noch so treu, wie es bei seinem Leben ihm treu war. Ich sandte ihm mehrmals Abdrücke meiner Holzschnitte, und lasse ich schriftliche, zu überschwengliche Lobeserhebungen über diese Abdrücke beseitigt, sey doch erwähnt aus dem Briefe vom 12ten September 1809 eine Andeutung über meine mit Geschwärm vermischte Schriftstellerei im zweiten Jahrzehend meines Erdenwallens:

„Cultiviren Sie doch auch Ihr ausgezeichnetes epigrammatisches Talent. Die überschickten Epigramme sind allerliebst und werden sogleich in die Druckerei wandern. Weniger — Sie verzeihen es

mir, daß ich mit Offenheit spreche — gefallen mir die elegischen Gedichte." —

Offenheit ist stets achtungswerth, und sie werde als Andenken für August Mahlmann auch hervorleuchtend aus folgendem, vier Jahre vor seinem Tode mir zugesandten Briefe:

„Leipzig, den 23ten April 1822.

Wohlgeborner,

Hochzuverehrender Herr Professor!

Von dem literarischen Verkehr seit vielen Jahren ganz zurückgezogen, lebe ich jetzt nur den Gütern, die mir das Glück zutheilte, mit deren Verwaltung und meinen Lieblingsstudien beschäftigt. Ihr treffliches Blatt der Gesellschafter zeichnet sich durch Gediegenheit und Humanität aus, die immer seltener auf dem literarischen Markt werden, wo der gröbste Egoismus, die frechste Unverschämtheit und seichteste Wortmacherei die Hauptplätze eingenommen haben. Dessen Charakter hat Ihrem Blatte gebührendes Ansehen und Einfluß verschafft, und veranlaßt mich zu dem Wunsche, unter seine Mitarbeiter zu treten. Honorar verlange ich nicht, aber die strengste Verschwiegenheit meines Namens würde ich mir deswegen erbitten, weil ich alle Aufforderungen zu Beiträgen fast von allen jetzt erscheinenden belletristischen Zeitschriften abgelehnt habe, und weil ich in Verhältnissen lebe, die zwar richtiges Beobachten begünstigen, aber mit dem Bekanntmachen derselben sich nicht vertragen. Daß ich nur die Beförderung des Guten und Schönen beabsichtige, werden Sie mir hoffentlich

zutrauen, so wie, daß ich auch in Betreff der Form zwar die lebendige, aber nicht die persönlich verwundende wählen werde. Aber wie ist es mit der Censur? Die Berliner, sagt man, habe noch weniger Freiherzigkeit wie unsre Engherzige, und können Sie mir die unverbrüchlichste Verschwiegenheit zusichern? Denn nicht etwa über Theater, nicht etwa abgedroschenes Geschwätz über Neuigkeiten des Tages und der Mode denke ich Ihnen zu schreiben, sondern Schilderungen des gesellschaftlichen, sittlichen und literarischen Treibens unsrer Zeit überhaupt und Sachsens insbesondere. Ich kenne das Thema

Möchten Sie mich bald mit einer graden und offenen Antwort, die ich mir von Ihrem Charakter versprechen kann, beehren, und sollte auch mein Wunsch nicht erreicht werden, so ist es mir schon angenehm, mich wieder in Erinnerung bei Ihnen gebracht und Ihnen die Hochachtung versichert zu haben, mit der ich bin Ew. Wohlgeboren

ergebenster Diener
A. Mahlmann.
Königl. Sächs. Hofrath."

Unbedenklich ließ der für gute Absicht ausgesprochene Wunsch sich völligst genehmigen, und nun blieb Mahlmann bis zum Abschluß seines irdischen Lebens Mitarbeiter für den „Gesellschafter". In welchen Richtungen, das geht hervor aus seinem Schreiben, und Genaueres halte ich hier fern, um die zugesicherte „unverbrüchliche Verschwiegenheit" niemals verletzt zu haben.

Nachdem mein Gedächtniß mir Rochlitz und Mahlmann herbeirief, ich Jenen durch Friedrich de la Motte Fouqué schildern ließ, vorher äußernd, daß es dessen Letztgeschriebenes sey, will ich gleich auf Diesen hinschauen. Seinem Nachruf an Rochlitz hatte ich im Abdruck („Gesellschafter" 1843. Bl 18) beizufügen:

„Eben aus meiner Druckerei den ersten Abzug dieses Blattes empfangend, erhalte ich zugleich die Nachricht, daß Fouqué am 23. Januar plötzlich gestorben ist. Wenige Tage vorher war er noch bei mir voll heiterer Aussicht auf fortgesetzte Thätigkeit."

Im Geist sehe ich jetzt den mit Ritterthum, Christlichkeit und Frauenschätzung erfüllten Adelsfreund vor mir, als er im Herbst des Jahres 1825 sehr unwirrsch in mein Arbeitszimmer eintrat, nach dem Gruße mich fragend: „Wie habt Ihr das dulden können?" — Er mußte sich erklären, und ich erfuhr nun, daß er in Aufregung gerieth wegen des von Julius Curtius und Karl Simrock herausgegebenen „Musen Almanach für 1826", dessen Verleger ich geworden war. Er enthält unter Anderem Hunderte von „Xenien", die einen schriftstellerischen Sturm hervorriefen, einen Sturm, der im „Bemerker" meiner Zeitschrift sieben Monate hindurch wüthete, auch gegen mich, weil ich den Kämpfern in jener Beilage für Streitiges Freiheit und Raum ließ, den Angriffen meinerseits dann nur entgegnete:

„Wie ein Stamm verschrob'ne Aeste
Sich nicht immer kann entfernen,
So muß quergesinnte Gäste
Auch ein Wirth ertragen lernen.“

Zwei jener „Xenien“ sind gegen Fouqué gerichtet, und bei jenem Besuch wollte er mich im Gesammten verantwortlich machen; ich sagte ihm:

„Herr Baron, die beiden jungen Männer entlockten mir bei fröhlicher Geselligkeit die Zusage, daß ich diesen „Musen-Almanach“ in die Lesewelt befördern wolle; den Inhalt lernte ich erst kennen durch die Korrektur-Bogen, die mir auch Ausfälle vorlegten gegen alle Zeitschriften, den „Gesellschafter“ ausgenommen. Er hat aber jetzt sein derbes Gallentheil in einer „Xenie“, und diese schrieb ich selbst, bin auch der Meinung, Sie könnten über solche Witz-Anfechtungen eben so ruhig hinwegsehen, wie ich es thue!“ —

Dies ist Vorrede zu Dem, was nicht Fouqué als Dichter betreffen, sondern ihn — andeutend wenigstens — als höchst Gutmüthigen schildern soll. Curtius und Simrock waren ihm näher gekommen, fühlten sich etwas reuig, weshalb sie beschlossen, im Frühjahr 1827 Fouqué zu besuchen in seinem Rittersitz Nennhausen. Sie wurden freundlichst, gastlich und redselig aufgenommen; nachher schickten sie ihm den „Musen-Almanach“, äußerlich geschmückt, und innen waren die Ausfälle gegen Fouqué bedeckt durch ein Blättchen mit den Zeilen:

„La Motte Fouqué.
Laß sie nur spotten, sie höhnen sich selbst: wenn erst sie bekehrt sind,
Beten als Paulus sie an, was sie als Saulus verfolgt."

Veranlaßt war nun bei den Dreien der dauernde Freundschafts-Bund, ein liebenswürdiger Belag möge dies bezeugen. Curtius hatte im Auftrage Fouqué's auf dessen Kosten Gelegenheits-Gedichte drucken lassen; sie wurden ihm zugesandt mit beigelegter Rechnung, und der Betrag kam an mit folgendem Reimspiel:

„Nennhausen, am 19. Julius 1827.

Gruß und Dank Euch jungen Sängern
Simrock, und dem Doppel-Us,
Den in diesem Mond ein Echo
Us trifft, Julius Curtius!
Seht, ich will im Reim Euch künden —
Fort und immerfort auf Us —
Meiner Seele Ernst und Lachen!
Manchem Reimer wär's ein Muß:
Zwar nur solchem, der im Reim selbst
Nichts sieht als nur herbe Nuß.
Doch mir ist, dem alten Reimbold,
Reim hold, wie ein Frühlingsguß
Knospenreichen Blumenwiesen!
Dann erst kommt die Blüth' in Schuß,
Dann erst schau'n vom schlanken Zweig her
Rosen spiegelnd sich im Fluß. —
Seht, Ihr wolltet mich verbrennen,
Xeniendichter, wie den Huß,
Doch die Muse hat den Gluthzorn
Umgehaucht zum Freundeskuß,
Und das freut mich so herzinnig.

Wie's den Schiffer freuen muß,
Wenn an schroffer Klipp' er antrifft
Froher Gastlichkeit Genuß,
Oder wie das Kind, wenn Ruprecht
Ab vom Antlitz wäscht den Ruß,
Und ihm beut, als wohlbekannter
Freund, so Äpfel dar als Nuß.
Wahrlich, Jünglinge, sich gut seyn
Ist ein himmlischer Entschluß,
Leichter, besser, edler, kräft'ger
Als sich zerr'n zum Tartarus.
Damit woll'n wir's künftig halten,
Lachend ob dem Zorn-Erguß,
Drinn ein zänkisch Meer emporbraust:
Hoch ob ihm schwebt Dädalus.
Wenn recht hoch die Lerche wirbelt,
Trifft sie nicht mehr Jägerschuß:
Himmelan! — das bleibt die Losung
Im Hesper'schen Fruchtgenuß. — —
Doch weil auch auf dieser Erden
Setzer-Fleiß bezahlt seyn muß,
Send' ich hier für's Setzer-Conto
Einen kleinen Silberguß;
Oder kam's auch in Papiergeld,
Muß er doch quittiren, muß!
Und sein etwa Sperr'n dagegen
Wär' ein Werk des Sysiphus. —
Ich erschein' Euch im August erst,
Nicht im Monat Julius:
Dann gedeih' mein frohes Grüßen,
Simrock, Euch, und Curtius!

Treu vom Wirbel bis zur Zeh'
Der lebend'ge Huß
Fouqué."

Soll nun doch ein Etwas von Urtheil sich hier einmischen, mag es geschehen in dem, was der „Gesellschafter" (1843. Bl. 20.) aussprach nach Fouqué's Tode:

„Fouqué ist in Berlin gestorben. Wir betrauern seinen Tod in menschlich gerechter Theilnahme und in Hinsicht auf seine Familie, nicht in Bezug auf die jetzige strebende Literatur. Wir wollen aber auch den Spott und Hohn, dem er im Leben oft ausgesetzt war, von seinem Grabe abweisen; nun er todt ist, gilt allein noch sein wahres Dichten und Wesen. Und Fouqué war durch und durch Dichter, und im Ganzen und Großen, wie bis in's Einzelnste und Kleinste, ehrlich und folgerichtig in seiner Gesinnung. Wir verlangen jetzt Freiheit der Individualität, Selbstbestimmung in allen ideellen Dingen; wir müssen ihn deshalb in seiner Persönlichkeit gelten lassen. Sein dichterisches Schaffen ist historisch geworden, das heißt: es bezeichnet eine bestimmte, in der Entwickelung der Literatur nothwendige Phase der Poesie. Das ist der Ruhm seiner Schöpfungen. Die, welche ihn verhöhnten, mögen zusehen, ob ihre Schöpfungen historisch werden! Vieles von den seinigen ist freilich schon spurlos verschwunden, aber Vieles wird ihn überdauern, Anderes mindestens genannt werden müssen in der Geschichte unserer Literatur, und sein Andenken, in welchem wir billig sein Eigenstes und Bestes bewahren, ist eines Lebens und der vollsten Achtung werth!"

Erwähnt sey noch, daß Fouqué mich und meine

Familie erfreute durch eine aus seinem Selbsterlebten hervorgegangene Schilderung des berühmten Schauspielers Fleck, des mir persönlich unbekannt gebliebenen, mehrere Jahre vor meinem Ehebunde zur Gruft geleiteten Vaters meiner liebevoll wackeren Hausfrau. Jene Schilderung, für das Einschalten zu raumfordernd, läßt sich finden im „Gesellschafter" (1841. Blätter 104 bis 107) als Erinnerung an Fleck und Fouqué zugleich.

Wenn es mir durchführbar wäre, stets in der Jahresreihe vorzuschreiten, mußte ich früher schon meine Feder beschäftigen mit dem Professor Catel, Prediger und Lehrer bei der französischen Kolonie, nächstdem von 1806 bis 1825 Redacteur der „Vossischen Zeitung", auch ihr Urtheilsgeber für das Schauspiel zur Zeit Iffland's. Als dessen vertrauter, seine Verdienste schätzender Hausfreund, war er — gewiß unwillkürlich — mitunter zu nachgiebig mild, wurde mir auch mehrmals Gegner in Bezug auf meine in der „Spener'schen Zeitung" ausgesprochenen Ansichten über Erscheinungen auf der Bühne. Catel's Widerrede hielt sich immer anständig, das zeitraubende Entgegnen fand ich jedoch unbequem, und mein jugendlicher Uebermuth sagte ihm einmal öffentlich: „um die Leser nicht so oft mit Geringfügigkeiten zu belangweilen, fände ich wegen unserer beiderseitigen Federsünden vierteljährige Abrechnung rathsam." Vielleicht ließe sich dies offenherzig nennen, jedenfalls weiß ich, man wird es nicht als klug bezeichnen, weil zu berichten ist, daß eben meine

ersten Schauspiel-Versuche die Bühne erreichten. — Am 10. September 1813 kam mein, Schwank zu nennendes Lustspielchen: „Die selige Frau" zur Darstellung, und ich wurde nun überrascht durch Catel's Beurtheilung, die hier zugleich sein mit französischem Behagen gemischtes Wesen etwas andeutlich macht:

„Die selige Frau. Lustspiel in einem Akt von F. W. Gubitz. (Den 10. September zum ersten Mal, den 13. wiederholt.) — Es ließe sich eine Vergleichung zwischen Schauspielen und Gewässern anstellen. Die Tragödie wäre bekanntlich der Wasserfall, der Waldstrom; das Drama der ernste Fluß; das leichte Schauspiel der lachende Bach; das Lustspiel der tanzende Springbrunnen, die künstliche Kaskade; das komische Lustspiel ließe sich wohl mit dem Prellstein auf dem Wasser, das eigentliche Witzstück mit dem heißen Sprudel vergleichen: die selige Frau mit beiden, und der Verfasser mit einem Badegast, der an der Quelle steht und sich die goldene Freiheits-Muße mit Ricochet-Werfen vertreibt; nur daß im Spiel des Verfassers mehr als das Spiel, mehr als die glatte, leichte Außenseite liegt. Was er da so leicht vor uns über die Wasserfläche hinhüpfen läßt, sind Steine, keine Wasserblasen, Steine, das heißt bald starke, bald zarte, bald feine Empfindungen, treffende Reflexionen, treffende Satyre, epigrammatische Laune, lebendige Schilderungen und vor Allem das Bild der Weiblichkeit. Dies Alles in den beschränkten Rahmen eines Akts zu bringen, in die alten Formen eines Vormunds,

Mündels, Liebhabers, so viel Neues zu legen (eine schwere Aufgabe!) — aus drei wirklichen Personen sechs zu machen: Die selige Frau, das Mündel, der doppelte Kammerherr, der doppelte Vormund (eine noch schwerere), den Vormund ohne Verabredung, mehr offen und durch sich selbst als hinterrücks und verbündet zu foppen: dieses Alles, behaupte ich, ist kein geringes Verdienst. Bei einem gewöhnlichen Stück würde hier auf die Anzeige der Inhalt folgen und dem Publikum bliebe das Urtheil für oder wider. Bei diesem Stück muß vor allen Dingen das Publikum den Inhalt selbst auffassen, da von diesem Auffassen der Werth und die Wirkung des Stücks großentheils abhängt. Nur auf die einzige Scene der Liebeserklärung des männlichen Kammerherrn gegen den weiblichen muß ich aufmerksam machen. Sie ist ein Stück im Stücke, weit feiner erdacht, von weit köstlicherem Effekt als die Erscheinung des Doppel-Vormunds; diese wird gleich, jene später gefallen. Eben so ist die Anwerbung von der Mauer herab äußerst drollig und originell; weniger ist es der Liebesantrag des Vormunds. Sollte ich etwas darin verändert wünschen, so wäre es das letzte Detail, denn das erste Einfädeln der Scene ist wieder ganz allerliebst. — Hr. Unzelmann, Mad. Schröck, Hr. Rebenstein, lebten und webten in ihren Rollen, im Monolog wie im Dialog; mit einem guten Gedächtniß konnte man um viele Sentenzen und Witzeinfälle reicher nach Hause gehen. C."

Zufolge des zwischen uns Vorhergegangenen meinte ich verpflichtet zu seyn, dem mich an Jahren mehr als doppelt überragenden und die „selige Frau" in mir günstig guter Laune überschätzenden Catel für seinen, mir wohlwollend gestimmten Urtheilsbericht Dankesworte zu schreiben, doch persönlich nahten wir uns nicht, und das hier Mitgetheilte soll nur Eingang zum Künftigen seyn. —

Durch nach den Kriegsjahren 1813 bis 1815 wieder bewegteren künstlerischen und freieren schriftstellerischen Betrieb wurde ich angeregt, der „Spener'schen Zeitung" einen andern Berichtgeber für die Schauspiele der Berliner Bühne zu vermitteln: ein Beweggrund dazu war auch mein Uebereinkommen mit Cotta in Bezug auf sein „Morgenblatt". Mein „Gesellschafter" kam (1817) ebenfalls heran, und ich blieb getrennt von der Mitarbeit bei irgend einer anderen preußischen Tagesschrift. Da hatte nun im Anfang der zwanziger Jahre die „Vossische Zeitung" für die Berliner Bühne, der sich Catel nach Iffland's Tode abwandte, einen sehr ausfälligen Beurtheiler, der durch Einwirken der Schauspieler und Schauspielerinnen von Oben herab als unbefugt bezeichnet und seine Entfernung befohlen wurde. Jetzt wandte sich der Eigenthümer der „Vossischen Zeitung", Justiz-Commissarius Lessing, im Mai 1822 an mich, ich hatte aber verweigernden Bescheid zu geben, und empfing nun von Catel ein Schreiben, das damit endet:

„Meinerseits sey es schließlich unverhehlt: ich war

es, der Hrn. Lessing veranlaßte, sich an Sie zu wenden mit unserm Gesuch, und dies, von einem vormals zuweiligen Gegner, dürfte ja wohl Ihre Nachgiebigkeit für unsern Wunsch erwecken."

Auch Catel, der eben mit einem gefährlichen Augenübel kämpfte, konnte meinen mir nothwendigen Entschluß nicht ändern; seine Zuthulichkeit war mir aber anmahnend, ihm bei einem Besuch die Gründe meiner Weigerung zu entwickeln, was zu dauernder Vertraulichkeit und mancher späteren schriftstellerischen Beihülfe für mich gedieh. — Von jenem Antrage dachte ich befreit zu seyn, es folgte aber im Winter des bezeichneten Jahres eine mich überwältigende Bestürmung. — Der Schauspieler Pius Alexander Wolff hatte sich, wie mir erst nachträglich einleuchtete, mit dem Eigenthümer der „Vossischen Zeitung" verbündet; ich wurde zu einem abendlichen Gastmahl eingeladen und fand dort im Kreise von Schauspielern und Schauspielerinnen den Justiz-Commissarius Lessing. Als die Mitternacht nahe, und der mir nicht behagliche Champagner bei den andern Gästen im Wirken war, erhob sich der Genannte von seinem Sitz, sprach aus, was er von mir wirkungslos gewünscht habe, und rief nun die Gesellschaft zu Hülfe. Meiner widerständigen Ungefügigkeit folgte tosende Bewegung, wobei Schauspielerinnen, die gern ihren Beruf auch in der Wirklichkeit liebenswürdig üben, sich fußfällig einmengten. Dadurch in Verlegenheit, sagte ich endlich: „Ei, soll es seyn, so mag es seyn!" Sogleich lärmte Jubel, der Vor- und Zuredner sprach

der Gesellschaft und mir seinen Dank aus, setzte aber hinzu: „Ein Sprüchwort behauptet: Versprechen bei'm Weine binden nicht; Dergleichen ist bei dieser Verheißung nicht zu erwarten. Der Herr Professor wird das Referat übernehmen, aber vielleicht nur für kurze Zeit; bitten Sie ihn mit mir, daß er es auch dauernd übernehme." — Die wirrige Toserei war sogleich erneuert bis zum Lästigsten, und mir enteilte der Ausruf: „Gut, gut, bis Sie mit mir unzufrieden sind!" wonach der juristisch Eingreifende erwiederte: „Diese Zusage nehme ich an für mich und meine Erben, die Hand darauf!" — und ich schlug ein. — Ich habe mein Wort bewährt bis auf die jetzigen Tage, und dies schrieb ich im Jahre 1869. — Die erste Folge war nun, daß ich für meine Zeitschrift in Bezug auf das Schauspiel der Berliner Bühne — die Oper war in der „Vossischen Zeitung" stets Anderen überlassen — mir einen Berichtgeber beschaffen mußte: denn zwei Stimmen mir anzumaßen widerstrebte meinem Denken und Empfinden. — Nachdem im Jahr 1824 das „Königsstädtische Theater" gegründet war, hatte ich es auch durch erwählte Beihülfe mit diesem zu thun, konnte aber im Jahre 1844 dieser damals tief gesunkenen Bühne mich entziehen, glaubte auch Anlaß zu haben, meines Mannesworts mich für entledigt zu halten, was mir aber nicht zugestanden wurde. — Hier sey nur noch des einundachtzigjährig gewordenen Samuel Heinrich Catel gedacht, wozu nach seinem Tode (am 27. Juni 1838) meine Zeitschrift (Bl. 116) behülflich wird durch die Aeußerung:

„Der „Gesellschafter“ verliert an ihm einen lieben Mitarbeiter; er war es, so lange ihm dazu Kräfte blieben, so daß wir noch in diesem Jahr Einsendungen von ihm empfingen. Da der Verstorbene nicht erlaubt hat, die Aufsätze mit seinem Namen zu bezeichnen, ehren wir seinen Willen auch noch jetzt, geben darüber keine näheren Mittheilungen. Er hat ein bewegtes, mit inneren Kämpfen belastetes Leben geführt, und aus gramvollen Zuständen sich zu einem bewundernswerthen heiteren Gleichmuth gerettet, der ihm bis in ein solches Alter hin die Freude an den literarischen Bestrebungen, an Natur und Kunst nicht verkümmerte, und selten findet man ein so wahrhaftes Bild eines echten Philosophen, wie wir es in ihm vor uns sahen. Er war, zum Prediger bei der Französischen Kolonie berufen, mit feinem Verständniß gewandt in der deutschen wie in der französischen Sprache: mehrere Uebersetzungen und eine von ihm besorgte Ausgabe des „Dictionnaire de l'Académie française“ beweisen dies in vollem Maße. Vom Jahre 1806 bis 1825 führte er die Redaction der Berliner „Vossischen Zeitung“, die ihm eine verdiente und treffliche Nachrede widmete. Dieselbe Treue, die wir in seinen Amtsführungen wahrnehmen, zugleich von der humansten Milde begleitet, zeichnete ihn auch aus als Familienvater, Freund und in der Geselligkeit, so daß wir mit bestem Recht sagen dürfen: er war in jeder Hinsicht ein Vorbild Andern zur Nacheiferung. Ehre und herzliche Erinnerung sey ihm geweiht!“

Aus der Vergangenheit rufe ich jetzt in meine Erinnerungen zwei gesellige Verbindungen, den „Künstler-Verein" (gestiftet im Jahr 1815) und die „Literarische (Mittwochs-) Gesellschaft" (gestiftet im Jahr 1824). — Was ich bei dem, vom Bildhauer und Akademie-Director Johann Gottfried Schadow geleiteten Betrieb der Künstler zu thun hatte, bestand in Mittheilung dessen, was ich über Kunst aus Zeitschriften, später auch aus dem Brieflichen für den „Gesellschafter" zusammentrug, wobei ich nach dem Maß meiner Kräfte mich bestrebte, Kunst und Wissenschaft zu verbinden. Daneben wurde ich für allerlei Festlichkeit — zumeist für die, dem Tage der „heiligen drei Könige" angehörende Stiftungs-Feier — sehr beschäftigt in der Reimerei. Ehe ich Theilchen davon einschiebe, gehe voran das Weihe-Gedicht unseres verewigten Meisterdichters:

Dem edlen Künstler-Verein in Berlin.

Von Goethe.

(Epiphanias 1817.)

Zu erfinden, zu beschließen,
Bleibe, Künstler, oft allein,
Deines Wirkens zu genießen,
Eile freudig zum Verein.
Hier, im Ganzen, schau', erfahre
Deinen eignen Lebenslauf,
Und die Thaten mancher Jahre
Geh'n dir in dem Nachbar auf.

Der Gedanke, das Entwerfen,
Die Gestalten, ihr Bezug,
Eines wird das Andre schärfen,
Und am Ende seys genug!
Wohl erfunden, klug ersonnen,
Schön gebildet, zart vollbracht,
So von jeher hat gewonnen
Künstler kunstreich seine Macht.

Wie Natur im Vielgebilde
Einen Gott nur offenbart,
So im weiten Kunstgefilde
Webt Ein Sinn der ew'gen Art:
Dieses ist der Sinn der Wahrheit,
Der sich nur mit Schönem schmückt,
Und getrost der höchsten Klarheit
Hellsten Tags entgegen blickt.

Wie beherzt in Reim und Prose
Redner, Dichter sich ergehn,
Soll des Lebens heit're Rose
Frisch auf Malertafel stehn,
Mit Geschwistern reich umgeben,
Mit des Herbstes Frucht umlegt,
Daß sie vom geheimen Leben
Offenbaren Sinn erregt.

Tausendfach und schön umfließe
Form aus Formen deiner Hand,
Und im Menschenbild genieße:
Daß ein Gott sich hergewandt.
Welch ein Werkzeug ihr gebrauchet,
Stellet euch als Brüder dar:
Und gesangweis flammt und rauchet
Opfersäule vom Altar.

Von meinen Versen für den „Künstler Verein" sey nur angereiht, was ich im Jahre 1817 dem

Stiftungs-Fest, dann der Erinnerungs-Feier für Albrecht Dürer am 18. April 1828 — nach drei Jahrhunderten seines Hinscheidens — mitgab. Er ist mein Ahnherr in der Holzschnitt-Kunst, und es sey mir vergönnt, meine Verehrung, die für den Meister Albrecht Dürer — der Zeitgenosse Raphael's war — stets in mir lebte, mitsprechen zu lassen.

Dürer und Raphael.

Der Dürer und der Raphael
Ersehnten in den gleichen Zeiten
Sich Macht, das Reich der Kunst zu breiten,
Und zu erspäh'n des Schönen Quell. —
Nun stets zum höchsten Ziel gewandt
Im kühnen Ringen, mächt'gen Ahnen,
Hat Beider Geist auf zweien Bahnen
Mit frommer Lust sich oft erkannt.

Als einst ihr Sinnen aufwärts schwebt,
Verschwinden plötzlich alle Räume,
Sie nahen sich, — es sind nicht Träume,
Daß Geist vereint in Liebe lebt! —
Sie grüßten sich und sah'n sich nicht,
Gleich schwunghaft war ihr gleich Ermuthen,
So mußten sich die gleichen Gluthen
Begegnen auch am Himmelslicht.

Doch konnten bis zur Erde schwer
Das Allempfund'ne sie bewahren,
Da wünschten aus der Engel Schaaren
Von Gott sie einen Führer her.
Wie Beider Herz einst flammt und schafft,
Erklang es, da erneut sie flehten:
„Euch sendet Gott, den ihr erbeten,
Er sendet Strahl der gläub'gen Kraft!"

Von einem Engel schön und mild,
Seh'n sie vereinigt sich gehalten,
Und vor der Seele sich gestalten
Ein leicht verschleiert Wunderbild.
Der Engel sprach: „Es ist Natur;
Wie hoch sich oft Gedanken lenken,
Wie weit sich Kunst und Wissen denken:
Heil ist auf ihrem Wege nur!

Geheim, als ew'ge Mutter, nährt
Sie ihr geliebtes Kind, die Erde,
Daß Sonne, Blüth' und Frucht ihr werde,
Und Ruh' ihr neue Kraft bewährt;
Sie ist die Allversorgerin,
Läßt drum den Blick zum Aether glänzen,
Und zeigt — mit Kreuz und Palmenkränzen —
Die Menschheit zu dem Ew'gen hin.

Weiht euer Herz ihr zum Altar! —
Der Erde himmelvolle Zeichen,
Und was vom Jenseits zu erreichen,
Enthüllt Natur euch treu und wahr;
Durch sie nur stützt sich Kunst allein:
Nie sey nur Vorbild Dem entnommen,
Was Hohes schon durch sie gekommen,
Sie selbst will stets euch Vorbild seyn!

Wie ihr sie ehrt, das gilt ihr gleich,
Doch keinen Götzen wird sie dulden;
Vergeßt ihr Sie, dann schließt Verschulden
Auf ewig euch ihr Strahlenreich!
Doch treu gewiß bleibt, wer sie sah,
Leicht prüft ihr, ob sie euch nicht fehle:
Hat Herz noch Glauben, Kraft die Seele,
Der Sinn noch Demuth, ist sie nah. —

Dann folgt, wohin die Gluth euch reißt!
Ihr sollt, was da ist, nicht verkennen,
Doch euch vom inn'ren Zwiespalt trennen,
Sollt walten lassen eig'nen Geist.
Wer ihm entsagt, der wird zum Knecht! —
Es kann der Nord zum Süd nicht schwinden,
Das Jetzt sich nicht Vergang'nes finden:
Denn Alles will sein eigen Recht!" —

Der Engel schwand; — ein heil'ger Schwur
Hat beide Künstler tief durchdrungen:
Was Beiden Herrliches gelungen
Entstand im Bunde mit Natur,
Und jede Kraft such' ihre Spur! —
Wie hoch Gedanken oft uns lenken,
Wie weit sich oft die Künste denken:
Heil ist auf ihrem Wege nur!

Bei diesem Gedicht ist darauf hinzuweisen, daß mehrere Maler in Frommscheinerei, die damals nach den Krieges- und Siegeskämpfen absichtlich sehr verbreitet war, das Altdeutsche in der Malerei mit Steifheit sich anbildeten, und schon früher hatte ich in meiner Dichterei für den „Künstler-Verein" versucht, dorthin zu leiten, wo stets ein richtiger Weg sich finden läßt. — Schließlich sey noch angedeutet, wie ich auch zur Heiterkeit behülflich seyn wollte, und in dieser Beziehung beschränke ich hier mich ebenfalls auf den, Dürer gewidmeten Festabend.

Künstlerlied bei'm Wein.

Freunde, wir sind hier versammelt,
Dürer's eingedenk zu seyn,
Und das Hirn wär' uns verrammelt,
Thäten wir es nicht bei'm Wein;

Auf des Daseyns trock'nem Boden
Führen lust'ge Episoden
Wir mit Bacchus Gluthen ein.

Leben nach dreihundert Jahren,
Das hat freilich seine Noth,
Doch ein Gott wird uns bewahren
Vor dem Leben matt und todt;
Alter Ruhm mag uns gebrechen,
Singen können wir und zechen
Ganz nach altem Korn und Schrot.

Frohsinn läßt mit sich nicht pfuschen,
Ungetheilt nehm' er uns hin,
Alle Grillen zu vertuschen,
Das ist heut ein Kunstgewinn:
Bei dem Geist aus vollen Flaschen,
Laßt Moral in leeren Taschen,
Seht, dann ist doch etwas d'rinn!

Nur sey nie durch Weines-Düfte
Eurem Geist der Strahl geraubt;
Zeus nahm Bacchus aus der Hüfte,
Pallas sprang aus seinem Haupt!
Bacchus sey nur unsre Stütze,
Daß uns Pallas kräft'ger schütze,
Bis ihr Kranz uns einst umlaubt.

Sie und Wir.

(Bei dem Lebehoch für Frauen.)

Auf, ihr Künstler, seyd galant,
Lasset Lob ertönen,
Bringt den Becher mit Verstand
Im Plural: den Schönen! —

Und erregt bei'm Lob der Frauen
Agnes Dürer heimlich Grauen,
Spricht man doch nicht gern davon!

Leben wie im Paradies,
Das ist freilich selten,
Denn Ihr wißt, daraus verwies
Uns der Herr der Welten;
Läßt sich nun an bösen Frauen
Eva noch als Ursach schauen,
Spricht man doch nicht gern davon!

Voll Vertrauen nehmt das Joch
Einer holden Eva;
Giebt es unter Juden doch
Manchen edlen Schewa —
Und will Spottgezücht den Frauen
Wen'ger gar als Jenen trauen,
Spricht man doch nicht gern davon!

Auf des Daseyns Sonnenhöh'n
Wandeln wir nicht Alle,
Und das Leben wird erst schön
Durch ein Bischen Galle;
Sollten nun dabei die Frauen
Ueber's rechte Schnürchen hauen,
Spricht man doch nicht gern davon! —

Doch die Fehler uns'rer Schaar
Sieht wohl selbst ein Blinder:
Künstler bleiben immerdar
Grenzenlose Sünder;
Ist demnach, ihr edlen Frauen,
Nie auf Künstlervolk zu bauen,
Spricht man doch nicht gern davon!

Denn sonst möcht' es sicherlich
Uns gar übel gehen,
Darum wird man lieber sich
Nach dem Winde drehen. —
Hebt die Becher! — wackre Frauen
Giebt es viel in deutschen Gauen,
Und man spricht recht gern davon!

Zunge, Pinsel, Feder.

Sänger, womit singt man?
  Mit der Zunge!
Trinker, womit trinkt man?
  Mit der Zunge!
Womit läßt sich Witz verbreiten
Und der Ruhm der alten Zeiten?
  Mit der Zunge!
Darum, zu dem Schmuck des Festes,
Thue Jeder heut sein Bestes
  Mit der Zunge!

Künstler, womit malt man?
  Mit dem Pinsel!
Und die Schulden zahlt man?
  Mit dem Pinsel!
Womit wollen wir uns morgen
Niederkämpfen alle Sorgen?
  Mit dem Pinsel!
Darum wünsch' ich, daß auf Erden
Allzeit rasch wir fertig werden —
  Mit dem Pinsel!

Womit kritisirt man?
  Mit der Feder!
Womit opponirt man?
  Mit der Feder!

Womit strafen wir die Laster
Aller feilen Kritikaster?
Mit der Feder! —
Ja, will Albernheit sich brüsten,
Darf die Kunst sich kräftig rüsten
Mit der Feder!

Die Mäcene.

Mäcene gab's vor Zeiten
Zum Schutz der edlen Kunst:
Die Reichen sah man streiten
Um eines Künstlers Gunst;
Jetzt heißt's im Sinn der Köche,
Nicht Kunst sey, was nicht röche
Nach Wein- und Bratendunst.

Man hat Papier-Magnaten,
Die Börs' ist ihr Altar;
Mäcene und Ducaten
Sind dort gewaltig rar;
Und hat man sie erstritten,
Sind Beide stark beschnitten:
Ihr Werth ist nicht mehr wahr!

Ob da ein Tücht'ger werbe
Um Ruhm in Lebenslast,
Er hört nur ein „Süperbe!"
Und höchstens noch mit Hast:
„Die Kunst ist meine Puppe;
Ich bitt', auf eine Suppe
Seyn Sie für Heut mein Gast!"

Es ist nur modisch Plappern
Was Ehr' und Gold noch bringt;
Das Echte gilt für Klappern,
Und alles Neue klingt! —

Der Narr im Meisterstuhle
Hält großen Mauls die Schule,
Ob's überall dann hinkt.

Ein Maler, der mit Schwänken
Nicht dienstbar ist zur Hand,
Hat Leinwand nicht in Schränken:
Sie hängt ihm an der Wand;
Sein Gold vergeht an Rahmen,
Und Muth und Kraft erlahmen,
Bevor er Hülfe fand.

Mäcen war sonst ein Zahler
An edler Künste Thron,
Jetzt wird der eitle Prahler
Aus Gnade Kunstpatron; —
Doch lieber schmale Bissen,
Als Hut' und Schuh zerrissen
In nied'rer Devotion!

Kehraus!

Lasset nun den Künsten allen
Einen frohen Gruß noch schallen
Zu dem Kehraus!
Nur wer sich erhebt mit Schreien
Und sich hält durch Flunkereien,
Der geht leer aus
Bei dem Kehraus!

Will's der Maler tüchtig treiben,
Muß Natur ihm immer bleiben
Großes Lehrhaus!
Mag gut fahren, wer gut schmieret,

Wer in's Blaue sich verlieret,
    Der geht leer aus
    Bei dem Kehraus!

Bildner, die subtil verfeinern,
Kühlen Sinn's den Stein versteinern,
    Marsch in's Lehrhaus!
Wer nur feilet glatt und zierlich,
Transparent und wie papierlich,
    Der geht leer aus
    Bei dem Kehraus!

Nichts verschnörkelt, nichts verschniegelt,
Architekten, dies besiegelt
    Uns zum Kehraus!
Baut antik und bauet gothisch,
Doch baut Einer nur chaotisch,
    Der geht leer aus
    Bei dem Kehraus!

Kupferstecher, Formenschneider
Bilden jetzt das Rüsslein leider
    Immer mehr aus!
Wenn im pimpfigen Punktiren
Sie den edlen Strich verlieren,
    Geh'n sie leer aus
    Bei dem Kehraus!

Schauspielkunst mag mit uns schöpfen,
Doch ihr Köpfen und ihr Schröpfen
    Hält man schwer aus!
Fröhnt die Schauspielkunst der Mehrheit,
Daß man schau viel Dunst der Leerheit,
    Geht sie leer aus
    Bei dem Kehraus!

Darauf nun, Herr Fest-Verweser,
Leeren wir die vollen Gläser
Zu dem Kehraus!
Und wer dieses Tag's nicht denket,
Der uns Freuden hat geschenket,
Gehe leer aus
Bei dem Kehraus!

Dieser „Künstler-Verein“ hielt sich in seiner Geselligkeit lebendig, so lange die Kräfte der ältesten Mitglieder in Berührigkeit blieben; dann endete er wie Licht ohne Nahrung, und es entstanden achtungswerthe Künstler-Verbindungen in anderen Richtungen.

Vom Jahre 1824 an ist nun aus Schriftlichem und Andenklichem über die „Literarische (Mittwochs-) Gesellschaft“ zu berichten, über diesen Verein, der sich anfangs nach dem Tage seiner Versammlungen, später „Gesellschaft für in- und ausländische Literatur“ benannte, bei Erwähnung aber meist den ersten Namen behielt, obwohl der Mittwoch dem Montage hatte weichen müssen. Seit seinem Entstehen ertrug dieser schriftstellerische Bund viel unbegründetes Anfechten ohne Widerrede, hatte gesetzlich die Mitglieder verpflichtet, nichts in die Oeffentlichkeit zu senden über das Bewegen in dem anspruchslosen Kreise. Jenes Anfechten in aller Fülle zu beachten, ist unnöthig; den Verein selber muß ich mir aber wieder beleben in meinen Erinnerungen, denn sie leiten mich zu Begegnissen mit andenkenswerthen Persönlichkeiten. Dabei ist hier erst das Geschichtliche jener Gesellschaft eingekürzt heranzuziehen, und es

bringt — wie ich meine und glaube — Ansprechendes mit.

Im October 1824 wurde durch den Kammergerichts Director Julius Eduard Hitzig — auch in der Lesewelt bekannt — ein Aufruf verbreitet, der unter Anderem äußerte:

„Während von Tage zu Tage das Unkraut im Garten der Poesie üppiger wuchert, blühen doch auch hier und dort darin die schönsten Blumen. Aber wer hat, oder wer nimmt sich die Zeit, den weitläuftigen Raum auf das Gerathewohl zu durchwandern, um nach seltenen Gewächsen zu spüren, und so, ehe die Kunde davon sich verbreitet, ist ein neues Jahr erschienen, das mit breitem Strome das Neue aus den Buchläden wegspült, um dem Neuesten Platz zu machen und jenes unabwendbar dem Lethe zuzuführen. Sollte nicht dieser betrübenden Erfahrung für die Dichter, und sollte nicht einer noch traurigeren für die Freunde der Poesie in unsrer weitläuftigen Stadt, daß nämlich Keiner den Andern kennen lernt, wenn sie nicht der Zufall zusammenführt, durch einen Verein abgeholfen werden können, der beschlösse, sich wöchentlich einmal, vorläufig in den Winterabenden, zu versammeln, sich gegenseitig das Neueste aus der poetischen Literatur durch Vorlesung einzelner Gedichte aus den Sammlungen, dramatischer Werke von nicht zu großem Umfange u. s. w. zur Kenntniß zu bringen und nach den Lesestunden zu besprechen? Wohl verstanden aber, das Neueste von **Anderen**, **nicht von Mitgliedern des Vereins**; vielmehr

müßte es ein unabänderliches Grundgesetz seyn, daß es keinem solchen gestattet werde, eigene oder Arbeiten von anwesenden Freunden vorzulesen: denn das stört alle Freiheit des Urtheils, und führt entweder zur Feindlichkeit, oder, was noch schlimmer ist, zur Lobhudelei."

Rasch erregte dieser Vorschlag Beistimmung; am 26. October 1824 wurde der Verein gestiftet und am 3. November hatte er den ersten Abend seiner Wirksamkeit. Das Grundgesetz: „Nichts darf vorgelesen werden, was von einem der Mitglieder verfaßt worden, eben so wenig von Gästen etwas, was diese selbst gedichtet haben", erhielt in den „Statuten" noch den Nachsatz: „Keines der Mitglieder darf über die Gesellschaft etwas drucken lassen, sey es tadelnd, lobend oder bloß berichtend, indem sie unter allen Umständen der Oeffentlichkeit fremd bleiben will." Die Kosten, auch für den allmäligen Ankauf der Bibliothek, wurden durch mäßige Geldbeiträge gedeckt, und das nach der Vorlesung und Besprechung bereite Mahl beanspruchte nur, seltene Feste ausgenommmen — wobei das strenge Gesetz ohne Einfluß war — einen sehr geringen Aufwand. Die Geschäfte besorgten einige Mitglieder, die Verhandlungen über das Vorgetragene wurden aufgezeichnet, so weit sie als urtheilendes Ergebniß zu betrachten waren. — Bald weitete sich der Inhalt der Vorlesungen allseitig, und nichts, was sich in angenehmer Form bot, von welchem Standpunkt es kam, wurde vermieden. Die Kenntniß der mannichfachsten Rich-

tungen in der Literatur machte sich immer bestimmter zum Zweck. Bei umfänglichen Werken gaben die Vorleser oft erst eine, zuweilen sehr mühsame Uebersicht des Ganzen und bekräftigten ihre Meinung mit dem Vortrag des Wesentlichsten. Wie gemeinsam die Neigung zum Gemeinsamen im Bereich des Wahren und Schönen sich äußerte, bezeugt sinnig das von Chamisso der Gesellschaft geweihte Festlied: „Herein!" (Gedichte, zweite Auflage, S. 218), worin der Tragiker, Komiker, Mimiker, Lyriker, Musiker, Maler, Uebersetzer und — Leser Einladungen empfangen. Man wollte eben auf den verschiedenen Wegen des Kunstgeistigen vertrauter werden, dabei unbefangen alle Parteien vernehmen, wie dies hervorgehoben ist in einem, für das Stiftungsfest des Vereins bestimmten Liede Eichendorff's, das mit dem Verse schließt:

„Frische Fahrt dann, nah und fern,
Allen muth'gen Seglern,
Die getreu dem rechten Stern,
Schleglern oder Heglern."

Wie man sich dabei die erheiternde Geselligkeit dachte und wünschte, das möge bezeichnend werden aus wenigen Zeilen eines, „Leben und Lebenlassen" überschriebenen Liedes für den Verein von Karl Schall:

„Wir wissen ja nicht nur zu wissen,
Nein auch zu leben wissen wir;
Wie wir uns wissensernst beflissen,
Nur lebenslustig sind wir hier:
Das Utile treibt man daheim,
Hier ist das Dulce Bundesheim." —

Wodurch erregte denn aber ein so harmloser Verein den galligen Geifer Böswilliger? wird man fragen, und ein Rückblick auf die Vergangenheit erklärt dies leicht. In der ersten Zeit des Bestehens der Gesellschaft hatte unsre Literatur die unersprießlichen, oft die Grenzen des Anstandes überschreitenden Kämpfe gegen Goethe, und in jenem Kreise gab man dem geliebten Dichter, damals schon seinem achtzigsten Jahre nah, freundliche Zeichen der Achtung und Theilnahme. Die Mißhandlungen, die Goethe in Büchern und Zeitschriften erdulden mußte, und sie erduldete ohne Entgegnung, waren mitunter von so abscheulicher Niedrigkeit, daß jeder Ehrenhafte sich empört fühlen mußte, und in dieser Stimmung hatte eine Gesellschaft, die vermöge ihres Grundgesetzes nicht öffentlich wirken konnte noch wollte, gegen so widerwärtige Schmähung keinen andern Ausdruck als den erwählten: nämlich innerhalb ihres Zwecks dem Tiefgekränkten die ihm gebührende Verehrung zu bezeugen. Dies geschah durch die, dem Stiftungsfest beigesellte Feier seines Geburtstages, zuerst 1825, und da herrschte, wie überhaupt bei den seltenen, auch den Frauen und Töchtern gegönnten Festen, freie Unterhaltung. Im nächsten Jahre (1826) kam man auf den Gedanken, den Mitgliedern für das beste bezügliche Gedicht als Preis einen Ring mit dem Bildniß Goethe's zu bestimmen, und Zelter, der nicht Mitglied war, wurde Prüfungsrichter. Von zwölf

Einsendern gewann Houwald den Preis.*) Auch in den folgenden Jahren feierte die Gesellschaft Goethe's Geburtstag, und dies war es, was ihr alle Anfälle jener Parteien zuzog; vergebens sucht man einen andern Anlaß, wenn sich nicht etwa die durch Stimmenmehrheit erfolgte Nichtaufnahme Eines oder des Andern sich um Mitgliedschaft Bewerbenden einmischte, was nicht zu beweisen ist. In Rede kam fast durchgängig nur der erwähnte Anlaß, der zu den sinnlosesten Beschuldigungen ausgebeutet war, um so gereizter, als Goethe selbst sich der Gesellschaft wohlwollend und rathend zuwandte, was natürlich ist. Er war damals erfüllt von dem gläubigen Gedanken einer das Menschenthum überall fördernden „Weltliteratur" und suchte dazu Mitwirkung „National Literatur will jetzt nicht viel sagen, die Epoche der Weltliteratur ist an der Zeit und Jeder muß dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen", so äußerte er sich (1827) in einem Gespräch mit Eckermann, weiter darauf eingehend. Diese Ansicht erläuterte er auch, wenn Mitglieder der Gesellschaft ihn besuchten, und so verstärkte er den Antrieb, daß diese ihre Lesungen und Besprechungen auf die auswärtige Literatur umfassender ausdehnte, wozu Goethe Leitung gab in folgendem, als

*) In dem 1854 und 1855 (Berlin, Vereins-Buchhandlung) erschienenen Werke: „Berühmte Schriftsteller der Deutschen" sind die Verhandlungen, sämmtliche Gedichte und der durch Gründe unterstützte Ausspruch Zelter's zu finden.

Antwort auf ein Glückwunschschreiben zu seinem achtzigsten Geburtstage dem Verein zugeschickten Schreiben an Hitzig:

„Geneigtest zu gedenken.

Wenn eine Gesellschaft deutscher Männer sich zusammen begab, um besonders von deutscher Poesie Kenntniß zu nehmen, so war dies auf alle Weise zulässig und höchst wünschenswerth, indem diese Personen sämmtlich, als gebildete Männer, von dem übrigen deutschen Literatur- und Staatswesen im Allgemeinen und Besondern unterrichtet, sich gar wohl die schöne Literatur zur geistreich vergnüglichen Unterhaltung auswählen und bestimmen durften. — Sage man sich daher, daß die schöne Literatur einer fremden Nation nicht erkannt und empfunden werden kann, ohne daß man den Complex ihres ganzen Zustandes sich zugleich vergegenwärtige. — Dies geschieht nur zum Theil, indem wir Zeitungen lesen, die uns ausführlich genug von öffentlichen Dingen unterrichten. Dies ist aber nicht hinlänglich, sondern man hat noch hinzuzufügen, was sie in kritischen und referirenden Journalen von sich selbst und von den übrigen Nationen, besonders auch von der deutschen, für Gesinnungen und Meinungen, für Antheil und Aufnahme zu äußern veranlaßt sind. Wollte man, zum Beispiel, sich mit der französischen neuesten Literatur bekannt machen, so müßte man die seit zwei Jahren gehaltenen und im Drucke erschienenen Vorlesungen, als Guizot: Cours de l'histoire moderne; Villemain: Cours de la literature française, und

Cousin: Cours de la philosophie kennen lernen. Das Verhältniß, das sie unter sich und zu uns haben, geht hieraus am deutlichsten hervor. Noch lebhafter vielleicht wirken die schneller erscheinenden Blätter und Hefte: Le Globe, La Revue française und das zuletzt erscheinende Tagesblatt: Le Temps. Keins von allen diesen ist zu entbehren, wenn wir das Hin und Wider jener in Frankreich sich balancirenden Bewegungen, aller daraus entspringenden Wogungen vor unserm Geiste lebendig erhalten wollen. — Die deutsche Poesie bringt, man darf nur die tagtäglichen Productionen und die beiden neuesten Musenalmanache ansehen, eigentlich nur Ausdrücke, Seufzer und Interjectionen wohldenkender Individuen. Jeder Einzelne tritt auf nach seinem Naturell und seiner Bildung; kaum irgend etwas geht ins Allgemeine, Höhere, am wenigsten merkt man einen häuslichen, städtischen, kaum einen ländlichen Zustand; von dem, was Staat und Kirche betrifft, ist gar nichts zu merken. Dies wollen wir nicht tadeln, sondern gelten lassen für das, was es ist. Ich spreche es nur deshalb aus, um zu sagen: daß die französische Poesie, so wie die französische Literatur sich nicht einen Augenblick von Leben und Leidenschaft der ganzen Nationalität abtrennt, in der neuesten Zeit natürlich immer als Opposition erscheint und alles Talent aufbietet, sich geltend zu machen, um den Gegentheil niederzudrücken, welcher dann freilich, da ihm die Gewalt verliehen ist, nicht nöthig hat, geistreich zu seyn. Folgen wir aber diesen leb

haften Bekenntnissen, so sehen wir tief in ihre Zustände hinein, und aus der Art, wie sie von uns denken, mehr oder weniger günstig, lernen wir uns zugleich beurtheilen, und es kann gar nicht schaden, wenn man uns einmal über uns selbst denken macht. — Darf ich aufrichtig reden, so wird hierdurch ein größerer Vortheil erzielt, als wenn wir uns mit ausländischen Dichtern in Correspondenz setzen wollten. Die besten bleiben immer in ihrem Kreis beschränkte Individuen, welche in solchem Falle gar nichts thun könnten, als schönstens zu danken, wenn man ihre Sachen gut findet. Setzte man daran aus, so ist das Verhältniß sogleich aufgehoben. Befolgt man aber jenen vorgeschlagenen Gang, so wird man sehr schnell von Allem, was öffentlich wird und der Oeffentlichkeit sich nähert, vollkommen unterrichtet. Bei dem jetzigen schnellwirkenden Buchhandel bezieht man ein jedes Werk sehr eilig, anstatt daß der Autor, wie ich oft erfahre, eine solche Gabe erst durch Gelegenheit schickt und ich das Buch lange schon gelesen habe, wenn ich es erhalte. — Aus allem dem ist ersichtlich, daß es keine geringe Aufgabe ist, eine solche Literatur der neuesten Zeit zu durchdringen. Ueber die Englische, wie über die Italienische, müßte man wieder besonders reden: denn das sind wieder ganz andere Verhältnisse. — Doch ich schließe hier, damit Gegenwärtiges nicht länger zurückbleibe, erbiete mich, auch in der Folge über die Hülfsmittel mich bescheidentlich zu äußern, danke zum allerschönsten für die liebenswürdige Beachtung meines Anden-

fens und für jenes Schreiben, gezeichnet mit so vielen werthen Namen. Geben Sie mir manchmal Nachricht von dem Fortwalten Ihrer Bemühungen. Empfehlen Sie mich Hrn. Geh. Rath Streckfuß und der übrigen Gesellschaft zum angelegentlichsten.

Weimar, den 11. November 1829.

Treu angehörig

J. W. Goethe."

Zu dem erweiterten Willen, von den neuesten geistigen Erzeugnissen der Fremde möglichst schnelle und genaue Kenntniß zu nehmen, den steten Entwickelungsgang der bildenden Künste auch bei andern Völkern sich klar zu machen, hatte die Gesellschaft für die wichtigsten europäischen Sprachen besondere Berichterstatter, welche in lebhaftem Verkehr mit dem Auslande ihnen rasch zugesandte Werke desselben im Ganzen lasen, Vortrag darüber hielten und zum Schluß das Bemerkenswertheste vortrugen. Dies geschah bei den bekannteren Sprachen aus dem Original, bei anderen, z. B. dem Spanischen und Russischen, in der Uebersetzung, die meist der Vortragende selbst übernahm. Neben dem Deutschen, was immer Vorzugsrichtung blieb, ist Spanisches und Portugiesisches, Englisches, Französisches und Italienisches, Russisches und Serbisches in bunter Abwechselung vorgekommen. Dem Allen bezeugte Goethe eifrige Aufmerksamkeit, widmete (1830) „in öffentlichem Ausdruck dankbaren Antheils" der Gesellschaft die seinerseits noch mit einer Einleitung begleitete Uebertragung von „Thomas Carlyle

Leben Schiller's", wie denn auch Professor Wolf in Jena der Gesellschaft ein Werk zueignete. Bis in das Jahr 1831 wurde Goethe's Geburtstag — zuletzt sein dreiundachtzigster — gefeiert, trotz des damals in Aussicht stehenden Krieges und der heranziehenden, von Furcht und Schrecken begünstigten Cholera. In einer Ansprache für diesen Tag heißt es: „Möchte es darum geschehen, unsern Landsleuten in Südwesten, die uns so gern der „Goethemanie" zeihen, zu beweisen, daß ein drohender Krieg und eine nahende Pest uns eben so wenig als ihre Verketzerung von einer Verehrung abzubringen vermocht, die wir als Pflicht jedes Deutschen anerkennen, der noch Sinn hat für das Höchste, was aus seinem Vaterlande hervorging. Freilich, Verehrern des neuen „Völkerfrühlings", um uns des seit Juli 1830 geläufigen Worts zu bedienen, kann eine so positive Größe so wenig behagen als Denen, die aus entgegengesetztem Standpunkt die Ehren des Dichters als Beeinträchtigung ihres Regals ansehen. Und doch wird Goethe sie Alle überdauern, er wird ein Symbolum dessen seyn, was der deutsche Geist in seiner schönsten Blüthe, in seiner vollen Macht hervorzubringen vermochte, glänzend und fest, wenn längst das stolze alte Gebäude der Regale in Trümmern liegt, und das wunderliche Gemisch von negirenden Begriffen, was sie heut als Volksnoth und Volkstrost ausgeben möchten, in seiner trost- und farblosen Nichtigkeit vergessen ist!" — So wird es seyn, und in dieser Ueberzeugung feierte die Gesell-

schaft noch den 28. August 1832 als Erinnerungsweihe, nachdem der Unvergeßliche am 22. März desselben Jahres in dem Ausruf: „Mehr Licht!" seinen letzten Athemzug ausgehaucht hatte. Stehe hier ein Vers des Liedes, das Wilhelm Neumann für jenen Erinnerungstag dichtete:

„Ein schmerzlich Fest! Doch haben ja die Alten,
Die Großen, Schönen, die Ihm nah nun sind,
Bei ihrer Helden Tod es so gehalten,
Weil einen Halbgott der Olymp gewinnt,
Wenn hier ein Held erliegt des Tod's Gewalten.
So laßt denn immer, weil die Thräne rinnt,
In Wehmuth lächelnd Euern Ton erheben;
Ihr wißt's und Schiller sprach's: Die Todten leben!"

Mag nun noch im Jahr 1858 das Geschwätz von „Goethemanie" in der Oeffentlichkeit durch einen Vergessenen wieder aufgetaucht seyn, mir hat es ein beseligt Empfinden bewahrt, daß Goethe in seinen letzten sechs Lebensjahren erfreut wurde durch Zeichen liebevoller Zuneigung, und er empfing sie um so tröstender und dankbarer, weil sie aus einem Kreise kamen, in welchem sich Männer befanden, die, ohne sich mit ihm messen zu wollen, nicht ohne Geltung waren und seyn werden. —

Daß die Gesellschaft ihr eigenes, selbst geschaffenes und nicht werthloses „Liederbüchlein" hatte, ist aus dieser Darlegung ersichtlich; — bedeutsam ist aber auch das mir verbliebene „Buch der Gäste", die ihre Namen mit eigener Hand einzuschreiben hatten. Da fehlt fast kein in der Literatur des neun-

zehnten Jahrhunderts geschätzter Name, und mancher ist mehrmals zu finden. Auch Engländer und Franzosen bewarben sich um Aufnahme oder Gastbesuch, waren theilnehmende Zuhörer, wenn berichtend geurtheilt wurde über das geistige Streben und Weben in den verschiedenen Bereichen der deutschen Heimath wie der Fremde.

Friedlich hatte der Verein beinahe vierjährigen Zusammenhalt, da erzeugte selbstsüchtige Wandelbarkeit im Juli 1828 sehr unnützlichen Hader. Damals war Moritz Saphir, der seinen auf Wasser bezüglichen Namen Moses in den eines Edelsteins verwandelte, durch seine, mit grenzenloser Verleumdung und käuflicher Anhetzerei betriebene Witzjagd als Tagesschriftsteller dem Lesepöbel Berlin's eben so willkommen als den Gebildeten widerlich. Gegen den Schamlosen entstanden Schriftkämpfe, und einer der von ihm mißhandelten Vereinsgenossen wollte seine Gegenrede in der „Mittwochs-Gesellschaft" vorlesen, was nach dem Grundgesetz nicht geschehen durfte. Das noch jugendliche Mitglied benahm sich heftig und sagte nebenbei: „Das ist ein gewaltherrisches Verbot; wenn ich nicht zuweilen auch etwas von mir selbst vortragen darf, dann geh' ich ab!" wonach der Vorsitzende antwortete: „Die Verlegenheit ist groß; denn sehen Sie, wenn hier etwas von Ihnen gelesen wird, dann gehen die Andern ab." — Dies war — in Hinsicht auf das Gesetz — nicht so böse gemeint als es klingt; der Erfolg aber ein solcher, um ein kurzes Gespräch im Heimgange rechtfertigen zu können.

Einer sagte: „Wer den heutigen Lärm mit angehört hat, der wird wenigstens nicht der Verleumdung Saphir's beistimmen, daß wir uns gegenseitig lobhudeln, denn es kam sogar mitunter eine kleine Grobheit vor!" und dies wurde bestritten mit dem Ausruf: „Ei, nach Saphir'schem Maßstabe ist eine kleine Grobheit schon Lobhudelei!" — Dieser Hinweis auf das Beurtheilen jenes Schmähwitzlers wird einleiten, was weiterhin über meinen Verwickelungszwist mit ihm berührt werden muß. —

Der durch jenen Vereinsgenossen veranlaßte Streit wirkte verschieden. Ein geringer Theil der Mitglieder, fürchtend, daß sich Aehnliches veröftern könnte, zog sich zurück; dem Querkopf folgte ein anderer Theil, der behauptete: er sey die eigentliche „Literarische Mittwochs-Gesellschaft", und nun übermüthig deren Eigenthum an Bibliothek, Briefwechsel und Baarem beanspruchte, im Fall des Verweigerns auch mit Proceß drohte; eine Mehrheit, zu der die bedeutendsten Männer gehörten, hielt sich aber in Eintracht. Auf beiden Seiten standen tüchtige Rechts- und Unrechtskundige, es wurde jedoch durch den Sieg des Beruhigens von den Altvereinten beschlossen, in Allem nachgiebig zu seyn, und für sich den Verein mit denselben Gesetzen bestehen zu lassen. Dieser Beschluß nebst seiner vollständigen Opferwilligkeit griff aber so thätig ein, daß die Abtrünnigen sich bekehrten, dann im Anfange des Jahres 1829 die Gesellschaft mit ihrem Eigenthum wieder beisammen war.

Niemals störte sich diese Einigung in den folgen-

den siebenundzwanzig Jahren, der Tod verengte in deß allmälig den Kreis, und weil Hitzig langwierige Krankheit erlitt, bis es auch mit ihm an das Hin scheiden kam, wechselten seine Stellvertreter, bevor ich im Jahre 1847 zum Vorsteher gewählt war. — Die einst bis zu Neunzig sich mehrenden Mitglieder hatten sich bis zu einundzwanzig vermindert; es wurde nun überlegt: ob man neue Mitglieder aufnehmen wolle; die Wenigen waren aber fast sämmtlich Greise und sahen ein, daß Jüngere sich schwerlich mit ihnen zu Gleichem vereinen würden in einer Zeit, die be sonders seit 1830 Alles in Zwiespalt trieb. So hatte man immer darauf hinzuweisen, was schon in einer Festrede aus dem Jahre 1841 geäußert war:

„Der große Riß durch die politische Welt ist lei der auch einer durch die geistige geworden. Die jün gern Strebenden stehen schroff getrennt von den älteren. Welcher Baumeister entwirft einen Riß, um über den andern Riß eine Brücke zu bauen! Wir Alle fühlen, daß frisches Blut uns wohl thäte, die Aufgabe der Poesie ist es ja, die zerstreuten Glieder zu einem wohlgefügten Ganzen zu verbinden. Hoffen wir, daß eine heitere Sonne über die Zerrissenheit aufgeht, und da positive Blüthen treibe, wo wir nur Verneinung erblicken.“ —

Diese Hoffnung hat sich bisher nicht besonders auffällig bewahrheitet, und so möge künftig ein Ver ein, ähnlich dem der „Literarischen Gesellschaft“, im Zeitwesen mindere Zerrissenheit und Verneinung fin den und — auch wenn einmal verschiedene Ansichten

sich entgegenstehen, was nirgends zu vermeiden ist — zweiunddreißig Jahre hindurch Eintracht erhalten bis zum Hinscheiden fast Aller, die von der Gründung an zuletzt noch treu beisammen blieben.

Im Besitz des vollständigen schriftlichen Nachlasses der Gesellschaft könnte ich aus den Verhandlungen noch mancherlei gesammtanwendliche Aeußerungen ausgezeichneter Männer einweben; dies würde aber zu weitläufig eindringen für mein Selbsterlebtes, weshalb ich gelegentlich nur der Begegnisse mit Denen gedenke, die sich mir näher noch befreundeten.

Bei meiner Uebernahme des Vorsteher-Amts wurde festgestellt, das Ersparte der Gesellschaft — Dreihundert Thaler in Staatsschuldscheinen — für stets freies Mahl zu verbrauchen, und mit noch Hundert Thalern für die, später durch Meistgebot von mir gekaufte Bibliothek hat sich dies in heiterer Weise vom Jahre 1847 bis 1856 durchführen lassen. Am 31. März 1856 vermittelte sich die Entscheidung, den Verein, von dessen Mitgliedern nur noch Sechs lebten, in der Art zu beenden, daß man sich am Stiftungstage geistig und gesellig begrüßen wolle, was nur drei Mal mit Schmerzen geschah, denn die geringe Zahl war schon wieder gemindert. — Als ich dies schrieb, lebte neben mir nur noch Einer, der gern mit mir zurückschaute in eine Gesellschaft, die Niemand befeindete, und doch so oft befeindet wurde von Leuten, die, ohne jemals auch nur gastlich selbst beobachtet zu haben, ihre Wahngerüchte in die

Oeffentlichkeit trieben, und sie durch Wiederholungen glaubhaft machen wollten.

Von den vielen Gästen der „Mittwochs-Gesellschaft“ sind mir besonders Matthisson und Schlegel im Gedächtniß nach verschiedenem Eindruck. — Am 29. Juni 1827 war Friedrich Matthisson Gast und wurde an diesem Tage ihr Ehrenmitglied. Ein paar Jahre früher hatte ich ihn schon in meinem Arbeitsstübchen gesehen und fand ihn wenig verändert in der Erscheinung, die in Folge seiner Lebensverwickelung etwas vom altfranzösisch-höfischen Anstrich offenbarte; im Sprachausdruck des Behabens war er aber gemüthlich und biederherzig. — Jenes Zierlichgemessene in der Haltung mag bei mir etwas hinderlich gewesen seyn an Zunahme der Vertraulichkeit; denn daß ich aus meiner Jugendzeit für Matthisson's Dichtungsgemälde aus der Gefühlswelt dauernde Hinneigung bewahrte, wird mir noch als Greis erwärmend in Erinnerung an das „alte Bergschloß“ und den „Genfer See“, an „Adelaide“ und „Laura betet“.

An jenem Abend im Juni 1827 war die Gesellschaft zuerst unter dem Laubdache langer Baumreihen im sogenannten „Schulgarten“, — dessen Boden jetzt Häuser bedecken — und ein Nachhall schwärmerischer Innigkeit durchflüsterte die Traumeskränze entschwundener Tage. Dann wurde im Saale der damals beinah schon siebzigjährige Matthisson von Mehreren dichterisch begrüßt, zuerst durch ein Lied von Holtei, das mit der Hindeutung schließt:

„Einst, o Wunder! wird auf Deinem Grabe
Eine Blume treu und blau erblüh'n; —
Mag den Jüngling, wie den Greis am Stabe,
Gleiche düst're Grabesnacht umzieh'n,
Dir bleibt doch, als stetes Selbstvermächtniß,
Wo man nur die deutsche Sprache spricht,
Deiner Lieder ewiges Gedächtniß,
Und die Blume heißt: Vergißmeinnicht."

Wo wäre im Volke dies Vergißmeinnicht für Matthisson noch unverwelkt? Ein Gesammtgefühl ist jetzt nach keiner Seite hin erkenntlich, am wenigsten für das Gemüthsleben. Mir aber soll dadurch die Herzensfreude an dem Schönen in Matthisson's Gedichten — ohne deren Ueberschätzung — unverkümmert seyn.

Entfernter von Zuneigung blieb mir August Wilhelm Schlegel, der bereits bis zum sechzigsten Lebensjahr zählte, als er am 14. Mai 1827 zuerst Gast der „Mittwochs-Gesellschaft" war. Mit seinem ganzen Außenwesen nahm er aber Jugend in Anspruch, den er sich so fest eingewurzelt hatte, daß er manche Spötterei über diese mißglückte Altersverhüllung für Bewunderung hielt. — Durch Putzerei mit vielen Orden, mit Ringen an beiden Händen, in Allem geschniegelt und gebügelt, in stolzer Vornehmheit gebrüstet wie eine eitle Schöne, sah er gleichsam aus, als betrachte er es für einen Fehlgriff der Schöpfung, daß er nicht ein reizendes Weib geworden sey.

Gelehrsamkeit und nachhaltige Einwirkung auf Mannichfaches in Wissenschaft und Kunst sichern ihm

Andenkenswerth; im persönlichen Umgange schadete er sich aber sehr durch mehrseitige, nicht selten läster-lüsterne Anmaßlichkeit, so daß — zum Beispiel — Ernst Moritz Arndt ihn begabte mit einem Beinamen, den ich nicht erneuern mag.

Bekanntlich hielt Schlegel damals (1827) in Berlin Vorlesungen über die schönen Künste, auch ich war Zuhörer. Deren Mehrheit vertiefte sich in Langeweile, besonders anfangs, indem begreiflich die Grundlage des Bezweckten vor einer Mischversammlung der Ausdehnung bedurfte; „Ton“ und „Mode“ halfen zur Sitzhaftigkeit bei dem Genuß, der Vielen nicht hinlänglich spaßhaft eingeschäftigt, schließlich aber meist unverstanden belobt wurde. — In jenen Vorlesungen hatte Schlegel das schon vor ihm Gedachte und Entwickelte mit dem ihm Eigenthümlichen vermehrt, und er sprach vor diesem gemengten Zuhörerkreise, als geschehe es nur in gnädiger Herablassung. Auch Witzeleien webten sich ein, eben so fade Ausfälle, wie wir sie kennen durch Schlegel's „Epigramme“, denen zum Theil auch dann noch, wenn etwa der Anlaß von dem Angegriffenen herstammt, die Rechtfertigung fehlt, weil unter allen Umständen geistlose Grobheit nur Den entwürdigt, der sie sich erlaubt. Deshalb werde auch verurtheilt, was Arndt wider die bezüglichen Epigramme drucken ließ: obwohl dabei die sittliche Entrüstung anzuerkennen ist. —

Im Jahr 1841 sah ich bei der scharfsinnigen Schauspielerin Charlotte von Hagn zum letzten

Mal den vorzugsweise von seiner Schätzung redselig erfüllten Schlegel, und neben ihm war nur ich Gast. Sichtlich hinfälliger geworden, wollte er der schönen Künstlerin gegenüber sogar bemühsamer noch als früher das Jugendliche sich anverleiben, was natürlich nur auffallender mißglückte. Er unterhielt uns vorherrschend mit seinen Stachelreimen, die ihm treu im Gedächtniß waren; echten Witz nachzuliefern vergaß er freilich, steigerte aber sein Entzücken über die zuweilen doppeldeutigen Schmeicheleien der schalkhaften Wirthin.

Wie meisterhaft August Wilhelm Schlegel fremde Sprachen in Deutsches zu übertragen wußte, das hat er unvergeßlich erwiesen; wenn er aber sich selber aus dem Alter in die Jugend übertragen wollte, dann verlor er alle Grenze und zeigte sich kindisch. Am mit Geistesberuf ausgestatteten Manne wird ein solches Buhlen um Trugschein verletzender als bei Jedem, der im Gesammten Geck ist; solch Thöriges bemänteln zu wollen an August Wilhelm Schlegel, dies würde zum Unrecht in Betracht seiner argen Mißhandlung Anderer, und gerechter Weise soll ihm übrigens die Verehrung, wo sie hingehört, nirgends gemindert seyn.

Von den mir durch die „Mittwochs-Gesellschaft“ Befreundeten hat sich, nächst Raupach, dem ich eine umständliche Schilderung zu widmen habe, vorzüglich der in Wissenschaft und Dichtung heimische, durch schwerbelastende Schicksale aus ehrenwerthem Franzosen zum ehrenwerthen Deutschen gewordene Adalbert

von Chamisso in meinem Andenken befestigt. Nach mehr als dreißig Jahren seines Scheidens von der irdischen Schöpfung empfinde ich es noch innigst tief, daß er mir mit Herz und Seele zugethan war. Wir lebten im Du und Du, wobei ich bemerke, daß die sogenannte Duzbrüderschaft meinerseits gern vermieden wurde, obwohl mir im Sprachgebrauch die altdeutsche vom Du geleitete Ausdrucksart, die sich im Gebet, bei den Dichtern und in bürgerlicher Häuslichkeit uns bewahrt hat, zusagender wäre als die aus der Fremde geholte Höflichkeits-Mehrheit. Mit Chamisso kam mir das Du von ihm, nachdem jener Verein im Jahr 1827 für das beste Gesellschaftslied eine goldene Feder zum Preise bestimmt hatte. Durch sein Gedicht „Herein!" gewann ihn Chamisso, und mir wurde für meinen Beitrag: „Die literarischen zehn Gebote" das „Accessit" — eine Flasche Champagner — zuerkannt. Raupach war Gegner dieser Entscheidung, erklärte das „Herein!" mehr für das Sprechen als Singen geeignet, und wollte den Preis mir zugetheilt wissen, wonach ich in Lustigkeit stegreifte:

„Ob Ihr's nicht singen könnt,
Gewiß hat Jeder
Die gold'ne Feder
Dem Chamisso gegönnt!"

Da eilte er — ein gefülltes Glas in der Hand — zu mir herbei mit dem Ausruf: „Dich hab' ich schon lange mit Du anreden wollen, heut frag' ich: willst Du?" Schnell ward es abgemacht, und ringsum

mit meinem Champagner bekräftigt, so daß ich dem „Accessit“ noch ein paar Flaschen anzureihen hatte. — Chamisso's Gedicht ist in seiner Sammlung, in meiner das von mir zu finden, hier sind sie wegzulassen, da nur zu berichten war, welche Gelegenheit uns verbrüderte.

Von jenem Abend an waren wir oft beisammen, zumeist wenn ich ihn, wie er es wünschte, des Morgens, ehe mich mein Tagewerk festhielt, begleitete. Er mußte nach dem eine halbe Meile entfernten Dorfe Schöneberg, dort in der „Königlichen Heu-Manufactur“, wie er das Gebäude zur Bewahrung der Pflanzen-Sammlungen für die Akademie der Wissenschaften nannte, die lehrsame Ordnungs-Eintheilung zu begründen. Wir vermieden die Fahrstraße, wählten die schmalen Feldpfade, die sich damals bis dicht an jenes Dorf dehnten; da habe ich sein kindliches Wesen, vereint mit mannhafter Gesinnung, eindringlich empfunden und erkannt, nebenher auch meine geringe Kräuterkunde in Etwas erweitert.

Mit den Strömungen des Zeitsinnes war Chamisso nicht einverstanden, meinte, man begünstige allseitig irrig Aufregendes; in die Zukunft schaute er mit inniger Betrübniß, und bei seinem Betracht und Entwickeln der Lebensverhältnisse kam seine Glaubenskraft oft erschütternd zu Wort. Noch sehe ich ihn deutlich vor mir, wenn solche Augenblicke Alles in ihm anstrafften, sehe besonders ausdrucksvoll seine hohe Gestalt, als er mir eines Morgens am Dorfeingange die Hand zum Abschied bot, und dabei tief-

bewegt zum Schluß unseres Gesprächs ausrief: „Mehr und mehr verleugnen die gewaltigen Erdherren die Seelenzwecke der Menschheit, ihnen fehlt Gott; sie nennen ihn oft, kennen ihn aber nicht, trotzen auf ihr Betgeplärr, und bilden verwegen sich ein, Gott werd' ihnen die Völker immerdar als Gaukelpuppen an ihre Ziehfädchen geben."

Da wir jahrelang uns fast durchweg allwöchentlich wenigstens ein Mal sahen, besitze ich von ihm nichts als kurze Zuschriften, denen ich nur solche Zeilen entnehme, die unsre Vertraulichkeit bezeugen.

Durch seinen sehr angreifenden Husten erkrankte Chamisso in bedenklicher Steigerung seit 1831, während dessen Zeitraum er schon nach irgend einer Herzenseröffnung mehreren Briefchen den Seufzer einschob: „Mög' es Dir besser ergehen als Deinem alten Freunde!" Von Zeit zu Zeit stärkten sich die Kräfte wieder, er beschäftigte sich dann mit der Herausgabe seiner Schriften, und am 27. April 1836 schrieb er mir zu der bezeichneten Beilage:

„Hier, mein theurer Freund, ein Exemplar von meinen unsterblichen Werken, damit Du sie immer bei der Hand haben magst. — Ignosco! Ich habe immer nicht geglaubt, daß man dem Inhaber einer Buchhandlung ein Buch schenken kann!"

Im Dezember desselben Jahres empfing ich die Mahnung:

„Bist untreu, Gubitz, oder todt,
Wie lange willst Du säumen?

Du bist von Denjenigen nicht, die, wo sie nicht sind,

nicht fehlen; Dein Ausbleiben am Montag wird immer betrauert", und als Nachschrift hat er gereimt:

„Nicht nur für den Gesellschafter schreiben,
Uns treulich auch Gesellschafter bleiben:
Kerb' dies in Dein
Buxbaum ein!"

Der Endreim bezieht sich auf den Holzschnitt; neben diesem nahm aber damals nicht nur der „Gesellschafter" meine Zeit in Anspruch, auch mein „Volks-Kalender", der seit 1835 entstanden war. Dies Mannichfache verwehrte mir oft die Theilnahme an der montaglich gewordenen „Mittwochs-Gesellschaft."

Hatten wir zu unserm Frühgange einen himmelslichten Tag, dann mischten sich bei Chamisso in der Daseynslust Jugend und Alter, er glich getreu seiner Selbstschilderung:

„Die Sonne bescheinet die blumige Au',
Der Wind beweget das Laub;
Wie sind mir geworden die Locken so grau?
Das ist doch ein garstiger Staub.

So bauen die Nester und singen sich ein
Die zierlichen Vögel so gut,
Und ist es nicht Staub, ei, was könnt' es denn seyn?
Mir ist wie den Vögeln zu Muth!"

Düstre Stimmung war dann völlig überwunden von seiner Dankbarkeit für den allschöpferischen Allvater, eine Dankbarkeit, die auch in der Betrübniß über Mißhandlung des Menschenthums durch mancherlei Zustände stets obenauf mächtig verwaltete, und meine

Erinnerung an Chamisso läßt mich an ewiges Gefühl glauben. — Gott waltet und wird Sich erleuchtend bewähren! —

Gleicher Glaube spricht aus mir, lenkt sich mein innerer Blick auf Raupach, mit Dem ich meist in Einigkeit, zuweilen aber auch im Widerstande lebte, jedoch unter allen Umständen den Mann von achtbarer Eigenthümlichkeit erkannte und demnach ihm vertraulich blieb.

Als Raupach starb (am 18. März 1852) waren uns im persönlichen Umgange achtundzwanzig Jahre entschwunden, und ein freundschaftliches Verhältniß entstand bald nach dem ersten Zusammenkommen, das ich dem „Gesellschafter" verdanke durch ein paar, von Raupach in Petersburg gelesene Bemerkungen über seine „Fürsten Chawansky" und „Erdennacht". Jenes Trauerspiel war sein erstes Werk auf der Berliner Bühne, doch hatte man es in andern Städten schon früher benutzt. Die in Tagesblättern mir vorliegenden Aeußerungen veranlaßten mich, nach der Berliner Darstellung meinem Bericht Folgendes einzuschalten:

„Als besagtes Stück gedruckt war und gelesen wurde, erklärte männiglich die Neuigkeit für etwas Außerordentliches, und nun, nachdem sie aufgeführt ist, soll sie nichts seyn. In diesem Dichter regt sich aber etwas, und eben weil so mancher Auswuchs sich zeigt, so manches Ueberspannte uns entgegentritt, dürften wir eher Hoffnung fassen, daß in späteren Werken uns eine mehr gediegene Eigenthümlichkeit klar werde, als wenn in wohl geschniegelter Form

eine pretiöse Hohlheit daher tönte. Möge der scheel Angesehene ruhig fort arbeiten, und sich dabei freuen, wenn er den gemeinten Berichterstattern zugleich einigen Erwerb verschafft durch Schmähungen, die der Preßbengel in alle Welt spediren muß." („Gesellschafter" 1820. Bl. 87.)

Im Jahre 1821, am 29. Dezember, kam „Die Erdennacht" auf die Berliner Bühne in einer Art, die keines Lobes werth war. Dies „dramatische Gemälde" ist nicht „bühnenrecht", nach dem geläufigen Ausdruck, der sich bei den Schauspielern verwandelt in „es hat keine Rollen". Der Dichter bevorzugte den Seeleninhalt, die Idee seiner Aufgabe — den Kampf der Pflichten für die Familie mit Pflichten für den Staat — und Ideen sind vielen Schauspielern bei weitem weniger als die augenblickliche Wirkung, auch wenn diese verhöhnend wäre für den Begriff vom Wahren. Mir scheint die Darstellung der „Erdennacht" allerdings eine schwierige Aufgabe; wollte man jedoch dies Gedicht auf die Bühne bringen, mußte man es mit den vorzüglichsten Kräften in wohlwollendem Sinne thun. Dies war nicht geschehen, und ich fühlte mich hingerissen, dem mir befreundeten Regisseur Pius Alexander Wolff unverzögert meine Ansicht etwas heftig auszusprechen, was mich für den öffentlichen Bericht mäßigte; dennoch ist ihm in Bezug auf den Dichter die Hinweisung angefügt:

„Hätte man in Deutschland eine solche Hinsicht, als sie bei dem Mangel an dramatischen Dichtungen

nothwendig wäre, so würde Raupach schon längst nicht mehr in Petersburg deutsche Tragödien schreiben, sondern man hätte ihn nach irgend einer deutschen Residenz berufen, damit er seine theatralische Erfahrung an der heimathlichen Bühne bereichere."

Im Januar 1822 war dies im „Gesellschafter" zu lesen, und in demselben Jahre reiste Raupach, nach achtzehnjährigem Aufenthalt in Rußland, wo er nie seine deutschkernige Gesinnung verleugnet hatte, nach Italien. Von dort zurückgekehrt, sah er sich nach einem festen Wohnsitz um, und seine Gedanken zogen ihn nach Weimar; er verweilte dort, gewann aber die Ueberzeugung, dies sey nicht die rechte Heimath für seine beabsichtigte Thätigkeit, und wandte sich im Jahr 1824 nach Berlin.

Eines Tages trat in mein Arbeitszimmer ein sehr schlicht gekleideter Mann mit der Anrede: „Sie haben mich in Deutschland haben wollen, da bin ich; mein Name ist Raupach." Aus meiner Ueberraschung jubelte sich ein herzlicher Willkommensgruß hervor, was die Bedachtsamkeit seines Benehmens nicht im Geringsten veränderte. Er setzte sich, befragte mich über mancherlei Zustände und Verhältnisse; ich erklärte sie ihm, so weit ich es vermochte, er hörte zu ohne viel Zwischenrede, erhob sich dann, reichte mir die Hand und sagte: „Wir lernen uns gewiß näher kennen, Adieu!" So ging er seines Weges, und war am nächsten Morgen nahe daran, daß er auch zu Berlin gesagt hätte: Adieu! —

Er brachte sein eben vollendetes Lustspiel: „Laßt

die Todten ruhen!" in eigener Handschrift, selbst nach dem Theater-Büreau. Die Person, zu der man ihn wieß, schlug das Heft auf und sagte: „Das ist schlecht geschrieben, ist nicht zu lesen!" — „Klein ist es geschrieben, aber nicht schlecht; daß man hier klein geschriebene Stücke nicht lesen will, war mir unbekannt, ich empfehle mich Ihnen, meine Herren!" Dies entgegnend, nahm Raupach sein Werk unter den Arm, und schritt so gemächlich von dannen, wie er gekommen war. — Seine Handschrift war unzweifelhaft eine deutliche, ja schöne, klein und gedrängt war sie unleugbar auch. Jener Empfang wäre nun nach seinem schroffen Eigenwesen wahrscheinlich die Ursache geworden, ihn niemals wieder in jenem Büreau zu sehen, wenn nicht dem Theater-Secretair Hofrath Esperstedt einfiel: das könnte Raupach gewesen seyn! Esperstedt erkundigte sich eifrigst, ermittelte: der Geahnte sey in Berlin, eilte zu ihm, entschuldigte das unangenehme Begebniß, bat um das Manuscript und empfing es. Dies war die Art, wie Raupach den Weg fand zu der Berliner Bühne, für die er von da an wirkte in seltenster Fruchtbarkeit, deshalb auch bald und fortwährend feindlich angegriffen wurde. —

Die Nothwendigkeit öffentlicher Beurtheilung wird kein Denkender bestreiten, es nistete sich aber hinsichtlich Raupach's allerlei Leidenschaftliches so um sich greifend ein, daß es ihm nicht zu verargen war, wenn er über Kritik keine anmuthige Meinung hegte. Er konnte Tadel ertragen, er hörte darauf

und wehrte sich, oder aber, was oft genug geschah, er beherzigte ihn, und seine nächsten Freunde wissen, mit welcher Willigkeit er nun änderte. An seinen berühригsten öffentlichen Gegnern war jedoch die aus dem Hintergrunde anstachelnde Absichtlichkeit nicht zu verkennen. Bei den Einen gährte die Ansicht, ihre eigenen Erzeugnisse würden verdrängt durch Raupach, der Mitglied des sogenannten, in seiner Wirksamkeit, wie sich nachfolgend andeuten wird, nicht sehr mächtigen „Prüfungs-Lese-Comité“ der Berliner Bühne geworden war; bei Andern herrschte die Entzückung für theils meisterhaftes, theils verjährtes oder für deutsches Wesen ungeeignetes Fremdalte, bei den Dritten Vorliebe für französische Bühnengaben. Dort, da und hier zeigte sich Fehlbegriff über die in Wahrheit nicht sehr mächtige Mitstimme Raupach's; Mißwollen, Entzückung und Vorliebe können aber der Einseitigkeit nicht entkommen: sie sind demnach gleich ungerechte Richter und gewöhnlich kaum halb im Recht.

Keineswegés will ich leugnen, daß Raupach die Gelegenheit, sich auf der Berliner Bühne geltend zu machen, in weitem Umfange benutzte, will es auch nicht als haltbaren Grund annehmen, daß dieser oder jener Andere unter gleichen Verhältnissen und mit vielleicht nicht gleicher Fähigkeit wahrscheinlich Dasselbe gethan hätte. Zu bedenken ist jedoch bei Raupach, daß er eine ergiebige Stellung in Rußland verlassen und dort tüchtig vorgearbeitet hatte, um selbstständig in Deutschland leben zu können, ohne

Dienstlasten, wie es ihm bei dem Mangel an unterthänigster Fügsamkeit erforderlich war. Wenn sich auch sein Talent mitunter überbot, seine Ansprüche schritten doch nie darüber hinaus, und man möge sich erinnern, daß sogar Ludwig Tieck, der sich in Bezug auf das neuere Drama viel ausschließende Neigung festhielt, geäußert hat: Raupach verdiene schon deshalb Dank, „weil er der ausländischen Sündfluth, welche die deutsche Bühne ganz zu überschwemmen drohte, Einhalt gethan hat". Dies schaffte ihm Raums genug, und daß er dabei Heimischgutes, wenn es nicht von ihm kam, zurückgedrängt habe, ist eine thatsächlich zu widerlegende Beschuldigung. Man darf nur die „Repertoire" der Jahre, in denen Raupach seine günstigsten und meisten Erfolge gewann, den neueren genüber prüfen, dann stellt sich heraus, daß neben seinen Dramen mehr Werke deutscher Dichter zur Darstellung kamen als später, ohne dem Klassischen und angeblich Klassischen die Thätigkeit der Bühne entzogen zu sehen.

Daß aber Raupach bereit war, was ihm mehr oder minder werth dünkte, der Bretterwelt anzueignen, dazu habe ich nächst mehr Beweis auch einen etwas abenteuerlichen. — Zu dem Inhalt des „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele für 1827" (ausgegeben im September 1826) gehört ein kleines Stück: „Die Ehrenschuld"; in demselben Jahrgange ist Raupach's Lustspiel: „Der geraubte Kuß" eingeordnet, in Folge dessen ihm ein Frei-Exemplar ge-

bührte. Als wir uns dann in der „Mittwochs-Gesellschaft“ trafen, sagte er zu mir: „Ich habe in dem „Jahrbuch“ gelesen, mir hat das kleine Drama „Die Ehrenschuld“ gefallen.“ — „Viel ist's nicht“, antwortete ich; „eine flüchtige Arbeit.“ Nicht ohne Empfindlichkeit wollte er mir begreiflich machen, ich sey im Irrthum, was mich zwang, ihm die Mängel zu bezeichnen. Er wurde wärmer und endlich mußte ich den Ausfall vernehmen: „So seyd Ihr Kritiker, immer schreit Ihr, es fehle an Talent, und wenn es sich irgendwo zeigt, habt Ihr wer weiß wie viel daran auszusetzen. Der Verfasser ist offenbar ein junger Mann, noch unbehülflich, namentlich weiß er den Dialog noch nicht zu coupiren, aber sein Stück ist zu beachten, und ich werde mich bemühen, es hier zur Aufführung zu bringen.“ — „Es wird hier nicht aufgeführt“, bemerkte ich lächelnd, und er entgegnete barsch: „Das wollen wir sehen!“ — Nach etwa einem Monat äußerte er mir mit dem Ton des Siegers: „Nun, die „Ehrenschuld“ ist angenommen!“ — „Wird aber doch nicht gegeben!“ erwiederte ich; „denn Sie kennen die Veranlassung, weshalb ich in Aufwallung erklärte, es solle auf der königlichen Bühne kein Stück von mir aufgeführt werden, und die „Ehrenschuld“ ist von mir“. — „Dennoch finden Sie so viel daran auszusetzen?“ fragte Raupach, und ich antwortete: „Das kleine Stück hat alle Fehler, auf die ich hinwies, theilweise vielleicht durch die Art seiner Entstehung. Holtei ordnete bisher das „Jahrbuch“, und diesmal waren nicht hinläng

liche Beiträge vorhanden, so daß ich mich genöthigt sah, mein Stoffbuch zu durchblättern und in neun Tagen neben den unabwehrlichen Geschäften das Drama: „Die Ehrenschuld“ und das Lustspiel: „Allen ist geholfen“ zu schreiben. Ich mußte mir natürlich sagen: sind sie hoffentlich nicht ganz zu verwerfen, wirst du doch selber bald Mängel genug daran entdecken, deshalb ließ ich sie ohne meinen und ohne irgend einen Namen drucken.“ — Wir haben uns später dieses augenblicklichen Haders mit Lachen erinnert.

Möchte man meinen: Raupach habe eben Unbedeutendes gern vorgeschoben, um seinen Glanz zu erhöhen, so wäre zu wiederholen, was ich über die damaligen Repertoire sagte: wer jedoch verdächtigen will, findet leicht Behelfe. — Eingeschaltet sey übrigens noch, daß mein „Allen ist geholfen“ auf drei Berliner und noch manchen andern Theatern dargestellt wurde; die „Ehrenschuld“ hat man auswärts ebenfalls an ein paar Orten sichtbar werden lassen. In Zürich, als dort Charlotte Birch-Pfeiffer Theater-Vorsteherin war, wurde dies kleine Drama sogar die unschuldige Ursache wilden Lärms. Dort sollte für den in die Handlung verwebten Jesuiten der Schauspieler seine äußere Gestaltung einer Züricher Persönlichkeit nachgebildet haben; darüber wüthete eine Sippschaft so arg, daß der Unglückliche, nur mit Schutzmacht vor Mißhandlung bewahrt, in der Nacht heimlich aus der Stadt gebracht werden mußte.

Daß Raupach der Kritik abhold war, ist schon gesagt, betrifft aber nur solche, die sich mit dem Gehässigen und Klatschhaften vermischt: denn er selbst war eigentlich durch und durch der Kritik verschwistert. Irrig wäre aber der Glaube, er habe über das hundert- und tausendstimmige Gerede unbekümmert vornehm hinweggesehen. Im Jahre 1825 hatten „Isidor und Olga“, „Kritik und Antikritik“, „Laßt die Todten ruh'n“ so glänzende Erfolge, wie selten der lebende Bühnendichter sie erreicht. „Die Bekehrten“, 1826 zum Erstenmal aufgeführt, wurden kühler aufgenommen, und als mir Raupach bei einem Spazirgange begegnete, war er nachdenklich, sprach mürrisch über Launen der Theaterbesucher. Ich hatte Gelegenheit, ihm zu erwiedern, daß die „Bekehrten“ mir das gewichtigste seiner bisher gegebenen Lustspiele sey, doch werde das Ideelle darin der Mehrheit nicht so faßlich als die Inhalte der vorangegangenen heiteren Stücke; gefallen habe auch das neue und die Wiederholungen würden hoffentlich die Theilnahme steigern. Raupach wollte nicht recht beistimmen, blieb wortkarg, hatte auch insoweit richtig geurtheilt, als jenes Lustspiel nicht viel über die Lauigkeit hinaus kam und bald von der Bühne verschwand. Acht Monate nachher wurde das fünfaktige Possenspiel: „Die beiden Nachtwächter“ aufgeführt, worin das Ideelle mit der Komik sich sehr bedeckte. Voran schickte Raupach einen Prolog, auch etwas kampfgerüstet durch stachliche Worte wider die Belieben der Menge. Gerügt wurde ihre Unart, mit

der sie ein Stück, nach herzlichem Lachen im Theater, hinterdrein verurtheile in Herzlosigkeit gegen den Verfasser: „Das stehe nur den heutigen Recensenten zu". Die Aufnahme des Possenspiels war keine beifällige, Raupach zog es zurück, mit Verzicht auf Honorar, und mir äußerte er unter Anderem: „Ich wollte wissen, ob ich mich auf das Publikum verlassen kann, da meine Neider und Widersacher jetzt schon meinen Charakter verleumden; sie werden dies weiter treiben, und das Publikum ist wandelbar, wird es um so eher seyn, wenn ich nicht dessen Gelüst zur Richtschnur nehme". — Immer aber hatte Raupach mit den „Hohenstaufen" und andern Schauspielen, neben zuweiligem Mißergebniß, stets wieder die ausgezeichnetsten Erfolge bis zum Jahre 1836. Von da an traute er aber der Stimmung immer weniger; er verhüllte sich bei dem fünfaktigen Schauspiel: „Die Geschwister", nannte den Verfasser „Leutner", und das Einreichen hatte sein Freund, der Ober Regierungsrath Stalley übernommen. Dies Werk gefiel sehr und Raupach konnte sich freuen über einen solchen Sieg, der aber zugleich ihn bestärkte in dem Glauben, die Angriffe gegen ihn seyen vorzugsweise persönliche. Obwohl er auch wieder durch Neues mit seinem Namen sich Anerkennung erwarb, ist doch zu berichten, daß er mehr und mehr mißgestimmt wurde über solch ein Bühnenwesen, welches sich durch Oper, Ballet und Prunksucht vom geistigen Einfluß, demnach vom Grundzweck der Schauspiele entfernte.

Im Jahre 1840 erschienen das vieraktige historische Lustspiel „Elisabeth Farnese", das fünfaktige Trauerspiel „Boris Godunow" und das fünfaktige Possenspiel: „1740, oder die Eroberung von Grüneberg" auf der Bühne; das erste Stück bei — im Günstigen nicht vollauf gerechtfertigter — das andere bei zweifelhafter, das dritte bei widerwärtiger Aufnahme. Nach der Darstellung von „Boris Godunow" schrieb Raupach seine erste und einzige Antikritik, und schrieb sie — gegen mich. Nach der Einleitung hatte ich gesagt („Vossische Zeitung" 1840, Nr. 80):

„Das Vorspiel stellt uns den Boris Godunow auf in der Mitschuld an der Ermordung des Dimitri Iwanowitsch und den Begebenheiten, durch die er sich auf den Czaren Thron erhob. Die fünf Akte lassen nun die Verwebungen während seiner siebenjährigen Regierung folgen (wobei hauptsächlich der erste falsche Dimitri einwirkt) und enden mit Boris Godunow's freiwilligem Tode durch Gift. Wie wir hören, ist dies das erste Stück zu einer Trilogie, welche die damaligen geschichtlichen Stürme Rußland's dramatisch darlegen würde, bis das Haus Romanow den Thron in Besitz nimmt. Durch das Ganze zieht sich ein höherer, nicht ohne Begründung für jene Zeit mit Aberglauben und Mystik verschwisterter Kampf in der Idee: ob des Menschen Geist sein Gott, oder dieser Gott außer ihm vorhanden ist und den Geist des Menschen seiner Macht und seinem Willen unterwirft. Daß mit diesem Thema sich viel Reflexion

dem Gange der Begebenheiten einmischt, ist unvermeidlich, und wenn nun Boris Godunow eben dadurch zu passiv wird und beinahe nur Worte und Anordnungen zum Kampf aufstellt, sich selber von der äußeren That ausschließt, so schadet dies eben sowohl jener Idee wie der Wirkung auf der Bühne. Gewiß hat Raupach auch hier das Wahre treu gesucht und gesichtet, aber er fand zu lückenhafte Ueberlieferungen, als daß er nicht nothgedrungen der Phantasie und Erfindung ein Feld zu eröffnen hatte, und es mehr noch eröffnen, auch diesem Theil der Trilogie einen festeren Schluß geben konnte, unbeschadet der Fäden, die weiter zu spinnen sind. — Der zum Helden des Stückes bestimmte Boris Godunow ist eine umfangreiche, um so schwierigere Rolle, als er scheinbar mehr Theil nimmt für seine Idee als für die sich schaffenden und umschaffenden Ereignisse; er erbaut sich selber daran, wie das große Problem sich lösen werde, und wie wir ihm nun keine wahre, ihm absichtslos kommende Empfindung zutrauen, können wir auch nicht für ihn empfinden; seine Schwäche ist sein Schicksal."

Diese Aeußerung wurde von Raupach befehdet („Vossische Zeitung" 1840. Nr. 82) in der

„Bemerkung.

Wiewohl ich sonst nicht auf Recensionen zu antworten pflege, will ich mir doch einmal eine Gegenbemerkung erlauben. Es ist seltsam, daß von allen Kritiken, die ich bis jetzt über mein Trauerspiel „Boris Godunow" gelesen habe, auch nicht eine ein-

zige den Standpunkt aufgefunden hat, von dem aus mein Werk angesehen werden muß, wenn man es verstehen will, ehe man es beurtheilt. Mein Stück ist keine sogenannte historische Tragödie (das zeigt schon der Theaterzettel), sondern ein Charakter-Gemälde in einem historischen Rahmen und mit einigem historischen Beiwerk. Meine Aufgabe war: einen Mann darzustellen, der durch innere und äußere Veranlassungen zu dem Grade geistigen Hochmuths gelangt ist, daß er sich selbst vergötternd den Glauben an eine Welt-Regierung aufgiebt, dann aber durch den ewig räthselhaften Lauf der Dinge gezwungen wird, wenigstens zur Idee derselben zurückzukehren und in dieser Zerwürfniß untergeht. Will mich also ein Recensent gründlich tadeln, und das will er doch, so muß er mir in der Entwickelung dieser innern Begebenheiten eine Lücke, eine Widernatürlichkeit oder dergleichen nachweisen. Das hat keiner gethan. Frage: Wie kann der böse Zufall, bei einer Beurtheilung die Hauptsache zu übersehen, Männern begegnen, die doch im Stande sind, über ein ziemlich umfangreiches Werk nach einmaligem Anhören ein kategorisches Urtheil zu fällen?

Raupach."

Tages darauf („Vossische Zeitung" 1840. Nr. 83) folgte meine

„Abwehr.

Da ich auf achtungswerthe Gegenbemerkungen zu antworten pflege, und annehmen muß, Hr. Hofrath Dr. Raupach habe, indem er wider „alle Kritiken

über sein Trauerspiel Boris Godunow“ sich erhob, auch mein Referat nicht übersehen, erlaube ich mir folgende Hinweisung. Raupach sagt: Der Standpunkt sey nicht aufgefunden und setzt hinzu: „Mein Stück ist keine sogenannte „historische Tragödie“ (ich habe sie auch nicht so genannt), sondern ein Charakter-Gemälde in einem historischen Rahmen und mit einigem historischen Beiwerk.“ In meinem Referat heißt es: „Gewiß hat Raupach auch hier das Wahre treu gesucht und gesichtet, aber er fand zu lückenhafte Ueberlieferungen, als daß er nicht nothgedrungen der Phantasie und Erfindung ein Feld zu eröffnen hatte, und es mehr noch eröffnen konnte.“ Ist damit etwas Anderes gesagt, als: das Historische konnte hier nur ein Rahmen, ein Beiwerk seyn? — Raupach fährt fort: „Meine Aufgabe war: einen Mann darzustellen, der zu dem Grade geistigen Hochmuths gelangt ist, daß er sich selbst vergötternd den Glauben an eine Welt-Regierung aufgiebt, dann aber durch den räthselhaften Lauf der Dinge gezwungen wird, wenigstens zur Idee derselben zurückzukehren und in dieser Zerwürfniß untergeht.“ Ich sagte: „Durch das Ganze zieht sich ein höherer, nicht ohne Begründung für jene Zeit mit Aberglauben und Mystik verschwisterter Kampf in der Idee: ob des Menschen Geist sein Gott, oder dieser Gott außer ihm vorhanden ist, und den Geist des Menschen seiner Macht und seinem Willen unterwirft.“ Da ist dem Sinne nach dasselbe,

was Raupach als seine Aufgabe darlegt. — Frage: Wie kann der böse Zufall, bei nur verschiedenen Worten nicht gleichen Sinn zu finden, sogar Dem begegnen, der kein umfangreiches Werk, sondern nur ein sehr zusammengedrängtes Referat vor sich hatte? — Wenn ich nun dem Stücke keine sogenannte „Lücke" oder „Widernatürlichkeit" nachwies, so hat doch in seiner Kürze, welche von dem in diesen Blättern dem Theater-Artikel zugemessenen Raum bedingt ist, der in Rede stehende Einiges, was mindestens zu Raupach's „und dergleichen" gehört. — Gegen einen unverdienten Vorwurf mußt' ich mich rechtfertigen; ich stehe indeß einem Manne gegenüber, dessen wahrhafte Verdienste um die deutsche Bühne ich nie verkannt habe, nie verkennen werde, und von einem solchen Manne lasse ich mir schon eine kleine, leicht erklärliche Empfindlichkeit gefallen, darf ich nur überzeugt seyn, sie nicht verschuldet zu haben, und bin — wenn er nichts dawider hat — nach wie vor sein ergebener Freund und Verehrer

F. W. Gubitz."

Und wie nahm dies Raupach auf? Er schwieg; bei der nächsten Versammlung der „Mittwochs-Gesellschaft", wo wir uns trafen, kam er aber gleich zu mir und gab mir die Hand mit den Worten: „Na, es ist schon gut, Gubitz!" Damit befriedigte sich der kurze Zwist. —

Raupach war erfüllt von würdiger Gesinnung trotz seiner zuweiligen Schroffheit, die er sich bei vielen Opfern, ihm abgenöthigt durch angeborene

Verhältnisse und eingreifende Schicksale, als eine Art von Schutz erkor, was dann scheinbar zur zweiten Natur wurde. — Wenn man ihn aber unter mancherlei öffentlichen Verdächtigungen sogar der Geldgier und des Geldgeizes beschuldigte, so war und ist dies freche Sündlichkeit. Daß er sein Erworbenes zusammenhielt, bedingte sich für seine geliebte freie Stellung; von Unterwürfigkeit seiner Einsicht, seines Strebens und Thuns um des Geldes willen darf aber bei ihm nicht geschwatzt werden. Er gab reichlich an Verwandte, half, wo er helfen konnte, und ich selbst habe erlebt, daß er zu mir kam und sagte: „Lieber Freund, ich weiß, Sie leiden noch an den Nachwehen eines schweren Unglücksfalls. Nun ist eben das Gesetz wegen der Cautionen für Zeitschriften erschienen und Sie werden für den „Volks-Gesellschafter" eine Caution zu erlegen haben. Ich kann mir denken, das ist Ihnen für den Augenblick beschwerlich, und bringe Ihnen funfzehnhundert Thaler in Papieren, soviel wird die Caution betragen." Daß von mir eine solche Gewährleistung für unterthänige Fügsamkeit nicht zu verlangen war, weil bei meinen vielen Geschäften der „Volks-Gesellschafter" zu einer sogenannt zwanglosen Zeitschrift werden mußte, ändert nichts an diesem Zuge freundschaftlichen Zuvorkommens, das Raupach dauernd bekräftigte, wenn er fühlte, ich sey in schwieriger Lage. Wer aus eigenem Antriebe so handelt, wie ich es hier von Raupach erzählte, der unterwirft sich in keiner Hinsicht nur um des Geldes willen. Nicht selten

erlitt er auch bedeutende Verluste, und als bei einem derselben — im schriftstellerischen Bereich — durch einen Proceß günstige Wendung sich hätte gewinnen lassen, sagte er trocken zu einem Rechtsanwalt: „Das ist mir zu störend, lassen wir's!"

Vermöge seiner öfteren Krankhaftigkeit war Raupach auch von Hypochondrie geplagt; besonders voll trüber Ansichten und Ahnungen seit dem Jahre 1836, machten ihn häusliche Verhältnisse noch mißmuthiger. Seine Verstimmung wurde offenbarer nach dem arg widerwärtigen Mißfallen des Possenspiels „1740 oder: Die Eroberung von Grüneberg". Ein Theil der Zuschauer hatte sich aller, auch der rohesten Mittel bedient, um das Stück nicht ausspielen zu lassen, was zwar nicht gelang, in den letzten Akten aber die Schauspieler in lähmende Bestürzung und das Ganze in Verwirrung brachte. Raupach mußte sich davon im Tiefsten ergriffen fühlen, in Folge dessen erhielt ich von ihm bald nach jenem Ereigniß eine Zuschrift, in der unter Anderem zu lesen ist:

„Denn ich habe den Entschluß gefaßt, nicht mehr für das Theater zu schreiben, bin aber an geistige Beschäftigung gewöhnt und kann sie nicht entbehren. Sie sind ein erfahrener Mann, mit den literarischen Verhältnissen genauer bekannt als ich; so möchte ich über die zu nehmende Richtung wohl mit Ihnen sprechen."

Der Brief zeugte außerdem noch von sehr düsterer Ansicht, und ich hielt es für gerathen, den Freund sogleich zu besuchen. Ich fand ihn gedrückt auf dem

Sopha sitzend, und nach kurzer Unterredung sagte ich: „Lieber Raupach, es ist sehr schönes Wetter, das Beste wäre, wir gingen in's Freie." — Seine Widerrede half ihm nichts, eine halbe Stunde später waren wir vor dem Thore. Ich hatte die unangenehme Pflicht, ihm zu sagen, daß die „Eroberung von Grüneberg" allerdings zu den Stücken gehöre, die er zu rasch, ja übereilt geschaffen, Verschiedenes auch anders aufgefaßt habe, als es die damals (1840) schon sehr verschiedentlich erregte Parteisucht aufgefaßt haben wollte. Dann zeigte ich ihm, was ich darüber für den „Gesellschafter" geschrieben hatte und wies auf den Schluß hin:

„Raupach wird's hoffentlich machen, wie der Held von 1740, der nach einer Niederlage sich rasch in neuer Kraft erhob und immer wieder ungeahnte Hülfsmittel entwickelte; der geschätzte Dichter hat so viele dramatische Siege zu nennen, daß dagegen ein paar nachtheilige Scharmützel wenig oder gar nicht zählen." —

„Mein Freund", erwiederte er, „Sie wissen recht gut, daß ich mehrmals Stücke, mit denen ich den Eindruck verfehlte, beseitigt habe, und es kommt mir auch jetzt nicht darauf an. Hundert und abermals hundert Mal wiederholten jedoch meine Gegner, daß ich ein Verderben für die Bühne sey, sie scheuten sich auch nicht, meiner Thätigkeit die niedrigsten Beweggründe zuzuschreiben, und was man dem Volke so oft sagt, das Gute und Schlimme, wird Sache des Glaubens. Er kann Dichter tragen und sie zu

Falle bringen, kann Schwaches verherrlichen und Besseres verschwärzen. Ich will mein letztes Stück nicht in Schutz nehmen, es hat gewiß Mängel, aber einem Manne, der das Publikum, ich darf es sagen, viele Abende nicht ohne zu beherzigende Gedanken unterhielt und erheiterte, in seiner Gegenwart so zu begegnen, wie mir geschah, verleugnet alle Pietät, alles Wohlwollen; es wurde eben Glaubenssache, gegen mich zu seyn, und fanatischer Stimmung ist endlich nicht zu widerstehen." —

Unleugbar liegt Wahrheit in dieser Aeußerung, die er mit mehreren Belegen, so auch mit Hinweisung auf Iffland und Kotzebue — ich erwähne nur diese, die unserer Gegenwart noch nicht zu fern stehen — unterstützte. Es vermittelte nichts, daß ich ihm vorstellte, welchen glücklichen Erfolg mit den „Lebensmüden" er noch im vorigen Jahre gehabt; er bemerkte: „ein eben neues Wohlwollen, das für ein paar junge Schauspielerinnen, sey die Gegenmacht gewesen." Das Gespräch nahm keine andere Wendung, und ich erinnere mich besonders noch seines Ausspruchs: „Die Handwerks-Kritiker verzeihen es nie, wenn man nicht ihre Protektion sucht, und bei den Neidern muß ein Mann von Talent nicht mehr da seyn, oder sie müssen ihn heruntergebracht sehen, wenn sie aus großmüthigem Erbarmen ihm ihren gnädigen Schutz angedeihen lassen." — Meine Schlußworte aber waren: „Für die Bühne und von ihr aus zu wirken ist Ihr Beruf und Ihre Freude; Sie sollten sich darin nicht stören, jedoch bedenken: ob Sie

nicht allmälig bei dem Schaffen in das Hastige und Uebereilende geriethen, was Sie, mit nur seltener Ausnahme ein Meister auch in der Bedächtigkeit, leicht erkennen und überwinden würden. Wäre jedoch Ihr Entschluß, nicht mehr für das Theater zu schreiben, ein felsenfester, was mir nicht in den Kopf will, dann zeigen Ihre so ausgebreiteten und gründlichen Kenntnisse in der Geschichte Ihnen den Weg zum Ruhme auch auf diesem geistigen Felde. Namentlich wäre es verdienstlich, wenn Sie eine Geschichte des Czarenreichs schrieben oder dessen jetzige Zustände schilderten, wozu Sie, durch ihren achtzehnjährigen Aufenthalt in den verschiedensten Landstrichen Rußlands, während einer eben so verhängnißvollen als ereignißreichen Zeit, vollkommen ausgerüstet sind, und Sie könnten vielleicht Ihre denkwürdigen Erlebnisse damit verbinden."

Sein Entschluß wankte damals nicht, und die Beharrlichkeit wurde ihm durch eine Veränderung in der Theater-Verwaltung gefördert. Nachdem im Januar 1841 nur noch die früher schon auf den Wunsch des Königs Friedrich Wilhelm IV von Raupach übersetzte „Athalja" des Racine zur Darstellung kam, findet man kein neues Werk von ihm auf der Bühne bis zum Jahre 1850. Da er nun seit jenem Gespräch eine lange Zwischenzeit fast gar nicht über das Theater sprach, außer wenn wir im Schauspielhause bei neuen Stücken oder Gastspielen beisammen waren — ich hatte meinen Sitz neben dem seinigen — so meinte ich, er arbeite im Ge-

schichtlichen, oder für zukünftige Herausgabe an seinen Denkwürdigkeiten, worin ich aber völlig irrte: in seinem Nachlaß war nichts davon zu finden. Eher darf man vermuthen, er habe doch Pläne zu Schauspielen entworfen und sie dann in Unmuth nicht vollendet, oder Vollendetes zurückgelegt, was sich einigermaßen dadurch bestätigt, daß man in der Vorrede zu „Mirabeau" (gedruckt 1850) liest: dies Werk sey bereits „im Herbst 1846" entstanden.

Der Unmuth Raupach's mußte sich in ihm verhärten vom Jahre 1842, von der Zeit an, als Theodor Küstner General-Intendant des Königlichen Hoftheaters wurde. Während dessen Vorgänger, die Grafen Brühl und Redern, wohlwollende Theilnahme hegten für den fleißigen Dichter, mischte sich in Folge eines Nebengrundes das Gegentheil ein durch Küstner, was bei meinen Erlebnissen mit Diesem am geeignetsten einzuordnen ist. Deshalb lenken sich hier die Erinnerungen hauptsächlich hin auf mein an Traulichkeit sich steigerndes Freundschafts-Verhältniß mit Raupach. — Ich wende mich sogleich zu dem Unheilvollsten, zu dem Haderwesen, das den Pariser Februar-Aufruhr des Jahres 1848 auch in Berlin nachahmte und wie gewöhnlich seine Zwecke als Stimme des Volks verkündigte. Man konnte sich darüber in der ersten Aufwallung täuschen, die Einsicht drängte sich aber den Besonnenen sehr bald auf. Raupach, der allerdings der unbeschränkten Machtherrschaft geneigter war, als ich es bin — täuschte sich darüber keinen Augenblick;

mit dem gerechtfertigten widrigsten Eindruck von Dem, was er am 18. März 1848 gesehen, verließ er schon Tages danach Berlin, eilte nach seinem Geburtslande, nach Schlesien, und kehrte nur zurück, um sich im Mai 1848 zu verheirathen mit seiner ihn innig verehrenden Freundin, Anna Pauline Werner, die während ihrer Thätigkeit als Schauspielerin unter der Namens-Verhüllung „A. P." der Bühne mehrere geschätzte Dramen lieferte. Jetzt hatte Raupach seine glücklichsten Tage, nie zuvor sah man ihn so lebenslustig und heiter. Er zog mit seiner Frau nach Potsdam, wo ich ihn auf seine Einladung ein paar Mal besuchte und namentlich noch den gefeierten Jahrestag seiner Verheirathung frisch im Gedächtniß habe. Bei solchen Gelegenheiten vernahm ich auch Manches über den wissens- und geistvollen König Friedrich Wilhelm IV. Dessen Gast war Raupach oft in Sanssouci, stets dort Alexander von Humboldt treffend.

Ein paar Jahre vor seinem Hinscheiden wohnte er wieder in Berlin, in der angenehmsten Häuslichkeit, wie ich schon andeutete. Wenn seine alten Freunde — Geheimrath Stalley, Professor von Raumer, Hofrath Esperstedt und ich — an seinem Geburtsfeste Mittags bei ihm waren, leuchtete der Frohsinn, das ihn durchdringende Behagen aus jedem seiner Blicke; ebenso, wenn ich an Abenden allein neben ihm und seiner Frau saß, wir zuweilen bis nach Mitternacht plauderten, uns auch wohl stritten: Stoff genug hatten wir gewiß, denn wegen

meines Mangels an Zeit waren inzwischen stets Wochen verschwunden. Kehrte Raupach dabei mit unter sein redlich barsches Wesen heraus, ertrug er dagegen rechtschaffen jeden Widerspruch, und obwohl ich oft, wenn er von der Frau beschuldigt wurde, er sey ein wenig über die Maaßgebühr hinweg, die Weisung empfing: „Gubitz soll mir's ganz so wie vergeben, deshalb sind wir Freunde!" ergötzte ich mich meist lieber an seinem aufrichtig derben Wesen: es war immer etwas dabei zu denken und zu lernen. Ich kannte ihn genau, hatte niemals Ursache, ihm etwas übel zu nehmen, denn ich wußte, er war ein treuer Freund, warum sollte ich ihn hindern in dem Vergnügen, mich manchmal ein Bischen zu hofmeistern! — und war ich einmal nicht so gefällig, lenkte er schon selber ein. Aehnliches begab sich sogar mit unter gegen Diesen oder Jenen in der „Mittwochs-Gesellschaft", die er regelmäßig besuchte, und es nicht unterließ, als er in Potsdam wohnte. Er kam herüber am Versammlungs-Tage und blieb dann die Nacht im Gasthofe. Die Mehrheit im Verein hatte ihn lieb, rechteten nicht mit ihm über eine zuweilen hervorbrechende kurze Abfertigung, wenn er entwickelte, was ihm Wahrheit und Ueberzeugung war, oder auch wohl nur scheinbar eine Sonderlings-Behauptung zu Vernunftgemäßem machen wollte, um ein geistig Spiel in die Unterhaltung zu werfen, wobei er dem „Till" in seinen Lustspielen glich. Hatte er sich ausgesprochen, dann war er in vollster Aufmerksamkeit für Gegenreden mit beneidenswerther

Fähigkeit, rasch ganz und gar sich auf den Standpunkt Anderer zu stellen.

Als ehemaliger Theolog war er geneigt zu Gesprächen über Religion, zeigte hierin jeder Richtung Duldsamkeit, keineswegs aber dem weltklüglichen Schein der Frömmelei. Unzweifelhaft Vernunftgläubiger mit der Einsicht vom Begrenzten unserer Einsicht, erachtete er bei der Volksmenge ein Feststehendes in der Glaubenslehre für unerläßlich. Keck daran zu rütteln, mit den biblischen Ueberlieferungen dichterische oder weisheitseitle Kunstversuche zu machen, war ihm ein unerträgliches Bemühen. Dies bestätigte er — zum Beispiel — als ich eines Abends in der „Mittwoch-Gesellschaft" aus dem Gedicht von Elise Schmidt: „Judas Ischarioth", nachdem ich eine gedrängte Stoffangabe vorausgeschickt hatte, die bezeichnendsten Bruchstücke vortrug. Mitteninne erhob sich Raupach sehr erregt, schritt ein paar Sekunden im Zimmer hin und her, dabei ausrufend: „Ich muß es unrecht nennen, Dergleichen hier mitzutheilen!" Ich hielt im Lesen an und die Blutwärme stieg mir in der Erwiederung: „Lieber Raupach, unser Zweck ist, auch mit der neueren Literatur bekannt zu seyn, mit ihr bekannt zu bleiben. Das Geistlose haben wir abzuweisen, aber den Geist des Tages dürfen wir nicht ausschließen, selbst wenn er Irrpfade einschlägt, sonst werden wir fremd in unserer Zeit. Geist hat das Gedicht, und wenn es uns mehr verletzt als befriedigt, darf dies kein Hinderniß seyn, Kenntniß davon zu geben und zu nehmen." — Sich

dann setzend, entgegnete Raupach: „Das ist wahr, gewiß wahr, wollen nachher miteinander reden." — Ich las nun die angezeichneten Stellen zu Ende, und dann erläuterte er so eifrig, wie er werden konnte, sein Widerstreben gegen dichterische Erzeugnisse der Art, und Niemand versagte ihm die Beistimmung, sie war ihm auch — von seinem Standpunkt aus — unzweifelhaft nicht zu versagen.

In der Politik urtheilte Raupach wie in Allem nach reiflich durchdachten und fest abgeschlossenen Begriffen. Die Zustände Rußlands waren ihm — bei etwas Ausnahmen — nicht die passendsten für seine Gesinnung, für das genannte Reich aber fand er sie zweckgemäß; mit dem Eingewachsenen und Nothwendigen unterstützte er seine Ansicht, und im Kreislauf jener Zustände enthüllte er eine Ausgleichung, wie nach den Verhältnissen sie eben nirgends viel besser sey. Er ähnelte dann auch wieder seinem „Till", wenn er eine solche Ausgleichung sogar bei der gegenseitigen Vortheilsucht und dem Begehrlichen der Beamteten vermittelte. „Denken Sie sich" — sagte er einmal — „fünf Personen; deren erste nimmt von der zweiten, die zweite von der dritten, und so fort, bis die fünfte wieder von der ersten nimmt, wodurch dieses anscheinend Schlimmste ebenfalls in Ordnung ist, und dort als herkömmlich zum Natürlichen wurde. Die geschickteren und verlarvten Manieren, womit man in Ländern der gepriesenen Bildung oft eben so verfährt, sind den Russen und sämmtlichen Orientalen zu umständlich, und es ließe

sich eine Preisfrage stellen: ob in dergleichen Dingen die Offenheit oder die Heimlichkeit vorzuziehen sey?" — Nie anders, als in größter Hochachtung sprach er vom Kaiser Nicolaus, von seiner Umsicht und seinem überall guten Willen; die von Wortführern damals auch in Deutschland angefachte überreizte Stimmung gegen Rußland hatte bei Raupach keinen Anklang. —

Die Zukunft Deutschlands erfüllte ihn mit Bangigkeit, und wenn er bemerkte, daß ich in Lebhaftigkeit frische Hoffnung vertheidigte, mußte ich, wie veränndert der Wortlaut war, stets dem Sinne nach hören: „Die Völker haben in ihrer Entwickelung gleiche Zeitabschnitte des Steigens und Sinkens. Erst sehen wir die Priester-, dann die Soldaten-Herrschaft, die beide zumeist die wiederkehrendsten sind. Nach und nach verfeinert, überfeinert und verüppigt sich die Bildung, und was man so nennt, im Flittern und Schimmern; es folgt die Handels- und Krämer-Uebermacht, und mit ihr nimmt die schlaueste Selbst- und Vortheilsucht so überhand, daß sich alles Edlere entwerthet und begräbt, wodurch eben ein Volk in sich zerfällt. Daß wir bei der Alles in ihre Wirbel hineinreißenden Handels-, Krämer- und Wuchergewalt angekommen sind, Intellectuelles, was nicht in die Calcüle paßt, vom Materiellen unterjocht wird, wissen wir, und Sie können sich auch meine Erfahrung selber aus der Weltgeschichte holen, was Sie sich verbergen wollen mit Ihren Hoffnungen, die mich aber nicht widerlegen, wenn ich behaupte,

wir sind schon tief in den Verfall hinein.“ — Wir wurden darüber nicht einig; zu bestreiten war das Gesagte doch immer insofern, als wir in Erb-Monarchieen ähnliche Zeit-Abschnitte sich wiederholen sehen, was zwar kein Fortschritt, doch auch kein Untergang, allerdings aber auch niemals ein anmuthiger Zustand ist. Jedenfalls wollte ich der Gedanken- und Schlußfolge Raupach's meine Hoffnungen überhaupt nicht und mit deshalb nicht preisgeben, weil ich meinte, des Freundes düstere Anschauung wenigstens für Abendstunden in eine mildere, ihm wohlthuende zu verwandeln; denn sein Befürchten für unser gemeinsames deutsches Vaterland, ein Befürchten, was sich mitunter auf das jetzige Menschengeschlecht aller sogenannten civilisirten Staaten bezog, war ihm sehr schmerzlich.

Auch über meine schriftstellerischen Bestrebungen sprach er mehrmals, bedauerte mich nebenher, weil ich der Theater-Kritik nicht entkommen könne: denn ihm war bekannt, daß ich in Betreff der „Vossischen Zeitung“ gebunden sey durch ein Manneswort, dessen Lösung nicht in meiner alleinigen Macht stand. Mit meinen Theater-Berichten stimmte er zuweilen völlig, meist theils überein: theils ward er mir ganz und gar Gegner. Selten that ich ihm genug in der Strenge, wenn er mir auch beipflichtete, daß man besonders vorsichtig Grenze zu halten habe in einer Zeitung, die bis zu den gedankenlosesten Volksschichten hin gelesen wird. — Als im Jahr 1851 die Verwaltung des Berliner Hoftheaters einen neuen Gebieter

empfing, hoffte er mehr von dieser Veränderung als sich den verwickelten Umständen nach hoffen ließ: er sprach mir Geduld ein, bis er endlich selber zweifelnd wurde. Eben damals durfte ich jenes Manneswort an den Justiz-Commissarius Lessing für lösbar erachten, kam zu Raupach mit dem Ausruf: „Jetzt ist Ihr Wunsch zu erfüllen, ich kann mich von der zeitunglichen Theaterkritik trennen!" — Der Eindruck dieser Anzeige war jedoch ein auffälliger. Raupach sah mich erst schweigend an, nahm als sehr fleißiger Tabacks-Verbraucher bedächtig eine Prise, und sagte mit Schärfe: „Es ist eine Zeit der Gefahr für die deutsche Bühne, und da verläßt der treue Kämpfer seinen Posten nicht!" — Das Weitere in diesem Bezug hat er nicht erlebt!

Ueberrascht war Raupach, als ich (1849) das einaktige Lustspiel: „Der Kaiser und die Müllerin" geschrieben hatte, nachdem ich, ein Gelegenheits-Vorspiel für die erste Königsstädtische Bühne ausgenommen (1834), in zwanzig Jahren nicht Muße erübrigen konnte für Dramatisches. Ich erzählte ihm den Anlaß des Entstehens: die Seitens des General-Intendanten Küstner von mir erbetene Schlichtung eines obwaltenden Haders zwischen ihm und der Schauspielerin von Lavallade, der ich zum Friedensvertrage eine neue Rolle versprechen mußte. Raupach, der sich des Theaterbesuches fast entwöhnt hatte, sah das kleine Stück aufführen, und ich hatte die Freude, daß er es als ein Etwas gelten ließ. So gut ward es mir nicht, da ich, von solchem

Wiederbeginn angeregt, das fünfaktige Schauspiel: „Herz und Weltehre“ erzeugt hatte und es ihm vorlas. Er lobte zwar die Charakteristik, aber den eingreifendsten Grundgedanken: ein sehr schlau durch Benutzen edler Aufwallungen verführtes Mädchen noch der gesellschaftlichen Achtung und ehelicher Verhältnisse werth zu finden, verbannte er in seinem Urtheil unbedingt von der Bühne. Er gab mir im Streit über echte und unechte Sittlichkeit, über Wahrheit und Schein, nicht unrecht, beschuldigte mich nicht der Unsittlichkeit hinsichtlich der Art, wie ich meinen Gedanken in der Handlung durchgeführt habe, blieb aber dabei: die Entwickelung dieser Aufgabe gehöre nicht auf die Bühne, änderte auch nichts an seinem Widerspruch, als ich ihm ein paar Monate nachher Briefe von Frauen zeigte, deren Meinung von der seinigen völlig abwich. Ueber dies Schauspiel und dessen Abenteuer ist später weiter zu berichten; hier erwähnte ich die Entscheidung Raupach's als Belag, daß er auch seinen Freunden, wie es geziemend, der freimüthige Mann war. Das später von mir geschriebene fünfaktige Lustspiel: „Verschiedene Wege“ hatte seine Beistimmung, und ein neues gleichen Umfangs konnte ich ihm leider nicht vorlesen, er war im Grabe, eh' ich es beendete.

Am Abend des dreizehnten Märztages 1852 — ein Sonnabend, und, wie ich erst bei dem Entwurf dieses Lebensumrisses entdeckte, Ernst Raupach's Namenstag — kam ich zu ihm in Folge eines Briefes, worin schließlich bemerkt ist: ich hätte mich lange

nicht sehen lassen. Ich fand ihn allein, die Hausfrau war im Theater, wo sein Lustspiel „Die Schleichhändler" aufgeführt wurde, das sie seit Jahren nicht aufführen sah. Wir sprachen vom Zeitwesen, über Literatur und Bühnenzustände. In Hinsicht auf diese war ich ihm in der Oeffentlichkeit wieder nicht eingänglich, nicht streng genug, empfing demnach kein geringes Theil Rüge, und wehrte mich mit Thatsächlichem, zum Beweise, wie wenig sich da Nutzen zeige. Gewöhnlich blieb ich zu dem einfachen Abendessen, da jedoch die Hausfrau fern war, erhob ich gegen Neun mich vom Sitz und wollte nach Hause. Raupach that Einspruch, zuletzt mit der Aeußerung: „Wenn meine Frau kommt und hört, Sie sind da gewesen, wird es heißen: Du hast den Gubitz gewiß schlecht unterhalten, und wir haben uns doch recht gut unterhalten!" Ihn sanft auf die Schulter schlagend, antwortete ich lachend: „Gewiß! Sie haben mich wieder heruntergemacht, dabei unterhalten Sie sich immer ganz vortrefflich!" — und er lachte schelmisch in sich hinein. Ich mußte den Stuhl nochmals in Besitz nehmen, und die Zwiesprache begann von Neuem. Er gedachte in aufgeweckter Scherzlaune seines Jugendtreibens in Halle, erzählte unter Anderem, daß er sich sogar einließ in eine alberne Studenten-Verbindung, wobei sich ihm erst hinterdrein das Bedenkliche offenbarte, und wurde burschikos in der erheiternden Rückerinnerung, als Senior oder Secretair — was Raupach eigentlich dabei gewesen, ist mir entfallen — drohender Gefahr

durch glückliche Beseitigung der Papiere vorgebeugt und die Untersuchung wirkungslos gemacht zu haben. Dann war abermals vom Theater die Rede, von dem er oft nicht sprechen wollte und zuweilen doch davon sprach. Um Zehn etwa trat die Hausfrau ein und wir blieben in vollster Heiterkeit beisammen bis über die Mitternacht hinaus. — Am Dienstage darauf sagte man mir im Theater: „Wissen Sie schon, Raupach ist sehr krank!" Ich eilte nach seiner Wohnung, konnte nicht zu ihm, vernahm aber, daß er am Montag ausgegangen sey, sich wahrscheinlich erkältete, jetzt sich jedoch besser befinde. Am nächsten Tage sah ich ihn schon im Sterben, und am 18. März 1852 hatte er das Irdische überwunden.

Unser letztes Gespräch bewahrte ich mir im Hauptsächlichen aus frischer Erinnerung schriftlich, und kann — ohne durchweg beizustimmen — ein paar Einzelnheiten, fast Inbegriff seiner Ansichten zweier Zeitrichtungen, als Gesinnungszeichen einfügen: „Die Demokratie unsres Jahrhunderts ist die Partei der Zerstörung und des Umsturzes, ihr Endzweck die Verneinung, das heißt Auflösung aller bestehenden, ja aller natur- und vernunftgemäßen Staatsform. Die Forderungen, welche die Demokratie macht, sind dieselben, durch welche Frankreich einen Umsturz nach dem andern über sich brachte und nichts erzielte als Blutschuld und Despotismus, weil die meisten dieser Forderungen mit dem gesunden Menschenverstande im Widerspruch stehen. Die Principien einer Philosophie, welche Alles dermaßen ver-

kehrt sieht und treibt, daß sie in Luft und Wind zu wurzeln gedenkt, sind aber den dümmsten Volksmassen eingeblasen worden, haben sich dort mit der Unzufriedenheit und ihren unfruchtbaren Neigungen so verschwistert, daß mit dem Geschlecht der Gegenwart nichts Gescheidtes anzufangen ist, und sollte es mit dem kommenden besser seyn, müßten wir die Lehrer umschaffen und uns einer eben so ernsten als weisen Oberleitung versichern können." —

„Der Bühnendichter mag über Ideal und Schönheit sich so klar geworden seyn, wie sich darüber klar werden läßt, heut soll er vor Allem begreifen, daß die intellectuelle Bildung in den Lebensverhältnissen die moralische Bildung unterdrückt hat und immer mehr zerrüttet; dieser in einer das Volk anziehenden Weise ihre Mitherrschaft und ihren Einfluß wieder erobern zu helfen, muß das ehrliche Princip des von der Bühne her wirkenden Geistes und Talents seyn. Neue Stücke, die nicht einen solchen Gedanken in sich fassen, sind an sich schon deshalb untergeordnet und tadelnswerth, wie überhaupt die heutige Bühne hauptsächlich wegen ihrer Principlosigkeit anzugreifen ist."

Nachschriftlich habe ich, um völlig den Bericht über die „Literarische Gesellschaft" geendet zu haben, noch zu erwähnen, daß Xavier Marmier, im Jahre 1833 Gast der Gesellschaft, für diese mir folgenden Abschieds-Gruß einhändigte:

„Merci! car vous m'avez accueilli comme un frere:
Je venois pres de vous pour savoir vos travaux,
Pour m'instruire à parler votre langue étrangere,
Pour marcher après vous par des chemins nouveaux.
Et vous m'avez rendu facile cette tâche,
Ce que je desirois, je le retrouve ici,
Les livres et l'etude et ce que nous attache,
Les entretiens de coeur et de savant: merci!

C'est que les lettres sont la franc-maçonnerie,
Qui dans le monde étend au large ses liens.
C'est que triste, isolé, dehors de sa patrie,
Pour trouver des amis et des concitoyens,
L'étranger doit pourvoir s'adresser aux poëtes
Car, tous soumis de même aux orages du coeur,
Ils sont tous reunis par des chaines secrètes,
Par des rêves de gloire, hélas! par le malheur!

Poëtes d'Allemagnes et Poëtes de France,
Oh! rapprochez vous donc, échangez à la fois
Vos travaux, vos projets, vos voeux, votre esperance;
Puis laissons fuir au loin nos guerres d'autrefois
Et nos rivalités, nos haines politiques,
De ces chaines, l'esprit demande à s'affranchir,
Et deployant alors ses ailes poëtiques,
De monde en monde, il va toujours pour s'aggrandir.

Pour moi, je n'oublierai jamais, je puis le croire,
Les jours, que j'ai passés dans votre interieur,
Vos noms seront souvent présents à ma memoire,
Et je les entendrai redire avec bonheur.
Dieu veuille seulement qu'un jour dans ma patrie,
Je puisse en frère, aussi, vous presenter la main,
Vous faire les honneurs de ma ville chérie,
Meler le vin de France à votre vin du Rhin.

Berlin, 14. Mai 1833. Xavier Marmier."

Nach langem Verweilen hinsichtlich Derer, die mit der „Literarischen Gesellschaft“ in Verbindung kamen, lasse ich zwei kurze Einschaltungen folgen.

Mein Ruf als dienstwilliger „Max Helfenstein“ mußte im Jahr 1832 sich bis zwölf Meilen von Berlin, bis nach Königsberg in der Neumark, verbreitet haben. Der damalige Bürgermeister dieser Stadt, Namens Reimann, schrieb mir:

„Ew. Wohlgeboren

verzeihen, daß ich wegen eines mir wichtigen Wunsches mich an Sie wende, in der Ueberzeugung, Ihre vielseitige Thätigkeit könne mir behülflich werden. Als hiesiger Bürgermeister bin ich für Königsberg bemüht, die Betriebsamkeit zu erhöhen, und gewiß ist es auffällig, daß in einer Stadt, die über 4000 Einwohner hat, auch ein Gymnasium, weder eine Buchdruckerei noch eine Buchhandlung etablirt worden ist. Sie, verehrter Herr, haben Schriftgießerei, Buchdruckerei, auch eine Buchhandlung, und können mit Ihrer Umsicht beurtheilen, ob und wie es thunlich wäre, hierorts nach zuträglichem Maaßstabe solchem Geschäftlichen und Berührigen Umfang zu verschaffen. Ich erlaube mir daher, Sie um Ihren Rath zu bitten. Das Beste wäre freilich, wenn Sie selbst eine Filialanstalt hierher beschaffen wollten, auf die städtische Unterstützung, so weit sie zu erlangen, könnten Sie rechnen.

Ihre Humanität wird Nachsicht haben für meine Dreistigkeit, die sogar auf einen gefälligen Bescheid hofft.

Unter allen Umständen habe ich die Ehre, in Anerkennung zu seyn Ew. Wohlgeboren

Königsberg N/M. ergebenster

25ten März 1832. Reimann."

Die Namens-Unterschrift, erinnernd an den mir hülfreichen, in diesen Mittheilungen mehrmals erwähnten Freund, Geheimrath Julius Reimann, wirkte bei mir sogleich anregend, meine Vorsicht wollte jedoch erst mit der Neumark etwas bekannter seyn. Noch vor dem Ende des Frühlings war ich, begleitet von meiner herzigen Frau und zwei Kindern, in diesem Königsberg, der alten, von den Markgrafen Johann I. und Otto III. begründeten Stadt, deren Bürger sich in der Vorzeit tapfer wehrten gegen hochadlige und fürstliche Faustritter, namentlich auch gegen den Herzog Kasimir von Pommern, der im Jahr 1372 erfolgloser Belagerer war, und durch den Pfeilschuß eines Schuhmachers getödtet wurde. Mit der Familie Reimann waren wir rasch befreundet, ebenso mit dem Post-Direktor, Rittmeister von der Heyden, als Schriftsteller benannt „Emerentius Scävola", in Bezug darauf, daß er eine Hand im Kriege verlor. Nachdem ich in den Verhältnissen mich umgeschaut hatte, man mir von allen Seiten, auch von der Kreis-Regierung, zuthulich entgegen kam, errichtete ich in jener Stadt eine „Buchdruckerei, verbunden mit Buch-, Musikalien und Kunsthandlung." Damit war ich im Frühjahr 1833 in Ordnung, und „Emerentius Scävola" freute sich, daß zuerst sein zweibändiger Roman: „Die Erb-

sünde", in Königsberg gedruckt wurde, als Verlagswerk der Vereins-Buchhandlung. — Die Anstalt mehr zu beleben, ließ ich auch sogleich die Zeitschrift:

„Der Märkische Stadt- und Land-Freund"

erscheinen, sorgte dafür von Berlin aus, hatte aber vorweg erklärt, daß ich nur ein paar Jahre das Ganze leiten, und es dann einem Käufer überlassen würde. Nachdem mein dortiger Geschäftsführer, J. G. Striese, sich sehr wacker und glücklich in Alles hineinfand, überließ ich ihm das Sämmtliche, habe ihm zu bezeugen, daß er die Kauf-Bedingungen redlich erfüllt, und ein Eigenthum erworben hat für seine Familie, der ich eine gesegnete Zukunft wünsche.

Die zweite Einschaltung ist ein Verbessern der Ver[illegible]lichkeit in Bezug auf Mitbeschäftigung bei einem fabelhaft wunderlichen Abenteuer, an das ich wieder erinnert wurde, als im Jahre 1835 in Paris der berühmte Sprachkundige Julius Klaproth gestorben war. Er trat im Jahr 1805 in mein Arbeitszimmer, legte mir Papierstreifen mit persischen Schriftzügen vor, um sie im Holzschnitt nachzuahmen, und zugleich empfing ich die Einladung zu einem Mittags-Gastmahl bei dem Rittmeister von Kamecke, der mir mehr sagen würde über diese Angelegenheit. Zur bestimmten Stunde fand ich mich ein, und kam in ein Zimmer, das einen seltsamen Anblick bot. Die inneren Räume, bis zu den Fenstern hin, hatten an den Mauern entlang Polstersitze, und über ihnen ringsum hingen allerlei Waffen: man konnte sich einbilden, in der Wohnung eines morgenländischen

Kriegsmannes zu seyn. Auf dem Tritte am Fenster saß eine Frau, die aus einem Stück Zeug Goldfäden zupfte; sie rief mir einen Gruß zu, und mehr durch Winke mit der Hand als durch Worte begriff ich, daß auch ich dort mich setzen solle. Sie war eine der schönsten Frauen, die ich gesehen habe, ehemals, wie ich bald wußte, „spanische Reiterin" gewesen, und ihr Gatte gerieth nach solchem Ehebündniß mit seiner ganzen Familie in Feindschaft. Jetzt wollte der preußische Rittmeister zeigen, was er vermöchte; in seinem überspannten Gehirn entstand und befestigte sich die Absicht, das schwärmerisch geliebte Weib zur — Königin von Persien zu erheben. Dort wüthete damals, wie früher und später oft, Hader um den Thronsitz, und ganz erfüllt war Herr von Kamecke von der Ueberzeugung, sein Unternehmen werde gelingen. Die schöne Frau äußerte ebenfalls in verschiedenen Sprachen Begeisterung für diesen Plan, zweifelte auch nicht an sicherem Erfolg. Vertraut hatte sich der kühne Rittmeister dem Dr. Julius Klaproth, dieser schrieb an das Perservolk Verkündigungen, die ich durch Holzschnitt-Platten im Abdruck auf Seidenpapier zehntausendmal vervielfältigte. Der abenteuerliche Entschluß des Herrn von Kamecke begründete sich bei ihm zur Ausführung in folgender Art: in Nähe der Thronstadt Persiens wollte er sich erheben vermittelst eines Luftballons, Verkündigungen eines neuen Propheten aus der Luft herabflattern lassen, um dann als dieser neue Prophet vom Himmel her unter das Volk zu treten. Für

die Drucksachen und den Luftballon wurde ein geheimer Boden überdeckt im Reisewagen, und was ereignete sich dann? — Das hoffnungstrunkene Ehepaar kam wirklich bis in die Nähe Persiens, wurde aber dort, der Angabe nach — denn hier hört mein begründetes Wissen auf — angefallen von Räubern. In deren Besitz kamen nun auch mit dem Wagen die Verkündigungen sammt dem Luftballon, ohne daß vielleicht irgend Jemand entdeckte, was in dem Wagen verborgen wurde. — Mit dem Bezahlen dessen, was ich für meine Platten, Drucksachen und Seidenpapier zu fordern hatte, war ich an den Dr. Julius Klaproth gewiesen. Als er aber — noch im Jahr 1805 — Berlin verließ, war ich genöthigt, seinen Vater, den berühmten Chemiker Klaproth, um Vermittelung zu ersuchen, erhielt nun auch Befriedigung meiner Ansprüche. Von dem preußischen Rittmeister von Kamecke und seiner schönen „spanischen Reiterin" konnte ich dann niemals ein Lebenszeichen erkunden, wahrscheinlich hat ein schlimmes Schicksal sie ereilt; aus dieser luftigen Ritterlichkeit im neunzehnten Jahrhundert ließe sich aber unzweifelhaft ein Roman-Stoff bilden. —

Jetzt holt sich mein Erinnern an die Vorzeit aus ihr drei verschiedene schriftstellerisch Witzlaunige, zuerst ein durch Geist und Luftleben zweiseitig und zweideutig sich zeigendes Mischgebild: Karl Schall. An ihm rühmt mit hinlänglicher Berechtigung Ernst Willkomm im „Theater-Lexicon" schließlich: „Im Leben war er einer der liebenswürdigsten Menschen,

stets heiter, unterhaltend; er besaß das nicht gewöhnliche Talent eines vollendet guten Gesellschafters." — Dies Talent so weit zu erwerben, hatte er aber ein bedeutendes Erbvermögen im Strudel von mancherlei Genüssen verbraucht, vorwaltend im Umgange mit dem schönen Geschlecht, und anwendbar auf ihn — der schon nach dreiundfunfzig Jahren sein Leben abgenutzt hatte — ist unzweifelhaft seine selbstsüchtig dichterische Behülflichkeit:

„Du liebst es, stets zu lieben,
Was dir als liebenswerth erscheint,
Wirst sehr umhergetrieben:
Wer meint denn sicher, was er meint?
Wir Alle tragen Ketten,
Sieh', daß dir jede lieblich klirrt,
Es ist nicht mehr zu retten,
Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt."

Emsig hat er das Seine gethan in solchem Irrthum, ihm viel des Seinigen geopfert, und in Bezüglichkeit auf das schöne Geschlecht, mit dem er am vollzähligsten im Theaterleben verkehrte, mußte er das Schwinden seiner Baarschaften um so mehr begreiflich finden, weil er sein angelebt Aeußeres, in der Rundung eine Falstaff-Gestalt, durch Freigebigkeit auszugleichen hatte.

Dies ruhe mit ihm! — verdient hat es aber Schall jedenfalls durch vielfache Thätigkeit, daß er beachtet mitlebe in der Geschichte des deutschen Schriftsteller-Wesens, und wie ich mit ihm in Verbindung kam, dies bekundet sein erster Brief an mich:

„Wohlgeborner,

Hochgeschätzter Herr Professor!

Das mir so eben durch die Post zugekommene 12. Blatt Ihres Gesellschafters enthält eine hiesige Correspondenz-Nachricht, welche mit einer eben nicht empfehlenden Erwähnung der neuen von mir und meinem Freunde Dr. Löbell redigirten Breslauer Zeitung schließt. Da ich nun die gegründetsten Ursachen habe vorauszusetzen, der Schreiber jener Nachricht sey Herr Dr. Herrmann, so kann ich nicht unterlassen, Ew. Wohlgeboren auf etwas aufmerksam zu machen, was Ihnen ohne Zweifel unbekannt ist, nämlich, daß Herr Herrmann seit dem ersten Januar die Redaktion der älteren (Korn'schen) Breslauer Zeitung übernommen hat, mit welcher die meinige natürlich in ein rivales Verhältniß getreten ist. Zu eigener Beurtheilung übersende ich Ihnen mit der morgenden Post die bisher herausgekommenen Blätter der neuen Zeitung. Belieben Sie selbst diese mit denen der Korn'schen Zeitung, die Sie sich wohl leicht werden verschaffen können, besonders in Hinsicht auf Eigenthümlichkeit zu vergleichen. Ich will dabei nicht einmal in Anschlag bringen, wie unbillig es ist, ein neues Zeitungsunternehmen, wie das meinige, nach wenigen Blättern beurtheilen zu wollen, besonders zu einer Zeit, wo man durch den argen Censurzwang von allen Seiten so beengt ist, daß man sich kaum zu rühren vermag. Noch muß ich hinzufügen, daß Herr Dr. Herrmann das Unglück gehabt hat, eine Masse von dramatischen Arbeiten von der

hiesigen Direktion zurückgewiesen zu sehen und daß er in der ganz irrigen Meinung ist, ich sey Schuld daran, daß seine Stücke nicht gegeben werden. Es wäre hier noch manches zu melden, aber es ist gar zu unangenehm, sich mit solchem Geklatsche zu befassen. Vielleicht haben Sie einmal Gelegenheit, meinen lieben Freund, den Regierungsrath und Professor von Raumer zu sprechen. Befragen Sie diesen, der die hiesigen Verhältnisse genau kennt, einmal über die Herren Herrmann, Kapf und Zimmermann, welche — man kann wirklich sagen zum Skandal für Breslau — die anonymen Correspondenten unserer besten Zeitblätter sind!!!

Ew. Wohlgeboren haben sich immer als einen so entschiedenen Freund und Ausüber schriftstellerischer Rechtlichkeit, als einen so eifrigen Gegner anonymer Skribler-Umtriebe gezeigt, daß ich um so eher der mir gegebenen Veranlassung, mich an Sie selbst zu wenden, gefolgt bin.

Wären Sie geneigt, von Zeit zu Zeit ausführlichere, als Ihre bisherigen Breslauer Correspondenznachrichten, mit meines Namens Unterschrift, auch andere Beiträge für Ihr Blatt von mir gegen das Honorar, welches Sie zu geben pflegen, anzunehmen, so würde ich gern mit Ihnen in diese Verbindung treten.

Hochachtungsvoll

Ew. Wohlgeboren ergebenster

Karl Schall."

Breslau, d. 25. Januar 1820.

Nach Empfang und Lesung dieses Schreibens las ich dann im erwähnten Bericht des „Gesellschafter" (1820. Bl. 12) weiter nichts als: „Die neue Zeitung ist auch erschienen, muß aber besser werden, wenn sie den Erwartungen genügen will, welche die eigene Verkündigung erregte." — Ob Dr. Herrmann diese Zeilen schrieb, ob er mir überhaupt Mitarbeiter war, weiß ich nicht, möcht' es bezweifeln; wohl aber weiß ich, daß er auch in Hinsicht auf sein Streben zur Bühne achtenswerth zu nennen, aber frühzeitig unter bedauerlichen Zuständen gestorben ist, und diese wenigen Worte mögen sein Andenken in Schutz nehmen. —

Ein paar Monate später wurde Karl Schall mir Breslauer Berichterstatter und blieb es bis er dauernd Berlin zu seinem Wohnort wählte, ich nun mit ihm in mancherlei nähere Berührungen kam. Um diesen Lebemann, mit dem nirgends in Ordnung zu bleiben war, durchschaulicher Betrachtung näher zu stellen, gebe ich aus anderen Briefen von ihm nur Auszügliches, was ihn ohne viel Zuthun meinerseits hinlänglich schildert.

(Breslau, 23. Juni 1824.) „Ich bin recht krank und durch meine Krankheit sehr unmuthig, unfähig zum Arbeiten, lebenssatt und noch viel Schlimmes gewesen. Kreuzbrunn, den ich aus großen Krukeu trinke, erleichtert mir nun das schwere Brustkreuz, das ich nicht auf, sondern in der Brust zu tragen prädestinirt bin. So wie ich mich jetzt befinde, soll Ihre Mahnung gewiß nicht umsonst an mich ergangen

seyn, es ist nach Ihrem Schreiben eine wahre Ehrensache für mich geworden, das Be- und Versprochene zu liefern."

(Breslau, 16. Februar 1825.) „Daß ich Ihnen Beiträge für den „Gesellschafter" noch nicht gesendet habe und auch heute noch nicht sende, entschuldigt Folgendes. Nächst der Zeit, die meine Zeitung in Anspruch nimmt, hab' ich mir täglich mindestens zwei Stunden zur Förderung meiner dramatischen operum unverbrüchlich festgesetzt. Nun bin ich aber bisher nicht nur sehr viel — aufrichtig gesagt — zu viel in gastlichen Anspruch genommen worden, sondern habe auch noch einen Band „1001 Nacht" für Buchhändler Max übernommen und mich aus Geldbedarf verpflichtet, ihn bis heut über acht Tage fertig zu übersetzen, was mir eine habgierige Zeitbenutzung zur Pflicht macht, und nichts anders als Zeitung, Drama und Uebersetzung arbeiten läßt. Der heutige Aschermittwoch aber mahnt mich guten katholischen Christen, in mich und wieder in Gesellschaft zu gehen; nach vollbrachter Bandübersetzung gewinn' ich eine starke Zeitportion täglich, und diese soll dann so lange durch Arbeiten für Dero beliebtes Blatt ausgefüllt werden, bis Sie mir über Grünberg zurufen: „Halt' er an!" Dieses schwöre ich Ihnen bei meinen drei Hauptgottheiten, dem Merkur, der Thalia und der Madame L***!"

(Breslau, 16. August 1826.) „Zürnen Sie nicht und seyn Sie ein christlicher Vergeber, daß ich Ihnen, mein verehrter Freund, den versprochenen Beitrag

zum „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele“ noch nicht geschickt habe, trotz des gestern abgelaufenen Termins noch nicht geschickt habe und auch heute noch nicht schicke. Zwei Dinge, oder vielmehr zwei Personen sind die Veranlasser dieser mir deshalb zu verzeihenden Zögerung, nämlich mein Zeitungsgehülfe und Vikarius, der unerwartet eine Reise machen mußte, wodurch ich genöthigt war, alle Redaktionsarbeit allein zu machen, und Freundin Stich, die sich Ihnen schönstens empfiehlt (auch Dero Gattin, der ich gleichfalls von mir den besten Gruß zu bestellen bitte) und die mich nun wieder in's hiesige Theater lockt, in welchem ich über ein Jahr lang nicht gewesen bin, und bei der ich alle Abende nach dem Theater noch ein oder ein paar Stündchen verplaudere. Sie müssen mir nun schon den Ablieferungstermin bis zum Schlusse dieses Monats prolongiren, ich werde gewiß Wort halten und ich denke zu Ihrer Zufriedenheit. — Ich muß schließen, da ich die Stich, die heute nicht, von morgen an aber täglich spielt, spaziren fahren will.“

Schall hielt nicht Wort; ich mußte nun dem „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele für 1827“ eiligst selbsthelfend werden. — Wie er versprechen konnte ohne Erfüllung, wie gewandt er sich dabei — erfinderisch — zu helfen wußte, dies mag nun aus Folgendem einleuchten:

(„Breslau, Sonntag den 2. September 1826.“) „Mein sehr lieber Freund! Schon zu Anfang dieses Jahres wollte ich einen Beitrag für das Jahrbuch

deutscher Bühnenspiele für 1827 ausarbeiten. Ich schwankte zwischen zwei Entwürfen, beide zu zwei Akten. Der Titel des einen Stückes sollte heißen: „Was wird man sagen?" Eine reiche, verwittwete, junge, aber selbstständig unabhängige Gräfin — das ist die Haupt-Idee — ist mit einem vornehmen Manne, den sie nicht liebt, selbst nicht besonders achtet, auf Zureden einer sehr ultra-aristokratischen und die opinion der Welt übertrieben hochachtenden und berücksichtigenden Tante, halb und halb versprochen, hat aber inzwischen die Bekanntschaft eines jungen, genialen und liebenswürdigen Künstlers (eines Tonkünstlers) von bürgerlichem Stande gemacht und sich leidenschaftlich in ihn verliebt. Der Künstler empfindet gleiche Liebe für sie, die er aber aus Stolz gewaltsam zu bekämpfen sucht, wohl fühlend, daß die liebende Geliebte, um ihn zu heirathen, ihren geselligen und Verwandtschaftsverhältnissen Trotz bieten würde, ohne sich um das qu'en dira-t'on zu bekümmern, aber diesen Trotz und diese Unbekümmerniß nicht wollend. Da macht sie absichtlich einen tollen Streich, sie spielt nämlich, mit dem Direktor des Theaters an dem Ort, wo sie lebt, bekannt, da sie erfährt, daß eine Hauptschauspielerin krank geworden ist und eine sehr gewünschte, schon durch die Zettel angekündigte Vorstellung nicht stattfinden soll, deren von ihr schon auf einem Liebhabertheater gespielte Rolle, sich vor der Vorstellung als eine fremde Künstlerin anzeigen lassend. Das macht Skandal bei Hofe und in der Stadt (es geschieht zwischen dem

ersten und zweiten Akt); am andern Morgen (an dem der zweite Akt spielt) ist die Tante außer sich, der vornehme quasi-Bräutigam tritt zurück, der Künstler wird zu einer Erklärung gedrungen, und die Heirath mit ihm, ohne Berücksichtigung des „Was wird man sagen?" beschlossen. — Das andere ebenfalls zwei aktige Stück ist mehr Rühr- als Lustspiel. Es führt den Titel: „Der Ersatz oder der gute Geizhals." Hier ist die Haupt-Idee die Charakterdarstellung eines edlen Harpax, der, um einen in seiner Jugend verschuldeten bedeutenden Geldverlust eines Freundes zu ersetzen, in dessen Handlung er, nach achtzehn Jahren, unerkannt zurückgekehrt, als Buchhalter, Fabrik-Aufseher und halber Compagnon unter fremdem Namen lebt, die Sparsamkeit bis zum kleinsten und lächerlichsten Geiz treibt, um die alte Schuld bei Heller und Pfennig und mit Zinsen auf Zinsen ersetzen zu können, was im Laufe des Stückes unter, wie ich glaube, sehr dramatisch erfundenen Verhältnissen und Situationen geschieht.

Ich hatte beide Drämchen ziemlich ausführlich skizzirt, als ich nach Berlin kam; dort wollte ich nun eins ausarbeiten, am liebsten das rührende. Ich habe einigemale darauf angesetzt, aber der Abhaltungen und Zerstreuungen waren zu viele und in dem Wirthshauszimmer wollte mir gar nicht arbeitsam heimisch zu Muthe werden. Was mich, nach Breslau heimgekehrt, behinderte, für das Jahrbuch, so wie ich es wünschte und versprochen hatte, thätig zu seyn, hab' ich Ihnen bereits geschrieben. Und nun ist bei

dem festesten Vorsatz und recht angestrengter Bemühung, eins von den beiden Stücken questionis zu Ende zu bringen, zwar jedes bedeutend vorwärts geschritten, aber keines beendet, und ich muß mich schämen, Sie noch um Verlängerung des Termins zu bitten, da ich gern möglichst feilen und nachhelfen und aus den beiden Ideen das mir möglichst Beste machen möchte. Soll ich noch den Vortheil in Erwägung bringen, den ich davon habe, wenn ich die Sachen, ehe ich sie dem Lesepublikum übergebe, an mehrere Bühnen verkaufe? Die „Eigne Wahl" hat mir doch, obwohl die Verkaufszeit ziemlich kurz war, außer dem von Ihnen erhaltenen Honorar, gegen vierhundert Thaler eingetragen! Doch das wäre kein Grund, wär' ich nur mit einem fertig geworden.

Wenn ich nicht durch Holtei wüßte, daß Sie mit Beiträgen für das Jahrbuch reichlich versehen sind, etwas von mir grade nicht bedürfen, wenn ich auch eitel genug bin zu glauben, daß Sie es gern hätten und manchem Anderen vorzögen, so würde ich mir noch härtere Vorwürfe darüber machen, daß ich Ihnen mein Wort nicht halte. Verzeihen Sie mir als guter Mensch und Christ. — — Spätestens im Dezember komm' ich nach Berlin, ich denke auf drei Monate, dann bringe ich die beiden obenerwähnten Stücke mit und Sie erhalten, wenn Sie sie dann noch haben wollen, beide für die Jahrbücher von 1828 und 1829. Aber Sie müssen auch, die fünfte Bitte des Vaterunsers bedenkend, mir von Herzen vergeben.

Aber Sie Bösewicht! Mich im „Gesellschafter" so als hagestolzen Damoiseau, auf mein angenehmes Embonpoint und meine Frauendienerei, und mein auf dem Anstand Stehengelassenwerden boshaftiger weise stichelnd, einem verehrungswürdigen publico preis zu geben! Und da soll ich Ihnen noch Beiträge für das Jahrbuch schicken? Ja, gehorsamer Diener! Kuchen kann er kriegen, aber nicht Komödien! Nächstens aber mach' ich eine, wo ich mich, in der Darstellung eines malitiösen Journalisten und Poeten, an einem solchen fürchterlich rächen will. Mein Witz soll nicht ruhen, bis er Sie aus Ihrer warmen Ruhe zur Wuth gewitzelt hat.*)

Nun zum Ernst und Schluß: Seyd nicht tückisch auf mich, alter Freund und bleibt mir gut! Grüßt nur, wer mich gern hat; ich denke Eure aimable Ehegesponsin, die verwilderte P** und lupus cum lupa, das liebe Histrionengezücht **) sind darunter."

Weder „Was wird man sagen?" noch „Der Ersatz oder der gute Geizhals" ist mir gesendet worden, es hat sich auch nichts davon vorgefunden, und ich will von seinen Briefen nur noch den letzten mittheilen, nachdem Schall in Berlin sich eingewohnt hatte, und seine Kräfte sehr burschenhaft verschlenderte, wobei stets für Geldmangel gesorgt war.

*) Dies bezieht sich auf eine, nicht von mir ausgeübte Vergeltung einer literarischen Neckerei, von der übrigens Schall mehr geschmeichelt als verletzt war, da er Späße der Art liebte.

**) Das Bühnen-Künstlerpaar Wolff

„Verehrter Freund!

Dadurch, daß ich gestern aus Breslau statt eines sicher erwarteten Wechsels die Nachricht erhalten habe, er könne erst in nächster Woche an mich abgehen, bin ich, ganz schwach bei Kasse, in eine große Verlegenheit gerathen, die durch den Monatwechsel noch größer wird. Seit ich hier bin, ist es mir noch nicht so ergangen, und ich bin nun so frei, mich in dieser Noth an Sie um eine Abhülfe zu wenden, die Sie mir, da sie keine bedeutende ist, wohl werden gewähren können; denn ich komme mit 25 oder 20 Thalern — ja, wenn Sie nicht mehr entbehren könnten — wohl auch 15 aus, bis der Wechsel mir eingeht. Was Sie mir von besagten Sümmchen — freilich wäre mir die größte die liebste — etwa, und zwar, wenn es irgend möglich ist, durch den Ueberbringer dieser Zeilen, meinen Bedienten, senden, zahl' ich Ihnen in der nächsten Woche mit dem schönsten Danke zurück.

Asthmatische Neckereien und andere Hindernisse haben mich in den letzten Wochen noch immer abgehalten, Sie vorgesetztermaßen zu besuchen; doch komme ich gewiß bald zu Ihnen angekutscht. Ich habe Ihnen nämlich für den Gesellschafter Bruch- und Probe-Kapitel aus einem opusculo von mir, betitelt: „Humoristisch-Sentimentale Reisen durch meine Taschen in das Leben und den Tod“ anzubieten, die ich in den ersten Blättern des neuen Jahres aufgenommen wünschte. Auch für das Jahrbuch können Sie in etwa 14 Tagen ein Lustspiel in 2 Akten

erhalten, das Ihnen hoffentlich zusagen wird. — Doch über dieses und anderes mündlich mehr von

Ihrem getreuesten

Charlottenstraße N. 27. K. Schall.

Am letzten Nov. 1831.

N. S. Ich habe mir eben berechnet, was ich bedarf, bis der Wechsel kommt, und da wird es mir denn freilich schwer seyn, mit 15 Thalern auszukommen, also bitt' ich Sie nochmals, mir, wo möglich, 20 oder 25 zu senden."

Seinen Wunsch habe ich gewährt, zweifle auch nicht, daß Schall sein Wort eingelöst hat; von den verheißenen Beiträgen zum „Gesellschafter" und dem „Jahrbuch" habe ich aber nichts gesehen, und Alles, was ich über dies Muster unerschöpflichen Leichtsinns einfügte — es ist nicht Alles! — soll hauptsächlich andeuten, daß er für den zeitgeschichtlichen Roman eine Erscheinung seyn kann, sehr dazu geeignet, eine ursprünglich kraftvolle Persönlichkeit zu schildern, die bei bedeutsamem Geistreichthum durch Zerfahrenheit und Genußsucht hinfällig wurde, wonach sehr vorzügliche Eigenschaften sich verschleuderten im wüsten Leben, das — nach langer Krankheit — mit dem dreiundfunfzigsten Jahre (am 18. August 1833) endete. Darüber sagte ich derzeit schließlich nur: „Wahr ist es, er hätte vermöge seiner Fähigkeiten mehr leisten können, wenn die Geselligkeit ihn minder zerstreute, ja die Genüsse des lauten Lebens haben vielleicht seine Tage verkürzt. — — Er wollte die Welt ganz nach eigenem

Belieben auskosten, eine Freiheit, die man Keinem beschränken noch befehden darf."

Für Schall verführlich waren besonders, neben seinen Trinkgenossen, die Frauen, und ich muß es bescheinigen, daß deren Zuneigung, trotz seiner breiten, überhaupt mißbehaglich gewordenen Gestalt, ihm treu blieb. Sein Benehmen war auch stets, und am stetesten den Schönen gegenüber, liebenswürdig, mit Anstrich altfranzösischer Artigkeit, der niemals, auch wenn Schall seine Spitzigkeit nicht verleugnete, die Schmeichelei fehlte. Ihn nach dieser Seite hin mithülflich zu zeichnen, diene und ende hier ein von ihm zum Gläserklang in der „Literarischen Gesellschaft" bei Mitanwesenheit von Frauen denen gewidmeter Spruch:

„Eine Dame ist die Literatur,
Der unsre Gesellschaft macht die Cour;
Auch hat Deutschland viel literarische Damen,
Herr von Schindler *) nennt mehrere hundert Namen,
Darum es so billig als schön erscheint,
Daß heute hier Damen sind und seynd.
Sie haben nicht bloß zur Tapisserie,
Nein, auch zum Autorthum oft Genie,
Nicht für Waschzettel bloß und Speise-Recepte,
Und sind auch poetische Adepte.
So leben denn Alle, die dichten und schreiben,
Nicht minder Die, die es lassen bleiben,
Die aber, als hochcultivirte Wesen,
Gern, was wir dichten und schreiben, lesen,
Die gegenwärtigen vor Allen,
Doch außerdem Alle, die — uns gefallen."

*) In seinem „Lexikon deutscher Schriftstellerinnen."

Hatte ich an dem unzuverlässig geistigen Karl Schall immer doch anmuthigen Leichtsinn zu erkennen, im sich nun meinem Gedächtniß zeigenden M. G. Saphir herrschte schmähsüchtige Witztreiberei bei oberflächlichem Wissen, und mit ihm war Friedlichkeit nicht zu erreichen. — Noch während der Theater-Verwaltung durch Graf Brühl ereignete sich der Streit, den der mit Wortwitz spielende und boshaft plänkernde M. G. Saphir gegen Bühnendichter begann. Er kam im Jahr 1824 nach Berlin, war vorher dem „Gesellschafter" Berichterstatter gewesen aus Wien und Pesth, ward auch jetzt versuchsweise mitthätig bei meiner Zeitschrift. Wissend, er wende sich besonders zur Bühne, machte ich, meinerseits damals schon Theater-Beurtheiler für die „Vossische Zeitung", den Versuch, ihn nach solchem Beruf hin zu beschäftigen. Bald aber erkannte ich, daß sein Lob und Tadel bestechlich war; ich trennte mich also von ihm, was er giftig grollend mich entgelten ließ in seiner dann erscheinenden „Schnellpost" und seinem „Berliner Courier". Mit ihm, der in Berlin auch faustkämpfliche Abenteuer hatte und von dannen mußte, kann sich mein Urtheil, ohne Unnöthiges vom schriftstellerischen Aergerniß zu erneuern, abfinden durch eine Aeußerung, als er im Jahr 1843 nochmals Preußens Hauptstadt besuchte und „humoristische Vorlesungen" auf der Schauspiel-Bühne hielt. Ich berichtete selbst darüber und schloß mit der ansichtlichen Betrachtung:

„Der echte Humor erfordert ein Wesen, das alle

Selbstsucht überwand, um das Allgemeine zu fördern; er kämpft gegen die Täuschungen der Wirklichkeit und will von ihr nichts eigen für sich, wohl aber Alles für den Fortschritt menschheitlicher Ansprüche. Er erhebt und giebt freudigen Muth, rührt und erschüttert zu rüstigem Streben nach Veredlung, versteht sich also: immer im Gesetz des Edlen; und wie, als Folge falscher Erkenntniß, das Schwert des Cherubim den Menschen von dem irdischen Baum des Lebens abwehrt, so schwingt dann auch wohl der Humor, das Gegenwärtige allseitig beleuchtend und alles Schlechte in Kraft und heiteren Gleichmuth bekämpfend, sein Schwert, die Menschheit in ein neues Paradies zu führen, ihr den Baum wahrer Erkenntniß zu höherem Leben gewinnend. Was der Gedanke an Heil und Segen erfaßt, das Gemüth vermittelte und erwärmte, wird zum Wunsche, zur Sehnsucht, und nun, von der Phantasie mit allen ihren Gaben ausgestattet, zum Humor. Wie reich an Mitteln, sind ihm diese doch eben nur Mittel, nicht Zweck; denn dieser liegt darin, dem Innersten, Erhabensten und Heiligsten Geltung zu schaffen ringsum, so tief, weit und aufwärts unser Leben zu bringen vermag, und wie verzweigt und springend er sich ergeht, selbst das Barocke nutzend, nimmer soll er seiner Abstammung aus dem Gefühl des Edlen und Schönen untreu werden; er ist das Gleichmaß, das reine Maß, was der Geist in Selbstüberwindungen gewonnen, ist Blüthe und Frucht des himmlischen Theils im Menschen, das Höchste, was er

erreichen und geben kann. Wäre dieser rechte Humor epidemisch, würden wir aus vielen Wirren der Zeit gesund und froh hervorgehen. — Daß von dem Erd' und Himmel umfangenden Humor bei einer Vorlesung auf der Bühne wenig die Rede seyn kann, leuchtet ein; Annäherungen kamen indeß vor, wenn auch nur abgerissen, während Anderes wieder nur mit dem Schein spielte. Wir wissen längst, und ich sprech' es auch hier mit Vergnügen aus, daß Saphir Humor hat; wünschen wir ihm vor Allem, das Glück möge ihm so lächeln, daß er mit der Wahrheit und seinem Talent nicht auch dem Schein zu huldigen, nicht die Schwingen, auf denen er sich weiter erheben könnte, in einzelne Federn zu zerrupfen braucht, und eine Säule, auf der ein herrlicher Bau gegründet seyn könnte, sich nicht in lauter Splitter zerschlägt." —

Jetzt habe ich es zu thun mit erwähntem Streit, durch den sich Saphir — in jener Zeit Gunstdiener des Königlichen Theaters — rächen wollte an Ludwig Robert, der den freibeuterischen Witzplänkeler gereizt hatte. Robert ließ im Dezember 1827 auf dem Königsstädter Theater eine Weihnachtsposse aufführen: „Wachsfiguren in Krähwinkel". Die Spotthechelei betraf Berlin, und eine der Wachsfiguren war „ein doppelter kritischer Post Pegasus, der durch steten kleinen Hader großen Eindruck macht auf die große Masse der kleinen Leute". Der Darsteller erlaubte sich, ohne Robert's Genehmigung, in einer getreuen Verlarvung als Doppelgänger

Saphir's zu erscheinen, und die Posse wurde ein Zugstück für die schadenfrohe Menge. Obwohl von dem Verspotteten bereits vielmals belästert, erklärte ich diese Verlarvung für mißfälliges Ueberschreiten des auf der Bühne Erlaubten. — Saphir verschwendete in Wuth Tinte und Druckerschwärze vollauf, und sehr gelegen kam es ihm, daß Berliner Bühnendichter sich eben vereinigt hatten, um bei der Bundes-Versammlung eine bessere Stellung hinsichtlich der Theater-Vorstände für sämmtliche deutsche Bühnendichter zu erzielen. Saphir schilderte diesen beabsichtigten Versuch als Verschwörung gegen das Königliche Theater, und seine lange dauernde Anfechterei niedrigsten Ausdrucks veranlaßte endlich den Verein zu der

„Erklärung.

Hr. Saphir hat drucken lassen, daß sich die unterzeichneten Bühnendichter zu dem Zweck vereinigt hätten, der Königlichen Bühne auf möglichste Weise entgegen zu seyn. Diese Behauptung ist eine Verleumdung, welche um so augenscheinlicher wird, als die Unterzeichneten wohl über den Verdacht hinaus sind, Herrn Saphir irgend eine Mittheilung gemacht zu haben. Nur der Sache glauben sie daher diese Widerlegung schuldig zu seyn.

Louis Angely. Alex. Cosmar. C. Dielitz. F. Förster. Friedrich Baron von L. M. Fouqué. F. W. Gubitz. W. Häring. Baron von Lichtenstein. Ludwig Rellstab. Ludwig Robert. Fr. Tietz. Adalbert vom Thale. von Uechtritz."

Nun lärmte und rasselte die „Schnellpost" noch ärger, benutzte besonders die Zahl „Dreizehn" der Unterzeichneten; ich sah mich genöthigt, den Kampf aufzunehmen, ihn auch durchzuführen, und bemerkte bei den Vorworten:

„In jener Versammlung, aus der die, unbestritten sehr flüchtig abgefaßte „Erklärung" hervorging, war ich nicht zugegen. Sie wurde mir geschickt, ich fand schon zehen Namen unterschrieben und ehrte demnach, wie es bei jedem Vereine gesetzlich ist, die Mehrheit der Stimmen."

Der Grimmige schickte neben der „Schnellpost" noch zwei Schmähschriften in die Lesewelt, ich beharrte im Kampf und endete ihn dann, indem ich das, ohne mein Dabeiseyn erfolgte Einschreiten der Zwölf, als eigentliche „Dreizehn", völlig auf mich allein übertrug, und meiner letzten Entgegnung („Gesellschafter" 1828 Bl. 81) den Inbegriff anfügte:

„In dem festen Bewußtseyn, gegen die eingedrungene schriftstellerische Verderblichkeit nur gethan zu haben, was Pflicht und Verhältnisse mir auferlegten, kümmern mich rachsüchtige Anfälle nicht, und so schließe ich hier — da der Punkt, von welchem die neuesten hämischen Angriffe des Herrn M. G. Saphir ausgingen, doch einmal zur Sprache gekommen, und obwohl ich, ohne die Dazwischenkunft Anderer, auf gar keine Entgegnung mich eingelassen hätte — mit der wiederholten

Erklärung.

Hr. M. G. Saphir hat in Nr. 46 der „Schnellpost"

drucken lassen: die Kritiken im „Gesellschafter“ verrathen einen „absichtlichen Cliquengeist“ gegen die Königl. Hofbühne, es sey eine „kritische Verschwörung“ vorhanden, zu deren „Stimmführern“ auch ich gehöre. Ich erkläre alle diese Behauptungen, sammt den angegebenen Motiven, für Verleumdung, welche um so augenscheinlicher wird, da der Unterzeichnete wohl über den Verdacht hinaus ist, Hrn. M. G. Saphir irgend eine Mittheilung gemacht zu haben, die ihm zu seiner verleumderischen Erfindung Anlaß geben konnte. Nur der Sache glaube ich diese Widerlegung schuldig zu seyn.

Berlin, den 15. Mai 1828.

F. W. Gubitz.“

Dies war die Vollendung der widrigen Kampfarbeit, die Bogen füllen würde; ich begnüge mich aber mit dem Wenigen, befriedigt durch die Nachwirkung, daß damals Saphir sich nur noch kurze Zeit in Berlin halten konnte, und als er im Jahr 1843 in Bedürftigkeit wiederkam, bat er mich um gefällige Unterstützung, die ich ihm innerhalb der Wahrheitstreue nicht versagte.

Was der hier in Erinnerung gekommene, von Ludwig Robert in Anregung gebrachte Verein in geistiger und geschäftlicher Hinsicht bezielte, das ist erkennbar aus einem Schreiben an mich in Bezug auf den von mir damals betriebenen Versuch, durch Geldpreise dem „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele“ im geistigen Sinne den Werth zu erhöhen. Kurz

vor seiner Zurückkunft nach Berlin schrieb mir Robert neben Anderem:

„Baden bei Rastadt, den 6. September 1827.

Sie waren so gütig, mir das Rundschreiben einzusenden, betreffend eine Preisbewerbung für Theater-Dichtungen. Ob ich Ihrer gütigen Einladung folgen werde, davon später; zuerst ein Wort im Allgemeinen über diesen Gegenstand, der meine Aufmerksamkeit oft schon in Anspruch nahm, und auf den ich noch jüngst wieder geführt wurde bei Gelegenheit, daß sich der französische Dramatiker Duval diesen Sommer hier aufhielt, wo es dann nicht fehlen konnte, daß bei mannichfachen Gesprächen auch die Rede war von den Rechtsverhältnissen der dramatischen Dichter zu den Bühnen. Wie diese Verhältnisse in Frankreich streng geordnet sind, brauche ich Ihnen nicht zu sagen; allgemein bekannt ist es, daß der Autor für ein Stück von fünf Akten sieben Procent von der Brutto-Einnahme, von jeder nämlich, von kleineren Stücken aber und von den Provinzial-Theatern verhältnißmäßig weniger erhält; dabei, außer seinem freien Eintritt, eine bedeutende Anzahl Billets, die zu verkaufen hergebrachte Sitte ist. Weniger bekannt dürfte es seyn, daß die im Comité angenommenen Stücke, je nach dem Datum ihrer Einreichung, zur Aufführung kommen, jedoch so, daß, nachdem drei Stücke in ihrer Altersreihe dargestellt sind, ein viertes der freien Wahl des Comité's überlassen bleibt. Daß ein fruchtbarer Dichter, wie Hr. Duval, bei einer solchen Einrichtung,

seiner eigenen Aussage gemäß, 500,000 Francs von den französischen Bühnen bezogen hat, ist nicht zu verwundern. Er aber konnte nicht aufhören, sich zu verwundern, als ich ihm von der totalen Rechtlosigkeit erzählte, in welcher sich deutsche Dramatiker ihren Bühnen gegenüber befinden. Ein Gefühl staunenden Mitleids bemächtigte sich seiner, als er hörte, daß der unsterbliche Componist des „Freischütz" (wie er ihn selbst nannte) ein für alle Mal von den zwei größten Theatern hundert Dukaten, und so herab bis zu zwölf, der Dichter dieser Oper aber weniger als gar Nichts erhalten habe: denn wahrlich, gar Nichts wäre bei weitem mehr, als was er für die Auffindung eines so glücklichen Stoffes erhielt, worüber ich von Weber selbst unterrichtet bin. Kaum glauben wollte es der Franzose, als ich ihm sagte, daß es nur zwei Theater in Deutschland gebe, die für ein Stück, das den Abend füllt, ein für allemal vierhundert Francs zahlten, die übrigen aber sechs bis acht Dukaten, ja, daß der Verfasser eines der beliebtesten Vaudevilles von einer der reichsten Städte Deutschlands vierzig Francs für dieses zahllos wiederholte beliebte Stückchen ein für alle Mal als Ehrensold erhalten habe. Als ich ihm nun aber sagte, daß ein gedrucktes Stück für jede Bühne gute Prise sey, und daß nebenher mit den Manuscripten ein kleiner Piraten-Handel getrieben würde, hörte er mir mit einer Miene zu, als ob ich ein Weltumsegler wäre, der ihm von einem unbekannten Insel-Volke etwas aufbürden wollte. — Daß dies Alles

noch eine geraume Zeit in Deutschland, wo man sich zu Allem unendlich viel Zeit nimmt, so bleiben wird, wissen nicht nur Sie und ich, sondern auch Die, die es ändern könnten. Vergebens habe ich öffentlich gesagt und es bewiesen, daß bei dieser Einrichtung wohl alle hundert Jahre ein dramatisches Dichter-Genie erscheinen könne, weil ein solches allen Hemmungen und Hindernissen Trotz bietet, daß aber dadurch die Talente von den Bühnen vertrieben und diese den Uebersetzungs-Fabriken preis gegeben werden. Man hat es eingesehen und war, unserm National-Charakter gemäß, mit der theoretischen Einsicht zufrieden. Vergebens habe ich vorgeschlagen, wenigstens so viel Honorar für ein Stück zu zahlen, als in einer Pracht-Oper der gestickte Mantel der Prima-Donna kostet. Man hat darüber gelacht, und es ist von Neuem bei'm Alten geblieben, wie solches der allerneueste Zeitgeist mit sich bringt. — Um so verdienstlicher, um so erfreulicher ist die Ausschreibung Ihrer Preisbewerbung für dramatische Dichtungen. Wohl schließen Sie richtig, wenn Sie sagen: „daß diesem Wagnisse weder Spott noch Tadel fehlen werden; denn da man Lustspiel-Dichter so schlecht bezahlt, so flüchten sich eine Menge Schriftsteller, talentvolle wie talentlose, in die Journal-Literatur, und bringen da ihre guten und schlechten Späße, ihre nicht üblen Witze und ihre wohlfeilen Wortspiele an den Markt." Lachen Sie also mit über einen witzigen Scherz, und denken Sie bei einem platten Possenreißer, daß so ein armer Mensch doch

auch leben will. Sie werden aber gewiß auch ernste und würdige Männer finden, die Ihr Unternehmen als ein echt deutsches betrachten werden: denn das ist ja ein Vorzug — obgleich er unsre literarische Gesetzlosigkeit nicht entschuldigen kann — ein selbst erworbener Vorzug unseres Volks, daß unsere Kunst auf sich selbst beruht, nur immer von Privatpersonen befördert und erhalten wurde, und uns also eine beschränkte Pariser Poesie eben so fern blieb, als eine tanzmeisterliche Hof-Dichtkunst. — Freilich ist, wie Sie selbst sagen, Ihr Unternehmen kein umfassendes, aber aller Anfang vermag dies nicht also gleich zu seyn. Vielleicht geben Sie den würdigeren Bühnen in Deutschland — und es giebt ja noch einige, die weder den Schneider für ihr Factotum, noch den Dichter für Null halten — vielleicht geben Sie diesen Bühnen ein Beispiel zur Nacheiferung. Ja, diese Bühnen könnten Ihren Plan noch ergänzen, könnten zwei erste Preise aussetzen: den einen für das beste Stück, nach Entscheidung von Kunstkennern, die so, wie Ihre erwählten Kampfrichter, dem realen Theater nah und fern (erschöpfende Bezeichnung!!) genug stehen, um unbefangen über das kleinliche und nicht selten interessirte und bösartige Treiben der Coulissen-Welt hinaus zu sehen; den andern Preis für dasjenige Stück, das der Kasse den meisten Vortheil bringt. Und dieser letztere scheint mir nothwendig, nicht etwa um die Kunst und die Kasse, diese ewig feindlichen Schwestern, zu versöhnen, welches ein wahrhaftes Danaiden-Geschäft

wäre, sondern um uns von der in Deutschland weit gediehenen Kunst der unaufführbaren Dramen zu solchen zurück zu führen, die für die mögliche Darstellung und für die von Hyperkritik verpönte Wirkung erfunden und ausgeführt sind. Dergleichen Stücke, glauben Sie mir, würden uns am sichersten vor der Uebersetzungswuth schützen, und durch solche Preisvertheilungen würden unsere Bühnen zeigen, daß es ihnen auch um ein anständiges geistiges Costüm, um poetisches Feuer, und um Künstler ehrende Dekorationen zu thun ist. Nehmen wir an, daß die vier größten deutschen Theater jedes 2000 Thlr. jährlich an Preisen aussetzte, so würde die Gesammtsumme ungefähr so viel betragen, als eine der kleinsten Pracht-Opern in Scene zu setzen kostet, oder was die Verzierungen und Triller einer schönen Stimme oder zwei schöner Füße unter Brüdern werth sind — und dafür hätte man acht gekrönte Dramen, von denen vier Zugstücke wären, d. h. welche die Kosten mehr als deckten, so daß man eigentlich diese acht Dramen nur für eine halbe Singstimme oder für Eines von zwei drehenden Beinen hätte: ein gewiß sehr annehmlicher Preis!! — Es giebt Dinge, die wirklich so traurig sind, daß man sie nur von ihrer komisch-absurden Seite betrachten sollte. — Die traurige Seite aber der Alles verschlingenden Oper und des monotonen gedankenlosen Ballets zeigt den dramatischen Tanz und das musikalische Drama auf so abschüssige Abwege, daß sie sich immer weiter und mit gesteigerter Schnelligkeit von der Kunst ent-

fernen, während sie, wie anspruchsvolle und müßige Consumenten, nur verzehren, nur hindernd in den Weg treten, nur schaden. Soll dieser Unkunst gesteuert werden, so müssen die größeren Bühnen auch für diese Gattungen Preise aussetzen, für ein deutsches Operngedicht, das sich mit den bessern französischen, mit einer „Armide", „Vestalin", mit einem „Tarar" und einem „Wasserträger" messen könnte: für ein Ballet, das von keinem Seiltänzer oder Springer, sondern von einem Künstler erfunden wäre, der im Stande ist, ein pantomimisches Drama zu dichten, woran aber die heutigen Ballet-Meister, welche ihren Noverre kaum dem Namen nach kennen, ganz und gar nicht denken; sage: denken. Doch das geschieht nicht und wird nicht geschehen, denn nur das willkürliche Ungefähr beherrscht die Bühne und zeigt uns in Allem, was es thut, das sich selbst Widersprechende. Ballet und Oper werden vor allen andern Gattungen beschützt und geschmeichelt, unterhalten und ausgestattet, und doch wird nur für den äußern Flitterstaat und Tand dieser angebeteten Schönen gesorgt, ihr Inneres aber, ihr Geist und Gemüth, ihre eigentliche Erziehung in Grund und Boden verdorben. — Je nun! Was auch geschehen oder unterbleiben mag, so dürfen Sie sich der guten Absicht bewußt bleiben, die Sie bei Ihrem uneigennützigen Unternehmen für die Kunst der dramatischen Dichtung geleitet hat. Ja, Sie dürfen, wie ungünstig die Zeit auch seyn mag, dennoch der Hoffnung

leben, daß hie und da ein Körnlein Ihrer ausgestreuten Saat auf ein fruchtbares Feld fallen werde."

Ueber die Preisbewerbung spreche ich bei der mitzutheilenden richterlichen Entscheidung, zugleich des kunstliebenden Grafen von Redern gedenkend, und von der Werkthätigkeit durch den „Berliner Dichter-Verein" ist nur zu sagen, daß er zwar nicht Viel, aber doch Etwas bei der Bundes-Versammlung erreichte: ein Etwas, wodurch für Schauspiel-Dichter die „Tantième" angebahnt wurde. — Leider starb Ludwig Robert schon am 6. Juli 1832 im dreiundfunfzigsten Altersjahre; daß er den Deutschen werth seyn könnte, beweisen seine „Kämpfe der Zeit", sein Trauerspiel „Die Macht der Verhältnisse", seine Lustspiele „Die Ueberbildeten" und „Die Richtigen", dann auch im spöttischen Humor die erzromantische Komödie „Kassius und Phantasus". — Eine Reihe von Briefen Robert's an mich habe ich im „Gesellschafter" (1840. Bl. 2 bis 6) mitgetheilt, und die Andenkensweihe nach seinem Hinscheiden schloß ich mit den Worten: „seinen würdigen Bestrebungen wird in der Zukunft Dank nicht fehlen!" — eine Meinung, die ich hier erneure.

Durch das Andenken an Ludwig Robert ist mir auch das an seine Schwester Rahel, in Verbindung mit ihrem Gatten, Varnhagen von Ense, erweckt; ich will dabei hauptsächlich nur an Schriftstellerisches mich halten, indem ich das Jahr 1835 mir zurückrufe. In dieser Zeit erregten die zwei Frauen „Rahel" und „Bettina" Meinungs-

und Urtheilskämpfe. Jene war gestorben, ihr Gemahl schickte „Briefe der Frau von Varnhagen“ in die Lesewelt, womit er sich Unangenehmes bereitete, und ihm nähert sich meine Erinnerung vorweg. — Er hatte ein Gesandtschafts-Amt verloren, ich weiß nicht, weshalb, wurde nicht wieder angestellt, war darüber lebenslang im Mißbehagen, benahm sich aber auch lebenslang in seiner sich allmälig angeeigneten Vornehmthuerei und hoffähigen Haltung staatsmännisch. — Vom Jahr 1821 an Mitarbeiter für den „Gesellschafter“, bemühte er sich besonders, die „romantische Schule“, deren Oberhaupt ihm Goethe war, geltend zu machen. Dies betrieb er ebenfalls etwas staatslenksam, wollte von Denen, die er rühmte, gerühmt werden, was ihm nicht ausblieb, indem sogar Goethe mit reichlichster Vergeltung in seiner bruchstücklichen Fortsetzung von „Wahrheit und Dichtung“ geäußert hat:

„1821. Ein tief sinnender und fühlender Mann, **Varnhagen von Ense**, der meinen Lebensgang schon längst aufmerksam betrachtete, mich über mich selbst seit Jahren belehrte, hat im „Gesellschafter“ die Form gewählt, mehrere Meinungen im Briefwechsel gegen einander arbeiten zu lassen, in solchem Falle sehr glücklich, weil man den Bezug eines Werks zu verschiedenen Menschen und Sinnesweisen hierdurch am besten zur Sprache bringen, und sein eigenes Empfinden mannichfach und anmuthig an den Tag geben kann.“

Unzweifelhaft war Varnhagen ein kenntniß-

und gedankenvoller, aber nächstdem zugleich ein bisweilen zur Fügsamkeit verführter Schriftsteller, ohne jemals sich selber zu vergessen. Durch Verbreitung jener Briefe, von der Schreiberin nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, schmeichelte Varnhagen seiner Eitelkeit; es ist, als fühle man heraus, er wolle die Rahel so schildern, daß der Leser sich sagen könne: die geistreichste Frau hatte auch den geistreichsten Mann. Ueber diese, scheinbar verwandtschaftlich mit aus seinem Kopf entsprungene Rahel schüttelten Viele, die genau mit ihr bekannt und für das an ihr Vorzügliche hellen Blicks waren, den Kopf, was Varnhagen, nachdem zeitschriftliche Entgegnungen sich einmischten, kraft seiner An- und Absicht sehr übel deutete. Er mochte es nicht dulden, wenn man sagte: daß bei einer in weltschlifflicher, umgangsklüglich verfeinerten Gesellschaft mit Witzsucherei beschäftigten Frau kindlichreine Natürlichkeit nicht ganz glaubhaft, demzufolge eben nicht unbedingt begreiflich sey, was sich nicht begreifen läßt. —

Daß der körperlich nicht schönen Rahel die Alles ausgleichende weibliche Anmuth fehlte, braucht man nicht durch ihr Persönliches eingesehen zu haben; ihre Briefe bekunden es nebenher, sind aber jedenfalls im Einklange mit dem mir bekannten geläufig Eigenthümlichen ihrer Persönlichkeit. Sie schreibt und urtheilt über Alles blendend, doch zuweilen in sich geblendet durch rasch wirksame Einbildung, und bei ihrer Witzjagd verletzt sie mitunter mehr ihren Werth als den Anderer. — Geistiges Auffassen darf man der

Rahel, wie absprechend sie selbst seyn mag, gewiß nicht absprechen; es hatte aber ein Erbtheil von ihrem, seinen Handelsbetrieb mit luftanstachelnden Wortzugaben fördernden Vater Levin Markus. Das ganze Wesen der Rahel wurde im Zeitlauf ungesunder durch Ueberschätzung; mit Allem war sie unzufrieden, auch mit ihrem Glück: sie hatte von ihrer Familie aus Sämmtliches zum Wohlseyn, ermüdete sich aber in der immer krankhafter werdenden Beeiferung, den Welt- und Lebensüberdruß sich vorzuspiegeln. Hinsichtlich ihrer Ehe hielt man ihr irdisches Gut für mitwirkend, denn Varnhagen war nicht nur vornehm im Bethun, in den Ansprüchen für seine Häuslichkeit war er es durch Stand und Gewohnheit auch.

Ueber jene Briefe sprach der offenherzig redliche und wissenstüchtige Dr. Karl Rosenberg im „Gesellschafter" (1835. Bl. 56 bis 60) umfassend mit anständigstem, gründlich bewaffnetem Freimuth; klar heraus stellte sich jedoch die Ansicht: Varnhagen hätte für die Verstorbene und sich besser gesorgt, wenn er diese Briefe vor der Oeffentlichkeit bewahrte. Dadurch wurde Varnhagen so erbittert, daß er sich von mir, der ich als Herausgeber einer Zeitschrift für das besonnene, musterhaft entwickelte Urtheil nur meine Pflicht gethan hatte, schweigend trennte, was meinerseits auch nur zum Schweigen führte. — Diese hinweisend begrenzte Darlegung dürfte aber mit anwendbar seyn auf die tagesgeschichtlichen Werke, die als Nachlaß Varnhagen's gedruckt sind, und allerlei Hader anfachten. — „Er will Carriere

machen, und warum nicht?" sagt uns der lebenslang kindliche Chamisso in seinem gedruckten Briefwechsel über Varnhagen, und diese Frage soll mich nur noch hinleiten zu dessen Bemerkung, die er selbst schließlich seinen Aufzeichnungen mitgab:

„Ich habe in den früheren Jahrgängen dieser Blätter Vieles nachgelesen, und finde manche halbwahre, unvollständige Nachrichten, doch will ich sie nicht vernichten, weil doch hinwieder auch die schätzbarsten, charakteristischen, für mich und Andere nicht anders aufzubewahrende Geschichtszüge sich darin finden, Sachen, die unmittelbar aus dem Leben geschöpft sind, und einst belehrend für den Forscher dieser Verhältnisse werden müssen. Und eine Wahrheit ist in allem hier Niedergelegten, nämlich die, daß es einen Tag, in einem Kreise für wahr gegolten hat und hat gelten können." —

Die andere, im Jahr 1835 viel Fehde veranlassende Frau, Bettina von Arnim, hatte — nicht ganz unschuldig — viel zu leiden wegen ihres überspannt gemüths- und üppig eitlen Werks: „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde". Auch darüber hat der „Gesellschafter" (1836. Bl. 132 bis 138) eine umständliche, mitunter kräftig zurechtweisende Beurtheilung vom Dr. Julius; Bettina war aber so klug, sich und mich nicht einzumischen. Muthmaßlich fand sie sich befriedigt durch eine Nachbemerkung, worin ich sie vertheidigte gegen den ihr gewidmeten Vorwurf, das Ganze erfunden zu haben. Der Bettina war auf schwärmerischen Höhen der

Glaube an sich zur Natur geworden; sie gewöhnte sich dort manche Unwahrheit als Wahrheit an bis zur Ueberzeugung hinein. Daß aber jenes Buch nebenher auch Wahrheit mit den Selbsttäuschungen verwebte, bezeichnet der im Empfinden abgekühlte Goethe durch seine Eröffnung aus dem Jahre 1811:

„Das Ehepaar von Arnim hielt sich eine Zeit lang bei uns auf; ein altes Vertrauen hatte sich sogleich eingefunden; aber eben durch solche freie, unbedingte Mittheilungen erschien erst die Differenz, in die sich ehemalige Uebereinstimmung aufgelöst hatte. Wir schieden in Hoffnung einer künftigen glücklicheren Annäherung."

Die „ehemalige Uebereinstimmung" hat Goethe in keinem Verhältniß enthüllt, was gewiß zu billigen ist; Bettina konnte nun aber jedenfalls bei ihrem Federschwunge noch über „Wahrheit und Dichtung" hinaus, und dies kühnen Beliebens mit Einbildungsmacht vollbringen. —

Wie schon früher voraus sich andeutete, ist nun von der Theater-Verwaltung in jener Gedenkzeit zu berichten, und hierin bietet sich manches angenehme Erinnern. — Nach dem stets Alles gern ausgleichenden Brühl wurde Graf von Redern General-Intendant der Königlichen Schauspiele, und auch mit ihm kam ich niemals in unfriedliche Gegenrede, habe in aller Hinsicht Anerkennendes auszusprechen. Als der junge Graf noch einen sogenannten Hofmeister hatte, wurde ich Diesem, Namens Spranger — in späteren Jahren Lehrer an der Universität — vor

traut; mit seinem Zögling holte er mich mehrmals aus meinem Arbeitszimmer zu einem Spaziergange, bei dem es nie an irgend einer wissenschaftlichen Unterhaltung fehlte, was immer einen gern bewahrten Eindruck zurückläßt. —

Von dort an, als der Graf von Redern die Verwaltung der Königlichen Theater übernahm, bis zur Zeit, als er ihrer in anderer Richtung enthoben war, weiß ich über ihn, den feinsinnig Gebildeten und Wohlwollenden, in Wahrheit zu sagen: er bezweckte stets das Beste bei allem Ernst für die Sache in freundlich vermittelnder Weise.

Eben damals, im Jahr 1827, hatte ich, um durch das „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele" — das von je an alle Uebersetzungen ausschloß — Deutsch Eigenthümliches zu fördern, versuchsweise jene „Preiserwerbung" veranlaßt. Nach der entwickelnden Einleitung bestimmte der von der Redaction — von mir — und der „Vereins-Buchhandlung" unterzeichnete Aufruf:

„Es sind drei Preise ausgesetzt worden, welche unmittelbar nach geschehener Entscheidung an die Sieger ausgezahlt werden, wobei jedoch das Honorar für die Aufnahme in's „Jahrbuch", nach dem gewöhnlichen Maaßstabe unsres Ehrensoldes, noch besonders berechnet wird, so daß die festgesetzte Summe einzig und allein als Preisgewinn anzusehen ist. Auch wird der Abdruck der gekrönten Stücke auf ein Jahr hinaus geschoben, damit die Dichter außerdem noch den Vortheil genießen können, ihre Arbeiten an diejenigen Bühnen zu verkaufen, welche noch nicht

ganz von der veralteten Gewohnheit, Manuscripte zu bezahlen, abgekommen sind. — Der erste Preis von funfzig Stück Friedrichsd'or ist auf das beste Original-Lustspiel in drei oder zwei Akten; der zweite Preis von fünfundzwanzig Stück Friedrichsd'or auf das beste Original-Lustspiel in einem Akt, der dritte Preis von fünfundzwanzig Stück Friedrichsd'or auf das beste Original-Liederspiel, oder die beste Lieder-posse in einem Akt, festgestellt worden. — Theils weil wir wünschen, daß kein fähiger Bewerber von der Concurrenz ausgeschlossen werde, theils weil wir auf jede Weise den Schein parteiischer Einflüsse vermeiden wollen, sind wir bemüht gewesen, die Kampfrichterschaft Männern zu übertragen, die, durch Namen, Stellung und Persönlichkeit über jeden Zweifel erhaben, mit der tieferen Einsicht des Geistes Heiterkeit der Lebens-Ansichten verbinden, und die dem realen Theater nah und fern genug stehen, um unbefangen über das kleinliche Treiben der Coulissen-Welt hinweg zu sehen. Diese Männer, welche unserer Bitte zu Folge und zur Förderung deutscher, eigenthümlicher Theater-Literatur das große Opfer bringen wollen, sind

Herr Criminal-Direktor Hitzig;

Herr Intendantur-Rath Neumann;

Herr Geheime-Rath Skalley;

Herr Geheime-Staatsrath von Stägemann;

Herr Geheime-Legationsrath Varnhagen von Ense.

Sie entscheiden in dieser Angelegenheit, und Ihr Ausspruch soll unwiderruflich befolgt werden."

Jene genannten Preisrichter erachteten keine von den vielen eingesandten Schauspiel-Dichtungen für preiswürdig, ich bestand aber darauf: ein Preis müsse ertheilt werden. Nun wurde den einaktigen Lustspielen: „Was doch die Vorstellung thut!" von Stephan Schütze, und „Das eingebrachte Stündchen, oder: Gellert im Schlafrock", von C. Karoli (Karoline Bernstein), der erste Preis je zur Hälfte zugesprochen. Ich bezahlte zwei Mal fünfundzwanzig Friedrichsd'or und den Ehrensold; beide Lustspiele erschienen im „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele für 1831." Das erstere Preisstück brachte der Graf von Redern am 27. August 1831 auf die Bühne, es wurde günstig aufgenommen, und ich erhielt nun von dem Hoftheater-Rath Esperstedt die hier eingefügte Zuschrift:

„Ew. Wohlgeboren soll ich im Auftrage des Herrn General-Intendanten Grafen von Redern um gefällige Auskunft bitten: ob Sie als Veranstalter und Herausgeber des „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele" ein Honorar für das auf dem Königl. Theater aufgeführte Lustspiel: „Was doch die Vorstellung thut!" zu empfangen wünschen oder ob der Verfasser, Hr. St. Schütze, dasselbe empfangen dürfte.

Mit ausgezeichneter Hochachtung und Ergebenheit

Berlin, 8. September 1831. Esperstedt."

Es versteht sich von selbst, daß ich erklärte, nur Stephan Schütze sey zum Honorar berechtigt; diese Angelegenheit näherte mich aber dem General-Intendanten, und ich hatte zuweilen mit ihm zu

unterhandeln hinsichtlich Anderer, nichts, was voran mich betraf, denn ich fand in fast zwanzig Jahren nicht Zeit, wieder einmal ein nichts oder wenig erwerbender Schauspiel-Dichter zu werden. —

Im Jahr 1838 am 8. Februar starb nach kümmerlichem Leben der unter dem Namen Albini verborgene Schriftsteller Johann Baptiste von Meddlhammer und hinterließ seine Familie im hülflosesten Elend. Das „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele" enthält zehn Lustspiele von ihm, die beinah sämmtlich auf vielen Theatern aufgeführt wurden und gefielen; noch mehrere sind gedruckt, die ebenfalls günstig wirkten. Ohne sie über ihr Maß zu stellen, haben sie doch mehr Werth als Manches, was aus dem Französischen übersetzt und überschätzt wurde. In dem Nachruf für ihn mußte ich aber äußern:

„Wäre er französischer Bühnendichter gewesen, so hätte ihm die Tantième ein solches Einkommen gesichert, das ihn jeder Sorge enthob; in Deutschland erwarb er so wenig damit, daß man sagen kann, er habe seiner Neigung zur Bühne schwere Opfer gebracht". („Gesellschafter" 1838. Bl. 28.)

Die Wittwe Meddlhammer's ersuchte in ihrer Noth den Grafen von Redern, zu ihrer Unterstützung eines von den Lustspielen des Verstorbenen darstellen zu lassen. Erweitert wurde Aehnliches beantragt von der Schauspielerin Charlotte von Hagn, und den Sängerinnen Sophie Löwe und Auguste von Faßmann in der Art, daß irgendwie der Wittwe durch eine Theater-Einnahme Mithülfe

werden möge. Frau von Meddhammer erhielt zur Antwort:

„Ihro Hochwohlgeboren erwiedere ich auf Ihr Schreiben vom 22ten vorigen Monats Folgendes: Es liegt außer den Verhältnissen, für den Zweck Ihrer Unterstützung ein auf der Königsstädtischen Bühne bereits dargestelltes Stück einstudiren zu lassen und überhaupt eine Theater-Vorstellung zu veranstalten, wie dies die Mitglieder des Königl. Theaters Frl. von Hagn, von Faßmann und Dlle. Löwe unterm 11ten Februar d. J. beantragt haben. — Sollten gedachte Künstlerinnen jedoch gegenwärtig noch gesonnen seyn, ihre Talente zu Ihrem Besten zu verwenden, und des Königs Majestät auf ein von Ihnen einzureichendes Immediat-Gesuch den Gebrauch des Concertsaals im Schauspielhause zu einer an einem Sonntag-Mittage zu veranstaltenden dramatisch-musikalischen Unterhaltung allergnädigst zu bewilligen geruhen, so werde ich meinerseits für die weitere Ausführung in Ihrem Interesse ebenfalls gern besorgt seyn.

Berlin, den 1ten November 1838.

General-Intendant der Königlichen Schauspiele.
von Redern."

Die drei genannten Bühnenkünstlerinnen wandten sich nun an den König wegen Bewilligung einer im Concertsaal auszuführenden Unterhaltung, und bald danach kam die Wittwe zu mir, bei Thränen und Wehklagen mir anzeigend: das Gesuch sey abgewiesen. Dies schien mir unglaublich, ich mußte mich überzeu-

gen, und da ich von den Bittstellerinnen außer dem Theater nur Charlotte von Hagn kannte durch ihren Besuch vor dem Gastspiel und als sie dann bald dauernd in Berlin war, ging ich zu ihr. Zu Gegenbesuchen hatte ich fast niemals Zeit, deshalb war das schöne Fräulein überrascht und dermaßen freundlich bei sprudelndem Geist, daß auch ich überrascht wurde, was hier nur eingestreut sey, weil aus Nachwirkung dessen später mehr zu bezeichnen ist.

In Folge des Erkundigens blieb dann nur der Rathschluß, selber einzugreifen; wie früher für den „Vaterländischen Verein zur Verpflegung hülfsbedürftiger Krieger" mußte ich jetzt wieder für eine Morgen-Unterhaltung sorgen, schrieb nun Neunerlei theils Ernstes, theils Heiteres zum Sprech- und Gesangs-Vortrag. Was davon dem Aufbewahren als leidlich anzuvertrauen schien, ist in meinen Gedichten eingereiht, der „Prolog" in Bezug auf Albini-Meddlhammer gehört nicht dazu. Nachdem ich ihn jetzt las, glaube ich mir erlauben zu dürfen, zu des früh Heimgegangenen Andenken die vier Verse hier folgen zu lassen:

„Wenn Einer scheidet von den Erdentagen,
Der regen Geistes gern uns All' erfreut,
Geziemt's, daß wir ihn im Gedächtniß tragen;
Und so gedenken wir des Mannes heut,
Der auf der Bühne lebt in heit'rem Streben,
Der, selber von den Sorgen schwer bedrückt,
Mit seinen Spielen, die ihm Trost gegeben,
Gar oft die Sorgen Andern hat entrückt.

Doch wollen wir kein Todtenfest begehen,
Wir möchten Denen, die mit banger Brust
An seinem Grab' auf ihre Zukunft sehen,
Durch Mitgefühl erhöh'n die Lebenslust.
Die Lieben, die voll Kummers er verlassen,
Sie sollen nicht dem Dank entfremdet seyn;
Da wir um Seinetwillen ihn umfassen,
Umfaßt ihr Segen seinen Leichenstein.

Und ist er nicht mit Lorbeer zu umwinden,
Gebührt ihm doch der Dichtung Rosenzweig;
Wir werden lange noch ihn blühend finden
In unsres Bühnenlebens buntem Reich.
Nicht Jeder kann das Höchste sich erlangen,
Nur Wen'gen wird des Ruhm's Unsterblichkeit,
Drum soll den Kranz der Gegenwart empfangen,
Wer ihrem Dienst vor Allem sich geweiht. —

Wir danken's Euch, daß ihr in solchem Sinne
Des Saales Räume willig habt gefüllt,
Und freudigem Bewußtseyn zum Gewinne,
Zugleich die Noth der Klagenden gestillt.
Wir hoffen, daß der Dank uns wird gelingen
Mit Dem, was Kunst und Milde hier vereint,
Und sind belohnt, wenn Ein'ges, was wir bringen,
Auch Eures Dankes Euch nicht unwerth scheint."

Bei dem Grafen von Redern, auch wo ich anfragte, überall fand ich die bereitwilligste Theilnahme, und am 10. März 1839 gedieh endlich die Ausführung mit allseitig bestem Ergebniß. Man wünschte eine Wiederholung, sie kam bald zu Stande, nachdem ich Belustigendes, was rasch vergänglichem Tagesgelärm angehörte, durch Anderes ersetzte, und der abermals günstige Ertrag floß jenem „Vaterländischen

Verein" zu. In Bezug auf diese Wiederholung hatte ich Gelegenheit, meine Kenntniß vom Eiferſüchteln der Schauſpielerinnen zu erweitern. Bei der erſten „Morgen-Unterhaltung" war mein Gedicht: „Jeanne d'Arc's Viſion" ausgeblieben, weil durch verzögernde Umſtände Zeit entſchwand, und die beſtimmte Sprecherin, Charlotte von Hagn, nun außerhalb Gaſtin war. Dies war noch ſo; ich dachte bei dem wohlthätigen Zweck an Auguſte Crelinger, und offenbarte meinen Gedanken in dem hier angereihten Briefe:

„Verehrte Frau!

Eine Bitte ſpreche ich mit Beklommenheit aus, fühle aber, daß ich es thun muß, und um ſo offener, weil ich zu fürchten habe, daß Wirren in die Angelegenheit kommen, an denen ich ganz unſchuldig bin. In dem zu der erſten Ausführung gegebenen Textbuch des Declamatoriſchen in der bezweckten Morgen-Unterhaltung befindet ſich das Gedicht: „Jeanne d'Arc's Viſion", welches nicht zum Vortrag kam. Für Frl. Charlotte von Hagn und auf deren Wunſch geſchrieben, ſollte es zu einer Pianoforte-Begleitung geſprochen werden. Indeß geſchah es durch eine Verzögerung im Kabinet, daß die anfänglich auf den 24. Februar beſtimmte Ausführung ſich vertagte und Frl. von Hagn ihre Urlaubsreiſe antrat. Sie, geehrte Frau, und Sie allein, hätt' ich nun bitten können, den Vortrag zu übernehmen, aber — daß ich's frei geſtehe — ich hatte nicht den Muth dazu, der mir überhaupt fehlt, wenn ich irgendwie

mit meinem persönlichen Interesse betheiligt bin. Jetzt, da das Gedicht mit ausgegeben wurde, haben sich im Publikum Wünsche erhoben, daß es gesprochen werden möchte, und, wie ich höre, hat die Oberhofmeisterin von l'Estocq mehreren Personen den Wunsch ausgesprochen, sich deshalb bei Ihnen zu verwenden. Da halt' ich's für Pflicht, es geradezu selbst zu thun, weil ich sonst dem Talent einer berühmten Künstlerin gegenüber in den Verdacht eines sehr kleinlichen Stolzes gerathen könnte, was ich nicht mag über mich ergehen lassen, da ich im Gegentheil von mir weiß, daß ich mit Vergnügen Sie recht herzlich bitte.

Es kann mich unter den obwaltenden Umständen auf keine Weise beleidigen, wenn Sie Nein sagen, obgleich Ihr Ja in aller Hinsicht von großem Einfluß, und natürlich mir eine große Freude seyn würde.

Wie aber Ihre Entscheidung ausfallen möge, immer hoffe ich, Sie werden diese meine Erklärung gütig aufnehmen, mich frei sprechen von jedem üblen Anschein, der etwa auf diese Angelegenheit fallen könnte, und der ausgezeichneten Hochachtung versichert seyn, mit der sich empfiehlt

Ihr

ganz ergebenster
F. W. Gubitz."

Berlin, 27ten März 1839.

Abgewiesen wurde ich durch die Antwort:

„Geehrter Herr Professor!

So großes Vergnügen mir es auch macht, gefällig seyn zu können, und so sehr ich es hasse, einen

Schein von Anmaßung zu geben, so besitze ich immer noch einen Theil von Künstler-Eitelkeit, den ich zu schwach bin, gänzlich zu verleugnen, und deshalb kann ich Ihren gegen mich ausgesprochenen Wunsch nicht erfüllen.

Wenn ich mir wirklich sagen könnte, daß mein Mitwirken der Sache ersprießlich sey, so würde der Zweck gewiß mich bestimmen, jedes Selbstgefühl zu überwinden; aber die von Ihnen veranstaltete Morgen-Unterhaltung hat auf die statt gehabte Weise Ihnen Ihre Mühe durch den Ertrag so schön belohnt, daß nichts mehr zu wünschen bleibt.

Hochachtungsvoll

Ihre

ergebene

Auguste Crelinger."

Die „Vision" kam nun damals im Vortrag gar nicht zur Erscheinung, später ist es, wie in der Folge deutlich wird, doch geschehen, und eingeordnet ist sie mit der Ueberschrift: „Jeanne d'Arc in der letzten Nacht" dem ersten Band meiner Gedichte. Der Verehrten künstlerische Gereiztheit sey nur eben angedeutet, in anderem Verhältniß habe ich aber dieser, vorwiegend durch ihre Wirkung im Trauerspiel berühmten Schauspielerin zu gedenken.

Ihren Familien-Namen Düring hatte sie im Jahr 1817 beseitigt durch Verheirathung mit dem Schauspieler Wilhelm Stich, der mir Vertraulichkeit und in Bezug seiner Ehe eine sich steigernde Eifersucht offenbarte. Mehr und mehr wurde er beunru-

higt durch Briefe ohne Unterschrift, und ich erlebte manchen Ausbruch seiner Leidenschaftlichkeit. An einem Sonntagsmahle des Jahres 1823 in zweiter Sommerhälfte waren wir in der Wohnung des Banquier Leonhard Lipke beisammen, nach Tische auf einem Spazirgange, jedoch verpflichtet, uns der Gesellschaft wieder anzuschließen. Abermals öffnete mir Stich sein Herz, ich suchte ihn zu beruhigen; darüber entging es uns, als wir mitten im sogenannten Thiergarten herumliefen, daß ein Gewitter heraneile; wir wurden vom Regenstrom überstürzt, mußten uns daheim umkleiden. Stich wollte, daß ich dies zuerst thue, dann ihn begleiten möge, und er sprach es aus, er ahne und fürchte, es sey wieder einer der verwünschten Briefe angekommen. Es war so, und obwohl ich dann mit ihm zum Zweck seiner Beruhigung noch Straßenumwege benutzte, es ereignete sich nachher in der Gesellschaft ein sehr aufbrausend störendes Begegniß. — Das Mißverhältniß steigerte sich, und im Anfange des Jahres 1824, als Stich eines Abends, nachdem er in Shakspeare's „Heinrich IV." als „Poins" eine Abkürzung seiner Rolle vermittelt hatte, sich von der Bühne nach Hause jagte, sah er dort einen jungen Mann entweichen, hielt ihn fest, und wurde nun durch Dolchstich verwundet. Aeußerlich geheilt, schickte man ihn nach einem Badeort; er kam aber krank zurück und blieb in Aufregung, wodurch sein körperlicher Zustand sich verschlimmerte bis zur Hinfälligkeit. Drei Tage kämpfte er mit dem Tode und starb am 3. October 1824. In den letzten

Stunden, die ich mit ein paar Anderen bei seinem Lager überstand, verlor er die Sprache, doch nicht das Gehör, und in Bezug auf den Ausdruck der Geberde wurde es nöthig, die Frau fern zu halten; sie verweilte im Nebenzimmer, und dort meldete ich ihr das Lebensende Stich's. — Durchweg verwahrt seyn will ich gegen die Ansicht, als hätte ich mir in Betreff dieser Verhältnisse ein Urtheil erlaubt: Eifersucht ist in Gedanken und That unzurechnungsfähig. Weil jedoch über dies Ungelöste Zwistiges gedruckt worden ist, gebe ich Bericht von meiner erlebten Einmischung, und erwähne, der späteren Zeit wegen, nur noch, daß Stich von mir Mitsorge für seine Töchter Bertha und Clara — die meine Pathe war — gewünscht und ich sie ihm versprochen hatte.

Von jenen Tagen an blieb Frau Stich, nachmals Crelinger, Jahre hindurch gegen mich etwas in Verstimmung, obwohl ich ihrer wachsenden Kunsthöhe die möglichste Anerkennung erwies, und nach dem Jahre 1839 machte sich diese Mißlichkeit bemerkbarer, weil sie in Zwiespalt lebte mit Charlotte von Hagn, die mich zu Hülfe rief und durch das Rechtsgefühl des Grafen von Redern und seines Nachfolgers Theodor von Küstner geschützt wurde. Auch jene Abweisung habe ich der feurig Lebhaften nicht mit Gleichem vergolten, als sie mir nach Jahren schrieb:

„Verehrter Herr Professor!

Mit Genehmigung Sr. Majestät des Königs werde ich im Verein mit der Frau Köster am 25ten d. M. eine deklamatorisch-musikalische Morgenunter-

haltung im Saale des Opernhauses veranstalten, wozu ich mir Ihren gütigen Rath erbitten will, da Sie aus Erfahrung derlei Sachen kennen. — Ich frage hierdurch an, ob ich nach Beendigung meiner Proben, die bis nach 1 Uhr dauern können, Sie heute oder morgen besuchen darf? Oder ob Sie mir das Vergnügen machen wollen, eine Tasse Kaffee bei mir zu trinken, dessen Darstellung mir besser gelingt als manche Rolle.

In Erwartung einer gütigen Antwort verbleibe ich achtungsvoll Ihre ergebene

Mittwoch. Auguste Crelinger."

Ohne Weigerung that ich das Meinige mit bestem Willen und Bestreben. Nun ließ die Kunsteifrige, da ich ihr in der Oeffentlichkeit noch verschiedene Wünsche ohne Verletzen der Wahrheit erfüllen konnte, von ihrer Reizbarkeit mich allmälig weniger empfinden, und ich empfing dann nach Mehrerem das jetzt angereihte Briefliche:

„Geehrter Herr Professor!

Ich erlaube mir, Sie zu dem Besuch meiner Benefiz-Vorstellung hierdurch ganz ergebenst einzuladen, und wird es mich freuen, einen der ältesten Berliner Theaterfreunde in der für die älteste Schauspielerin Berlin's festlichen Vorstellung gegenwärtig zu wissen. Ihre ganz ergebene

Auguste Crelinger."

Berlin, 18. April 1853.

Dem Benefiz folgte nach neun Tagen — am 27. April — ein von den Theater-Mitgliedern geordnetes

Festmahl; ich war als Gast eingeladen, weihte der Gefeierten ein und noch ein „Lebehoch!“ und diese, nicht ganz nur dem Augenblick verbündet, mögen sich hier anfügen:

„Entschwunden ist so manche Wunderzeit,
Als Wunderzahl wird stets die Neun bestehen:
Nun ist mit drei mal Neun der Tag geweiht,
An Dem wir dieses Ehrenfest begehen.
Von heute dann der neunte Tag, er reiht
Dem Festtag an der Jahre Neun zum Halbjahrhundert,
Das unsre Künstlerin in Thätigkeit bewundert!
Ein neunfach Hoch mag Siegel Dem ertheilen,
Was wahrhaft ich verkündet in neun Zeilen!

* * *

Wollten wir im Lebehoch bei allen Frauen,
Die wir konnten in der Einen schauen,
Mit gefülltem Glase charakteristisch seyn,
Gäb's viel Getränk, ob auch nicht immer Wein!
Wir hätten bei Lady Macbeth und Ophelia
Vielleicht historisch zu fragen: ist Meth noch da?
Bei der Milfort, Marlborough und Kön'gin Catharine,
Wäre zu fragen: ob uns Porter diene?
Und bei des Paria's Maja nun
Hätt' es am Ende selbst Wasser zu thun.
Doch bei Antigone, Phädra und Iphigenie müßten
Uns Caperwein und Malvasier gelüsten;
Der Beatrice und Isabella von Messina zu Ehren
Könnten wir Syracuser begehren;
Für Shakspeare's Julia, Porzia, Orsina und Leonore von Este,
Da wäre Falerner und Muscateller das Beste;
Donna Diana, Eboli und Preciosa weckt
Uns ein Verlangen nach spanischem Sekt;

Bei der Jungfrau und Maria Stuart wär's kein Wunder,
Würde gefordert Champagner nach Burgunder;
Der Ahnfrau Bertha und der Terzky zur Feier
Hätten wir ziemlich nah den Tokayer;
Bei Goethe's Adelheid, Stuttgart's Franziska, den Hohenstaufen,
Da brauchten wir nicht nach dem Fremden zu laufen,
Wir würden uns jubelnd zu vielen Weinen
Vom Rhein, Neckar und der Mosel vereinen. —
Sie sind das Heimische und dabei walle
Das Blut uns freudig auf bei deutscher Kunst.
Und für die deutsche Künstlerin bleib' auch in Gunst
Uns deutscher Wein; — voraus gelt' er für alle,
Wie oft Ihr noch das Lebehoch erschalle!"

Weiterhin blieb die Gefeierte mir friedlich bis zu ihrem Scheiden von der Bühne und darüber hinaus.

Mit Schwierigkeiten hatte es der General-Intendant Graf von Redern, wie vor ihm Graf Brühl, noch besonders zu thun in Bezug auf Spontini, der auch mir Mißstimmung beibrachte. Als General-Musik-Direktor kam er im Jahr 1820 nach Berlin; am 14. Mai 1821 war die mit Tonmassen und nun auch vermehrt reichlichster Pracht ausgestattete Oper „Olympia" zum Erstenmal unter seiner Leitung auf der Bühne. Die bei Werthschätzung doch zugleich urtheilende Offenherzigkeit meines Berichts wurde von einem furchtsamen Censor auffallend arg behandelt, wovon der „Gesellschafter" (1821. Bl. 85 und 90) durch viele mit Gedankenstrichen bezeichnete Lücken Zeugniß giebt. Die zweite Hälfte des Berichts mußte vertagt werden, um mit dem Censor zu unterhandeln; er gestand, daß er eingeschüchtert

worden sey, zeigte sich jedoch nachgiebig, da er selbst diese einseitige Beschränkung als Gewaltthat betrachtete.

Deutlicher wurde es auch mit der Zeit, daß bei jeder ihm nicht behagenden Aufrichtigkeit Spontini am Hofe klage, für ihn stets mit günstigem Erfolge. Dies dehnte sich weit aus, so daß ich — zum Beispiel — in absichtlichem Verdruß dem Verfasser einer anpreisenden Einsendung in Bezug auf des Anmaßlichen alljähriges Concert die Aufnahme verweigerte, weil Spontini, wie dies schon geschehen, klagen könne über den Abdruck der angeblich persönlichen Aeußerung: Herr Ritter Spontini habe erklärt: „Die Concerte, welche ich gebe, sind dem Andenken großer Meister geweiht, denen ich durch die möglichst vollendete und glänzende Ausführung ihrer Werke meine Ehrfurcht zu beweisen und deren Gedächtniß ich bei dem Publikum lebendig zu erhalten wünsche." — Ich erhielt den Aufsatz zurück mit der Hinzufügung: „Je consens volontier à la publication de la note ci-dessus. Spontini." Gedruckt wurde nun das Eingesandte mit diesem Anhang und meiner Anmerkung: „Da obiger Aufsatz eine Privat-Aeußerung des Herrn General-Directors und Ritters Spontini enthält, so hatte ich Gründe, des Genannten Einwilligung zum Abdruck von dem Einsender zu begehren, welche dann, als Zusatz zum Manuscript, in obigen Worten erfolgte."

Im Jahr 1826 tummelte sich in den Zeitschriften ein Streit, weil der Redacteur der „Berliner musi-

kalischen Zeitung", A. B. Marx, ein Gegner Spontini's ohne Maß, ausgerufen haben sollte: „Ich muß General-Musik-Direktor werden, Spontini muß fallen, damit ich einmal an die Spitze komme!" Diese Angeberei kam von dem abenteuerlichen Regiments-Auditeur Gustav Nicolai, einem lenkbaren Werkzeug Spontini's. — Der Musik-Gelehrte Gottfried Weber und der Dichter Heinrich Stieglitz mischten sich ein als Verfechter des Marx, der „Bemerker" des „Gesellschafter" mußte im Dafür und Dagegen auch einer der Kampfplätze werden: die Censoren hemmten aber auf Befehl mitteninne die sich eben etwas klärende Dunkelheit.

Ein Jahr nachher rief Spontini die Berliner Polizei zu Hülfe; es wurde den Buchhandlungs-Besitzern die Weisung ertheilt: „eine gewisse Flugschrift nicht zu debitiren, von welcher man wissen muß, daß sie nächstens in Leipzig erscheinen und Diatriben gegen einen hiesigen Tonkünstler von europäischem Ruf enthalten wird." Diese, den erwähnten Streit betreffende, von Spontini angeregte sehr unweise Weisung hinsichtlich einer noch gar nicht erschienenen Flugschrift wirkte erbitternd, und die üble Stimmung schärfte sich, als noch in demselben Jahre (1827) durch Spontini's Einflüsterungen verfügt wurde: die Censoren sollten erst nach der dritten Aufführung eines neuen Bühnenwerks das öffentliche Urtheil gestatten. Bei solchen Begebnissen ist es leicht begreiflich, daß der Wahrheit und Recht liebende Graf Brühl mit dem Bühnenwesen auch viel Qual hatte

durch Spontini, der die ursächlichste Veranlassung war, weshalb Brühl im Jahr 1828 sich befreite, und auf seinen Nachfolger, Graf von Redern, die weitere Zwietracht mit Spontini vererbte.

Ehe ich von dem stets mit Sorge für Unruhe beschäftigten Tondichter scheide, ist nochmals einzuschieben Gustav Nicolai, der durch unbedingte Lobdienerei dem wenig Deutsch verstehenden Spontini sehr schadete. Im Jahr 1834 schickte Jener in die Lesewelt seine Schilderung: „Italien wie es ist. Bericht über eine merkwürdige Reise in den hesperischen Gefilden, als Warnung für Alle, welche sich dahin sehnen." Es ist ein Machwerk voller Uebertreibung, in den Zeitschriften dem Auszulachenden angereiht; eine ernste Widerlegung erschien im „Gesellschafter", dann ein nirgends zureichender Widerspruch vom Verfasser. Ueberhaupt wurde er befehdet ringsum, mit Recht, aber auch mit überschwenglicher Spottlust, besonders durch Wolfgang Menzel in seinem „Literatur-Blatt". Nach meiner, durch Mancherlei unterstützten Ueberzeugung war dieser Nicolai hirnskrank; dies verschlimmerte sich nun bei dem ihn völlig beherrschenden, von ihm wiederholt ausgesprochenen Gedanken: „Alles ist persönliche Feindschaft!" — Mir war er unzurechnungsfähig, was ich einschalte, um Weiteres leicht einsichtlich werden zu lassen.

Spontini, als er es sich nicht länger verhehlen konnte, daß die Berliner ihm aufständisch werden möchten, ihm auch durch öffentliche Aeußerungen

deutlich werden mußte, daß ich bei Aufrechthaltung der Wahrheit im Urtheil für seinen Werth doch nicht geistesblind war, näherte sich mir mehr und mehr in Beiwirkung des uns Beiden befreundeten, sehr kenntnißreichen Geheimrath von Grunenthal, der mir Mitarbeiter war. Das konnte ein ruhiges Urtheil nicht hindern, und noch im Jahr 1840 gab ich in meiner Zeitschrift (Bl. 39) zu lesen:

„Spontini's Oper: „Agnes von Hohenstaufen" ist wieder neu einstudirt worden, und macht demnach einen abermaligen Versuch, im Bunde der „Vestalin" und des „Cortez" von den Werken Spontini's, die ihn im Andenken erhalten auf den Repertoiren, das dritte zu werden. Wir gönnten damit wohl dem Meister ein besseres Resultat als bisher, zweifeln aber, daß es zu erreichen seyn werde. Die Oper hat unbestreitbar noch immer Beweise von dem Talent des Componisten, er überbot aber die Mittel zu sehr, wollte mehr mit dem Material als dem Geiste wirken, und so ist's nur natürliche Folge, daß dieser von jenem unterdrückt ward."

Die anklagende Behauptung, Spontini wolle zu Gunsten seiner Werke deutschen Tondichtern den Weg zur Bühne versperren, stellte sich immer breiter und fester gegen ihn, und da eben im Jahr 1840 jener Regiments-Auditeur Nicolai mit seiner Oberbehörde haderte, seines Amtes entledigt und mit zahlreicher Familie im Elend war, wollte Spontini seinem steten Verfechter helfen durch eine künstlerisch erworbene Einnahme, getraute sich aber bei der Miß-

stimmung für ihn nicht, es allein zu unternehmen. Von ihm und Nicolai wurde ich nun überrascht durch das Ersuchen, mich dem Zweck zu verbünden, was ich nicht ohne Bedenken that, zumal ich darauf einzugehen hatte, daß der Hülfsbedürftige ungenannt bleiben solle: eine unnütze Vorsicht, der Name war sogleich aufgespürt. Nach einer vorläufigen Ankündigung meldete sich Charlotte von Hagn mit dem Wunsche, mir bei diesem Anlaß wegen „Jeanne d'Arc's Vision" Genugthuung zu geben. Das Gedicht kam nun endlich doch zum Vortrag, Spontini hatte es sogar mit Musikbegleitung ausgestattet, und ich brachte vierfach Neues, was nachher gedruckt wurde „mit Bestimmung des Ertrags für die Abgebrannten in Cremmen", wo derzeit das Feuer gewüthet hatte. — Die „musikalisch deklamatorische Abend-Unterhaltung", im überfüllten Saale des Schauspielhauses am 7. Mai 1840 „zum Besten einer zahlreichen unglücklichen Familie" ausgeführt, wurde mit dem lebendigsten Beifall aufgenommen. Welchen Eindruck aber mein Bündniß mit Spontini und der Zweck des Unternehmens erregte, das bezeugt unter Anderem erstens in meinem Bericht die Vorausbemerkung: „Den Antrieb dazu gab Hr. General-Musik-Direktor Spontini, der dann mich aufforderte, für den deklamatorischen Theil zu sorgen, was ich, obwohl in Mitte der dringendsten Geschäfte, that, aus zureichenden individuellen Gründen"; zweitens eine flüchtige Aeußerung in Gutzkow's „Telegraph": „Das Spontini-Gubitz'sche Concert für G. N. hatte ich nicht Zeit

zu besuchen. Man erzählt sich dabei folgende charakteristische Anekdote von Gubitz. Als diesen Jemand fragte: „Wie kommen Sie darauf, für diesen Menschen, der viel Champagner verbraucht, ein Concert zu geben?" antwortete der Ehrenmann: „Aber seine armen sieben Kinder trinken keinen!" — Dies schrieb mir Gustav Nicolai, in langem Briefe mir umständlich darlegend: er habe in den fünfundvierzig Jahren seines Daseins „vielleicht nur funfzehn Flaschen Champagner getrunken". Nicht weiß ich, ob jene unbedeutende Anekdote wahr oder erfunden ist, aber Nicolai's brieflich lange Abhandlung darüber könnte das Bezweifeln seiner Zurechnungsfähigkeit sehr verstärken. —

Die Leidenschaftlichkeit gegen Spontini kam schon im Jahr 1840 zu maßloser Steigerung, da man wußte, aus dem jetzigen Hofkreise sey er nicht begünstigt. Nun nahm sich zudringlich der hitzig unbesonnene Spontini seines Nicolai noch so weit an, daß er dessen Oberbehörde bis zum Thron hin verklagte; ich besitze diese angeberische Beschwerde in Abschrift, ohne mich erinnern zu können, von wem ich sie erhielt. — In schlimmster Schilderung wurde das seltsame Einschreiten Spontini's bei einer ihn nicht betreffenden Rechtsuntersuchung verbreitet, der Groll befeuerte sich, brach zornsprühend hervor im Jahr 1841, und es mag zeitgeschichtlich sachgemäß seyn, meinen Bericht aus dem „Gesellschafter" (1841. Bl. 62) hier einzuschalten:

„Berlin. Am 2. April, bei der Aufführung des

„Don Juan" im Königlichen Opernhause, erregte ein Theil der Versammelten stürmischen Lärm, der, sey er von Parteisucht verabredet, oder aus freier Bewegung hervorgegangen, in keinem günstigen Licht erscheint. Als nämlich Hr. Spontini ins Orchester trat, um, seinem Amt und seiner Pflicht gemäß, zu dirigiren, empfing ihn Pfeifen, Pochen und Schreien, was sich, als Jener die Ouvertüre beginnen ließ, noch verdoppelte. Hr. Spontini brachte die Ouvertüre zu Ende und trat erst ab, als man ihm bemerklich machte, daß die Aufgeregten vielleicht selbst die Schranken des Orchesters nicht mehr beachten würden. — Es kann hier allerdings von einer Masse die Rede seyn, aber nicht von dem Berliner Publikum, das in seiner Gesinnung das Verfahren Jener entschieden von sich abweist. Nun ist es zwar nichts Neues, daß eine Masse ohne Ueberlegung handelt, aber es ist etwas Neues, daß sie im Königlichen Opernhause ihre Verfolgungen so weit trieb. Was gehen diese Masse Streitigkeiten an, welche Spontini führt, wenn er eben seiner Schuldigkeit gemäß und in seinem Amt als Opern-Dirigent auftritt? Was geht es ferner die Zuhörer des „Don Juan" an, was der Dirigent literarisch über seine amtliche Stellung unternahm? Was hier etwa zu rügen ist, kann nicht von einer Masse gerügt werden, welche entweder gar keine oder nur einseitige Kenntniß von den hiebei zu untersuchenden Bestimmungen und Verhältnissen hat. Daß ein Ausländer die höchste Stellung in der Musik hier einnimmt, ist empfindlich für

uns, wir leugnen es nicht. Wer das aber nicht öffentlich geäußert hat in Jahren, wo der Mann in Gunst war, soll es auch unterlassen, wenn ihn veränderte Umstände in Ungunst stellen. Das Volksgefühl, will etwa jene Masse ein solches vorschieben, erwacht da gar zu spät! — Gewiß auch darf man fragen: ob wohl unter allen Denen, welche Hrn. Spontini an jenem Abend verdammten, auch nur Einer wäre, der einen ehrenvollen Ruf vom Auslande ausschlüge, oder wenn ein solcher an ihn erginge, sich nicht so günstig als möglich stellen würde? Wir zweifeln stark! Nicht dem Künstler erwächst daraus ein Vorwurf! Daß derselbe seinen Contract nicht erfüllt habe, mag man ihm beweisen und nach den Beweisen dann verfahren, wie das Recht es verlangt; es wird aber gewiß von beiden Seiten zu klagen seyn, und eine aufgeregte Masse darf da nicht ohne Weiteres entscheiden, wo selbst Rechtsgelehrte sich noch nicht klar herausfinden können. Wir enthalten uns durchaus, auf Einzelnheiten einzugehen, aber selbst wenn jene Masse annehmen dürfte, sie habe einen Schuldigen vor sich, immer bleibt es eine unziemliche That, einen Künstler solchen Ranges auf eine solche Weise zu behandeln. Wer von unsern heimischen, lebenden Componisten hat Werke aufzuweisen wie „Vestalin“, „Cortez“, „Nurmahal?“ Daß später manches minder Gute, ja man sage selbst Flaches, von ihm componirt worden, liegt in der Natur der Abnahme des schaffenden Talents. Aber auch nun bleibt Hrn. Spontini immer noch der

Werth eines tüchtigen, des besten Dirigenten der Königlichen Oper, der am meisten auf die Feinheiten und Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Meister einzugehen weiß, wenn auch seine Auffassung mitunter von der anderer, ebenfalls tüchtiger Musiker abweichen mag. Diesen Mann nun weist eine kecke Masse in so abscheulicher Weise von sich und empfängt mit Beifall gleich darauf den nach ihm erscheinenden Dirigenten, der auch in dieser Hinsicht keinen Vergleich mit ihm aushalten kann und sich so etwas gewiß nicht anmaßt. Wenn sich Dergleichen gegen einen Mann wie Spontini, der in seinen Schöpfungen die Dauer seines Werths hat, ergeben konnte, dann ist es die Pflicht der Oeffentlichkeit, gegen ein solches Unwesen den Beleidigten in Schutz zu nehmen: um so mehr, als man wohl bedenken soll, daß ein solcher Fall in der Regel nicht einzeln stehen bleibt. — Wir wollen übrigens nicht die Hoffnung verlieren, daß jene Ruhestörer zur Ordnung wieder zurückkehren, und gebührende Achtung zeigen vor einem Künstler, der sich begründeten Ruhm erworben, mag er sonst seyn wie er will. Zu der Zeit, als man in der Begünstigung Spontini's fast von allen Seiten die Unparteilichkeit bei Seite schob, haben wir uns nicht gescheut, in diesen Blättern manches kräftige Wort auszusprechen gegen das, was er verhinderte und that, wie über das, was er hätte thun können; obwohl wir jedoch dabei allezeit und geziemend seine Verdienste zugleich anerkannten, schwammen wir dennoch gegen den Strom

und haben dafür Beweise. Jetzt aber, wo man in der Ungunst gegen Spontini ebenfalls allzu blind verfährt, scheuen wir uns nicht, eine Unwürdigkeit für das zu halten, was sie ist; es galt uns damals und gilt uns jetzt nicht Liebe und nicht Haß, sondern billige Gerechtigkeit, und in dieser freuen wir uns, wiederholen zu können, daß unser urtheilsfähiges Publikum, wohin wir hörten, den von jener Masse unternommenen Angriff auf Spontini, bei den verschiedensten Ansichten über diesen, als einen durchaus verdammenswerthen betrachten und die vorgefallene Unbill in keiner Weise theilen mag."

Begreiflich ereiferte sich nach solcher öffentlichen Gewaltsamkeit Spontini ungestümer, hiezu kam noch, daß er sein kontraktliches, allerdings die General-Intendanten Brühl und Redern höchst belästigendes, dann durch staatliches Uebereinkommen mit Theodor von Küstner beschränktes Recht noch abermals verkürzt meinte. Im Widerstande veranlaßte er mit Aeußerungen Erzürnen dort, wo das Gesetz nicht immer hinzureichen vermag: Spontini wurde seines Amtes enthoben, angeklagt, verurtheilt, begnadigt, und verließ tiefinnerst verletzt und empört Berlin im Jahre 1842, bald nach derselben Zeit, als der Graf von Redern die General-Intendanz der Königlichen Schauspiele seinem Nachfolger Küstner zu überlassen hatte. —

Aus anderem Bereich, auch Jahre umfassend, will ich jetzt Erinnerungen herbeirufen. Im Jahr 1828 war ich wieder einmal gedrängt zu einem Kampf

im Kunstbereich, wodurch mir ein im Buchdruckerei-Betrieb gewandt Befähigter, Eduard Haenel, zum unversöhnlichen Feinde wurde. Er hatte mich veranlaßt zu der öffentlichen, seinen Namen nicht berührenden Erklärung („Gesellschafter“ 1828. Bl. 136.):

„Den Freunden deutscher Kunst.

Einige Zeitungen haben die Nachricht verbreitet, Sir William Congreve's Verfahren, Abdrücke in mehreren Farben zugleich zu verfertigen, sichere gänzlich vor Nachahmung, und solche Abdrücke könnten nur durch die Maschinen des Congreve hervorgebracht werden. Um das Gegentheil zu beweisen, werde ich erstens: dem Publikum die Nachahmung eines auf Congreve'sche Art behandelten Abdrucks in vielen Exemplaren vorlegen und zweitens: Abdrücke einer Platte nach eigener Erfindung in gleicher Manier liefern, wobei es Jedem überlassen bleiben soll, eine vervielfältigte Copie auf genannter Maschine oder auf andere Weise zu machen, indem ich für diesen Fall meines Rechtes als Mitglied der Akademie mich begebe. — Die Congreve'sche Maschine besitze ich aber nicht, was ich zu bemerken bitte: ich werde nur diejenige benutzen, deren ich mich seit zwanzig Jahren bei meinen Arbeiten bediene. Die Abdrücke beider oben besprochenen Platten will ich meiner Zeitschrift („Gesellschafter“) beilegen, und denke dies spätestens nach sechs Monaten zu thun, da Geschäfts-Verbindlichkeiten mir nicht erlauben, diese Arbeit sogleich vorzunehmen.

Mich leitet übrigens nicht die Absicht, irgend

Jemand seinen Ruhm zu rauben oder seinen Erwerb zu schmälern; ich möchte nur auch hier das Meinige dazu beitragen, daß man, statt so oft gleich nach dem Auslande zu schauen, doch erst bei heimischen Künstlern anfrage: ob sie Dieses und Jenes nicht auch ausführen können? Wir haben in Deutschland wackere Künstler genug, die auf solche Frage warten, und ich, in meinem Kunstbetriebe fortwährend hinlänglich beschäftigt, bin nicht von kleinlicher Rücksicht bestimmt, wenn ich es beklage, daß Viele unter uns noch immer eine nicht überall begründete Vorliebe für alles Fremde hegen; eine Vorliebe, die es eben bewirkt, daß bei uns Manches, was den Deutschen zur Ehre gereichen würde, nicht zu rechtem Leben und Bekanntseyn kommen kann, obwohl namentlich im preußischen Staat ein verdienstvoller Eifer herrscht, um den vaterländischen Kunst- und Gewerbfleiß zu ermuntern und den Sinn dafür immer mehr zu erkräftigen.

Berlin, den 12. August 1828.

F. W. Gubitz."

Die angekündigte Nachahmung wurde dem „Gesellschafter" (1829. Bl. 37) eingefügt mit der Erläuterung:

„Zur Beilage.

Meinem Versprechen zufolge gebe ich hiermit die Copie einer auf Congreve'sche Weise behandelten Verzierung. Ich habe eben diese gewählt, weil das Original Vielen bekannt und vom Verfertiger zur Empfehlung versandt wurde. Bemerken muß ich

aber, daß mehrere Platten vom Original vorhanden, deren Abdrücke sehr verschieden sind; ich hatte zur Copie das Exemplar vor mir, was ich empfing mit dem Briefe, worin der Absender diese Druckart für unnachahmlich erklärte. Die Copie ist genau in Allem, was die Guillochir-Maschine an der Original-Platte that, das auf gewöhnliche Weise Gravirte aber etwas besser ausgeführt, ohne über die gegebenen Contoure hinauszugehen. Die hier zu lösenden Fragen waren: ob das auf der Guillochir-Maschine Angefertigte nachgeahmt und die auf den Holzschnitt angewendete Congreve'sche Manier in meinem Druck mit Genauigkeit ausgeführt werden könnte? Ich ließ das Original von meinem ehemaligen Schüler, F. L. Unzelmann, im Holzschnitt copiren, formte die Platte und bewirkte dann mit dem Abguß, nach einer von mir veranstalteten Vorrichtung, auf meiner Maschine den Druck. Sonach würde nun, weil eine Form (Matrize) da ist und so viele Abgüsse gemacht werden können, als man deren irgend bedarf, eine Gleichmäßigkeit aller Abdrücke entstehen, da niemals eine zweite Original-Platte (Patrize) nöthig wird. Obwohl dies der erste Versuch, und mir Manches daran noch nicht nach Wunsch ist, darf ich doch überzeugt seyn, daß die in Rede stehenden Fragen befriedigend gelöst sind. In Kurzem gebe ich nun als Beilage dieselbe Verzierung, nur mit Einlegung einer andern Zeichnung der rothen Stellen, und glaube, daß dann in der gewöhnlichen Congreve'schen Weise schon dieselbe

Platte, die ich nachahmte, selbst von den Verfertigern und Besitzern der Original-Platte nicht nachgeahmt werden kann.

Berlin, den 27. Februar 1829.

F. W. Gubitz."

Das Nachgeahmte war ein geschmückter Tabaks-Umschlag für Friedrich Justus in Hamburg, hinsichtlich der Platte und des Abdrucks aus den Werkstätten Hänel's, dessen zu heißer Eifer sich noch nicht beruhigte. Durch Verbreiten der Meinung: das von mir in Bezug auf Platte und Abdruck Dargelegte sey keinesweges dazu geeignet, um der Gewerbsamkeit dienlich zu werden, trieb er mich wider meinen Willen zum Gegenbeweise. Ich übernahm zu diesem Zweck die Lieferung von Tabaks-Umschlägen für Jochim Christian Justus in Hamburg mit bestem Erfolge, und nun hatte ich mir die Feindschaft Hänel's dauernd zugezogen. Vorherrschend bezeugte er dies im Jahr 1840, als das Vierjahrhunderts-Alter der Buchdruckerei gefeiert werden sollte, ich für diese Angelegenheit zum Mitglied der Comiteen, später zu deren Vorstand erwählt war, und nun ein Getümmel von Hänel- und Händelei mich umringte.

Jene Jubelfeier, geweiht dem Johann Guttenberg und seiner Erfindung, ging in Berlin von den Gehülfen aus, und ihr Comité wählte am 15ten September 1839 Rudolph Decker, E. S. Mittler und mich zum Vorstande, von dem nun auch die Berliner Buchhändler zur Theilnahme an den Be-

rathungen und Beschlüssen angeregt wurden. Im November 1839 wurde dann ich zum Vorstande der Comitéen gewählt.

In den Versammlungen herrschten nicht selten die aus der französischen Juli-Revolution hervorgegangenen Meinungszwiste über Freiheit und Ordnung, nächstdem bemühte sich Eduard Hänel mir gegenüber mit Anreiz zu Hader und Zwiespalt. Unterstützt von nur vier Anderen, war es ihm gelungen, daß die Buchdruckerei-Besitzer und Buchhändler anfangs sich von den Gehülfen trennten, sich wieder zusammenfanden, und dies wiederholte sich mehrmals. Am 3. April 1840 war man endlich bis zur Einigkeit über ein „Programm", dem ein zweites, dann ein drittes folgte, und die sämmtlichen Schicksale der Feier sind angedeutet in einem, von der Kampfesnoth mir abgedrungenen, sich hier anschließenden Schreiben an den König Friedrich Wilhelm IV., der seit dem 7ten Juni 1840 Thronherr war.

„Allerdurchlauchtigster, großmächtigster König,
allergnädigster König und Herr!

Ew. Majestät, meinen Gebieter und Herrn, auf dem Throne Preußens in Ehrfurcht begrüßend, nahe ich mich Namens des „Comité zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst", und als Vorstand, mit der unterthänigen Bitte, die angefügten beiden Exemplare der zu der Feier veranlaßten Medaille von uns huldreich anzunehmen. Sie wurden geprägt, die eine dem nun dahingeschiedenen Könige, die andere

Allerhöchst Ihnen zu überreichen; möchten Ew. Majestät uns würdigen, diese ursprüngliche Absicht gelten zu lassen, und auch noch für den Hochseligen unsre geringe Gabe, die wir Ihm nicht mehr darbringen konnten, als ein Zeichen der Liebe und des Vertrauens zu unsrem väterlichen Herrn empfangen, da es unserm Gefühl widerstrebt, ihr irgend eine andere Bestimmung zu geben.

Zugleich wage ich, Namens der hier in Bezug kommenden Gesammtheit, die Bitte, einen gnädigen Blick zu gönnen der Feier, zu welcher die Vorbereitungen und Vorarbeiten gemacht sind, und mit der es nun steht wie im Jahre 1740. Ew. Majestät Ahnherr, Friedrich der Zweite, der Große, vertagte gleich nach dem Antritt Seiner glorreichen Regierung die damalige Säcularfeier auf den 25ten Juli und die beiden folgenden Tage; ihr war, wie die vor uns liegenden gedruckten Fest-Beschreibungen darthun, Alles gestattet, was Würde und Glanz verleihen konnte einem Moment, den unsre Vorfahren nicht als einen, auf das Gewerbliche allein abgeschränkten betrachteten, sondern in vollem Bewußtseyn und Recht anerkannten, daß es ein Fest des aus Gott in den Menschen waltenden Geistes sey.

Indem wir jetzt auf Ew. Majestät Gnade und Entscheidung hoffen, erkühne ich mich, in möglichster Kürze Allerhöchst Ihnen Bericht zu geben aus den bisherigen Akten. Die Buchdruckerei- und Schriftgießerei-Gehülfen hatten schon vor beinahe drei Jahren sich vereint, um zu dem Säcular-Fest unter sich

einen Fond zu bilden, sie allein haben bis jetzt die Summe von 2300 Thlr. zusammengebracht; der Lohn für ihre Entbehrungen war ihnen der Glaube: sie würden das Fest in gleicher Weise begehen können wie ihre Vorfahren. Die Buchdruckerei- und Schriftgießerei-Principale und die Buchhändler vermehrten und werden noch vermehren die dem Feste bestimmte Summe, so daß Alles aus den Mitteln der Betheiligten entsteht, wie denn auch zu der bezweckten typographischen Ausstellung das Viele — unter demselben manches Bedeutende, in der Erfindung Neue — mit aller Uneigennützigkeit bewerkstelligt wird.

Im November 1839 wählte man mich zum Vorstande des Comitée, und obwohl ich mich anfangs aus Gründen weigerte, mußte ich endlich dem allgemeinen Verlangen nachgeben. Ich fand nun in Bezug auf die Ausführung der Feier nichts vor als die polizeiliche Erlaubniß zu den berathenden Zusammenkünften, und erste Pflicht war es, die Königliche Genehmigung zu erbitten. Mein unterthäniger Antrag stand, was die öffentliche Feier betrifft, in allen Einzelnheiten auf dem historischen Grunde; nichts war darin enthalten, was nicht im Jahr 1740 ausgeführt worden ist. Es erfolgte jedoch ein völlig abschläglicher Bescheid, uns durch das Ministerium zugefertigt; dieses aber nahm sich der Angelegenheit mit Eifer an, und nachdem wir, mit großem Schmerze, die „kirchliche Feier" aufgaben, genehmigte Se. Majestät alle Vorschläge, nur nicht „den beabsichtigten Festzug durch die Straßen".

Mit dem Comité berathend, und wohl erkennend, daß die Gesammtheit, nachdem die Kirche ihr verschlossen, den nicht genehmigten Zug als den Haupttheil der öffentlichen Feier betrachtete, fiel mir eine abermalige Unterhandlung mit dem Ministerium zu, und ich fand von Neuem die geneigte Willigkeit bestätigt, so daß ich eine Vereinigung in der ersten Linden-Barrière, vor dem Königlichen Akademie-Gebäude, in der Weise, wie das beiliegende Programm angiebt, der Gesammtheit vorschlagen zu dürfen mich für berechtigt hielt, da ich Punkt für Punkt besprochen hatte. So berief ich nun eine General-Versammlung des Comité's, so wie sämmtlicher Buchdrucker- und Schriftgießerei-Prinzipale und der Buchhändler. Ich ward entschieden überstimmt bei dem Vorschlage, die Feier nach diesem Programm auszuführen, und da ich meinerseits mich außer Stande befand, mehr für die Wünsche der damals zahlreich überwiegenden Gegenpartei zu thun, die zugleich, wenn der Zug nicht zu ermöglichen wäre, einen Anschluß an das Fest zu Leipzig begehrte — ein Vorschlag, den ich entschieden bekämpfte — legte ich ihr gegenüber mein Amt in dieser Angelegenheit nieder, ward aber auf der Stelle durch Acclamation selbst von den mir Widerstrebenden zu ihrem Vorstand erwählt, indem sie erklärten, daß auch sie mit meinen bisherigen Schritten zufrieden seyen, und mir in Dem, was noch zu thun, vollkommen vertrauten. Durch Circulare und spätere Versammlungen war ich so glücklich, beinah völlige Einigkeit herzustellen,

und reichte nun das Programm ein, um die Erlaubniß zur öffentlichen Bekanntmachung zu erhalten. Da trat der tiefgefühlte hohe Trauerfall dazwischen, geziemend fragte ich für jetzt nicht weiter an, erhielt auch bald den Ministerial-Erlaß: daß die Feier bis nach Beendigung der Landestrauer aufzuschieben sey. Hiernach wurde unsrerseits der Wunsch ausgesprochen, dieselben Tage wählen zu dürfen, die im Jahre 1740 dazu bestimmt wurden, was auch Gewährung erhielt. Hinsichtlich des ganzen Programms wurde uns aber, nach mehrmaligen Anfragen, die beiliegende Verfügung vom 20ten Juni, wodurch es noch Beschränkungen zu erleiden hätte, was um so mehr überraschend, als das Programm früher schon unbefugter Weise in einer hier herausgekommenen Schrift abgedruckt war mit Dem, was nun nicht genehmigt seyn sollte.

Vergebens würde ich mich bemüht haben, unter diesen Beschränkungen das Fest zu Stande zu bringen, und meine Lage schien in diesem Augenblick rathlos, um so mehr, da eben die Feste des Auslandes im Anzuge und in der Nähe waren; eben so unrathsam war es aber, sogleich meine Stellung in dieser Angelegenheit aufzugeben, weil ich zu genau die stürmischen Folgen kannte. Doch mit der Wahrheit und Offenheit braucht man ja nicht zu zagen, ich mußte den Stand der Sache darlegen, nahm aber das gewonnene Vertrauen in Anspruch, so wie die bisherige so erfreuliche Haltung der Gesammtheit, beschwichtigte einzelne Vorschläge, die von Neuem

auftauchten, und Alle hoffen nun mit voller Zuversicht auf Allerhöchst Ihren Ausspruch.

Indem ich nun in tiefster Unterwürfigkeit um Ew. Majestät gnädige Entscheidung in Betreff der Feier überhaupt bitte, erkühne ich mich, zu bemerken, daß die Vereinigung in der Linden-Barrière durch jene Beschränkungen eine durchaus nichtige werden würde. Stumm müßten wir da erscheinen, stumm von da uns wegbegeben, und mehr in Trauer als in Festlichkeit an der Stätte vorübergehen, wo dereinst unter Ew. Majestät Regierung — die Gott segnen wird! — das Standbild des großen Königs sich erheben soll, der im Jahr 1740 über das dritte Säcular-Fest der Buchdruckerkunst seine Gnade in Vollem walten ließ. Der dahingeschiedene Hochselige gewährte uns noch unter dem 21sten Mai d. J., durch huldvolle Vermittelung Allerhöchst Ihres Bruders, des Prinzen Wilhelm, Königliche Hoheit, das Königliche Exercirhaus zu dem Festmahl — der Hochselige war in der Gewährung, und wir hoffen! — Wir hoffen — und flehen Ew. Majestät um eine weitere Gunst an für das Fest, dessen Wichtigkeit einleuchtet, auf dessen Feier in Berlin jetzt mehr als je die Blicke Deutschlands gerichtet sind, zu dem so Viele freudig ihre Ersparnisse hergaben, zu dem so viele Arbeiten bereit liegen, so viele Anstrengungen gemacht worden sind!

Mein Interesse an dieser Angelegenheit ist das allgemein geistige und vaterländische, kein persönliches. In der Ueberzeugung, das geistige Princip, welches

in Preußen sich erhob und sich durch Jahrhunderte immer bestimmter entwickelte, wolle diese Feier als eine der schönsten Besiegelungen, habe ich, durch die Gesammtheit berufen, meine geringen Kräfte mit Unermüdlichkeit dazu angewendet, auf der einen Seite, den mannichfachen Beschränkungen gegenüber, die Würdigkeit des Festes, auf der andern die Einigkeit zu gewinnen, und bin in dem Bewußtseyn, eben so wohl dem Staat, wie Den von mir repräsentirten, bei dem Feste Betheiligten meine Pflicht erfüllt zu haben. Ein Mann, der nun fünfunddreißig Jahre dem Staate in seiner Stellung diente, so weit er es vermochte, der, ein Künstler, in der Zeit des Leidens mitten unter den Franzosen zum Schriftsteller wurde, um dem Staat in seinem Unglück gegen die damaligen öffentlichen Anfechtungen zu dienen, und dies that selbst unter lebensgefährlichen Bedrohungen; der später bei der segensvollen Erhebung mitzuwirken trachtete, wie er konnte, fortwährend seine Bemühungen einsetzte, wenn man ihn irgendwo rief; — Einer, der so handelte, aber doch in fünfunddreißig Jahren in eigenen Angelegenheiten nie eine Zeile an Se. Majestät oder an seine Chefs schrieb, nie einen Wunsch für sich hatte, mit seinem Bewußtseyn zufrieden war, der darf hoffen, daß Allerhöchst Sie ihm glauben, wenn er sagt: ich habe auch hier kein persönliches Interesse, es ist die Sache, und diese allein, die mich bestimmt. Zum ersten Male äußere ich mich über jene Vergangenheit am Thron, und es geschieht nur, um einiges Vertrauen für

meine Worte zu erwecken, und darauf hinzudeuten, daß ich nicht unerfahren bin über die Verhältnisse des Lebens, über die allgemeinen Gesinnungen. Demnach mögen Allerhöchst Sie mir gestatten, aus treuem, redlichem Herzen, und mit der flehentlichen Bitte, mir nicht zu zürnen, es auszusprechen: daß man allseitig Ew. Majestät gnädigste Entscheidung in dieser Angelegenheit für eine wichtige, in vieler Hinsicht höchst einflußreiche und segensvolle hält.

Die allgemeine Zuversicht auf Ew. Majestät Geist und Wohlwollen erleichtern mir die Pflicht, mit Offenheit die jetzige betrübende Sachlage dieser bezweckten Feier zu entwickeln; in der innigsten Demuth erwarte ich nun meines Königs und Herrn Befehle und ersterbe in tiefster Ehrfurcht

Ew. Majestät

unterthänigster

F. W. Gubitz.

Professor der Königlichen Akademie der Künste, als Vorstand der Comitéen zur vierten Säcular Feier der Buchdruckerkunst.

Berlin, den 27ten Juni 1840."

Auf dieses, bei der Schwüle jener Zeit aus den Empfindungen etwas überströmende Schreiben empfing ich keine Antwort auf gradem Wege, in der Sachlage aber Gewährung durch die hier mitgetheilte Anzeige:

„Auf die von Ew. Wohlgeboren Sr. Majestät dem Könige unterm 27. v. M. eingereichte Vorstellung, wegen der Säcular Feier der Erfindung der

Buchdruckerkunst, werden Sie benachrichtigt, daß in einer, am gestrigen Abend dem Ministerium des Innern zugegangenen Allerhöchsten Ordre vom 20. d. M. Se. Majestät die Feier des Festes in der Weise genehmigt haben, wie solche in dem überreichten, von dem Comité entworfenen gedruckten Programm vorgeschlagen worden ist.

Ew. Wohlgeboren bleibt demnach überlassen, das Weitere mit dem Königlichen Polizei-Präsidium zu verhandeln.

Berlin, den 23. Juli 1840.

Ministerium des Innern, Polizei-Abtheilung.

v. Puttkammer."

Sey es nicht verhehlt, daß ich gehofft hatte, die Feier würde bewilligt werden bis zu der Freiheit, die ihr anfangs bewilligt war, wozu die kirchliche Mitwirkung und offene Bahn zur Bewegung des Festzuges gehörte. Auch wider das Gestattete regten sich in streitiger Verschiedenheit die Gegner, die Gehülfen blieben aber mit mir einmüthig darüber: die Feier könne und müsse nach dem bewilligten Programm vollbracht werden. — In diesem letzten Zeitraum hatten die Aufrührerischen mich möglichst in Zornstimmung jagen wollen, ich hielt mich jedoch meist zusammen bis zur Sicherstellung des Ganzen. Voraussehend, auch bei dem Festmahl werde Wortsturm ausbrechen, zeigte ich an, daß ich davon fern, in allem Anderen aber mich ausdauernd treu halten würde, und meiner Erklärung schlossen sich Mehrere an. Es erfolgte, was ich vermuthet hatte; mit

Wort und Klang wurde während des Festmahls oft Meiner gedacht, und in diesen Theil der Feier drang so viel Leidenschaftliches ein, daß die Freude entwich.

Weil ich gern mich abwende von den Wirren über jene Säcular, aber nicht Jubel Feier, sey nur noch, so weit es die Oeffentlichkeit betrifft, eingeschaltet, was im Jahr 1840 für den Juni erlaubt und für den September verboten war. — Es fiel aus die kirchliche und die Feier in den Anstalten für Wissenschaften und Kunst, der freie Zug durch die Stadt und deren festliche Abend-Erleuchtung. Das Ganze blieb im Beginn eingeengt auf ein Versammeln im Vorhofe des Universitäts-Gebäudes, in dessen Innerem nur betheiligte Kunstgenossen Reden hielten bei der Ausstellung von allerlei Bezüglichem. Den Zug durch die Straßen hatte man beschränkt auf den Weg zur Mittags-Tafel im Exercirhause, bei dem Abend-Fest in Tivoli waren die Bühnen- und Larvenspiele zu beseitigen; — es mußte Vieles vermieden werden, so daß bei diesem Druckerei-Fest, das ein Volks-Fest hätte seyn sollen, offenbar vom Druck anderer und schwärzerer Art zu reden wäre.

Beizufügen ist noch, daß die mit wechselnder Gegnerei mir Hinderlichen im Jahre 1841 über dies Säcular-Fest ein Druck-Heftchen erscheinen ließen, worin sich willkürlicher und unwillkürlicher Irrthum ausbreitet. Dies ist leicht begreiflich, da die ungenannten Verfasser selbst auf den Seiten 8 und 12 bekennen mußten:

„Uns fehlen fast sämmtliche offizielle Data; die betreffenden Verhandlungen und Beschlüsse sind in des Hrn Professor Gubitz Händen befindlich, und ihre Auslieferung und Benutzung war nicht zu erlangen.“ — „So ist es auch nicht unsere Schuld, wenn die fernere Darstellung einseitig nur die Ansichten und Bestrebungen der Principale vertritt bis zu dem Augenblick der Coalition mit den Gehülfen.“

In dem Bericht über das von mir vermiedene Festmahl ist dann in jenem Heftchen zu lesen:

„Längst schon herrschte die frühere Ruhe nicht mehr, und eine begierig gehaschte, schnell vergriffene Spende von Gubitz vermehrte das Gewirre. Es waren die gedruckten Relief-Portraits des verstorbenen Königs, des regierenden Herrscherpaars und Goethe's in einem Umschlag, und eine sinnvoll ausgeführte Erinnerungskarte, die Jubelfeier der Typographie in den vier Jahrhunderten 1540, 1640, 1740 und 1840 durch vier Fahnenträger, jeder in der Tracht seiner Zeit, über ihnen Guttenberg schwebend, allegorisch dargestellt.“

Nun aber bin ich froh, daß die nochmalige Beschäftigung mit diesem Feste, sammt der übel einwirkenden Hänel- und Händelei — die in der Schilderung nach den mir vorliegenden Akten einen ganzen Band füllen könnte — überwunden ist: denn jedes Beschränken des die geistige Thätigkeit Erweiternden berührt meine Erinnerungen peinlich. —

Nach diesem Bericht über die damaligen, mir viel Zeit raubenden Verwickelungen, nähere ich mir

aus der Vergangenheit ein etwas wunderlich Ereigniß, das mich erfreute, und bedarf dazu nur die Erneuerung der damals veröffentlichten Kundgebung:

„Gott hilft — wenn's kein Göttinger thut.

Soll ich sagen, wie es geschehen, daß mein Blick bei Durchsicht von Zeitschriften auf eine „Subhastations-Anzeige" fiel, muß ich bekennen: ich selber begreif' es nicht. Ich habe weder Zeit noch Lust, Dergleichen zu lesen; daß ich's aber doch einmal gethan, ist mir jetzt sehr lieb und kommt mir vor wie des Himmels Wille! Ich entsinne mich nur, daß ich etwas warm geworden, rasch die Feder ergriff und Folgendes für den „Gesellschafter" (1841. Bl. 169) schrieb:

„Druckfehler oder Wahrheit?

Das Stadtgericht der Stadt Göttingen macht „signatum Göttingen, den 7. September 1841" öffentlich bekannt (Siehe „Allgemeiner Anzeiger" Nr. 259): daß auf Klage des Kaufmann Heintze, wegen Forderung von „8 Thlr. 17 Ggr." gegen den Beklagten, Gärtner Krebs, erkannt sey, daß dessen Garten, nebst darin befindlichem Gartenhause, am 11. Dezember d. J. gerichtlich verkauft werden soll. — Wegen 8 Thlr. 17 Ggr. — ? — und das könnte der Kläger zugeben? — und kein Göttinger fände sich, diese kleine Summe zu zahlen? Es scheint unmöglich! — da muß ein Irrthum obwalten. Wär' aber Alles richtig — der Bezug auf die Göttinger auch — so sey's hiemit verbürgt, daß, ist dadurch

dem Manne sein Garten und Haus zu erhalten, die 8 Thlr. 17 Sgr. — und wär's auch etwas mehr — von einem oder dem andern Berliner gezahlt werden, und sie sind, gegen beglaubigte Quittung des Kaufmanns Heintze, ohne Weiteres von der Redaktion des „Gesellschafter" einzuziehen."

Als ich dies später in der Korrektur las, so ruhig, wie man bei Korrekturen seyn muß, wollt' ich es schon wieder wegstreichen; — die 8 Thlr. 17 Sgr. sind gewiß ein Druckfehler! dacht' ich. — Nun, dann mag man ihn berichtigen! fuhr's mir durch den Kopf, und die Zeilen blieben stehen. Ich war also auf eine Druckfehler-Anzeige gefaßt, nicht auf die Freude, die mir werden sollte.

Am 25. November erhielt ich, mit dem Bemerken, der Bote warte auf Antwort, nachstehenden Brief:

„An löbliche Redaktion des Gesellschafter zu Berlin.

Göttingen, den 19. November 1841.

Bezug nehmend auf den in der 169sten Nr. des Gesellschafter sich findenden Artikel, welcher mein Subhastations-Verfahren gegen den Gärtner Krebs allhier, wegen einer Forderung von 8 Thlr. 17 Sgr. Courant bespricht, habe ich bis jetzt vergeblich gewartet, daß ein hiesiger Einwohner meine Forderung tilgen und dadurch den Verkauf der Krebse'schen Grundstücke unnöthig machen würde. Es ist indeß nichts der Art geschehen, und da ich nicht selbst in der Lage bin, meine Forderung erlassen zu können, Sie aber sich großmüthig erboten haben, selbige zu zahlen, so zweifle ich nicht, daß Sie meine, Ihnen

gleichzeitig mit diesem Schreiben präsentirt werdende Anweisung von 19 Thlr. 2 Sgr. 2 Pf. sofort einlösen werden. Wenn Sie es dann demnächst wünschen, so werde ich gern bereit seyn, in irgend einem mir zu nennenden Blatt den Empfang zu bescheinigen.

Ergebenst empfohlen

A. Heintze."

Dabei lagen folgende Aktenstücke und Beglaubigungen:

„I.

Liquidation

der in Sachen des Herrn Kaufmann A. Heintze, Kläger, wider den Gärtner Krebs, Beklagten, pcto. deb. ad 8 Thlr. 17 Sgr. Courant dem Kläger erwachsenen Proceßkosten.

				Rthl.	Sgr.	Pf.
1841.	Jan.	30.	Gerichtsgebühren für den Zahlbefehl	—	11	—
	März	27.	Desgleichen für das Purifications-Mandat und den Executionsbefehl .	—	14	—
			Deservit des Anwaldes	—	12	—
			Vollmacht des Anwaldes incl. Copialien	—	10	—
	Sept.	7.	Gerichtsgebühren für den Bescheid und das Subhastations-Patent . . .	2	—	—
			Insertions-Gebühren für die Insertion des Subhastations Patents in Nr. 37 des Göttinger			

				Rthlr.	Sgr.	Pf.
1841.			Wochenblatts, Nr. 259 des allgem. Anzeigers der Deutschen, Nr. 76 der Hannoverschen Anzeigen und Nr. 265 der Casselschen allgemeinen Zeitung, incl. Porto laut Nota . . .	5	13	2
			Durch eine Intervention der Krebse'schen Ehefrau sind noch an Kosten erwachsen:			
	Sept.	7.	Für ein Decret	—	9	—
			Deservit des Anwaldes	—	12	—
				10	9	2

Daß vorstehende Kosten-Liquidation den verhandelten Akten und, so weit sie sich auf Gerichtsgebühren und Deserviten beziehen, auch den in hiesigen Landen gesetzlich vorgeschriebenen Taxen gemäß aufgestellt sind, bezeuge ich hierdurch.

Göttingen, am 16ten November 1841.

G. Köhler, Stadtsecretair und Advocat."

II.

„Die löbl. Redaktion des „Gesellschafter" ersuche ich, die, laut dem 169sten Blatt dieser Zeitschrift übernommene Schuld des hiesigen Gärtner Krebs an mich, im Betrage von 8 Thlr. 17 Ggr., nebst den, durch meine Klage gegen denselben erwachsenen, in angebogener Liquidation verzeichneten Kosten, im

Betrage von 10 Thlr. 9 Ggr. 2 Pf. Courant, an die Herren G. A. Schlosser & Comp. in Berlin auszuzahlen, und bevollmächtige ich hierdurch die genannten Herren, nach Empfang dieser Summe in meinem Namen darüber zu quittiren, so wie ich erkläre, daß nach erfolgter Zahlung dieser Summe meine sämmtlichen Ansprüche an den rc. Krebs befriedigt sind, und ich das gegen ihn eingeleitete Subhastations-Verfahren aufheben werde.

Göttingen, am 17. November 1841.

A. Heintze.

In fidem subscriptionis:

W. Dankwert, Assessor."

Das dabei befindliche Siegel hat einen Löwen und die Umschrift: „Stadt Gericht der Stadt Göttingen."

Den Herren G. A. Schlosser & Comp. danke ich für die Zuversicht, in welcher sie mir die Quittung auf dem Blatte des Aktenstücks Nr. I. gleich mit demselben einhändigen ließen; im lautesten Herzensjubel habe ich den Betrag bezahlt.

Wohl wissend, daß man über dieses Ereigniß, welches den Spruch: „Es giebt nichts Neues unter der Sonne!" vielleicht auch in Etwas widerlegt, gar viel schreiben könnte, bescheide ich mich, vollkommen entschädigt zu seyn mit dem Capital-Vergnügen, das mir die Göttinger (unter denen übrigens gewiß Manche sind, die gern helfen und von dieser Angelegenheit nur keine Kenntniß nahmen) für die immer noch geringfügige Summe von 19 Thlr. 2 Ggr. 2 Pf. ganz allein gönnten, und bitte nächstdem das

löbliche Stadtgericht Göttingen's, für das Recht und die Entlastung meines mir unbekannten Schützlings bestens zu sorgen. Diesem aber wünsche ich ein fröhliches Weihnachtsfest in seinem, ihm erhaltenen Eigenthum, und bei rüstiger Arbeit ein gestärktes Vertrauen auf Gottes Fügung. Gz."

(„Gesellschafter" 1841. Bl. 195.)

Richtig ist mir dann angezeigt worden, daß die bezeichnete Subhastation aufgehoben sey, und mich befriedigt dies Abenteuerchen noch in der Erinnerung. —

Meine Rückblicke finden sich jetzt eine andere mir liebe Wendung! — Vom Jahr 1840 an hatte ich Kunde hinsichtlich eines mir längst im Stillen Befreundeten, den ich offenbarter kennen lernte in altgemüthlicher Weise, indem seine Theilnahme mich überraschte durch die hier angeschlossene Herzensergießung:

„Mein lieber Papa!

So nenne ich Sie, weil ich so lange, als ich mit Bewußtseyn auf der Welt bin, Sie kenne, und weil Ihre Worte, wo ich sie immer vernehme, mir immer lieblich im Herzen klingen. Sie sind ein deutscher Mann voll Gemüthlichkeit, der regen Antheil nimmt am Volkes Wohl und Wehe, der frei heraus von der Leber spricht, und deshalb auch von allen guten Menschen verstanden und werth gehalten wird.

Was mich zunächst veranlaßt, Ihnen zu schreiben, ist die vernommene Ankündigung Ihres Volkskalenders pro 1841. Sie stiften unendlich viel

Gutes mit dieser Arbeit. Nächst der Bibel findet der Kalender allenthalben Eingang, und der Ihrige ist ganz und gar auf das Bedürfniß des deutschen Mittelstandes berechnet, er ist unterhaltend und lehrreich zu gleicher Zeit.

Ich freue mich unendlich über ihr Wirken und Streben, freue mich herzlich, so oft ich etwas von Ihnen lese. Mein Ziel ist ein anderes, aber ähnliches. Ich möchte dem deutschen Bauer helfen, darum schrieb ich früher beifolgende Piece für die Schulzen, und jetzt über Erziehung des Landvolks. — Haben Sie Zeit, so durchlaufen Sie die Schriftchen, und haben Sie Lust, so gönnen Sie meinen Bauern, sey es in Ihrem guten Gesellschafter, ein Plätzchen, und reden Sie, wenn's aus Ueberzeugung geschehen kann, meinen Vorschlägen und Ansichten irgendwo das Wort. Es ist eine ganz eigne Sache mit der Lektüre für den Bauer. Viele wollen's damit zwingen, daß sie zu ihm wie zu kleinen Kindern reden. Das will er aber nicht leiden, er verlangt derbe Hausmannskost, und nach meiner Erfahrung überschlägt er gern Manches, und sucht sich mühsam aus dem Buche heraus, was er versteht. Es ist durchaus nothwendig, daß, wer für den Bauer schreiben will, ihn auch kenne. — Es steckt aber in dieser Gattung Bücherfabrikation zu viel Spekulation, zu viel Geldschneiderei, darum diese Dutzende von Wanzen Vertilgungsmitteln und Recepte gegen den Brand im Waizen, von Leuten, die weder Wanzen gerochen noch Waizen gebaut haben. Doch entschuldigen Sie,

daß ich Sie mit meinem Lieblings-Thema belästige; der neueste literarische Anzeiger der Vereins-Buchhandlung ist allein daran schuld. Da las ich Ihren Namen, das Herz wurde warm, und diktirte der Feder diesen Brief. Ich habe Sie lieb, Gott erhalte Sie gesund.

Anderbeck bei Halberstadt,
d. 20. September 1840.

L. B. König, Pastor."

Was ich neben diesem Schreiben — womit ich erhoben wurde zum „Papa" eines Sohnes nahezu in meinen Altersjahren — an Büchlein empfing, war und ist ansprechend durch mannhafte Offenheit bei erkenntnißreicher Umsicht und redlichem Willen für die geistigen und leiblichen Bedürfnisse des Landvolks und so weiter. Pflichtgemäß half ich durch den „Volks-Kalender" und „Gesellschafter" (besonders in den Jahrgängen 1843 bis 1845) möglichst dafür sorgen, diese Schriften der Lesewelt zu empfehlen, was jetzt ebenfalls geschieht bei den Hinblicken auf meine Vergangenheit. — Anschließen mögen sich nun noch zwei Briefe Dessen, der mich stets als „Papa" betrachtete, demzufolge mit kindlicher Dankbarkeit zu mir sprach, dabei sich und sein Bemühen selbst einigermaßen schildernd.

I.

„Mein herzlieber Papa Gubitz!

Wenn ich Ihnen sogleich von vorn herein sagen soll, was mir so sehr an Ihnen gefällt, so ist es

der Umstand, daß Sie semper idem sind, daß ich, wenn ich Ihre Sachen heute lese, den Geist wieder finde, der das Preußenvolk anno 13, 14 und 15 beseelte, und daß Sie eben so gut als ich das laut mißbilligen, was sich heute als Schönrednerei geltend macht, und früh Morgens russisch und Abends griechisch ist. Etwas muß der Mensch doch wohl seyn, Maske bleibt Maske, ich lobe mir das ehrliche deutsch. Sie haben eigentlich mit den Bauern wenig zu thun. Und dennoch zweifle ich nicht daran, daß Sie meine Vertretung des Bauernstandes billigen werden, und vielleicht enthält im vierten Abschnitt der „Schade Josephs" etwas, was Sie brauchen können. Für Ihre Berührung meiner früheren Schrift in Ihrem Volks Kalender bin ich Ihnen dankbar verbunden. Vor Kurzem traten meine Kinder in mein Studirzimmer und sprachen: Lieber Vater, sey doch so gut und laß diese Kalender binden! Daß ich's gethan habe, bedarf keiner Frage. Ja, ich bin noch weiter gegangen. Ihr Herr Kollege hat mich dringend um Beiträge für seinen Kalender, und ich hab's nicht gethan, weil ich dachte: Vater Gubitz könnte das übel nehmen, und den nächsten populären Aufsatz soll Er haben. Ergo ich habe Sie freßlieb, wünsche Ihnen langes Leben, Freude an Ihren Kindern und mir — Ihr väterliches Wohlgefallen.

Anderbeck bei Halberstadt.

September 1843.

B. König."

II.

„'s ist mir, als ob wir alte Bekannte wären, und doch haben wir uns nie gesehen, und 's kommt mir so vor, als ob in Ihnen der gute Geist noch ganz rein, frisch und stark sich erhalten hätte, und darin irre ich mich bestimmt nicht. — O über den Unsinn, in sogenannten christlichen Bekenntnissen das Heil zu suchen, und nicht im christlichen Handeln! O über die Verblendung, auch nur an die kleinste Concession Rom's und an die Möglichkeit der Verschmelzung des Traditions- und des Vernunftglaubens zu denken! O über die empörende Heuchelei und jesuitische Arglist, die sich an gewissen Orten kund giebt!

Ich habe ein Volksbuch geschrieben und bringe es Ihnen. Es mag schlecht seyn, immer ist's nicht so schlecht als das beste Traktätlein, mit dem Lamme, den Wunden, den Seufzern, statt der That.

Der Angriff von Gersdorf in Altenburg auf die Zwickauer Volksschriften scheint mir gerecht zu seyn. Sie sind kein klares, stärkendes Lagerbier mit gesunder Bitterkeit, sondern wahre Buttermilch, wovon der kräftige Mann laxirt.

Finden Sie mein Büchlein tauglich, so sagen Sie gütigst den Berlinern, daß es in Leipzig erschienen und zu Berlin in jeder Buchhandlung für 2½ Sgr. zu haben ist, und setzen hinzu, was Sie sonst für gut finden. Viele, viele Exemplare müssen verkauft werden, bevor ich zu meinem Gelde komme! Doch wer mir gut ist, wird mir helfen, und daß die

Guten immer mehr zusammenhalten, das scheint mir immer nothwendiger zu werden.

Wir in Sachsen hier kommen, ohne wen zu fragen, zu 300, 400 zusammen, Geistliche und Weltliche, reden frei von der Leber — und so schreibe ich auch. Etwas helfen thut's doch, das melden Briefe von allen Seiten. Vergebens suche ich Grundsätze und folgerichtiges Handeln, finde nur ein Balanciren, ein Redressiren und Projektiren, car tel est notre bon plaisir. Wir schicken Strümpfe nach Indien, und lassen unsre Jugend barfuß laufen, glauben längst nicht mehr an die heilige Dreifaltigkeit, und bauen ihr prächtige Kirchen auf, nennen uns Protestanten schon längst nicht mehr, sondern sitzen und warten, was wir eigentlich werden, ob Englisch, Syrisch oder Hengstenberger. Gott stehe uns in Gnaden bei, ehe das Bischen Geld all wird. Meine Ansicht aber ist die: So lange Wenige nur die Ideen der Gerechtigkeit, Wahrheit und Freiheit in sich tragen, so lange gelten diese Einzelnen dem Staate als Demagogen, der lieben Kirche aber als Ketzer. Werden jene Ideen aber auf's Volk übertragen, so wird das Volk unüberwindlich. Darum habe ich meinen „Gustav Adolph"*) geschrieben, darum werde ich ferner Volksbücher schreiben, und will mich herzlich freuen, wenn ich irgend was zu lesen kriege,

*) „Gustav Adolph, König von Schweden." (Leipzig, A. F. Böhme.)

daß Sie meine Speise als gesunde Kost empfohlen haben.

1844. B. König."

Daß ich den, mir gleichsam zum Findlingssohn gewordenen Pastor Bernhard König gern in Erinnerung bewahre, will ich nicht bezweifeln lassen, und ich meine, dies wird sich schon rechtfertigen durch die wenigen Bruchstücke, die ich aus seinen Schriften nun anfüge:

„Kanarienvögel sollen dann am besten singen, wenn sie ihren frischen Trunk und gehöriges Futter haben. Auch von den Pferden sagt man, daß sie besser ziehen und schwerere Lasten tragen können, wenn man ihnen statt Häcksel Hafer gebe. So ist's bei den Thieren! Was die Menschen betrifft, so scheint man in manchen Fällen eine andere Meinung zu hegen, zum Beispiel hinsichtlich der Volksschullehrer. Von ihnen scheint man anzunehmen: je knapper das Brod, desto größer der Eifer; doch dürfte die Zeit herbeigekommen seyn, wo diese letztere Ansicht sich nicht ferner halten läßt, wenigstens ist eine gewaltige Bewegung in der Lehrerwelt ganz unverkennbar. Sie wollen nicht mehr Eselsarbeit und Zeisigfutter, und fordern von Tage zu Tage mit stärkerem Nachdruck, wenigstens mit Gensd'armen und Grenzaufsehern gleichgestellt zu werden. Hierin thun die Lehrer augenscheinlich Unrecht, denn haben sie nicht seit dem Pariser Frieden, also seit vollen achtundzwanzig Jahren, wiederholt die Zusicherung

empfangen, daß ihre traurige Lage in Erwägung gezogen werden solle? Was wollen sie mehr? Sie wollen Geld! Wer hat denn Geld für die Volksschullehrer? Erst in diesen Tagen bekannte ein Lehrer: „Ich habe jährlich Fünfundzwanzig Thaler Alles in Allem." Er leineweberт dabei und verrichtet Feldarbeit. Jemand, der den armen Lehrern gern geholfen hätte, fragte Diesen: „Aber haben Sie denn keinen Superintendenten, keinen Prediger, die für Sie einkommen? Haben Sie noch nicht selbst Ihre traurige Lage vorgestellt und gebeten?" — „Allerdings, aber es hat halt nichts geholfen!" — Wir aber sollten meinen, daß, wenn ein würdiger Schulrath im hohen Collegio spräche: „Ich habe auf jener Domaine einen Lehrer gefunden, der nicht so viel hat wie ein Nachtwächter; diesem Manne muß geholfen werden, und trage ich darauf an, daß ihm jährlich aus unserer Kasse eine Mandel Thaler zufließe", so müsse das doch mindestens eben so viel helfen, als wenn der Departementsrath Geld fordert, um auf jener Domaine einen Schafstall zu bauen. Gelten denn die Schafe auf den Domainen mehr als die Kinder, der Hirt mehr als der Lehrer? Wie kann man vom blühenden Zustande des Landes reden, wenn immer und ewig kein Geld da ist, dem gedrückten Lehrerstande aufzuhelfen? Der Glanz des Staats darf uns nicht täuschen, so lange die dringendste Nothdurft unbefriedigt bleibt. Ein armer Lehrer kann aber nie seine Pflicht vollständig erfüllen,

wenn Nahrungssorgen die Freudigkeit seines Geistes darnieder drücken". —

„Die Volks-Literatur hat in Masse einen bedeutenden Aufschwung genommen, deren Beschaffenheit entspricht aber unter funfzig Fällen höchstens einmal dem hohen sittlichen Begriffe der Volksschrift. Die Volksschrift will und soll zunächst Langeweile tödten und schlechte Beschäftigung verdrängen; sie will unterhalten, belehren, bessern, erbauen; die meisten Volksbücher haben aber gar nicht diese Absicht, oder sie wählen die verkehrtesten Mittel dazu. Christliche Volksbücher verlangen Einige, nämlich Solche, die vom geistlichen Staate reden und überhaupt Alles recht christlich begehren, weil zufällig das Wort christlich eben Mode ist. Das Wort christlich ist aber nicht gehoben worden durch die Bemühung der Phantasten, die Worte von Dem festzuhalten, was geistig sich längst überlebte. Das Echtchristliche ist allenthalben das Rechte, Wahre, Pflichtgemäße; wo Das vorwaltet und verwaltet, weht christlicher Geist. Viel christliche Frömmelei ist von Thronen, Kathedern, Kanzeln, Conventikeln und Büchern bisher begünstigt worden, etwas Gescheidtes aber nicht herausgekommen. Es hat Schwierigkeiten für's Volk zu schreiben; man muß das Volk lieben und kennen, was unter den Schaaren von Maschinentheilen, die über das Volk walten, nicht Zehn thun, es auch nicht vermögen. — Alles muß seine Farbe haben! Unsre Gegner tragen die Farbe faustdick hinter den Ohren

und auf der Stirn, und wir sollten farblos bleiben? Wer heute noch nicht merkt, wo Alles hinauslaufen soll, der wird's wohl nie erfahren! Mischlinge sollen wir werden, Leute, die den sogenannten heiligen Vater mit gleicher Liebe umfassen, wie Luther, Calvin, Zwingli. Wir haben aber schon eine Farbe, die man uns aufgestrichen hat, als wir auf die Welt kamen, und ich schlage vor, daß wir sie behalten. Wir haben eine Fahne, zerfetzt und zerschossen im Kugelregen, und ich schlage vor, daß wir sie nimmer gegen eine neue vertauschen, und wenn diese von den Nonnen des Vater Henricus selbst verfertigt wäre. Also Gesinnung, bestimmte Gesinnung zur muthigen Bethätigung, ohne das jetzt modische, feige Rücksichtnehmen, wodurch sich die meisten Männer von Einfluß zu weibischen Knechten herabwürdigen!"

Im Jahr 1844 hatte Bernhard König viel auszustehen durch mannichfache Anfechtungen, veranlaßt von der sogenannten „Evangelischen Kirchenzeitung" und ihrem mächtig einflußreichen Anhang. In seiner Schrift: „Der rechte Standpunkt" ist er kräftiger Gegner seiner Widersacher, und sagt unter Anderem:

„Es giebt gegenwärtig in Deutschland, in vielen Ländern zerstreut, aber in Preußens Hauptstadt besonders gedeihend, eine kirchliche Partei, deren Anhänger ihren Glauben für den alleinseligmachenden ausgeben, Andersdenkende verächtlich machen und verfolgen, und weil sie auf ihre vermeintliche Fröm-

migkeit, die sie auch äußerlich zur Schau tragen, pochen, vom Volke kurzweg die Frommen (Frömmler) genannt werden. Sie geben sich für die wahre Kirche aus; fragt man sie aber, was sie unter Kirche verstehen, so kommen sie, da deutliche Begriffs-Bestimmung niemals ihre Sache war, entweder in Verlegenheit, oder sie geben auf diese Frage die bekannte Antwort: die Kirche ist die Gemeinschaft der Gläubigen. Sagen wir nun: Wir gehören auch zu dieser Gemeinschaft, wir halten sie auch fest, diese Grundwahrheiten des Christenthums, so erwiedern sie uns: „Nein, euch können wir nicht als die Unsrigen anerkennen, denn ihr glaubt nicht an die heilige Dreieinigkeit, nicht an das natürliche Verderben der Menschen oder die Erbsünde, nicht an den stellvertretenden Opfertod Jesu Christi, und so weiter. Statt der einfachen evangelischen Klarheit bieten uns diese Leute ihre Lieblingssätze aus der alten Dogmatik, und verschließen Jedem, der sie verwirft, die Himmelsthür. Bei der offenbaren Verkehrtheit, dem Volke statt des erfreulichen Lichts des Evangeliums die Zankäpfel der Theologie zu bieten, kann es nicht fehlen, daß die bei Weitem größte Zahl der Christen sich gleichgültig oder verächtlich von dieser eben so hochmüthigen als herrschsüchtigen Partei wegwendet, um so mehr, als sie hin und wieder so recht deutliche Gelegenheit hat, wahrzunehmen, daß unsre so genannten frommen Leute sich nicht bloß auf das Himmlische, sondern auch recht gut auf das Irdische verstehen." —

„Wer zuerst die heilige Schrift als Gegensatz der Vernunft aufstellte, hat der Menschheit einen schlechten Dienst erwiesen; „der Buchstabe tödtet, nur der Geist giebt Leben", sagt die Schrift selbst. Das Geistige kann aber nur begriffen werden durch unsern Geist. Nicht mit unsern Ellenbogen erfassen wir die biblische Wahrheit, sondern mit unserer Vernunft. Den Menschen nöthigen wollen, Alles buchstäblich zu glauben, was in der Bibel steht, heißt ihn zwingen wollen, die Gesetze des Denkens mit Füßen zu treten und aufzuhören, ein vernünftiger Mensch zu seyn, und die Bibel befiehlt ja auch: „Prüfet Alles und Gutes und Bestes behaltet." — Schwerlich dürfte es sich verantworten lassen, daß eine Partei im Staate sich herausnehmen will, schonungslos über angestellte Geistliche herzufallen, weil diese als echte Protestanten auch von einem papiernen Papste nichts wissen wollen, und die heilige Schrift als eine Gabe Gottes ehren, welche sich nur durch wahrhaft vernünftigen Gebrauch als wahrhaft göttlich erweist."

Weiteres will ich über den Verewigten und seine Schriftgaben hier nicht ausbreiten, meinerseits aber auch seinen, von Finsterlingen arg befehdeten Sinnspruch in Schutz nehmen: „Das Heil kommt von Unten, und freimüthige Aufdeckung der Mängel führt dieses Heil am sichersten herbei." — Entwickelung des Volks, des höheren Lebens, des Landeswohls, der wahren Volkskraft und echten Vaterlandsliebe muß von den Familien Zuständen aus

und hinaufgehen, in festgestellten Grundlagen anfangen, sonst steht es durchweg übel mit dem Blühen und Fruchten der Bildung. —

Der Erfolg des freundlich genäherten Bekanntwerdens mit **Bernhard König** durch briefliche Einleitung hat sich mir auch durch Briefe von Mädchen bewährt, zugleich mit der Erfahrung, daß zuweilen mir völlig Unbekannte mit Vertrauen mir entgegenkamen. Zu solchen Erscheinungen zähle ich die mir persönlich unbekannt gebliebene **Agnes Franz**, ein Mädchen, dem ich gern ein Andenken erwecke; es ist zugleich ein Andenken an jenen schwärmerischen Gefühlsdrang, der noch im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts leicht entzündlich war.

Im Frühling des Jahres 1815 erhielt ich handschriftlich Lieder-Dichtungen, und voran hatte ich zu lesen:

„An Herrn Professor Gubitz.

Du kennst mich nicht, wohl aber kenn' ich Dich!
Dein Name scholl auch in mein stilles Leben;
Oft freute ich des fernen Sängers mich,
In holden Liedern, die Du uns gegeben.

Du bist mir nicht mehr fremd! — drum nah' ich mich
Wie einem Freund, in kindlichem Vertrauen;
Die kleinen Lieder hier — sie bitten Dich
Mit einem Blick sie freundlich anzuschauen.

Die Stille schuf sie und ein frommer Sinn; —
Ob wohl in ihnen echte Funken glimmen,
Darf nicht die ungelehrte Dichterin,
Sollst Du — ich bitte Dich darum! — bestimmen.

Ich fürchte mich vor Deinem Urtheil nicht,
Wahr wirst Du seyn — und reine Wahrheit höret
Wohl Jeder gern, ist nur sein Busen nicht
Von Eitelkeit und stolzem Wahn bethöret.

Doch sey nicht streng, wenn gegen Regelzwang
Ich unbekannt und unbewußt gesündigt;
Nur die Natur erzog mich zum Gesang,
Ich sprach ihr nach, was sie mir leis verkündigt.

Hier leg' ich, was ich hab', in Deine Hand,
Du sollst allein die kleinen Lieder richten;
Was Deine Muse nicht für wahr erkannt,
Mag Deine Hand auf immerdar vernichten!

Agnes Franz."

Was ich erwiederte, habe ich nicht in Abschrift; daß ich aber mich bemühte, der Zutraulichen und Geistbegabten nach dem Maße meiner Kräfte zu helfen, geht hervor aus ihrer Antwort:

„War der Glaube an Sie auch noch unerschüttert, so fing ich doch schon an, an mir und meinem poetischen Talent zu zweifeln, und wer weiß, hätte ich nicht die Leyer für immer niedergelegt, hätte Ihr freundliches Schreiben mich nicht noch zu rechter Zeit ermuntert. Könnte ich dafür — wie für Ihr gütiges Bemühen, bei Ihrer so zu sparenden Zeit meine Lieder selber zu durchsehen — meinen Dank so innig aussprechen, wie ich ihn fühle, würden Sie gewiß daraus ersehen, daß Sie sich für keine Unerkenntliche bemühten. Oft habe ich mich recht dreist und unbescheiden gescholten, wenn ich an meine gewagte Bitte dachte, jetzt aber will ich es nicht mehr thun, da

Sie mein Zutrauen so freundlich aufgenommen haben. Mit Aufmerksamkeit hab' ich Alles aufgefaßt, was Sie mir in Ihrem Briefe sagten. Die beiden kleinen Lieder, deren Sie mit Beifall gedenken, sind von mir, da sie mir die wenigste Mühe machten, nur flüchtig meinen Lieblings-Melodien angepaßt wurden, nie vorzüglich beachtet worden; — doch ist es wohl nicht das Erstemal, daß just, was Erzeugniß einer augenblicklichen Rührung war, das Gelungenste wurde, so wie, was mir Mühe kostete, gewöhnlich ein gezwungenes Ansehen erhielt, folglich nichts taugte. Hierzu zähl' ich alle Arten von Kriegsliedern, daher ich sie gänzlich verwiesen habe.

Sie machen mich auf ein zu öfteres Verweilen bei dunklen, schwermüthigen Bildern aufmerksam! — und ich muß Ihnen wohl Recht geben. Ich entschuldige mich nur dadurch, daß ich zur Zeit, als ich jene Bilder schrieb, noch keine Ahnung hatte, daß sie je öffentlich erscheinen würden; ich dichtete bloß für mich, und so wie ich jede frohe Regung gern Jedem mittheile, indem ich gern heiter erscheine und gern heitre Gesichter um mich sehe, so geheim hielt ich jedes schmerzliche Gefühl, erlaubte mir nur, es durch die Feder auszusprechen: ich kleidete es in fremde Rahmen und Formen, in denen es nicht von Andern, nur von mir erkannt werden konnte. Diese Gedichte habe ich jetzt zurückgenommen, da mir selber gar nichts daran gelegen ist, in einer so melancholischen Gestalt aufzutreten.

Und nun meine Antwort auf Ihre Fragen! —

Der laute Wunsch meiner Freunde bestimmte mich schon früher, meine kleine Sammlung in Druck zu geben; nur schwankte ich noch, meinen eigenen Ansichten nicht trauend, unentschlossen, welchem Urtheil ich sie unterwerfen sollte. Könnte mich etwas sicher stellen, so wäre es das Ihre; Sie bieten mir die Hand zu diesem Unternehmen, darf mir dies Bürge seyn, daß ich nicht zu viel wage, mich dem allgemeinen Urtheil Preis zu geben? — Große Freude, ich will es immer gestehen, würde mir das Gelingen dieses Vorhabens machen! — der guten Mutter, die ich so liebe, könnte ich wohl kein willkommeneres Angebinde zum Weihnachtsabend machen, als das kleine Werk. Mein Entschluß ist gefaßt; Sie rathen es mir, versprechen mir Ihre Hülfe, was hätte ich noch zu fürchten? Manches hab' ich geändert, mir Mühe gegeben, zu ändern, was Sie mir durch einzelne Beispiele als mangelhaft anführten.

Ich schließe mit dem festen Vertrauen auf Ihre Nachsicht einen Brief, der nur zu laut bezeugen wird, wie bald ich von Ihrem gütigen Anerbieten Gebrauch zu machen wußte. Sollten Sie noch etwas zu erinnern haben, so bitte ich Sie, es mir durch einige Worte anzuzeigen. Glauben Sie ja nicht, eine unumwundene Meinung könne mich verletzen! Ich werde in jedem zurechtweisenden Worte nur den gütigen lehrenden Freund erblicken, den ich wie jetzt stets dankbar verehren werde.

Schweidnitz, den 11. Juli 1815.

Agnes Franz."

In mehrfacher Bereitwilligkeit half ich dazu, die kindlich Gemüthvolle annehmlich in die Schriftwelt zu geleiten, und freue mich, daß sie bei den Lesern Theilnehmende gewann, wie dies jetzt auch bezeugt ist im „Conversations-Lexicon", wo neben weiterem Lebensgeschichtlichen und dem Verzeichniß der Schriften von Agnes Franz über sie bemerkt ist:

„Ihr schon früh reges poetisches Talent, das sich vorzugsweise in zarten und sehnsüchtigen Liedern meist religiöser Färbung, aber auch in dramatischen Scenen aussprach, fand in engern Kreisen großen Beifall, so daß sie sich zum öffentlichen Auftreten entschloß."

Dies — wozu ich nähere Erklärung gab — las ich in neuester Zeit, und erfuhr nun erst, daß Agnes Franz, geboren am 8. März 1794, in jener Zeit, als sie sich zu mir wandte, ihr einundzwanzigstes Jahr erreicht hatte. — Gestorben ist sie am 13. Mai 1843, und ihr letzter Brief an mich — aus Breslau vom 7. Dezember 1842 — betrifft ihr dreiaktiges Schauspiel: „Die Verlobte." Agnes Franz war schon krank, als ich mit ihr brieflich sprach über die von ihr gewünschte Einordnung jenes Werks in das „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele". Ich beantragte kürzende Aenderungen, als jedoch ihr Tod dazwischen kam, ließ ich den Abdruck geschehen genau nach ihrer Handschrift. — Später wurde mir noch ihr Liederspiel: „Das gestörte Winzerfest" mitgetheilt; es ist dem „Jahrbuch für 1862" beigeordnet, und wer diese Bühnenspiele liest, wird bezeugen

können, daß die Verfasserin einer edlen Schwärmerei treu geblieben ist. —

Zweite Mädchen Erscheinung bei der jetzigen Zurückschau ist die mir schon in meinem vierund zwanzigsten Lebensjahre Vertrauen erweisende Schau spielerin und mich dann als Dichterin überraschende Louise Beck, der sogar ein „Allgemeines Theater Lexicon" keine Zeile gönnte. Sie war die Tochter des berühmten Schauspielers Heinrich Beck, dem auch als Lustspiel Dichter Anerkennung gebührt, der aber frühzeitig starb. Iffland, dessen Pathin sie war, nahm sich der Tochter an, und ich wurde in Berlin mit ihr, die reicher an Geist als an Schönheit zu bezeichnen ist, freundschaftlich bekannt. Nach Iffland's Tode (1814) veränderte sich ihre Stellung in Berlin ungünstig, wonach sie Mitglied des Theaters in ihrer Geburtsstadt Mannheim wurde. Dort schien ich aus ihrem Gedächtniß entwichen, bis ich folgendes Schreiben empfing:

„Mannheim, den 12ten Dezember 1825.

Nach langer, langer Zeit wende ich mich wieder einmal an Sie, mein gütiger, theurer Freund, und zwar mit dem alten herzlichen Vertrauen, was Sie ja immer so schön gerechtfertigt haben. Es sind Jahre hingegangen, die ich sehr traurig verlebte, indem meine Mutter beständig krank ist und schon einige Male dem Tode nahe war; — in dieser letzten Zeit habe ich nun auch einen Schritt gewagt, den ich mich jahrelang zu thun weigerte, und Gott Lob! er ist vor der Hand wenigstens glücklich ausge

fallen. — Passen Sie auf, mein gütiger Freund — jetzt kommt's! — Von Jugend auf habe ich mich mit der dramatischen Dichtkunst beschäftigt, allein wohl fühlend, wie schwierig sie sey und wie viel dazu gehört, hierin irgend etwas zu leisten, wagte ich es nie, mit einem meiner Werke an's Licht zu treten, bis ich endlich dem Zureden Anderer und dem Willen meiner Mutter nachgab. — Am 5ten Juli dieses Jahres wurde hier zum erstenmal mein romantisches Schauspiel: „Das Opfer", am 27ten September mein kleines romantisches Idyll: „Morgen gewiß!" aufgeführt, welches am 11ten October auf Begehren schon wiederholt werden mußte, und die Aufnahme beider Stücke übertraf meine kühnsten Erwartungen.

Wie glücklich dieser Erfolg mich machte, brauche ich Ihnen wohl nicht zu beschreiben; auch ist das wohl recht gut, aber — Mannheim ist nicht die Welt. Auch auswärts wünsche ich bekannt zu werden, aber wie? Einer angehenden Schriftstellerin schenken die Direktionen nicht leicht ihr Vertrauen, wie soll man es aber machen, wenn man bekannt werden will, für unsägliche Mühe und Arbeit doch auch einen kleinen Lohn hofft? — Sehen Sie, mein guter, lieber Freund, da hätte ich Ihnen mein Anliegen offenbart; geben Sie mir Ihren Rath, reichen Sie mir freundlich Ihre Hand und sagen Sie mir, was ich zu thun habe. Ich stehe allein in der Welt, fühle grade jetzt am tiefsten, wie sehr ich allein! —

Soll ich etwas drucken lassen, um bekannt zu

werden? Darf ich Ihnen einiges senden? Werden mich die Recensenten nicht gleich todt machen — wird sich, im Fall Sie mir zum Druck rathen, ein Verleger finden? Das Alles habe ich noch nicht versucht — denn ich wünsche zuvor Freundes Rath und Freundes Schutz, wenn ich in die Welt trete.

Lieber, gütiger Freund, nehmen Sie sich meiner an! sagen Sie mir, was und wie ich es thun muß! ich habe mehrere außer den genannten Werken fertig — die Leute sagen hier: sie müssen Beifall finden, aber ich traue der Vorliebe nicht. Wollen Sie richten, darf ich Ihnen etwas senden? Ich hatte nicht den Muth, Sie gradezu mit etwas zu belästigen, aber Ihre Antwort wird mir sagen, was ich zu thun habe.

Was macht Jettchen, Ihre liebe gute Frau? Sie soll ein wenig für mich bitten, wenn mein Freund bei seinen vielen Geschäften vielleicht böse wird, daß ich ihn noch belästige. — Grüßen Sie sie herzlich — meine glücklichste Zeit war in Berlin — das Andenken an diese Zeit ist mein Heiligthum!

Leben Sie wohl, mein theurer Freund, lassen Sie mich bald, recht bald etwas von sich hören, und seyn Sie des innigsten, herzlichsten Dankes im voraus überzeugt, mit dem ich ewig bleiben werde Ihre Sie aufrichtig verehrende Louise Beck."

Was antwortet ein dienstwilliger Mann einem Mädchen auf solchen Brief? Weil ich muthmaßlich meinem Gedächtniß das Versprochene für alle Zeit

festhalten wollte, ist auf eine leere Seite jenes Briefes von mir flüchtigst geschrieben:

„Gruß zuvor!

— und nun zuerst Schelte! Wie können Sie, liebe Freundin, irgend glauben, daß ich nicht zu Allem bereit wäre, wenn ich Ihnen in etwas dienen kann? Ihr Wunsch findet mich bereitwillig, als wär' es mein eigener, ja williger noch, denn ich schlage zuweilen der Welt ein Schnippchen, weil ich mir, und dies verschuldeten meine Erfahrungen, wenig aus ihr mache und sie noch weniger brauche, welchen Zustand mir der Himmel bewahren möge! Nun glaube ich wohl, zu Ihrem Vorhaben Ihr Rath und im vorkommenden Falle auch Ihr Ritter werden zu können, will aber für Letztes meiner Eitelkeit nicht die Uebermacht lassen, vielmehr es verhüten, daß ich Proben literarischer Tapferkeit nöthig habe.

Fürerst schicken Sie mir nun Ihre Dichtungen, aber gütigst unfrankirt: die Sachen gehen sicherer, hat die Post ihren Lohn noch zu fordern. Sobald ich dann gelesen, schreibe ich Ihnen wieder. Wenn ich meine, daß die Bühnen-Direktionen mit Vortheil in Anspruch genommen werden können, darf ich vorläufig den Druck für das lesende Publikum nicht zulassen, will Ihnen aber Alles von hier aus besorgen, so daß Sie von den Unterhandlungen nicht eher etwas erfahren, bis ich Ihnen den Erfolg mittheile.

Meine Frau läßt herzlich grüßen; sie hätte beinah ein wenig geschmollt, daß die Bitte, die Sie ihr auftrugen, nicht nöthig war; da es aber über-

haupt mit dem Schmollen bei uns nicht gehen will, so wurde auch diesmal nichts daraus. — Und nun, recht vergnügliche Tage für Sie und Gesundheit für Ihre Frau Mutter! Entschuldigung für mich, daß meine Feder flüchtig dahin eilt; in der Weihnachts und Endzeit des Jahres muß ich sogar um allerlei Wirthschaftlichkeiten mich bekümmern, was zwar nur widerwillig, mithin pfuscherhaft geschieht, aber doch geschehen muß.

Mit immer jugendlicher Freundschaft Ihr

F. W. Gubitz.

Berlin, 18ten Dezember 1825."

Sie sandte mir nun vier ihrer schriftstellerischen Versuche für die Bühne; davon sind zwei, „Morgen gewiß! Romantisches Idyll in einem Akt", und „Opfertreue. Drama in drei Akten", zu finden im „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele", jenes bezeichnet mit dem Namen Ludwig Becker, dieses mit L. Beck. Noch eines: „Das Schloß in den Pyrenäen. Schauspiel in vier Akten", ist gedruckt in „Neues deutsches Original-Theater" (herausgegeben von S. W. Schießler), wieder mit dem Verhüllungs-Namen L. Becker.

Vor Verbreitung in der Lesewelt sandte ich diese Schauspiele abschriftlich an Bühnen-Vorsteher, und eines erreichte hier, ein anderes dort wirklich die Darstellung, auch mit etwas klingendem Erfolg. Auszüglich sey jetzt nur mitgetheilt, was mir Louise Beck hinsichtlich meiner eingeschobenen Antwort brieflich („Mannheim, 29. Dezember 1825") geäußert hat:

„Ihr Brief, mein lieber gütiger Freund, hat mir die herzlichste Freude gemacht! ja, so denken und handeln Freunde. — Entsetzen Sie sich nicht über das große Paquet, was ich Ihnen sende; es überfalle Sie kein Schauer bei dem Gedanken, das Alles lesen zu sollen, und verwünschen Sie meine Schreibseligkeit nicht. Nun zum Geschäft! —

„Das Schloß in den Pyrenäen“ und „Der Pfeil“ sind hier noch nicht gegeben, theils weil ich vom hiesigen Theater ab bin — aber wieder in Unterhandlungen stehe — theils weil ich keinen Beruf fühle, die Kasse zu füllen, ohne, wie „Staberle“ sagt, etwas dafür zu haben. Ueberlegen Sie, was mit diesen Stücken zu machen sey, Alles überlasse ich Ihrer Einsicht, Ihrer Güte, präparire mich bloß, immer nur zu sagen: Danke schön!

Sie finden auch die kleine Idylle: „Morgen gewiß!“ Es ist nicht Eitelkeit, wenn ich Ihnen wiederhole, daß dies Werkchen sich hier den höchsten Beifall erwarb: ich sende es Ihnen zur Beurtheilung; bitte, es in einer müßigen Abendstunde meinem Jettchen vorzulesen, und hoffe, sie soll ihm auch ihren Beifall schenken. — Ich habe Alles selber abschreiben müssen — da werden Sie viele orthographische Fehler finden, die zu verbessern wären — nichts für ungut, lieber Freund — ich bin ein Frauenzimmer. — — *)

Professorchen, nehmen Sie es nicht übel, wenn

*) Die feste Handschrift ist fast völlig fehlerfrei.

ich herzlich lachen muß bei dem Gedanken, daß Sie, Sie sich um Wirthschaftlichkeiten bekümmern?!! — Was müssen denn das für welche seyn — da bin ich wie der „Seneschall" — „Par exemple, das möchten wir einmal sehen, das möchten wir einmal erleben!" — ? —.

Jettchen hat auf mich nie lange bös seyn kön nen — o, ich weiß auch, wer mir noch gut war — Ihre Schwiegermutter — Frau Schröck. — Professorchen, wenn Sie artig sind, so bitten Sie sie in meinem Namen, sich meiner gütig zu erinnern — geben sie acht, sie lächelt freundlich und sagt: „Ach, die Beck!" — —

Ich denke an Ihre kostbare Zeit! — viel Glück, Freude und Gesundheit zum neuen Jahr für Sie, mein Jettchen und alle die Ihrigen. — Wir haben Sie durch Ihren Brief wieder Freude, Hoffnung und Muth gegeben — ich bin ja nun versorgt und beschützt. Der Himmel mache es mir möglich, Ihnen auch einmal thätig beweisen zu können, wie sehr ich mit der dankbarsten herzlichsten Freundschaft bin

Ihre

Louise Beck.

Und wenn Sie mich über die Nachschrift auslachen, so sage ich Ihnen doch, daß Ihr Brief meiner armen Mutter sehr frohe Stunden macht, und daß sie sich dankbar und dringend empfehlen läßt."

Mit dem Lesen und Herbeischaffen der Abschriften, mit dem Versenden und Unterhandeln in Betreff der Bühnen-Beherrscher eilte ich möglichst, doch zeigten

sich Erfolge erst nach etwa acht Monaten, dann hatte ich die Genugthuung, Baarschaft nach Mannheim schicken zu können. Unterdeß verschlimmerten sich aber die Verhältnisse in Mannheim; am 22ten Mai 1826 schrieb Louise Beck:

„Ich lebe ein sehr trübes schmerzliches Leben! — meine arme Mutter leidet immer mehr; seit dem Dezember habe ich die hiesige Bühne verlassen, ohne ein anderes Engagement eingehen zu dürfen, da der Arzt mir sagte: „Ihre Mutter bedarf ihrer Pflege; sobald sie einen Kontrakt mit einem andern Theater unterzeichnen, unterschreiben sie zugleich das Todesurtheil ihrer Mutter." — Da frage ich nun: konnte — durfte ich fort? Ich weiß, was ich opfere! ich weiß, daß meine künftige Existenz auf dem Spiele steht! — ich weiß, daß ich außer Uebung komme — aber darf das Alles mich abhalten, meine Pflicht zu thun? — O wollte Gott, ich brauchte nie wieder ein Theater zu betreten! wollte Gott, ich könnte mir als Schriftstellerin erwerben, was ich bedarf! Niemand wäre dann glücklicher als ich! — so aber ist es hart, von einem langen Krankenlager der Mutter, Gott weiß wann und wo, wieder auf die verhaßten Bretter treten zu müssen. — Verzeihung — aber nicht wahr, diese Klagen und Wünsche gehörten doch wohl vor das Auge des Freundes? —"

Der mir vorliegende letzte Brief aus „Mannheim den 24ten November 1826" bespricht Geldsendung hinsichtlich verschiedener „Honorare", und schließt:

„Leben Sie wohl — grüßen Sie mein Jettchen von mir und meiner armen kranken Mutter; Gott gebe euch, ihr Guten, bessere Tage als Eurer

Louise Beck."

Seltsam! — ich habe dann nie wieder ein Lebenszeichen von der mir werthen Freundin empfangen; ich meine, ihre Mutter ist bald nach jenem November gestorben, und erfahren habe ich nur durch Gerüchte, Louise Beck sey in Oesterreich gesehen worden, sey dann verschollen, also muthmaßlich dem Erdenleben dort bald entwichen. — Etwas ausführlich behandelte ich die Begegnisse mit Louise Beck, weil sie nach meiner Ansicht als Schauspielerin im sogenannten Fach der Heldinnen, und auch als Schriftstellerin es nicht verwirkt hat, in den zusammengetragenen lebensgeschichtlichen Handbüchern völlig unerwähnt zu seyn. —

Bei Aufzeichnungen meiner Erlebnisse hat mir das Gedächtniß zuweilen schon Pius Alexander Wolff genaht; jetzt sey er mir näher gekommen, um mit einem Hinblick auf ihn diesen Band zu schließen.

Von Denen, die im neunzehnten Jahrhundert als Schauspieler auch dichterischen Beruf erwiesen haben, ist er unzweifelhaft mit voran zu nennen; nächstdem war er im Umgange liebenswürdig bethulich. Als er von Weimar nach Berlin kam (1816) ward ich mit ihm und seiner zehn Jahre älteren, deshalb leicht eifersüchtigen, aber auch geistreichen, als Schauspielerin höchst ausgezeichneten Frau rasch nah und näher bekannt. Leider war er vom Jahr 1824 ab

durch eine Halskrankheit zunehmend gehindert in seinem Beruf, und zuletzt verlor er die laute Sprache fast ganz. — Dies ward Veranlassung zu Raupach's Lustspiel: „Das Ritterwort“, mit dem alten, mehrmals verschieden benutzten Stoff: daß ein Ritter seiner Herzerwählten für eine leichte Gunst sein Ehrenwort verpfändet, dafür Alles zu thun, was sie begehren würde, sie ihm auferlegt, drei Jahre hindurch stumm zu seyn, was er, sein Ehrenwort einzulösen, vollbringt, dann aber von der grausig Uebermüthigen scheidet. — Dies Bühnenspiel sollte Wolff's Antrieb, noch in seinem Beruf thätig zu seyn, befriedigen; er starb aber am 28. August 1828 und ein andrer stummer Ritter trat für ihn ein im November desselben Jahres. — Für Wolff's Heilung von seinem Halsübel waren besonders in den letzten drei Jahren alle Hülfsmittel besorgt und versucht worden, auch eine Reise nach Italien und nach der Provence. — Was er mir darüber schrieb, sey, da es etwas von umfänglicher Theilnahme beanspruchen darf, hier mitgetheilt:

„Meinen herzlichen Dank, verehrter lieber Freund, für Ihre freundlichen Zeilen vom 12ten d. Monats. Wie freue ich mich darauf, Ihnen von meiner Reise erzählen zu können, und Alles mündlich zu berichtigen, was Ihnen in Hübner's „Staats- und Zeitungs-Lexicon“ zweifelhaft vorkommt; aber diese Freude ist noch sehr in die Ferne gerückt, denn so bald sehen wir uns nicht wieder. Die Verordnung meines Arztes ist Entfernung von Berlin und der

Bühne, und erst nach dem nochmaligen Gebrauch des Emser Brunnens, den ich aber, so bald es nur angeht, im Frühling besuchen will, darf ich aus meiner Verbannung wiederkehren. Die vier Monate in Italien und Frankreich haben, wie Sie wohl von unsern beiderseitigen Freunden werden gehört haben, nicht die wohlthätige Wirkung für mich gehabt, welche ich erwartete. Auf deutschem Boden geht es mir etwas besser. Ist es die Folge der Reise, ist es die reine stärkende Luft, die ich hier einathme, ich fühle mich viel wohler als unter dem südlichen Himmel. Man thut jenen Himmelsstrichen in der Ferne viel zu viel Ehre an, man glaubt Wunder, wie weit man in den Mittag hineingereist sey, wenn man sich in Nizza oder der Provence befindet, und das Ganze ist am Ende doch nur lauwarmes Wasser. In gewissen Jahren lobt man sich das Entschiedene, was so zwischen drinn liegt ist matt; so ging es mir mit jener Luft: sie hat mich noch mehr abgespannt, ich wäre elend geworden, wenn ich mich nicht rasch entschlossen hätte, in unsern deutschen charakteristischen Winter zurückzukehren. — In Berlin drängen sich theatralische Begebenheiten, von denen die Briefe, die ich in letzter Zeit erhalten, angefüllt sind; ich ärgere mich manchmal über mich selbst, daß sie mir nicht mehr Theilnahme abgewinnen, und ich bewundere Bethmann*), daß er sich auf's Neue an die

*) Bethmann übernahm damals die Leitung des Magdeburger Theaters.

Spitze eines Geschäfts stellt, welches mir wie ein saurer Apfel vorkommt: er wird sich die Zähne auch stumpf beißen. —

Von der hiesigen Bühne kann ich Ihnen nichts melden, denn ich gehe des Abends selten aus, und vermeide den Zug in dem Karlsruher Theater; aber der Sänger Haizinger, der mir manchmal im Zimmer vorsingt, und ein ganz ausgezeichneter Gesangskünstler ist, hat mir schon viele genußreiche Stunden verschafft. Er wird wahrscheinlich im April nach Berlin kommen, und ich empfehle Ihnen diesen Sänger auf's Angelegentlichste; versäumen Sie es nicht, ihn zu hören: es ist etwas Außerordentliches. Schade, daß er als Darsteller noch nicht mehr Fortschritte gemacht hat; indessen hält man ihm gern etwas zu gut, wenn man seine rührende Stimme, seinen seelenvollen Vortrag, seine vortreffliche Methode vernimmt.

Meine Beschäftigung (die geistige nämlich) besteht im Lesen; wenn man so viele Jahre hintereinander einseitig thätig gewesen ist, sieht man bei eintretender Muße mit Schrecken, wie viel man Rechts und Links hat liegen lassen.

Meine Frau empfiehlt sich Ihnen tausendmal, und wir Beide bitten Sie, Ihrer Frau Gemahlin die schönsten Grüße darzubringen. Behalten Sie mich in gutem Andenken und fortdauernder Freundschaft, und genehmigen Sie die Versicherungen meiner wahren Hochachtung und Anhänglichkeit.

Karlsruhe, d. 31. Januar 1826. P. A. Wolff."

Eine seiner letzten Rollen war der „Lumpensammler“ in jener französischen Wirkungs-Blenderei, …ie im Februar 1827 auf die Bühne der „Königlichen …hauspiele“ kam, nachdem sie etliche Monate vor … im Königstädtischen Theater ausgepocht worden …r. Nun erwarb der „Lumpensammler“ den reich…sten Beifall durch die Darstellung Wolff's, und … gedenke gern seiner Freude, als ich ihm an jenem …bend auf einem Papierstreifen die mit Bleistift ge…schriebenen Zeilen gab:

„Für Freund P. A. Wolff.

Als Lumpensammler thust Du an der Kunst ein Wunder,
Du machst ein Festkleid ihr aus dem Pariser Plunder.“

Im Jahr 1828 besuchte Wolff noch den Badeort Ems, auf der Rückreise sein geliebtes Weimar, und von dort schrieb man mir: „Seine Vorhersagung erfüllend, starb er am 28. August, an demselben Tage, an welchem Goethe, sein großer Meister, einst das Licht der Welt erblickte.“ — Mir ist dieses Zusammentreffen eine natürliche Folge! — glaubte Wolff an seine Voraussage, dann hat unzweifelhaft auch dieser Glaube seinen einwirkenden Antheil hinsichtlich der Erfüllung. — Geendet sey hier mein Hinblick auf Pius Alexander Wolff mit dem Gedicht, das ihm die Berliner Studenten der philosophischen Fakultät im Jahr 1820 weihten bei Ueberreichung eines mit Lorbeer umkränzten Ehrenbechers; es sey meinerseits zugleich Nachweihe in Erinnerung an den mir Befreundeten:

„Wenn in der Dichtung hohem Zauberkreise
Der *Sänger* nie Geschautes uns enthüllt,
Wenn seines Liedes ewig frische Weise
Mit nie gefühlten Wonnen uns erfüllt:
Dann eilt der Dank, die Herzen zu erschließen,
Den trauten Sänger freundlich zu begrüßen.

Doch wenn des *Mimen* Kunst dem todten Worte,
Dem unbewegten, neues Leben schenkt,
Dann erst eröffnet sich die heit're Pforte,
Die glanzumstrahlt das Heiligthum umfängt,
Und was der Sänger will auf seinen Schwingen,
Des Mimen mächt'ger Kunst kann's mehr gelingen.

Drum Heil dem Manne, der in heit'rem Glanze,
Wie Du, das schöne hehre Ziel errang,
Der siegggekrönet mit dem Doppelkranze
Des Mimen Kunst vereinet mit Gesang!
Ihm ist des Lebens Frühling aufgegangen,
Ihm huldigt, wen sein Zauber mild umfangen.

So nimm mit Liebe nun, Du hoher Meister,
Den Ehrenkranz, in Liebe Dir gesandt;
Ist's nicht die Huldigung verwandter Geister,
Macht unser *Streben* doch uns Dir verwandt:
Die Huld der Musen soll ja Den beglücken,
Der ihren Priester würdig strebt zu schmücken!“

Anzeigen

der

Vereins-Buchhandlung

in

Berlin.

Gubitz' „Volks-Kalender für 1869“,

einer der bedeutsamsten Jahrgänge, hat folgenden Inhalt:

Das Jahr spricht. — Die heilige Drei in 1869. — Zum Bedenken. — Der Politikus. — Aehnliches. Unterschied. — Frage und Antwort. Zweifelhafte Möglichkeit. — Fehlt Dir das Geld? — Zeitungs-Forschritter. — Wahrscheinlich! — Glaubens-Maaß. Ruhm- und Eitelsucht. — Blumen-Sinn bildliches. — Echte Liebe. — „Ohne Dornen keine Rose.“ — Güte und Muth. — Musik und Posse. — Stetes Ziel. — Ungleiches. — Eigentlicher Sinn. — Mann und Weib. — Gegensatz. Staatsklinge. — An- und Aussicht. — Wie man's deutet. — Leit-Leid. — Der und das Bose. — Sorgt daheim. — Kurze und vollständige Weisheitslehre. — Erkenntniß. — Gottesgericht. — Nur Vorwärts. — Kein leeres Blatt. Einzuprägen — Bier F. — Schlichter Vater und schlichter Lehrer. — Was die Welt regiert. Für den Lebensmarkt. (Sämmtlich aus dem Erfahrungs-Buch von **F. W. Gubitz.**) — Mannes Gelöbniß. — Im Gedränge. — Wehgefühl. — Sündenglück. — Nicht zu trennen. (**F. W. Gubitz.**) — Vor vierzig Jahren. (**H. Kino.**) — Empfehlenswerthe Unbegreiflichkeit. — Die Grenze des Begreiflichen. (**F. W. Gubitz.**) — Die Noth in Prüfung. (**A. v. Michalowska.**) — Speculation und Landwirthschaft. (**A. Martens.**) — Einheit Deutschlands? (**H. Kino.**) Neckerei und Neckerei. (**F. W. Gubitz.**) — Die Trotter. (**C. Rienitz.**) — Pflichtgefühl und Schmerzgewühl. (**A. Dobin.**) — Der bürgerliche Muth. (**F. W. Gubitz.**) — Wirkung der Electricität auf Blumen und Früchte. (**A. Fouth.**) — Uneinig und Einig. (**Joseph Reifdahl.**) — Zeitbildlich. (**F. W. Gubitz.**) Versteigerung von Gegenständen aus dem Tages-Besitz. Unter den Hammer gebracht vom Hofnarren des Zeitschwindels. (**F. W. Gubitz.**) — Vom Leien. (**F. W. Gubitz.**) — Unglaubig und unglaublich. (**A. Tenner.**) —

Schicksalsgewebe aus der Wirklichkeit. (A. Marby.) — Nachlaß von **Daniel Leßmann**. — Vom Tabak. (F. L. Koerner.) — Dem Eitelweisen naht Schmach. (A. v. Michalowska.) — Ueber das Jenseits. (Hauptmann und Pfarrer.) — Viel Durch einander. (Mehrere.) — Der „Volks-Kalender" an die Leser (F. W. Gubitz.)

Daß unser „Volks-Kalender" überall Empfehlung hoffen darf, dafür zeugt in neuester Auflage das in Umsicht bewährte „Conversations-Lexicon" (Leipzig F. A. Brockhaus) durch die im siebenten Bande Seite 491 befindliche Anerkennung:

Der **„Deutsche Volks-Kalender"** erwarb Gubitz den Ruf eines der besten deutschen Volksschriftstellers und wurde Veranlassung und Vorbild zu einer Menge ähnlicher Unternehmungen.

Schauspiele von F. W. Gubitz.

(Die Zahl neben den Titeln bezeichnet den Jahrgang des „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele", worin das Stück zu finden ist.)

Die Ehrenschuld. Drama. (6.)
Allen ist geholfen. Lustspiel. (6.)
Hans Sachs oder Dürer's Festabend. Drama. (8.)
Das Urtheil. Drama. (10.)
Schicksalskämpfe. Trauerspiel. (24.)
Die Talentprobe. Lustspiel. (26.)
Czaar Peter und der Glaser. Drama. (31.)
Die selige Frau. Lustspiel. (32.)
Die neue Schauspieler-Truppe. Fastnachts-Posse. (32.)
Herz und Weltehre. Schauspiel. (32.)
Der Kaiser und die Müllerin. Lustspiel. (33.)
Verschiedene Wege. Lustspiel. (34.)
Der lustige Rath. Historisches Lustspiel. (35.)
Gewagt und verzagt. Lustspiel. (36.)
Keck und verwegen. Lustspiel. (36.)
Winkelranke. Lustspiel. (37.)
Karl der Große daheim. Vorzeit-Bild. (37.)
Kräftige Mittel. Lustspiel. (38.)
Gustav Adolph an der Oder. Schauspiel. (38.)
Sophie Dorfhoff. Geschichtliches Lustspiel. (40.)
Bei Leipzig. Schauspiel. (40.)
Sappho. Melodrama. (41.)
Die Abgeordneten auf der Bühne. Vorspiel. (41.)
Der Brautkranz. Dramatische Romanze. (43.)

Verlags-Werke der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Deutsche Volksbücher.

Nach den ächtesten Ausgaben hergestellt

von

Dr. K. Simrock.

I. Salomon und Morolf. Eine gar anmuthige Historie, zu Nutz und Kurzweil geschrieben, daß man daraus abnehmen mag, was Liste ein fündiger Bauersmann gegen einen weisen König geübt hat. 5 Sgr.

II. Eine schöne merkwürdige Historie des heiligen Bischofs Gregorius auf dem Stein genannt. 5 Sgr.

III. Die sieben weisen Meister, wie Pontianus der Kaiser zu Rom seinen Sohn Diocletianus den sieben weisen Meistern befiehlt, die sieben freien Künste zu lernen, und wie derselbe hernach durch Untreu seiner Stiefmutter und ihre Gleichnisse siebenmal zum Galgen geführet, aber allemal durch schöne Gleichnisse der sieben weisen Meister vom Tode errettet und ein gewaltiger Kaiser zu Rom ward. Sehr lustig und nützlich wider der falschen Weiber Untreu zu lesen. 10 Sgr.

IV. Seltsame und wunderbarliche Historien Till Eulenspiegels, eines Bauern Sohn, bürtig aus dem Lande zu Braunschweig. Neulich aus sächsischer Sprache auf gut hochdeutsch verdolmetscht, sehr kurzweilig zu lesen. 10 Sgr.

V. Wunderseltsame, abenteuerliche und bisher unbeschriebene Geschichten und Thaten der Schildbürger in Misnopotamien, hinter Utopia gelegen. Jetzund ganz frisch Männiglich zu ehrlicher Zeitverkürzung aus unbekannten Autoren zusammengetragen und aus utopischer auch rothwälscher in deutsche Sprache gesetzt. Auf's Neue gemehrt und verbessert durch M. Aleph Beth Gimel, der Festung Ypsilon Bürgeramtmann. Die Zeichen, die hier unnütz sind — wirf weg und nimm dafür geschwind — die rechten, setz sie recht zusammen — und du erfährst des Autors Namen. $7\frac{1}{2}$ Sgr.

(Sämmtlich mit Holzschnitten von F. W. Gubitz und unter dessen Leitung.)

Gedichte von F. W. Gubitz.

Zwei Bände. 2 Thlr.

Gubitz' „Volks-Kalender für 1870“

hat diesen werthvollen Inhalt im Mannichfachen:

Vier Fragezeichen. Wer Ihn leugnet. Der Wetterprophet. Sprachmeisterlich. Bedenken und Belehren. Staatsverband. Erleuchten. Sinnender und Sinnlicher. Musik in Ueberfülle. Wie zu helfen ist. Bahn der Ehre. Unterschied. Das Huhn im Topfe. In London giebt es keine Engländer? Ohne Treffer. Bedenklich Sprüchwort. Seit den Umwälzungen. Rosen und Giftpflanzen. Wahre Liebe. Licht im Eulennest. Eigentlich!? Partei. Spitzig und eckig. Wirrer Wahn. Hoheitlich? La-le-li-lo-lu. Vergnügung durch Geduld. Gar keine Meinung. Dampf der Redner-Zunft. Die beste gemischte Ehe. Herr mit Recht. Sendumschlungen — Millionen! Ausfall und Abwehr. Unterdrückt. „Man sagt!“ Gesammt-Inbegriff. Vergessenheits-Trank. Gleiches Maß. Heilung wäre wünschenswerth. Volkerstürme. Halbe Maßregeln. Wüstes. Die Drei in Eins. Kenne Dich selbst! Anders als Er! Leit- und Leid-Artikel. Licht auf! (Sämmtlich aus dem Erfahrungs-Buch von **F. W. Gubitz**.) — Empfinden und Schwinden. Zweierlei. Verdient! Strahlendes Schicksal. Würdenträger. Des Wissens Siegel und Riegel. Nichts Festes! Mangel, Sorge, Kummer. Kein Recht ohne Billigkeit! Urbanität, Humanität, Kultur. (Von **Mehreren**.) — Zum Aufschwung. In jedes Stammbuch. (**F. W. Gubitz**.) An- und Umschau. (**F. W. Gubitz**.) Vom Werth des uns anvertrauten Lebens. (**A. Tenner**.) Nachbarliche Kämpfe. (**H. Reno**.) Lebens-Verhältnisse. (**C. Kienitz**.) Die reiche Brautwerber. (**A. v. Michalowska**.) Das Verjährte über Nacht. (**F. W. Gubitz**.) Sind es Zwei oder ist's eigentlich nur Einer? (**H. Stahl**.) Frommthun und Frommschein. (**F. W. Gubitz**.) Eine liebe Erinnerung an Gellert. (**Fr. Rahden**.) Weisheits-Künstler und Naturmensch. (**A. Tenner**.) Die Sechsunddreißigjährige. (**F. W. Gubitz**.) Der Tages-Götze. (**R. Dobin**.) Fortgesetzte Versteigerung von Gegenständen aus dem Tagesbesitz. (**F. W. Gubitz**.) Aus Chroniken. Schämmliche Staatsliebe. (**Jos. Reisdahl**.) Vorurtheil und Nachweh. Zugleich Erinnerung an Blücher. (**A. Marby**.) Blumen und Bäume. (**W. Fehring**.) Gleichniß-Bilder aus der Vorzeit. (Nachlaß von **Clemens Brentano**.) Hinein- und Herausblicke. Wohin mit dem Streben? Unterhaltung. Krankheits-Ursachen und Heilkräfte. Fortschritt und Wahrheit. Zur Nutzanwendung ein altes Geschichtchen. (**F. W. Gubitz**.) Bruder Heiter und Bruder Trüb. (**C. Wr.**) Nach Handschriftlichem von Ernst Raupach. — Zum Schluß noch Herzens-Erguß. (**F. W. Gubitz**.)

Schriften von Anton Gubitz.

Der Mensch und die Schönheit. Neue Grundlegung der Wissenschaft vom Schönen und der Kunst. 15 Sgr.

Republik und Königthum. Ein Blick in die deutsche Gegenwart. 2½ Sgr.

Drei Schauspiele.

Kaiser Heinrich und seine Söhne.
Sophonisbe.
John der Ziegler.
1 Thlr.

Liederbuch

für

deutsche Künstler.

Mit vielen Melodieen und Vignetten.
1 Thlr. 10 Sgr.

Neue Volksbücher.

Unter Mithülfe Mehrerer herausgegeben

von

C. Nienitz.

Erstes Bändchen, enthält: Unglück kann Glück werden! Herr Thomas Brown und seine Nachbarn. Von **R. Maria.** Die Wolfsschlucht. Von **O. Wedekind.** — Alphons und Rosa Santerre. Bilder aus der französischen Revolution. Von **Ewald.**

Zweites Bändchen, enthält: Robinson und dessen Kolonie. Das Vollständigste über Robinson's Abenteuer, Schicksale und Erfolge.

Drittes Bändchen, enthält: Der Bergknabe, oder: „Mir ist's nicht um's Geld, sondern um's Wort halten!" Von **A. v. Moller.** — Anna Anglowska. Von **C. Lessing.** — Die Jugendfreunde. Von **H. Horst.** — Eine Geistergeschichte.

Viertes Bändchen, enthält: Der treue Neger. Von C. Kienitz. — Die Insel Felsenburg. — Das Geständniß. Eine wahre Kriminalgeschichte. — Der Tyroler.

Fünftes Bändchen, enthält: Glaubensmuth und jesuitische Verfolgung. Von C. Kienitz. — Das Vermächtniß. Von J. Pauli. — Die Gelübde. Von Ed. Müller. — Die Drachenbändiger. Von F. W. Gubitz.

Sechstes Bändchen, enthält: Napoleon und Willy's Familie. Von K. E. Kreisnig. — Ein Schatzgräber. Von A. v. Möller. — Meister Kuken. Von Chiclas. — Schuldig oder nicht schuldig?

Siebentes Bändchen, enthält: Der Student Gerhardt Schwind. Von A. v. E. — Der Diebesfinger. Von Fr. Pill. — Der Meister und sein Thurm. Von C. Tarnowsky.

Achtes Bändchen, enthält: Eleonore Snitger. Von E. Karoli. — Der Spanier. Von Fr. Pill. — Der Schornsteinfeger. Von K. Maria. — Die Anklage.

Neuntes Bändchen, enthält: „Der ungerechte Groschen verzehrt den redlich erworbenen Thaler." Von K. Koch. — Johanna. Von A. Sartorius.

Jedes Bändchen 5 Sgr.

Erzählungen, Mährchen und Schwänke

von

F. W. Gubitz.

Inhalt:

Der Stern im Leben.
Der Mann mit dem Schlachhute.
Vikar Aswor.
Aus Flammthals Leben.
Die Rose.
Die Hochzeiten.
Der Rache-Plan.
Die Billets zum Concert der Catalani.
Die Verleugnung.
Die Urkunde.
Ollmar.
Der Prozeß.

22½ Sgr.

Ermäßigte Preise.

Wir wollen sie auch und zum Erstenmal für Verlagswerke ankündigen. Voran steht der Ladenpreis, nach dem Strich der ermäßigte Preis.

Wissenschaftliche Werke und Volksschriften.	Laden Preis thlr sgr	Er mäßigt thlr sgr
Dr. W. Andresse, Handbuch für Frauen. Alles Wirthschaftliche in Bezug auf Küche, Keller, Boden, Nutz- und Blumen-Garten . . .	1 10	— 10
Auferweckung des Lazarus. Volksbuch von E. Raupach. Mit Holzschnitten in Buntdruck .	— 15	— 6
Franz Beßler, Geschichte Friedrich des Großen	— 12½	— 6
Aug. Ellrich, Die Ungarn wie sie sind. Charakter-Schilderung	1 7½	— 15
Geistige Feldzüge. Bedeutsam bleibende literar-geschichtliche Kämpfe. (Von Mehreren).	1 15	— 18
Goethe in Briefen und Gesprächen.	1 10	— 15
Anton Gubitz, Am Himmel und auf der Erde. Naturwissenschaftliche Unterhaltungen. . .	1 15	— 18
Dr. Ludwig Heros, Im Felde und Walde. Wissenschaftliches Volksbuch.	— 15	— 6
Dr. J. G. Müller, Geschichte der christlichen Feste	— 12	— 5
Dr. Karl Rosenberg, Geschichte des brandenburgisch preußischen Staats. Zum Vortrag und Selbstunterricht. 2 Bände.	1 5	— 12
Schiller in Briefen und Gesprächen.	1 —	— 12
Fr. v. Schönholz, Handbuch aller Wissenschaften in ihrem Wesen, ihrer Entwickelung und ihrem Zusammenhange.	3 —	1 15
Romane und Erzählungen.		
A. Rendi, Die Blume auf Kinnekulle. Anna Reibnitz. Gustav Brahe. Historische Novelle in drei Theilen.	1 20	— 20
Fr. Bellegno, Reise-Novellen und Erzählungen. 2 Bände.	2 22½	1 —
Dr. Chr. Birch, Marguerite, Roman, 3 Bände.	3 —	1 10
Clemens Brentano, Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl. . . .	— 10	— 5
—, Die mehreren Wehmüller.	— 10	— 5
Fr. v. Elsholtz, Politische Novellen. . . .	1 —	— 15
Friedrich der Große als Begründer von Familienglück. Wahre Begebenheit in sieben Novellen. (Von Mehreren)	1 15	— 20

	Laden-Preis. thlr.	sgr.	Ermäßigt. thlr.	sgr.
K. Grenz, Der Weltpriester und Försters Lieschen. Zeitroman aus voller Wahrheit.	1	10	—	15
— —, Eine gemischte Ehe. Wirklichkeit und Wahrheit.	1	—	—	12
Daniel Leßmann, Louise v. Halling	2	7½	1	—
— —, Die Heidenmühle, 2 Bände	3	—	1	10
— —, Die Schlittenfahrt.	1	—	—	15
— —, Wanderbuch eines Schwermüthigen. 2 Th.	3	—	1	10
— —, Die Verlobten (Manzoni). 3 Bände.	3	—	1	10
A. v. Moller, Die Mennoniten. Wahre Begebenheit	—	15	—	6
Novellen-Mappe. (Von Mehreren).	1	15	—	20
Novellen aus der Theaterwelt. (Von Mehreren).	—	18	—	8
Fr. Paolo, Novellen aus dem modernen Leben.	1	—	—	15
A. Rebenstein, Novellen und Lebensbilder.	1	15	—	20
A. Sartorius, Aus der Geschichte und dem Familienleben. Wirkliche Begebenheiten in Erzählungen	1	15	—	20
Emerentius Scävola, Die Erbsünde 2 Bd.	2	—	1	—
Heinrich Smidt, Altonaer Bilder.	1	—	—	15

Schauspiele.

Otto Jacobi, König Erich von Schweden. Trauerspiel in fünf Akten	—	15	—	6
Fr. v. Uechtritz, Alexander und Darius. Trauerspiel in fünf Akten.	1	—	—	12

Gedichte.

Gedichte von Caroline B . . . . . (Bernstein).	—	22½	—	10
Fr. Heinrich v. d. Hagen, Nibelungen-Lied. (Ursprache). Mit 50 Holzschnitten	1	10	—	20
Nibelungen-Lied als Volksbuch. Mit 50 Holzschnitten	1	10	—	20

Jugendschriften.

Franz Becker, Neues Schatzkästlein der Jugend. Mit 11 Abbildungen.	—	15	—	6
Fr. Bertram, Der erzählende Freund (Enthält unter Anderem den vollständigsten „Robinson."	1	5	—	15
— —, Lehre und Erholung. Lebensbilder.	—	22½	—	10
— —, Fleiß bringt weiter als Gewinnsucht. Mit Holzschnitten.		12½	—	6
— —, Neun Erzählungen und noch mehr. Mit Holzschnitten.	—	15	—	6

	Laden-Preis. thlr. sgr.	Ermäßigt. thlr. sgr.
Fr. Bertram, Was soll ich aus meinem Sohn? Was soll ich aus meiner Tochter machen?	— 5	— 3
R. v. Möller, Erziehung thut noth	— 7½	— 3
— —, Schön und häßlich.	— 7½	— 3
— —, Ungleiche Schwestern.	— 7½	— 3
— —, Das Gewissen	— 10	— 5
— —, Der Bergknabe. Mit Holzschnitten.	— 15	— 6
— —, Das nette Jugendbüchlein. Mit Holzschnitten.	— 7½	— 3
— —, Hans und Käthchen.	— 7½	— 3
Gustav Nieritz, Pilger und Lindwurm, oder: Die Erfindung des Schießpulvers.	— 10	— 5
— —, Das Fischermädchen von Helgoland.	— 10	— 5
Mary Osten, Alles in Liebe. Der reiferen Jugend gewidmet.	— 7½	— 3
L. Nieritz, Ehrlich währt am längsten.	— 7½	— 3
— —, Der Leibeigene. Nivo Branchalles	— 7½	— 3
— —, Wie die Thaten, so der Lohn.	— 7½	— 3
— —, Thätig und genügsam.	— 7½	— 3
J. Satori, Erzähle, liebes Großmütterchen!	— 15	— 6
— —, Die Kinderfreundin.	— 22	— 10
— —, Der kleine Fischerknabe.	— 5½	— 3
Wilhelmine v. Sydow, Glück folgt der Tugend nach.	— 15	— 6
J. F. Voß, Der Himmel auf Erden. Zur Tröstung im Leben und zum Frieden der Seele	— 15	— 6

(Diese Preis-Ermäßigung gilt bis zu Ende des Jahres 1870.)

Berlin.

Vereins-Buchhandlung.

Lachender Ernst

und

Stacheln der Laune.

Gesammelte Blättchen des Humors.

Von

F. W. Gubitz.

1 Thlr 15 Sgr.

Erklärende Bekanntmachung.

Den oftmaligen Anfragen über

Abgüsse der Bilder zum „Volks-Kalender",

und noch von vielem anderen Bildwerk, in der Zahl schon über 3000, hier erweiterte Antwort mit der Bitte um gefällige Beachtung.

Dies Bildwerk wird vielfach in und außerhalb Deutschland benutzt zu neuen Unternehmungen in Bezug auf Volksbücher, und die Abgüsse von diesen Holzschnitt-Platten sind von uns zu beziehen: die Octav-Größe 4 Thlr., Halb-Octav 2 Thlr., kleinere bis zu ½ Thlr. herab. — Auch kann die „Sammlung von Verzierungen ꝛc. für die Buchdruckpresse (acht Hefte mit 2532 Bild-Gegenständen)" durch freie Einsendung von Drei Thalern erlangt werden.

Berlin.

Vereins-Buchhandlung.

Druck von G. Jansen in Berlin.

Andeutung.

In diesem dritten Bande haben sich, bei weiteren Erlebnissen mit den in den beiden ersten Bänden genannten Persönlichkeiten, noch folgende genaht:

Luise Beck.
Charlotte Birch-Pfeiffer.
Luise Brachmann.
S. H. Catel.
Chamisso.
Dietmar.
De la Motte Fouqué.
Agnes Franz.
Charlotte v. Hagn.
Heun (Clauren).
Immermann.
Bernhard König.
Frau v. Krüdener.
Daniel Leßmann.
Matthisson.
Meddlhammer (Albini).
Auditeur Nicolai.
Rahel.
Raupach.
Graf v. Redern.
Ludwig Robert.
Moritz Rott.
Saphir.
Schall.
A. W. Schlegel.
Schmelka.
Spontini.
Auguste Stich.
Varnhagen.
Julius v. Voß.
P. A. Wolff.
Zeune.

Auch bringt dieser Band die Schilderungen:

Die Gesandten in Rom. (Censur-Geschichte.)
Guttenbergs-Jubiläum im Jahr 1840.
Künstler-Verein.
Literarische (Mittwochs-) Gesellschaft.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.